HD WIDENER
HW P2QI Y

Digitized by Google

Ger 318.6

Harvard College Library

FROM

THE LIBRARY OF

PROFESSOR E. W. GURNEY,

(Class of 1852).

Received 22 May, 1890.

Digitized by Google

Gebhardt

Deutsche Geschichte

von

Heinrich Rückert.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1861.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wer den unzähligen Büchern und Büchlein über einzelne Theile oder das ganze Gebiet unserer deutschen Geschichte noch ein neues hinzufügt, kann leicht eine vergebliche Mühe übernommen haben, wenn er bei seiner Arbeit nicht vom Anbeginn bis zu ihrem Abschlusse eine scharf bestimmte Beziehung auf die gesammten Bildungszustände der Gegenwart festzuhalten versteht, wodurch sie auf irgend eine Weise förderlich in deren Entwickelung einzugreifen vermag.

Ich rede nicht von den streng wissenschaftlichen Forschungen; wenn sie Neues und Bedeutendes bringen, so wird dies zwar naturgemäß zunächst nur auf einen engen Kreis beschränkt bleiben, aber von diesem aus zu seiner Zeit, gewöhnlich freilich spät genug, in die geistige Bewegung der Zeit eingreifen. Für Alles und Jedes was sie geben, mag es auch scheinbar von geringfügiger Bedeutung sein, werden auch Alle, die außerhalb jenes engeren Kreißes stehen, zu dem größten Danke verpflichtet sein, und es kann nicht die Rede davon sein, ob ein Buch solcher Art zur Existenz berechtigt ist oder nicht.

Wohl aber, wenn ein Werk, wie es bei dem vorliegenden der Fall ist, auf diesen Anspruch von vorn herein verzichtet. Denn ich habe bei seiner Ausarbeitung, um es gleich offen zu sagen, den Grundsatz befolgt nur die feststehenden Resultate historischer Forschungen für meinen Zweck, mit gewissenhafter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse, zu benutzen, nicht aber selbst dergleichen hier anzustellen, daher mich stäts an durchaus geprüfte und in jeder Beziehung

gesicherte Thatsachen gehalten, ohne selbst neue derartige beizubringen.

Auch lege ich kein Gewicht auf die Darstellung als solche. So wenig man sich bei der Beurtheilung unserer jetzigen historischen Arbeiten im Allgemeinen einen künstlerischen Standpunkt gefallen lassen will, so sehr glaube ich für meine Person an seine Berechtigung; indessen ist die Aufgabe dieses Werkes so beschaffen, daß ich nach meiner Meinung keine Rücksicht darauf nehmen durfte, selbst wenn ich sonst dazu befähigt wäre, worüber mir kein Urtheil zusteht.

Es giebt so viele Arbeiten von ähnlichem Umfange und ähnlichem Titel, wie diese vorliegende, und jede Messe fügt noch andere hinzu, — worin besteht nun der Unterschied dieser Arbeit, oder vielmehr worin soll er bestehen? Mit der befriedigenden Antwort ist zugleich auch ihr Dasein gerechtfertigt, daher will ich versuchen sie schon hier in der Kürze, um Vorurtheile abzuschneiden, so bestimmt wie möglich zu geben, obgleich das Buch selbst ja eigentlich ihre Beantwortung in extenso ist und sie darum den wohlwollenden Lesern erst am Schlusse zugemuthet werden kann.

Ich habe versucht die Hauptmomente der ganzen Entwickelungsgeschichte unseres Volkes nach ihren wichtigsten und gehaltreichsten Richtungen hin in ihrem innern und äußeren Zusammenhange und ihrer stufenweisen Entfaltung schärfer, klarer und eindringlicher darzustellen, als es in den Büchern dieser Art, so viel ich sie kenne, der Fall ist. Wie weit es mir gelungen ist, mögen Andere beurtheilen.

Das Publicum das ich dabei zunächst vor Augen habe, ist, wie sich von selbst versteht, weder ein eigentlich gelehrtes noch ein ungebildetes. Ich wollte für alle diejenigen schreiben welche an den uns allseitig bewegenden Fragen der Zeit Theil nehmen und zu ihrem Verständniß die Fäden sich geistig vergegenwärtigen wollen die sie mit der Vergangenheit unseres Volkes verknüpfen.

Bei der Auswahl der Thatsachen hat mich einzig jener oben angegebene Gedanke geleitet, ich habe freiwillig auf alles äußere Bei-

werk, allen Schmuck, den einzelne Züge dem ganzen Gemälde geben können, verzichtet, um ihn allein möglichst treu durchzuführen und zur Anschauung zu bringen. Daher wird man hier keine piquanten oder interessanten Anekdoten oder Aehnliches finden, die wohl sonst in ähnlichen Arbeiten begegnen; was ich gegeben habe, ist nur darum da um die großen leitenden Ideen unserer Entwickelung in ihrer geschichtlichen Verwirklichung anschaulich zu machen, nicht um zu gefallen und zu unterhalten. Was gegeben und übergangen, soll sich durch den Zweck des Ganzen in jedem einzelnen Falle streng rechtfertigen lassen.

Was die Anordnung betrifft, so habe ich mich im Wesentlichen an die chronologische gehalten, wie auch der Titel besagt. Selten wird man eine Abweichung davon finden, denn die episodenartigen Erwähnungen einzelner Facta sind in Wahrheit als keine solchen zu rechnen.

Blos im Kapitel 20 der 2. Abtheilung habe ich sie ganz verlassen und zwei Reihen der Entwickelung ganz unabhängig und nach einander dargestellt, die der Zeit nach neben einander her laufen. Aber sie waren auch in der Geschichte selbst innerlich unabhängig von einander und auch äußerlich in keiner Beziehung die sie wesentlich bedingt hätte. Hier ist die Gleichzeitigkeit eine reine Aeußerlichkeit, während sie sonst gewöhnlich auch ein inneres Moment bildet.

Ich glaubte auf die bisher angedeutete Weise den doppelten Zweck des Buches, der seinem doppelten Titel entspricht, am besten zu erreichen, wonach es einerseits ganz unabhängig als eine wirkliche Uebersicht der deutschen Entwickelungsgeschichte dasteht, andererseits den Vorläufer und die Grundlage, wenn ich es so nennen darf, für eine Reihe historischer Arbeiten über Vergangenheit und Schilderungen der Gegenwart Deutschlands bilden soll.

Ich wünsche nur daß meine Kräfte der Aufgabe mehr gewachsen gewesen wären als sie es in der That sind, aber ich hege doch die Hoffnung daß mein Buch wenigstens etwas dazu beitragen wird den Werth und die Bedeutung unserer vaterländischen Geschichte auch

solchen näher vor die Augen zu bringen die erst allmälig sich darüber klar zu werden beginnen, während sie bis jetzt zum eigenen und der guten Sache Schaden weniger oder keine Rücksicht darauf zu nehmen pflegten. Denn es ist gewiß daß ein Volk das seine Geschichte nicht kennt und nicht versteht, auch nicht würdig ist eine solche für die Zukunft zu haben.

Jena, den 23. Februar 1848.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der neuen Gestalt dieses Buches habe ich einige Worte der Erläuterung beizugeben. Sein Titel „Annalen der deutschen Geschichte ꝛc." ist geändert und vereinfacht, um noch deutlicher als bisher seine selbständige Aufgabe und seinen eigentlichen Inhalt zu bezeichnen. Obwohl ich die Grundlagen der früheren Arbeit beibehalten durfte, so ist doch das Werk durch Fortführung bis auf die unmittelbare Gegenwart, durch verhältnißmäßig breitere Ausführung mancher Theile, namentlich der neueren und neuesten Geschichte nicht unbeträchtlich erweitert. Ein compresserer Druck und größeres Format hat es möglich gemacht, daß trotzdem sein äußerer Umfang noch nicht den der 1. Auflage erreicht und es noch immer einen bequemen Band bildet.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich nach besten Kräften bemüht habe alles was ich an Irrthümern und Fehlern in der 1. Auflage bemerkte, zu tilgen und den Fortschritten der deutschen Geschichtskunde in jeder Art gerecht zu werden. Der Zweck und die einmal gegebene Form des Buches gestatteten nicht in eigentlich gelehrter Weise, in Anmerkungen oder Excursen den Text zu begründen, aber es gilt auch jetzt und wie ich hoffen darf, in größerem Maße das was ich zur Rechtfertigung dieses Verfahrens anführte, als das Buch zuerst erschien. Es handelt sich hier um eine allgemein verständliche Zusammenfassung der wichtigsten Resultate der Wissen-

schaft, soweit sie nach sorgfältiger Prüfung sich als stichhaltig erwiesen. Daher mußten auch alle noch nicht abgeschlossenen Fragen der Kritik und Quellenforschung möglichst bei Seite gelassen werden.

So viel sich nun auch im Einzelnen hat berichtigen und verändern lassen, so ist doch mein Standpunkt für die ganze Arbeit derselbe geblieben. Das Buch soll dazu dienen das Interesse an der vaterländischen Geschichte zu beleben und ihm eine möglichst feste Grundlage zu geben. Es soll gestützt auf unzweideutige Documente den eigentlichen Kern und Inhalt unseres deutschen Wesens an den Thatsachen einer nunmehr zweitausendjährigen Geschichte veranschaulichen, es soll dazu beitragen das deutsche Volk durch die Kenntniß seiner Vergangenheit mit Muth und Vertrauen für die Gegenwart und Zukunft, zugleich aber auch mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit gegen diese inhaltsreiche und große Vergangenheit und mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß ihm die Vorsehung von jeher die ernste und schwere Pflicht der Uebernahme und Bewahrung der größten sittlichen Aufgaben in der Gesellschaft, in Recht und Staat, in der Wissenschaft und in der Religion zugewiesen hat.

Breslau, 3. Mai 1861.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Seite

Friedrich IV., die verunglückten Reformversuche in Kirche und Staat.

Vierzehntes Kapitel.

Deutsche Zustände am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Fünfzehntes Kapitel.

Deutschland unter Maximilian I. Die politischen Reformversuche und der Anfang der kirchlichen Reformation.

Sechzehntes Kapitel.

Die Wahl Karls V. und der Wormser Reichstag von 1521.

Siebzehntes Kapitel.

Die politischen und socialen Revolutionsversuche im Gefolge der Reformation. Franz v. Sickingen gegen die deutschen Fürsten. Der große Bauernkrieg.

Achtzehntes Kapitel.

Die Reformation und die Obrigkeiten.

Neunzehntes Kapitel.

Die Stellung der beiden Religionsparteien bis zum Nürnberger Religionsfrieden 1532.

Zwanzigstes Kapitel.

Seite

Der schmalk. Bund auf der Höhe seiner Macht. Letzte Niederlage der radicalen und demokrat. Bestrebungen im Gefolge der Reformation.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der schmalk. oder sogen. deutsche Krieg und seine Folgen. Allmacht des Kaisers.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturz der Gewaltherrschaft Karls V. und die Ausgleichung zwischen den großen Religionsparteien im Reiche.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeiten scheinbarer Verträglichkeit zwischen den beiden Confessionen. Die Regierung der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. 1556—1576.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeiten der Gegenreformation.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Deutschland unter französischem Einfluß.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Deutsche Zustände um das Jahr 1740.

Kapitel I.

Abstammung und älteste Wanderungen des deutschen Volkes.

Unser deutsches Volk ist einer gemeinsamen Wurzel mit einer großen Anzahl anderer europäischer und außereuropäischer Völker entsprossen, welche im Laufe der Jahrtausende durch die verschiedenartigsten Ereignisse und Einflüsse räumlich weit ab von ihm geführt und auch innerlich ihm so entfremdet worden sind, daß sich ihre ursprüngliche Einheit nur mit Hülfe der Vergleichung ihrer Sprachen hat nachweisen lassen. Daraus ersieht man daß nicht nur die Völker welche gegenwärtig den größten Theil des nördlichen Europas bewohnen, die Schweden, Norweger und Dänen, sowie das englische Volk eines Stammes mit uns sind, sondern auch die Slaven, welche in eine Menge einzelner Völkerschaften getheilt mit den ihnen zunächst verbrüderten Letten oder Litthauern beinahe die ganze östliche Hälfte unseres Welttheils einnehmen. Aber nicht blos diese gewaltigen Aeste hat der gemeinsame Stamm getrieben; es giebt deren welche bis ins innerste Asien hineinreichen. So ist die Hauptmasse der Bevölkerung des heutigen Persiens oder Irans und des nordindischen Landes am Indus und am Ganges und seinen Nebenflüssen derselben Herkunft mit unserem Volke. Andere Zweige aber, die früher eben so lebenskräftig wie die genannten heute noch im Wachsthum begriffenen waren, sind verkommen oder leben nur noch in vielfach umgeimpften Seitenschößlingen. Dies gilt von den beiden gebildetsten Völkern der alten Geschichte, den Griechen und Römern, aber auch von den keltischen Völkerschaften, die vor Beginn unserer eigenen Geschichte den größten Theil des mittleren, westlichen und südwestlichen Europas eingenommen haben, während sie gegenwärtig nur noch als dürftige Trümmer in Hochschottland, Irland, Wales und der Bretagne leben.

Alle diese Völker, welche man gewöhnlich mit dem Namen der indogermanischen oder indoeuropäischen bezeichnet, so sehr sie auch gegenwärtig in allen Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens von einander abweichen, so weit sie auch räumlich von einander getrennt sind, müssen doch zu einer Zeit die über alle chronologische Bestimmungen hinausreicht, gemeinsam und noch un-

geschieden als ein Stamm bestanden haben, mit einer und derselben Sprache, denselben Anschauungen und Begriffen in der Religion und denselben Zuständen in Staat und Familie, und vor Allem mit gemeinschaftlichem Wohnsitze. Aber noch ist es nicht gelungen diesen sicher nachzuweisen. Nur mit Wahrscheinlichkeit, keineswegs aber mit ausgemachter Gewißheit läßt sich die Mitte Asiens als Ursitz des indogermanischen Stammes, also auch als Ursitz unseres deutschen Volkes annehmen, und zwar ist es das Land am Belurtagh und Mustagh, den beiden großen Gebirgszügen die südlich und westlich die sogenannte kleine Bucharei einschließen, für welches die meisten Gründe sprechen.

Von dort aus also, von diesen mehr für Nomaden und Jäger als für Ackerbauer geeigneten Hochebenen ergoß sich ein Theil der Bevölkerung in die zunächst jenseit der Randgebirge des Hochlandes gelegenen Landschaften nach Süden und Südwesten, nach Indien und Persien, während andere Massen, darunter auch die Stammväter unseres Volkes, nordwestlich ihre Richtung nahmen und vielleicht über den Kaukasus, vielleicht aber auch zwischen dem caspischen Meer und dem Aralsee, in das Tiefland des östlichen Europas eindrangen und von dort aus nach allen Seiten hin ausströmten. Weshalb jene ältesten Wohnsitze verlassen wurden, wird so wenig zu ermitteln sein, wie die Zeit, in der es geschehen; gewiß aber ist es, daß es nicht auf einmal und nicht freiwillig geschah, sondern daß es immer sich erneuende Wellen waren, welche die Ueberfülle der Bevölkerung des Hochlands nach Süden und Westen führten. — Bereits die Schicksale der Wanderung, das Zusammenstoßen mit anderen Völkern, noch mehr aber die Natur der neuen Wohnsitze, sowie die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung die die Einwanderer schon vorfanden, wirkten nun aufs Verschiedenartigste auf die Umbildung der einzelnen Abtheilungen des einen Urvolkes zu selbständigen Völkerschaften, und nur hier und da erhielten dunkle Ueberlieferungen eine kaum mehr wahrnehmbare Spur von dem Ursprunge und der Urheimath dieser Völker. So ist auch unser Volk getrennt worden von den übrigen Stammgenossen und bis etwa 100 Jahre vor Christi Geburt, wo es zuerst in dauernde Berührung mit den ihm urverwandten Römern kam, zu einer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit herangewachsen, die es ihren Augen als ein ganz fremdes, in keiner Weise mit ihnen verbundenes oder verwandtes erscheinen ließ.

Kapitel II.

Das deutsche Volk im Beginn seiner Geschichte.

Unser Volk begegnet uns beim Beginn seiner beglaubigten Geschichte zum großen Theil schon in denselben Wohnsitzen die es heute noch behauptet, in der Mitte Europas im Süden der Nord- und Ostsee, im Norden des großen Alpenzuges. Im Ganzen aber ist es seit jener Zeit mehr nach Westen und Süden vorwärts gerückt und hat im Osten weitläufige Länderstrecken aufgegeben. Damals reichte es nach Westen hin nur bis zum Laufe des Rheins vom Bodensee an bis zu seiner Mündung, während das linke Ufer desselben noch größtentheils von Kelten, den ältesten Bewohnern des gallischen Landes, des heutigen Frankreichs, eingenommen war. Wie im Westen so saßen Kelten auch auf einer langen Strecke der damaligen Südgrenze unseres Volkes, welche im Allgemeinen durch den Lauf der Donau bezeichnet wurde. Doch hatten einzelne vorgeschobene Glieder des deutschen Volkes bereits diese Linie überschritten, wie das auch an der Rheingrenze der Fall war. Noch viel schwankender und im Einzelnen für uns durchaus nicht mehr nachweisbar ist die Ostgrenze, wo nicht einmal derartige Markscheiden wie sie die beiden großen Ströme im Süden und Westen geben, vorhanden sind, wo sich das weite Tiefland unabsehbar einförmig bis ans caspische und schwarze Meer hin erstreckt. Hier bestanden viele Jahrhunderte höchst unsichere Verhältnisse: finnische und slavische Stämme, zum Theil wohl auch noch die Trümmer einstmaliger keltischer Bevölkerung, saßen dort neben und zwischen deutschen Völkerschaften, gewöhnlich unvermischt mit ihnen, mitunter aber auch zu wirklichen Mischvölkern verbunden, oder auch nur als Unterthanen der Deutschen.

Denkt man sich eine Linie von der Mündung der Theiß in die Donau bis zur Mündung der Düna gezogen, so würden nicht blos alle rein deutschen Stämme, sondern auch die meisten dieser erwähnten Mischvölker innerhalb derselben liegen; die Weichsel aber als Ostgrenze angenommen, hätten wir auf ihrem linken Ufer während des Anfangs und der ersten Jahrhunderte unserer Geschichte nur rein deutsche Völkerschaften zu suchen. Am festesten hatte die Natur vom Anfange an die Nordgrenze bestimmt; es waren die Wellen der Nord- und Ostsee von der Mündung des Rheins bis zu jener der Düna, welche überall deutsche Küsten im Süden bespülten, denn auch das heutige Jütland, gegenwärtig von Dänen eingenommen, war damals von Deutschen bewohnt.

Auf diesem so ungenügend begrenzten Gebiete welches durch Ströme

und Gebirge so mannigfach durchschnitten ist, saß damals unser Volk, so wenig wie heute eine compacte Einheit, sondern in eine bunte Reihe von Unterabtheilungen und Völkerschaften verzweigt, deren Entstehung ebenso vor alle Geschichte fällt wie die Trennung von dem Urvolke. Aber trotz aller Zersplitterung, trotz aller einzelnen Stammesunterschiede machten diese Glieder doch auf alle Fremden den Eindruck des Zusammengehörens zu einem großen Ganzen, zu einer fest bestimmten, nach außen hin abgegrenzten Nationalität, und darum bezeichneten sie auch alle Theile unseres Volkes mit einem und dem nämlichen Gesammtnamen, Germanen, ein Wort, das wahrscheinlich der Sprache der keltischen Bewohner Belgiens entnommen ist und von da aus auch zu Römern und Griechen verpflanzt wurde. Sich selbst aber nannten alle deutschen Stämme ganz unbefangen vorzugsweise das Volk, mit einem unserer älteren Sprache lange geläufigen Worte, das in seiner ältesten Form thiuda lautete, wovon unser Wort deutsch das Adjectivum ist. Möglich ist es daß bei dieser Bezeichnung der Gedanke an die gemeinsame Sprache als das eigentlich festeste und innerlichste nationale Band vorschwebte. Das aber ist festzuhalten, daß vom Anfange an ein sehr bestimmtes Bewußtsein der Nationalität, wenn auch mehr in der schroffen Absonderung von dem Fremden als in festem und freundlichem Anschließen an den Landsmann und Volksgenossen vorhanden gewesen ist.

Dieses deutsche Volk machte in seiner ganzen damaligen Erscheinung auf die Römer vorzugsweise den Eindruck eines jugendlichen und frischen, eines eben erst seine Laufbahn beginnenden. Die Jahrhunderte zwischen seinem Auszug aus Asien und der Besitzergreifung seiner neuen Heimath hatten ihm mit allem ihrem wüsten Treiben den Schmelz der Jugend nicht genommen. Die Einsichtigern unter den fremden Beobachtern ahnten bald daß hier eine übersprudelnde Jugendkraft der abgelebten Cultur ihres eigenen und des griechischen Volkes entgegentrete, welche derselben den Untergang drohte. Daß aber neben dieser weltzerstörenden Kraft zugleich die fruchtbarsten Keime der Weltverjüngung vorhanden waren, vermochten selbst die Scharfsinnigsten unter ihnen nicht zu ahnen. Daher vom Anfange an die mit Bewunderung und Anerkennung gepaarte Furcht, das unheimliche Grauen, welches die Deutschen bei ihnen erregten.

Nicht minder unheimlich und schreckenerregend, aber dabei doch großartig und gewaltig, erschien ihnen das deutsche Land, das ebenso jugendlich frisch und unberührt wie seine Bewohner seit Jahrhunderten seine Natur bewahrt hatte. Wenn sie an ihr Italien dachten, wo ihnen jeder Schritt Spuren uralter Cultur zeigte, die Alles umgestaltet und dem Menschen wohnlich und freundlich gemacht hatte, wo Alles die Herrschaft des Menschen über die rohen Kräfte der Natur verkündigte: wie mußten sie über ein Land staunen, in welchem der Mensch nur wie eine Art von geduldetem Gaste lebte, während rings um ihn eben diese rohen Naturkräfte aufs Ueppigste und Unbe-

schränkteste sich entfalteten. Sie sahen hier unermeßliche Waldungen, mit Stämmen von riesiger Höhe bestanden, einen Urwald mit all seiner Fülle und Kraft, aber auch mit seinem Moder und Schauer, viele Tagereisen weit durch keine gerodete Stelle, durch keine menschliche Wohnung unterbrochen, ohne Weg und Steg, über Berg und Thal sich erstreckend, wie das Meer unendlich, dazwischen unheimliche Sümpfe von meilenweiter Ausdehnung, aber auch gewaltige Ströme, noch ungebändigt in Jugendkraft dahinfluthend, ohne Brücke und leer von Schiffen, aber tiefer und reißender als die Gewässer ihrer Heimath, endlich stille, heimliche Wiesenthäler mit dem üppigsten Grün bedeckt, zwischen dem Hochwald an den Flüssen hin, oft, wie der Wald selbst, unterbrochen durch tiefe Seen, in denen sich himmelhohe Bäume spiegelten. Und darüber eine meist von feuchten Nebeln oder schweren Wolken erfüllte Luft, welche nur selten den Anblick des klaren blauen Himmels gestattete. Diese langen endlosen Winter mit ihren kalten Regenschauern, ihren Schnee- und Eismassen, in denen das ganze Leben der Natur zu erstarren schien, ließen den Eindruck der kurzen Sommer gänzlich verschwinden. Das Frühjahr, eine Zeit die unter italischem Himmel sich zum Behagen des Menschen und der Natur zwischen Winter und Sommer mit so ausgeprägtem Charakter der Anmuth und Milde stellt, war kaum vorhanden, sondern beinahe unmittelbar nach dem Winter kam der volle Sommer und löste in viel kürzerer Zeit als im Süden den Bann des Winters.

Daß in solchem Klima ein Volk frisch und unverkümmert sein Leben führe, wunderte die Römer, und doch hatte es die Natur mit ihren Gaben nicht so stiefmütterlich bedacht wie der unfreundliche launische Himmel vermuthen ließ. Denn wenn auch das ganze Land mit einziger Ausnahme mancher Küstengegenden und breiter und milder Stromthäler in der That einer zusammenhängenden Wildniß glich, in welcher sich zerstreute Culturinseln befänden, so brachte es doch, wo es überhaupt angebaut wurde, seinen Bewohnern genügenden Lebensunterhalt, der sich noch durch den Ertrag der Jagd, der Fischerei und der Viehzucht vermehrte. Denn man erzeugte allerlei Getreidearten, Gerste und Hafer, seltener Spelt und Weizen; in den milderen Gegenden, wie in denen welche dem Rheine zunächst lagen, auch sogar Obst, freilich noch keinen Wein, der erst von den Römern dort einheimisch gemacht wurde. Seine Stelle wurde durch das nationale Bier aus Gerste oder Weizen und den Meth aus dem in Ueberfluß vorhandenen Honig ersetzt. Erst als die Deutschen in Berührung mit den Römern und überhaupt mit dem Süden gekommen, trat der Wein daneben in die Reihe der Lebensbedürfnisse des Volkes. — Die Viehzucht insbesondere konnte bei den saftigen frischen Weiden wohl gedeihen, doch sah man mehr auf die Menge als auf die Güte der Heerden; wenigstens der äußeren Erscheinung nach mußte das kleine, dunkelfarbige, ungehörnte Rindvieh sehr gegen die gewaltigen Thiere welche Italien erzeugte abstechen; ebenso die Pferde, deren Tüchtigkeit

Digitized by Google

und Ausdauer jedoch bei aller ihrer Kleinheit und ihrem unschönen Aussehen von den Römern anerkannt wurde. Sie waren wie die Rosse Ungarns und des mittleren und südlichen Rußlands recht wie geschaffen für ihr unwegsames Land.

Dieser Ackerbau mit einfachsten Werkzeugen und diese Viehzucht, die mehr für ein Nomadenvolk als ein wirklich seßhaftes paßte, wurde nicht nach der Weise Italiens von zusammenhängenden, etwa gar befestigten und ummauerten Ansiedelungen aus getrieben. Nur im Norden an der See und in den großen Stromthälern, wo sich am ersten eine höhere Cultur entwickeln mußte, mögen geschlossene Ortschaften vorgekommen sein, doch scheinen sie auch hier niemals befestigt gewesen zu sein. Außerdem waren es Einzelgehöfte in Mitten der angebauten Stellen gelegen, selten mehrere dicht neben einander, sondern meist nur das Wohnhaus des Herrn der umliegenden Ländereien, umgeben von den Hütten seines Gesindes, auf ähnliche Weise wie es noch jetzt in vielen Gegenden unsers Landes der Fall ist. Die Wohnung selbst aber, gewöhnlich in der Nähe einer Quelle und unter mächtigen Bäumen, war einfach und bequem nach den Bedürfnissen des Volkes eingerichtet, meist von Holz und mit Stroh gedeckt und in ihrem Raume nebst dem Aufenthaltsorte der Menschen auch die Stallungen des Viehs während der Winterzeit befassend, zwar leicht wieder erbaut, wenn sie durch Krieg oder sonstige Unglücksfälle zerstört wurde, aber doch schon etwas ganz Anderes wie die Jurten wandernder Tatarenhorden.

Der Herr des Hauses selbst so wie seine Söhne befaßten sich im Allgemeinen nicht viel mit dem Ackerbau, obgleich dieser die Hauptnahrung war; viel eher schon mit der Viehzucht, weil hier der unstäte, jugendlich unruhige Sinn, der dem ganzen Volke neben einer gewissen träumerischen Ruhe eigen war, mehr Befriedigung fand, als in den, eine immer gleiche stätige Anstrengung und Aufmerksamkeit erfordernden Geschäften des Ackerbaus; noch lieber aber war ihnen Jagd und Fischfang. Beide lieferten damals ganz anderen Ertrag als jetzt und konnten neben der Lust und Befriedigung, welche sie gewährten, auch als ein Erwerbszweig dienen. Denn noch giengen die gewaltigen Thiere durch die Wälder des Landes, die jetzt gänzlich daraus verschwunden sind, der Auerochs, der Bison, das Elen und der Bär, und die Flüsse wimmelten von großen und schmackhaften Fischen. Am liebsten aber war es den Männern, mit dem Schwerte in der Hand dem Feinde gegenüber zu stehen und entweder kostbare Beute oder einen ruhmvollen Tod auf der Wahlstatt zu gewinnen. Das galt als der eigentliche Kern und Mittelpunkt des Lebens, und als Würze desselben sah man es an, wenn man nach dem Kampfe in der Halle des Hauses im Kreise der Großen unmäßig zechen und würfeln konnte, wobei mit derselben Tollkühnheit wie auf dem Schlachtfelde das Leben, hier das Liebste, was der Mann besaß, sogar die eigene Freiheit eingesetzt und verloren wurde. Dann folgten auch oft Tage trägster

Ruhe, in denen man geistig und körperlich wieder neue Thatkraft und Thatenlust sammeln mußte, während die Frauen in immer gleicher Thätigkeit die Geschäfte im Innern des Hauses besorgten, die Oberaufsicht über das Gesinde führten und auf die Bereitung der Speisen und Getränke, auf die Verfertigung der Gewande für ihre Angehörigen mit eigener Hand bedacht waren, worin sie große Kunstfertigkeit zeigten. Die Geschäfte auf dem Felde, der eigentliche Ackerbau so wie die Ernte lag dagegen hauptsächlich dem männlichen Gesinde ob, das nebenbei noch allerlei andere Gewerke trieb, welche zur Herstellung und Instandhaltung des einfachen Haus- und Ackergeräthes, zur Verfertigung der Waffen für ihre Herren dienten. Dabei waren ihnen diese oft behülflich, denn das Schmiedehandwerk ist das einzige welches die Helden der Sagen, denen jede andere Beschäftigung als Kampf und Jagd schimpflich ist, zu treiben pflegen. Je mehr aber die Deutschen in Berührung mit Völkern geriethen die eine höhere Stufe der materiellen Cultur einnahmen, desto mehr mußte sich auch bei ihnen ein Bedürfniß nach größerer Zierde und Bequemlichkeit des Lebens entwickeln, das zunächst dadurch befriedigt wurde, daß man im Kriege sich das Gewünschte erbeutete, oder wo das nicht thunlich war, auf dem Handelswege es sich zu verschaffen wußte.

So entstand während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein lebhafter Verkehr mit den Römern; römische oder gallische Kaufleute drangen von allen Seiten her bis ins innerste Binnenland mit ihren Waaren, ihren feinen Stoffen, ihren Schmucksachen aus edlen Metallen, welche im damaligen Deutschland noch nirgends dem Boden abgewonnen wurden, mit Wein und anderen Erzeugnissen milderer Himmelsstriche. Dafür bekamen sie nicht Gold, weil das bei den Deutschen nicht zu holen war — vielmehr brachten es diese Kaufleute selbst sehr häufig nach Deutschland und führten es in das Leben des Volkes ein — sondern die Erträgnisse der Jagd, das feine Pelzwerk, im römischen Reich eine sehr kostbare Waare, auch wohl hie und da Schlachtvieh, am häufigsten aber Kriegsgefangene, die sie dann als Sclaven um hohen Preis verkauften. In den Küstengegenden der Ostsee war auch der Bernstein ein sehr gesuchter theuer bezahlter Handelsartikel.

Auf solche Weise gestaltete sich das äußere Leben des Volks, das zuerst ungemein einfach war, immer bequemer und genußreicher, und schon während der ersten Jahrhunderte unserer Geschichte verbreitete sich ein gewisser Luxus weithin über das Land, zugleich aber auch eine immer mehr gesteigerte Sehnsucht nach dem Besitze der Dinge welche auf dem Handelswege zugeführt, die Wohnungen, die Kleidungen und Waffen schmückten, oder dem Gaumen einen früher ungewohnten Genuß bereiteten. Aber wenn auch das äußere Leben seine ursprüngliche rauhe Einfachheit sehr bald verlor, so war es doch noch immer kräftig und stählend wie der Himmel selbst, unter welchem das Volk wohnte, und es findet sich keine Spur daß die neuen Genüsse ent-

nervend auf die körperliche und geistige Beschaffenheit der Deutschen gewirkt haben. Ihre Ueberkraft und jugendliche Fülle, die einen so gewaltigen Eindruck auf die römischen Beobachter machte, dauerte ungeschwächt fort. Die Deutschen zeigten noch immer ihre hohen, schlanken und kraftvollen Gestalten, die zu jeglicher Mühsal des Kampfes und Krieges von Jugend auf gewöhnt und abgehärtet waren, ihre hellen lichtblauen Augen voll kampfesmuthigen Feuers, ihre wallenden goldenen Haare, um die sie hauptsächlich von den Römern beneidet und bewundert wurden, mochten sie sich in einfache Thierhäute oder in feine buntgefärbte Stoffe kleiden; ihre Schwerter waren noch ebenso scharf, als sie mit Gold und Silber verzierte Griffe und Scheiden hatten, wie früher. So erschienen sie jenen mehr als ein Riesen- denn als ein Menschengeschlecht. Sie waren die einzigen von allen Feinden, welchen die Römer gleiche oder noch größere Tüchtigkeit und Tapferkeit wie sich selbst zuerkannten.

Auch hatte die Vorsehung es wohl mit ihren kriegerischen Gaben gemeint. Von der fernen Urheimath an bis zu ihren damaligen Sitzen hatten die deutschen Stämme sich ihren Weg stäts durch Feinde bahnen müssen. Jetzt saßen sie in der Mitte Europas, in einem von allen Seiten zugänglichen und bedrohten Lande mit einer ebenso naiven wie großartigen Unbekümmertheit um alle Gefahr. Jedes andere Volk würde bei dem gleichzeitigen Andrang zahlloser Barbarenhorden im Rücken und dem Stoße, den die Kräfte des größten Reiches der Erde, des römischen, mit den zahlreichsten und kriegstüchtigsten Heeren unter den besten Feldherren der Zeit ganze fünf Jahrhunderte vollführten, unfehlbar erlegen sein. Davor schützte unser Volk allein seine Kraft und sein Muth, beide aber wurden erst durch die sorgfältigste Pflege zu kriegerischen Zwecken vollständig verwerthet. In allen hieher gehörigen Einrichtungen zeigt sich eine Umsicht und ein Verständniß, die noch heute unsere Bewunderung, aber auch unsere Beschämung erregen müssen. Da das deutsche Volk nur als ein stäts und ganz schlagfertiges existiren konnte, so war schon die Erziehung der Jugend ausschließlich darauf berechnet Krieger zu bilden. Körperliche Uebungen und Abhärtungen des Leibes von dem zartesten Alter an, worunter namentlich das kalte Baden zu jeder Jahreszeit hoch geschätzt wurde, gaben ihr eine Zähigkeit und Ausdauer, eine Gewandtheit und Kraft, die sie später alle Anstrengungen und Entbehrungen des Krieges spielend ertragen ließen. Sobald der Knabe das herkömmliche Alter erreicht und die erforderlichen Proben seiner Tüchtigkeit gegeben hatte, wurde er wehrhaft und damit mündig gemacht, trat er durch seine Aufnahme in die Reihen des Volksheeres auch in das Volk selbst als gleichberechtigter Genosse ein. Ueberhaupt war von nun an die ganze Stellung des Einzelnen durch seine Stellung im Heere oder als Krieger bedingt. Muth und Geschick gegen den Feind konnten Jeden zu einer Höhe der Ehre, des Einflusses und des Reichthums erheben, die Niemand ohne solche Verdienste blos durch seine Geburt, und wenn sie auch die vornehmste gewesen wäre, erreichte.

Digitized by Google

So locker der Zusammenhang der deutschen Staaten oder Völkerschaften im Frieden war, so fest gefügt erwies sich doch ihre Verfassung im Kriege. Ueberall lassen sich dieselben Grundzüge wahrnehmen: unbeschränkte Verpflichtung jedes freien waffentüchtigen Mannes zum Dienst im Heer, Ordnung der einzelnen Bestandtheile desselben nach der natürlichen Zusammengehörigkeit der Familie, des Geschlechtes, des Stammes, strenge Disciplin während der Feldzüge, geschützt durch das Ansehen der Götter und ausgeübt durch ihre Diener, die Priester, freie Wahl des obersten Führers allein nach seiner persönlichen Tüchtigkeit. Ebenso giengen auch durch alle deutschen Stämme allgemeine Grundsätze für die Kampfesweise, die sie zu ihrem eigenen Heile sorgfältig aufrecht erhielten. Bei der vortrefflichen Ausbildung jedes einzelnen deutschen Kriegers wurde das Einzelgefecht mit Vorliebe geübt. Man benutzte überall den Boden auf's Sorgfältigste. Man kämpfte vorzugsweise zu Fuß, und zu Pferde nur auserlesene Schaaren oder einige wenige Völkerschaften, bei denen die Natur des Landes und alte Sitte die Pferdezucht besonders begünstigten.

So mit den wichtigsten Vorzügen des Kriegers ausgerüstet konnten die Deutschen auch mit ärmlichen Waffen das Größte leisten. In der gefährlichsten Zeit der Römerkriege war die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens für die Deutschen noch so mühselig, daß ihre Hauptwaffe, die Framea, wie die Römer sie nennen, ein kurzer Speer zu Hieb, Stoß und Wurf, nur eine unbedeutende eiserne Spitze hatte. Schwerter von Eisen gab es selten, noch seltener eiserne Helme oder Schilde. Die ersteren wurden durch Steinmesser ersetzt, wie überhaupt Steinwaffen, namentlich Streithämmer aus Stein lange neben den Eisenwaffen in Gebrauch waren, die letzteren durch breite, bunt bemalte Bretter aus dem Holz der Linde. Der Handel und die Kriege mit den Römern brachten gerade hierin bald bedeutende Veränderungen zu Wege; vortrefflich gearbeitete Eisenwaffen wurden auch in Deutschland ganz gewöhnlich und die deutschen Heere des dritten und vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gaben an tüchtiger und oft auch kostbarer Bewaffnung den römischen nichts nach. Die Kraft des Arms, die Gewandtheit des Leibes und die Frische des Muthes, ohne welche die beste Bewaffnung werthlos ist, giengen aber dabei nicht verloren.

Aber es gab neben der unübertrefflichen Tapferkeit und Kriegserfahrung noch Anderes und Höheres bei diesem Geschlechte zu bewundern. Die Fremden durften nur in das Familienleben, in die ehelichen Verhältnisse hinein blicken und es mit dem vergleichen was sie in ihrer Heimath sahen, so mußten sie Ehrfurcht vor den tiefen sittlichen Grundlagen des deutschen Wesens bekommen. Ein gültiges Zeugniß dafür, ein ewiges Ehrendenkmal für unser Volk sind die ernsten Worte des größten römischen Geschichtsschreibers, des Tacitus, in denen er der römischen Entartung die deutsche Zucht als strafenden Spiegel entgegenhält. Ueberall sah man hier das Band der Ehe

von der Sitte und dem Gesetz aufs Entschiedenste und Ernsteste geheiligt. Man sah aber auch die Frau zu dem Manne eine freie und zugleich doch eng und beinahe unauflöslich verkettete Stellung einnehmen, wie sie in dieser Weise damals nirgends vorkam. Es war die richtige Mitte zwischen der Sclaverei in welcher der Orient schon damals das Weib erniedrigt hielt, und der frechen Zügellosigkeit der Frauen in der römischen Welt oder auch bei den unmittelbaren Nachbarn der Deutschen, den Kelten in Gallien, die sich schon damals durch eine frivole Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse auszeichneten.

Spät und nachdem Bräutigam und Braut die vollkommene Reife des Leibes und der Seele erlangt hatten, wurden die Ehen geschlossen mittelst eines feierlichen Verlöbnisses voll symbolischer Handlungen, nach gegenseitiger Neigung und nicht etwa nach äußeren Rücksichten auf Reichthum welchen die Mitgift der Frau ins Haus bringen würde. Im Gegentheil hatte die Braut am Verlobungstage von dem Manne eine Gabe zu erhalten, welche in auserlesenen Stücken der Heerde, einem gerüsteten Schlachtrosse, Schild, Speer und Schwert bestand und wohl symbolisch die Gemeinschaft andeutete, die von nun zwischen den beiden Gatten in Freud und Leid, in allen Lebensverhältnissen, im Besitze und der Benutzung der Güter des Mannes herrschen sollte. Auffallend war den Römern das Waffengeschenk: es zeigte an, daß selbst die äußerste Gefahr, der größte Ernst des Lebens die Frau nicht von dem Manne trennen sollte. Die Geschichte hat viele Beispiele aufbewahrt, wo die Frauen der Germanen nicht nur in unmittelbarer Nähe ihres kämpfenden Gatten, durch ihre Gegenwart, durch Bitten und Ermahnungen aller Art die Männer ermuthigten, sondern wo sie auch im äußersten Falle der Gefahr selbst die Waffen in der Hand sich den andringenden Feinden entgegenwarfen und den schon wankenden Sieg den Ihrigen wieder zuführten.

Es war bei solcher Auffassung dieses Verhältnisses ganz nothwendig, daß Verbrechen gegen die eheliche Treue mit unerbittlicher Härte geahndet wurden, daß Trennung der Ehe eine beinahe unerhörte Sache war, ja daß es schon für eine Art von Schimpf galt nach dem Tode des ersten Gatten eine neue Verbindung zu schließen. Alle derartige Züge geben das Resultat, daß hier eine viel tiefere und sinnigere Auffassung der eigenthümlichen Natur des Weibes waltete als sie bei den übrigen Völkern der damaligen Welt, namentlich bei Griechen und Römern vorkam; ihre beste Bestätigung aber erhält diese Erscheinung durch die bedeutungsvolle Stellung welche die Frauen, wie wir sehen werden, im religiösen Leben des Volkes einnahmen. Man kann mit Recht behaupten, es sei vor Allem diese aus dem innersten Grunde des Gemüths hervorquellende Heilighaltung des schwächern, schutzbedürftigen Geschlechtes, welche es verhütete daß die Germanen in dem wilden Getümmel der folgenden Jahrhunderte doch niemals einer wirklichen

Barbarei anheimgefallen sind, und es ist gar nicht zu berechnen, welchen Einfluß diese Erscheinung auf die geistige Entwickelung des ganzen Mittelalters und folglich auch der eigentlichen Neuzeit hatte. Daß die Frauen in den gebildeten Völkern des heutigen Europas im Allgemeinen eine ihrem Wesen entsprechende Stellung einnehmen, ist die unmittelbare Folge der ächt sittlichen Auffassung der ehelichen Verhältnisse, welche unsere als Barbaren verschrieenen Vorväter aus der Tiefe ihres reinen und gerechten Sinnes schöpften.

Die übrigen Verhältnisse des Hauses und der Familie, so zunächst die Stellung der Kinder zu den Eltern, des Gesindes zu den Herren, haben im Allgemeinen weniger Eigenthümliches, wie das aus der Natur dieser Zustände folgt, die überall in ziemlich gleicher Weise vorkommen müssen. Es versteht sich von selbst daß bei der sittlicheren Auffassung der Grundlage aller Familienverhältnisse, der Ehe, auch die übrigen davon in etwas berührt und selbst der Zustand der Dienenden gemildert wurde. Denn wenn auch bei den Deutschen so gut wie bei allen Völkern der damaligen Welt eine wirkliche persönliche Unfreiheit bestand welche dem Herrn herkömmlich freie Verfügung über Leben und Tod seines Unterworfenen gab, wenn auch in der That sich der Herr dieses seines Rechtes mitunter in weitester Ausdehnung bediente, so war doch im Allgemeinen das Loos der Unfreien bei den Deutschen weit erträglicher als bei anderen Barbaren, ja selbst bei den hoch gebildeten Römern und Griechen. Die deutschen Sclaven nemlich waren zum größten Theil nichts Anderes als leibeigene Bauern. Sie wurden im seltensten Falle veräußert, sondern gewöhnlich im Besitze einer Familie und auf einem Grundstück gelassen, das sie meist in eigener Wirthschaft und nur gegen einen Zins aus seinen Erträgnissen bauten. Nur wenige wurden bei dem einfachen Zuschnitt des damaligen Lebens zur unmittelbaren Bedienung im Hause, oder wenn sie besondere Kunstfertigkeiten besaßen, als Handwerker benutzt. Die Meisten genossen trotz ihrer Unfreiheit doch der unabhängigen Stellung welche ihr eigenes Hauswesen und ihre Ackerwirthschaft von selbst mit sich brachten.

Natürlich aber giengen ihnen alle Rechte im Staat gänzlich ab. Wenn sie vor Gericht Jemanden belangen wollten oder selbst belangt wurden, mußte der Herr für sie eintreten, der für sie in allen Stücken der natürliche Vormund und Beschützer war. Ebenso wenig waren sie im Allgemeinen waffenfähig und kriegspflichtig, und nur im höchsten Nothfall ereignete es sich wohl, daß man ihnen das Schwert in die Hand gab. In solchen Fällen gelang es ihnen denn auch am leichtesten, wenn sie sich der Waffenehre des freien Mannes würdig bewiesen hatten, der Unfreiheit ledig zu werden. Doch scheint man mit richtigem Tacte sie alsdann nicht sogleich in die Reihen der vollkommen Freien aufgenommen, sondern erst in eine Mittelstufe zwischen ihrem vorigen Zustande und dem der eigentlichen Glieder des Volkes gesetzt, überhaupt aber nur mit Maß, wenigstens während der ersten

Zeit unserer Geschichte dergleichen Freisprechungen, die durch symbolische Gebräuche Würde und Bedeutung erhielten, angewendet zu haben. Im Ganzen war aber auch der Zustand der Unfreien ein so erträglicher, daß bei Leuten die sich durch Herkunft und Beschäftigung einmal daran gewöhnt hatten die höheren Ehrenrechte des Freien zu entbehren, nicht leicht große Begierde herrschen konnte ihn mit einem anderen weniger bequemen und gesicherten zu vertauschen.

Der unerschöpfliche Quell von Güte und Gerechtigkeit im Gemüthe des deutschen Volkes nahm also auch diesem Verhältniß jene rohe Härte, jene kalte Unbarmherzigkeit welche unsere Vorstellung unwillkürlich mit dem Namen der Sclaverei verbindet. Daher man denn auch für unser Alterthum besser diese Bezeichnung vermeidet, obgleich die Unfreiheit bei den Deutschen begrifflich nichts Anderes war als die Sclaverei bei den Griechen und Römern, oder bei den orientalischen und occidentalischen Völkern unserer Zeit.

Die freien Besitzer der Höfe und ihre erwachsenen Söhne sind es allein, welche in größerer oder kleinerer Anzahl zu einem politischen Ganzen verbunden, die vollberechtigten Angehörigen des deutschen Staates jener Zeit bilden. Natürlich aber war das Staatsleben nur noch in seinen ersten Anfängen vorhanden und ließ vor Allem nach der ganzen Volksart der Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelnen größeren Spielraum, als wir es uns jetzt in den gut polizirten und administrirten Staaten der Gegenwart zu denken vermögen.

Ueberall gründete sich das Bewußtsein ein und demselben Staate oder was das Nämliche sagen will, derselben Völkerschaft anzugehören, nicht auf rein äußere Merkmale, wie etwa daß man innerhalb eines von der Natur selbst durch Bergzüge oder Gewässer abgegrenzten Landstriches wohnte, sondern auf den Glauben an die Gemeinschaft des Blutes. Darum war es aufs Innigste mit religiösen Ueberlieferungen, mit besonderen Formen des Cultus, mit Eigenthümlichkeiten in Sitte und Recht, Sprache, Tracht und Bewaffnung, besonders mit der Verehrung eines gemeinschaftlichen Stammheroen verknüpft, welche jeder solcher Völkerschaft, jedem solchen Staate ein selbständiges Gepräge gaben, ohne daß dadurch doch die gemeinsame deutsche Grundlage des ganzen Lebens verwischt wurde.

Neben und in diesen größeren Abtheilungen des deutschen Volkes erscheinen aber noch kleinere, nach außen hin weniger bemerkbare. Wenn sie auch vielleicht in früherer Zeit auf einem ähnlich ins innerste Mark des Volks verwachsenen Bewußtsein genauesten Verbandes, vielleicht auf einer aus gemeinschaftlicher Abstammung hervorgegangenen Geschlechtsverfassung beruhten, so waren sie doch schon im Anfang unserer Geschichte zu Unterabtheilungen der Völkerschaften oder Staaten geworden, wobei mehr äußerliche Rücksichten besonders auf Zahlen und Nachbarschaftsverhältnisse vorwalteten. Man hat sich jetzt gewöhnt sie mit dem Namen der Hundertschaften

zu bezeichnen, ein Name der sich für Deutschland in jener ältesten Zeit nicht bestimmt nachweisen läßt. Auch würden wir sehr irren, wenn wir glaubten es sei überall gerade die feste Zahl 100 noch als Summe der einzelnen Höfe oder ihrer vollfreien Bewohner vorhanden gewesen. Von selbst sich ergebende Veränderungen, das Aussterben einzelner Familien, die Ausbreitung anderer, sei es durch Theilung des ursprünglichen Stammgutes oder durch neue Rodungen und Ansiedelungen, kurz eine ganze Reihe täglich vorkommender Ereignisse mußten sehr bald das ursprünglich zu Grunde liegende Zahlenverhältniß verwischen und dem Begriffe Hundertschaft eine blos locale Bedeutung geben.

Unter den eigentlichen Gliedern des Volks und seiner Unterabtheilungen ist in der ältesten Zeit kein weiterer Unterschied in der politischen Berechtigung gewesen. Es gab allerdings einen Adel bei allen deutschen Stämmen, aber er hat noch keine Aehnlichkeit mit dem einer späteren Zeit, wo er einen durch besondere gesetzlich gewährleistete Vorrechte ausgezeichneten Stand bildete. Dieser Adel der ältesten Zeit, der wie sich von selbst versteht erblich in gewissen Geschlechtern sich fortpflanzte, beruhte auf mythischen Ueberlieferungen, auf dem Glanze welchen die Abstammung von irgend einem Heroen des Volkes über seine Nachkommen verbreitete, wohl auch auf der Pflege und Bewahrung einzelner Institute des Cultus und der Religion im Allgemeinen, besonders aber noch auf der Ehre welche die Verwandtschaft mit dem königlichen oder fürstlichen Hause über alle Glieder der edelen Familien verbreitete. Es sind also nur sehr flüssige, auf Sitte und Herkommen beruhende Ehrenrechte, welche der Adel damals besessen hat. Das Hauptsächlichste davon war, daß die Augen des Volkes, wenn es etwas Großes, für das Ganze Ersprießliches und Förderliches zu thun gab, vorzugsweise und zuerst sich auf die Edeln richteten, die von der Natur und dem Herkommen berufen schienen an der Spitze des Volkes zu stehn.

Sonst bewegten sich alle vollfreien waffenfähigen Männer in der Gemeinde- oder Volksversammlung, dem Mittelpunkte und Sitze des politischen Lebens jener Zeit, auf vollkommen gleiche Weise. Sie war es in der Beschlüsse über Krieg und Frieden gefaßt, in welcher Botschaften fremder Völker gehört und beantwortet wurden, wo sich die wenigen Verwaltungsangelegenheiten welche die Gesammtheit des Volkes betrafen, erledigten, wo Recht gesprochen wurde von und vor allen Genossen des Volkes, wo man zugleich gemeinsame Feste feierte. Denn sie hatte neben der politischen auch noch eine sehr wahrnehmbare religiöse Färbung, was sich schon daraus ergiebt daß nur der oder die Priester des Gottes, dessen Schutze die Völkerschaft vor allen anderen vertraute, das Recht besaßen die Versammlung feierlich zu eröffnen, ebenso alle Ruhestörungen die in ihr vorkamen, sogleich zu strafen.

Die Zeit in welcher eine solche Volksversammlung gehalten wurde war, wenn nicht besondere Ereignisse ihre augenblickliche Zusammenberufung noth-

wendig machten, der Neu- oder Vollmond, weil der abnehmende Mond in Folge eigenthümlicher Vorstellungen die sich überall in den heidnischen Religionen finden, als eine Unglückszeit galt. Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang zogen die Vornehmsten und Angesehensten des Volkes die Gegenstände welche behandelt werden sollten vorher in Betrachtung, um sie dann am Tage der Versammlung dem ganzen Volk vorzulegen. Es entschied nach Stimmenmehrheit darüber, oft aber gab es auch nur durch den Klang der zusammengeschlagenen Speere, oder durch Murren und Getöse seine Zustimmung oder Abneigung zu erkennen. Die Verhandlungen selbst, so wie die Rechtspflege, wenn sie in solchen allgemeinen Volksversammlungen vorgenommen wurde, standen unter der Leitung des Fürsten oder Königs.

Die eigentliche Rechtspflege wurde für gewöhnlich in den daneben noch üblichen Versammlungen der einzelnen Hundertschaften vorgenommen. Hier versammelten sich an bestimmten Tagen und an altgewohntem Orte alle Glieder dieser Unterabtheilungen und sprachen unter dem Vorsitz eines in der großen Volksversammlung gewählten Vorstandes über ihre Gemeindegenossen Recht.

Neben solchen vollkommen demokratischen Einrichtungen, die sich bis heutigen Tages in einigen Theilen unseres Vaterlandes welche von dem politischen Vaterland des jetzigen Deutschlands getrennt sind, in den inneren Cantonen der Schweiz, in ihrer ursprünglichen Einfachheit erhalten haben, gab es eine Art von Monarchie, freilich in sehr beschränkter Weise. Es gab Könige welche nach Erbrecht aber zugleich auch mit Zustimmung des Volkes an der Spitze desselben standen, zugleich geborene und gekorene Fürsten. Denn wie jeder andere Besitz in dieser Zeit, so galt auch das Königthum nicht als Anrecht eines Einzelnen, sondern als Erbtheil eines ganzen Geschlechtes, welches das Blut seines sagenhaften Gründers rein bewahrt hatte. Daher denn auch die so häufige Erwähnung mehrerer Könige bei einer und derselben Völkerschaft unseres Alterthums. Gewöhnlich kam dann einem davon, wohl dem ältesten, eine Art von Oberkönigthum zu. Wie die Geschichte so hat auch die Sage und Dichtung das Bild dieses deutschen Familienkönigthums oft genug dargestellt; die drei Könige der Burgunden in dem Nibelungenlied, Günther, Gernot und Giselher sind solche neben einander herrschende Könige, aber Günther, der älteste, genießt offenbar eines gewissen Vorzugs der Ehre und auch der wirklichen Macht vor den beiden andern Brüdern.

Es läßt sich leicht begreifen, daß weder das Ansehen und die Bedeutung des königlichen Amtes noch auch die Kraft der deutschen Völker durch eine solche vielköpfige Herrschaft gefördert wurden. Indessen war doch die Vorstellung von dem Rechte der ganzen Familie mächtiger als alle verständigen Bedenken dagegen und man konnte sich selbst in späteren Jahrhunderten und unter ganz veränderten Verhältnissen nicht von der alten Sitte losmachen.

Die Rechte und Pflichten der Könige umfaßten die Leitung und den Vor-

sitz der großen Volksversammlungen, für gewöhnlich auch die Heerführerschaft unter den zum Kriege ausziehenden Volksgenossen, endlich die Uebung gewisser priesterlicher Geschäfte, wozu sie vorzugsweise wie der Adel überhaupt geeignet waren. In der Schlacht verstand sich unbedingter Gehorsam von selbst, aber außerdem vermochten sie wenigstens bei rein deutschen Stämmen, denn bei Grenz- und Mischvölkern im Osten gab es strenger monarchische Staaten, auf eigene Hand gegen den Willen des Volkes nichts durchzusetzen, ja ihre Stellung war eine so wenig feste, unantastbare, daß ihre Absetzbarkeit in gewissen Fällen, wenn sie gegen das allgemeine Volksbewußtsein von Ehre und Sitte gehandelt hatten, nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit lag. Ueberhaupt war das deutsche Königthum dieser Zeit nach heutigen Begriffen mehr ein Ehrenamt als ein wirkliches. Den Königen flossen keine anderen regelmäßigen Einkünfte zu als freiwillige Gaben, welche ihnen das Volk als Zeichen seiner Achtung besonders in den großen Versammlungen, bei feierlichen gottesdienstlichen Handlungen darbrachte, wofür sie aber auch wiederum durch die uralte Sitte verpflichtet waren nach den Begriffen der Zeit und des Volkes glänzende und kostbare Gelage zu geben und sich in allen Dingen mit der Tugend geschmückt zu zeigen, die unser Volk allein neben die Tapferkeit stellte, mit einer schrankenlosen Freigebigkeit gegen Alle, die nicht so reich und vornehm waren wie sie. Ein glücklicher Krieg konnte ihre Einkünfte beträchtlich vermehren, denn sie bekamen das beste Stück der gemachten Beute, und wenn Land gewonnen wurde jedenfalls die größten und fruchtbarsten Besitzungen. Nach einer Nachricht fiel ihnen auch die Strafe für den Friedensbruch zu, welche in Rindern und Schafen abgetragen wurde.

Doch schon im Beginn unserer Geschichte und noch mehr im Laufe der ersten Jahrhunderte derselben trat dieses uralte patriarchalische Erbkönigthum immer mehr vor dem auf bloßer freier Wahl des Volkes beruhenden Fürstenamte zurück. Je vielseitiger und bedeutender die Beziehungen der einzelnen Stämme unter einander und nach außen seit dem Anfange der Römerkriege wurden, desto mehr äußerte sich das Bedürfniß nach einem in der Kriegskunst tüchtig ausgebildeten, auch in Staatsgeschäften erfahrenen Manne als Oberhaupt des Volkes, während früher in den einfacheren Zuständen eine so hervorragende persönliche Tüchtigkeit des Fürsten nicht von Nöthen gewesen war. Ein solcher gewählter Fürst, mochte er Anfangs auch nur Kriegsführer sein, trat in der Folge fast in alle Befugnisse der Könige als Leiter und Vorsitzer der Gemeinde, als Vorstand der Rechtspflege ein, nur die priesterlichen konnten ihm natürlicher Weise nicht übertragen werden, sondern mußten dem alten Geschlechte bleiben. Seine Wahl war daher nicht auf die Angehörigen der adelichen Familien beschränkt, Jeder aus den freien Genossen des Volkes konnte zu dieser Würde gelangen. Sie war gewöhnlich, wie es scheint, lebenslänglich und unterschied sich dadurch hauptsächlich von der gleichfalls auf freier Wahl gegründeten Stellung eines obersten Kriegsführers, die nur für einen be-

Digitized by Google

stimmten Fall, für einen bestimmten Feldzug, oder gegen einen bestimmten Feind galt. Selbstverständlich konnten beide Aemter aber doch durch das besondere Verdienst und Glück ihrer Inhaber zur Erblichkeit führen und dem alten Erbkönigthum auch in dieser Hinsicht völlig gleich werden.

Der König wie der Fürst und der Kriegsführer, war von einem Gefolge edler und tüchtiger Krieger jugendlichen und gereiften Alters umgeben, die zu Rosse an seiner Seite und zu seinem Schutze fochten, während er selbst es wieder allen seinen Genossen an Tapferkeit und Kriegsmuth vorzuthun suchte. Sie bildeten dann auch im Frieden seinen Rath neben den anderen Angesehensten und Weisesten des Volkes. Wenn es nicht zu kämpfen und nicht Recht zu sprechen oder Stammfeste zu feiern gab, so zechten und schmausten sie in seinem Hause, das eben so einfach wie die andern etwa nur eine geräumigere Halle als die anderen darbot, hörten das Lied des Sängers, oder ergötzten sich an Würfelspiel. Erlaubte es die Jahreszeit, so führten sie unter freiem Himmel künstliche Waffenübungen und Waffentänze aus. War es gar zu lange ruhig im eigenen Volk, so kam es wohl vor, daß Fürst und Gefolge ihre Heimath verließen, um anderwärts Krieg und Beute zu suchen. Das ganze Verhältniß des Gefolges aber ist, wie so vieles Andere in jener Zeit, nicht nach festen Normen bestimmbar. Das örtliche Herkommen auf der einen Seite, die Persönlichkeiten des Führers und der Gefolgsleute auf der anderen Seite brachten in ihrer gegenseitigen Einwirkung eine große Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Erscheinungen hervor, unter denen nur einige überall hindurchgehen. Weit entfernt förmlichen Sold von dem Fürsten zu bekommen, hatten die Einzelnen doch durch das Herkommen ein Recht auf ihren Unterhalt an Speise und Trank, auf Geschenke an Waffen und Gewändern von Seite des Herrn wofür sie ihm nichts zu geben vermochten als das Ansehen und die Ehre, welche ein glänzendes, tapferes Gefolge nicht blos im eigenen Volke, sondern auch weithin durch benachbarte Lande verschaffte.

So einfach diese Einrichtungen waren, so wohl bei solcher Königsgewalt die persönliche Freiheit in der trotzigen Auffassung der älteren Zeit bestehen konnte, so war dadurch doch eine Art gesicherten Rechtszustandes verbürgt. Er war noch ganz einfacher leicht überschaulicher Natur. Auf einigen großen Grundbegriffen fußend kamen die einzelnen positiven gesetzlichen Bestimmungen, die nur das Herkommen und noch keine schriftliche Rechtsaufzeichnung bewahrte, weniger in Betracht. Je nach dem Gutdünken der Gesammtheit die den Richter vorstellte, wurden sie dem jedesmaligen Rechtsfalle angepaßt, in der Voraussetzung, daß jene volksthümlichen rechtlichen Grundanschauungen nicht verletzt wurden, was undenkbar war, weil nicht das subjective Ermessen eines oder einiger Richter, sondern die wirkliche Stimme des Volkes die Entscheidung gab. Da jedoch die Verpflichtung des Staates oder der Gesammtheit zur Verfolgung der Verbrechen unbekannt war, da der Grundsatz galt, daß nur der Beleidigte oder seine nächsten Angehörigen, nicht ein dritter Un-

betheiligter zur Klage berechtigt sei — wie ein uraltes Sprichwort sagt, wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter — so war das Gerichtsverfahren jener Zeit ungemein einfach.

Eigenthümlich war im Gegensatze zu unseren heutigen Einrichtungen, daß der Beweis durch Zeugen so gut wie unbekannt war. Die gewöhnliche Form war, sobald man den Rechtsverletzer nicht auf handfester That gefaßt und dem Gericht vorgeführt hatte, wo sich alle weitere Verhandlung von selbst überflüssig machte, daß der Kläger seine Beschuldigung, mochte sie eine Verletzung an Leib, an Ehre oder an Vermögen betreffen, mittelst eines Eides bekräftigte. Leugnete der Beklagte, so geschah dies ebenfalls vermittelst eines Eides. In gewissen Fällen blieb dann nichts Anderes übrig, als die von Menschen nun nicht weiter zu entscheidende Sache der göttlichen Gerechtigkeit anheimzugeben und ein offenkundiges Zeichen der Schuld oder Unschuld von ihr zu fordern. Dies geschah meist mittelst eines Zweikampfes zwischen den beiden Personen oder ihren Vertretern, was z. B. immer stattfand, wenn eine Frau dabei betheiligt war. Der Sieger in diesem Gottesurtheile, dem ältesten und gebräuchlichsten von allen bis tief ins Mittelalter hinein, behielt auch im gerichtlichen Urtheile den Sieg.

In anderen Fällen aber konnte der Schwur beider Parteien durch sogenannte Eideshelfer verstärkt oder seine Wirkung vernichtet werden. Dieses eigenthümliche Institut, das unserer jetzigen Vorstellungsweise ganz zuwiderläuft, beruhte auf dem Gedanken, daß sich kein Volksgenosse zur Bekräftigung eines Schwures hergeben würde, wenn er nicht aufs Unerschütterlichste von der Gewißheit und Wahrhaftigkeit des Beschwornen überzeugt sei; aber naiv genug ist es daß man annahm, der Eid erhalte durch äußerliche Vermehrung der Zahl der Schwörenden auch innerlich mehr Gewicht, und daß man dann nach solchem Grundsatz nur folgerichtig die Zahl der für die eine oder andere Partei auftretenden Eideshelfer den Ausschlag geben ließ.

Das Urtheil selbst wurde von allen im Gericht anwesenden freien und unbescholtenen Volksgenossen gefällt und von dem vorsitzenden Fürsten oder Könige, oder wenn es in der Hundertschaft war, von dem Vorstande derselben ausgesprochen. War es auf solche Weise rechtskräftig geworden, so galt keine weitere Berufung dagegen. Widerstand gegen seine Vollziehung führte zur Fried- und Rechtlosigkeit des Ungehorsamen, der von da an alles rechtlichen Schutzes ledig, jeder Willkür, jeder Verletzung preisgegeben war. Das gleiche Schicksal traf auch den Beklagten, wenn er sich auf dreimalige Ladung nicht vor Gericht stellte; es ist das die Acht des späteren Mittelalters. Hatte es sich in dem Processe nur um Streitigkeiten über das Eigenthum, nicht um eine eigentliche Friedensstörung gehandelt, so genügte eine einfache Auslieferung der streitigen Sache, ohne weitere Folgen für den Verlierenden. Bei vorsätzlichen Rechtsverletzungen, mochten sie nun das Vermögen oder den Leib und die Ehre betreffen, mußte neben dem Ersatze für den Beschädigten noch

eine Strafe für den Friedensbruch an den König oder die Gemeinde gegeben werden, die sich in ihrer Höhe nach der schwereren oder leichteren Art des Vergehns richtete.

Ein charakteristischer Zug für unsere älteste Zeit ist die Weise, wie der Ersatz für den Beschädigten gegeben wurde. Eine ganze Reihe von Vergehungen, namentlich von körperlichen Verletzungen, wurde nicht durch eine körperliche oder Gefängnißstrafe, sondern durch eine Vermögensstrafe gebüßt. Sie wurde gewöhnlich nach einer Anzahl von Rindern oder Schafen als Ersatzmittel für das noch beinah unbekannte bare Geld angeschlagen und überstieg stäts den wirklichen oder angenommenen Werth der beschädigten Sache. Ja selbst Todtschlag konnte auf solche Weise gesühnt werden, wenn sich die Verwandten des Getödteten die Annahme des Wehrgeldes gefallen ließen, dessen Name schon seine Bedeutung hinreichend ausdrückt: Ersatz oder Bezahlung für den Mann. Todesstrafe war der ältesten Zeit im gewöhnlichen gerichtlichen Verfahren unbekannt; wenn in außerordentlichen Fällen, z. B. während eines Feldzuges, auf körperliche, ja sogar auf Todesstrafe erkannt wurde, so konnte das nur von dem Priester geschehen, welcher das Heer begleitete und die schützende und rächende Gottheit des Volkes vertrat.

Nur Landesverräther und feige Ausreißer aus der Schlacht, also Frevler gegen die Gesammtheit und gegen die erste Tugend der Zeit, gegen die Tapferkeit, wurden auch nach gewöhnlichem Verfahren zum Tod durch den Strang verurtheilt; solche die sich mit schimpflichen, bei den damaligen Römern nur zu gewöhnlichen Lastern befleckt hatten, in Teiche und Sümpfe versenkt. Gegen Unfreie wurden körperliche Züchtigungen, Verstümmelungs- und Todesstrafen häufiger angewendet, besonders wenn der Herr sich weigerte den Ersatz für das Verbrechen seines Knechtes zu leisten und ihn dem Kläger auslieferte.

Die damalige Bildungsstufe des deutschen Volkes aber brachte es mit sich, daß Viele mit Umgehung der friedlichen und gesetzlichen Weise sich Recht zu verschaffen auf Selbsthülfe bedacht waren. Uralte Sitte, Anschauungen, die aus dem tiefsten Grunde des Volksbewußtseins hervorgiengen, hatten der Selbsthülfe in gewissen Fällen ein so geheiligtes Ansehen gegeben, daß sie vom Staate, wenn nicht erlaubt, doch geduldet wurde. Den vorsätzlichen Mord eines nahen Verwandten, etwa eines Vaters, Bruders, oder Sohnes, nicht mit dem Blute des Mörders zu sühnen, sondern sich mit dem schnöden Wehrgelde zu begnügen, galt als eine unvertilgbare Schmach. Es gab auch bei unseren Urvätern eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Blutrache, welche oft in der Entflammung aller Leidenschaften Handlungen furchtbarster Rohheit erzeugte.

Nicht anders wie im Rechte war es in den übrigen Gebieten des geistigen Lebens unseres Volkes beschaffen. Die frische Kraft jener Zeit hegte die fruchtbarsten und reichsten Keime künftiger Entwickelung, aber noch hatte sich keine Wissenschaft, keine Kunst von ihrem gemeinsamen mütterlichen Boden,

dem Volksglauben und Aberglauben, selbständig abzulösen vermocht. Es fehlte auch eine wichtige äußere Bedingung dafür, eine Literatur.

Die Sprache war ausgebildet genug um eine solche möglich zu machen. Es wäre ein wunderlicher Irrthum, wenn wir uns die Sprache unseres Volkes in jener Zeit in hülfloser Rohheit oder Armuth befangen dächten. Wir können sie zwar nicht mehr aus Denkmälern beurtheilen, welche der Zeit um Christi Geburt angehören, wohl aber aus solchen des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wo die gothische Literatur in einem hinlänglich genügenden Umfang erhalten ist, um das Wesen der ältesten deutschen Sprache daraus allseitig zu erkennen. Selbst den Vergleich mit der vollkommensten Sprache, welche die Menschheit bisher hervorgebracht hat, mit der griechischen, braucht das älteste Deutsch nicht zu scheuen. Es steht ihr unzweifelhaft nach in dem unendlichen Reichthum der Formen die dazu bestimmt sind Zeitverhältnisse und die Abhängigkeit der Sätze auszudrücken, ebenso in der Geschmeidigkeit und Fülle des Satzbaues, endlich in der Leichtigkeit und Biegsamkeit der Ableitungen aus den Wurzelwörtern. Aber es übertrifft jedenfalls das Griechische an Reinheit, Einfachheit und Kraft seiner Vocale und Diphthonge und durch eine herzgewinnende Offenheit und Unschuld der Begriffsbildung und des ganzen Ausdrucks. Hätten wir Sprachdenkmäler einer noch früheren Zeit, so würden uns die Vorzüge unserer älteren Sprache noch deutlicher daraus entgegentreten, denn die Sprachwissenschaft hat an der Hand der Erfahrung unwiderleglich dargethan, daß innerhalb gewisser Grenzen die älteren Bildungsstufen der Sprachen auch die vollendeteren sind.

Aber die Schrift der damaligen Zeit war für eine dauernde Niedersetzung und Verbreitung der Gedanken noch unbrauchbar. Es gab wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten vor der ersten Berührung der Deutschen mit den Römern ein deutsches Alphabet unter dem Namen der Runen, wörtlich der Geheimnisse, gleichen Ursprungs mit der Schrift der Griechen und Römer, ohne von ihr entlehnt zu sein und ohne daß man bis jetzt zu sehen vermöchte, wie es von seiner Urheimath in Phönicien und wann zu den deutschen Stämmen übertragen worden ist. Aber die Darstellung dieser Runen war mühselig, da man sie noch nicht auf ein geschmeidiges Material mit der Feder oder dem Pinsel zu malen verstand, sondern sie auf Steine, Baumrinde, Holztäfelchen einritzte; namentlich wurde die Rinde und das Holz der Buche zu diesem Gebrauche bestimmt, wie auch noch die Wörter und Begriffe der heutigen Sprache: Buch und Buchstab bezeugen. Außerdem waren die Runen nach dem Glauben des Volkes mit einer geheimnißvollen, zauberischen Bedeutung begabt, wie schon ihr Name besagt, und dadurch für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben nicht geeignet. Alle geistige Errungenschaft mußte daher zu jener Zeit noch die Gefahren willkürlicher Umgestaltung, der eine mündliche Ueberlieferung immer ausgesetzt ist, über sich ergehn lassen. Dazu kommt noch, daß sich bei den Deutschen keine geistig sie beherrschende Klasse, keine Priester- oder Druiden-

kaste wie bei Indern, Aegyptern, oder Kelten bildete, so wenig wie im Staatsleben des Volkes eine bevorzugte herrschende Aristokratie aufzukommen vermochte. Das ganze Volk nahm an dem ganzen geistigen Leben Theil, ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil für die Gediegenheit des Volkscharakters, aber ein Nachtheil für die Entwickelung einzelner Fächer der Wissenschaft und Kunst, weil dazu die Verwendung eines ganzen Menschenlebens, die Sammlung aller Gedanken und Bestrebungen auf ein fest begrenztes Gebiet nöthig ist.

Wie sehr aber alle Gedanken des Volkes noch mit religiösen Vorstellungen durchwebt waren, davon geben am besten die Naturanschauungen, die Begriffe von Ursache und Wirkung der Naturkräfte, Zeugniß. Ueberall ist hier das unmittelbare persönliche Eingreifen der Götter dem menschlichen Bewußtsein nahe, und alle Vorstellungen über Entstehn und Vergehn der sichtbaren Welt sind weiter nichts als die Geschichte der Götter. Daher läuft auch jeder Begriff von der Benutzung heilsamer oder dem Menschen schädlicher Kräfte und Gaben der Natur darauf hinaus, sich auf eine geheimnißvolle Weise des Schutzes und Beistandes des göttlichen Wesens zu vergewissern, das sich in dieser oder jener Aeußerung der Naturthätigkeit offenbarte. So war die ganze Heilkunde nichts Anderes als was wir heut zu Tage Sympathie, Zauberei, Magie nennen. Selbst die Heilkraft der Pflanzen, welche Zufall und Erfahrung kennen gelehrt hatte, wurde nicht ihnen zugeschrieben, sondern den Zauberformeln, mit welchen man sie verwendete. Darum waren es auch Priester der Götter und Frauen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigten. Bekanntlich hat sich bis zu dieser Stunde eine große Menge solcher sympathetischer Formeln und Beschwörungen aus jenen fernsten Zeiten in unserem Volksleben erhalten, welche zum Theil voll der tiefsinnigsten, echt poetischen Naturanschauung sind.

Die größte Rolle im geistigen Leben des Volkes spielte die Poesie, von der Alles und Jedes durchdrungen und verklärt war. Hatte ja selbst das Recht gar viele poetische Elemente, in symbolischen Handlungen, sprichwörtlich ausgedrückten Rechtssätzen, war ja die Grundidee des unmittelbaren Eingreifens der Götter im gerichtlichen Zweikampf eine durch und durch poetische. Die ganze Religion ferner, was war sie ihrem besten, herzerwärmendsten Theile nach anders als reine Poesie? Alle Naturanschauung athmete nichts Anderes; sichtbare und unsichtbare Welt, Gegenwart und Vergangenheit war gleichmäßig von ihr durchdrungen. Das ganze Leben des freien, stäts kampffertigen kräftigen Mannes war eine Art Heldengedicht, und die Gestalten der Vorwelt erschienen um so mehr von Poesie verklärt, je weniger eine streng historische, urkundlich feste Ueberlieferung stattfand.

Aber auch hier auf diesem Gebiete war noch alle höhere, alle eigentlich künstlerische Ausbildung im Entstehn begriffen; die Sprache mit ihren noch wenig abgeschliffenen Tönen und Formen eignete sich freilich in jener Urzeit

vortrefflich dafür, aber wenn wir nach den Erzeugnissen einer späteren Zeit — denn aus jenen ersten Jahrhunderten ist kein Denkmal deutscher Poesie erhalten — auf diese früheste Epoche einen Schluß machen dürfen, so waren metrische und rhythmische Gesetze noch sehr elastisch, was zum Theil seinen Grund in der damaligen innigeren Verbindung der Musik mit der Poesie hatte. Der Reim, welcher die poetischen Formen der Neuzeit so wesentlich von denen des Alterthums unterscheidet, war damals in seiner eigentlichen Kraft noch nicht gefunden, wohl aber kannte man einen Ersatz dafür. An gewissen, nach den rhythmischen Gesetzen besonders hervortretenden Stellen des Verses pflegte man Wörter zu setzen, welche durch die Wiederholung ein und desselben Anfangsbuchstabens einen auffälligen Gleichklang und dadurch eine merkbare Verbindung der größeren Abtheilungen des Verses hervorbrachten. Es ist das die sogenannte Alliteration oder der Stabreim, ein Kunstmittel dessen sich nicht blos die deutsche und die gesammte germanische Poesie seit unvordenklichen Zeiten bediente, sondern das auch bei den benachbarten Kelten gebraucht wurde.

Zunächst war es wieder die Religion, welcher die Poesie diente: es gab bei den Festen der Götter heilige Lieder zu ihren Ehren, worin irgend ein Zug aus der Geschichte des Gottes der mit dem Feste in Verbindung stand, besungen und natürlich auch sein Schutz und seine Gnade angefleht wurde.

Dann waren es die Stammhelden des ganzen Volkes, die selbst schon den eigentlichen Göttern ganz nahe stehn, die Heroen der einzelnen Völkerschaften bis zu dem jüngst erst über die Erde hingegangenen Geschlechte, ja auch die großen und kühnen Thaten, die seltsamen Seefahrten einzelner mitlebenden Helden, deren sich zunächst die Poesie bemächtigte. So wurde die ganze Geschichte des Volkes poetisch umgestaltet: was im Liede oder der Sage nicht lebte, das entschwand bis auf den Namen. Aber diese Lieder, mochten sie noch so großen Eindruck machen, noch so eifrig und aufmerksam gehört werden, mußten doch, da sie nur mündlich fortgepflanzt wurden, vielen Veränderungen in der Form, aber auch in dem Inhalt, in der Auffassung und Anordnung der Thatsachen ausgesetzt sein, obgleich ihr allgemeiner Geist und ihr innerstes Wesen Jahrhunderte lang die nämlichen bleiben konnten.

Auf unsere Zeit ist kein einziges derselben gekommen, aber aus einigen Bruchstücken einer späteren Periode, inbesondere aus dem Liede von dem Kampfe des gothischen Helden Hildebrand mit seinem Sohne Hadebrand, kann man sich einen genügenden Begriff von ihrer Art machen. Ebenso gewähren manche Gesänge der älteren Edda, die freilich nicht unserem deutschen Volke selbst, aber doch den nächstverwandten Germanen in Scandinavien angehört, ein Bild von den heiligen Gesängen die dem eigentlichen Götterdienst und der Göttergeschichte gewidmet waren.

Gepflegt wurde die edle Kunst überall im deutschen Lande: bei jedem Gelage, jedem Feste, besonders aber vor der Schlacht ertönten die Heldenlieder,

die als Spiegel und Anfeuerung des gegenwärtigen Geschlechtes die Thaten der Ahnen priesen. Bald waren es ganze Schaaren, die fröhliche Zechgesellschaft oder die Schlachtreihe der Krieger, von welchen sie gesungen wurden, bald war es ein Einzelner, entweder der Dichter selbst oder ein Sänger fremder Lieder, der sie vortrug. Aber eine geschlossene Zunft von Sängern, wie bei den keltischen Völkern die Barden, oder im germanischen Norden in späterer Zeit die Skalden, gab es in Deutschland nicht: ein tüchtiger Krieger, ein edler Held konnte eben so gut wie das Schwert auch die Leier handhaben, das zeigt Volker von Alzei in den Nibelungen, eine Gestalt wie ihrer genug in der Wirklichkeit vorgekommen sein müssen, wie wäre sie sonst in das so naive und unmittelbare Gedicht in solcher Leibhaftigkeit hinein getragen? Das zeigt auch das bei Tuttlingen aufgefundene Grab eines edeln alamannischen Kriegers, der noch im Tode an der einen Seite das Schwert, an der andern die Leier ruhen hat.

Aber während die Poesie eine so wichtige Stellung im Volke einnahm, während sie es war welche als die rechte Würze, die feinste Blüthe des Lebens galt, war von den übrigen Künsten kaum eine Spur zu finden. Nur die Musik, da sie als Stütze und Begleiterin der Worte des Liedes in unmittelbarstem, unauflöslichem Zusammenhange mit der Poesie stand, hatte noch einige, aber freilich nach unseren Begriffen sehr untergeordnete Bedeutung. Malerei und Bildhauerei dagegen waren dem geistigen Leben der Deutschen fremdartig. Auch sie hätten nach dem nothwendigen Laufe ihrer Entwickelung von der Religion ihren Ausgang nehmen müssen. Dies war ihnen aber durch die eigenthümliche Geistesrichtung des Volkes unmöglich gemacht. So konnten beide nur in untergeordneter Weise als Mittel zur Verzierung der Waffen oder sonstiger Geräthschaften angewandt werden, und auch dies geschah erst dann allgemeiner, als die vermehrten Verbindungen mit Kelten und Römern bei unserem Volke an der Stelle der alten rauhen Einfachheit des Lebens wenigstens eine Art von Sinn für Eleganz und Luxus erweckt hatten. Eine Menge in Gräbern gefundener Gegenstände, Schmucksachen und nothwendige Geräthschaften, zeigen Geschick und Geschmack in der Ausführung; nur muß man bedenken, daß sie, wenn auch auf deutschem Boden gearbeitet, doch meist das Werk fremder Sclaven, römischer oder gallischer Kriegsgefangenen waren, daher ihr Verdienst also nicht eigentlich den Deutschen zuzurechnen ist.

Den innersten Kern jeder Volksthümlichkeit wird überall am besten die Kenntniß ihrer Religion enthüllen. Der Gewinn daraus wird um so reicher und frischer sein, je naiver und unbefangener noch die Gebilde des Glaubens sind, je weniger sich der grübelnde Verstand eingemischt, die eigentliche Volksreligion zersetzt und in eine Philosophie der Religion und der Natur und in einen Volksaberglauben zerlegt hat. Wenn irgendwo, so ist bei unserem Volke in jener Urzeit noch ein fester nationaler Glaube zu finden; keine Spur von dem Eindringen der Reflexion in das Gebiet des Glaubens: noch hat sich

keine Wissenschaft, keine Kunst von dem Boden der Religion loszuringen vermocht. Um so mehr ist es zu bedauern, daß äußere Umstände, die geschichtlichen Ereignisse vor, während und nach der Bekehrung unseres Volkes, beinah alle gleichzeitige Kunde von diesem interessantesten Theile unseres Alterthums vernichtet haben. Ein Ersatz für das zu Grunde Gegangene läßt sich aus den reichlich fließenden Quellen des scandinavisch germanischen Heidenthums nicht vollständig holen, denn bei aller ursprünglichen Gemeinsamkeit des deutschen und nordischen Wesens hat der Norden doch so frühzeitig eine selbständige Entwickelungsbahn eingeschlagen und hat sich so lange abgeschlossen zu behaupten vermocht, daß er wie in dem Recht, in der Staatsverfassung und in der häuslichen Sitte, so auch in der Religion bis zu einem gewissen Punkte als eine Welt für sich gelten muß. Zu dem Wenigen was die Schriftsteller des Alterthums, die einzigen gleichzeitigen Zeugen, von unserem Heidenthum berichten, kommt nur noch eine reiche Fülle von Trümmern, die sich in Sitte und Sage, in Märchen und Aberglauben des Volkes bis auf unsere Tage herab das Dasein gefristet haben.

Unser deutsches Heidenthum trägt die Kennzeichen der ursprünglichen Uebereinstimmung mit der Religion aller uns urverwandter Völker auf die Stirne geschrieben. Doch auch hier hat sich unser Volk seinen selbständigen Weg zu bahnen verstanden, wie er seiner Anlage am meisten entsprach. Die schön gerundeten und maßvollen Gestalten des griechischen Pantheons würde man in unserer Vorzeit vergeblich suchen. Die Volksart und die Naturumgebung waren nicht danach angethan einen Zeus oder Apollo, eine Here oder Aphrodite zu schaffen. Aber dafür erheben sich unsere Göttergestalten weit über die prosaische Nüchternheit der echt römischen und zeigen nichts von der Ueppigkeit und maßlosen Phantastik der späteren indischen, von der kalten Grausamkeit und barocken Sinnlichkeit der keltischen, oder der weichen und unreinlichen Zerflossenheit der slavischen Mythologie.

Ein frischer kecker Muth, eine gemüthliche Naturauffassung, ein reiner und zarter Sinn treten überall hervor und verdrängen den unbehaglichen Eindruck, welchen eine gewisse Nebelhaftigkeit der Phantasie und eine nicht abzuleugnende Vorliebe für das Grauenhafte erregt.

Unser Heidenthum hat mehr als alle anderen verwandten Religionen sich den Glauben an die unmittelbare, allseitige Gegenwart der Götter, die Belebung und Beseelung aller Dinge der sichtbaren Welt durch den Gottesgeist bewahrt. Deswegen schloß sich der Cultus nicht blos in Tempel ein oder an geheiligte Opferstätten. Mitten im freien Felde und Walde, am liebsten im Kreise uralter Bäume, an Quellen und stillen Weihern oder auf Bergeshöhe dachte man sich nicht sowohl einen bestimmten Gott, als überhaupt das göttliche Wesen wohnend; daher man sich mit heiliger Scheu solchen Orten nahte, die öfter und namentlich in der Urzeit unseres Volkes gewöhnlich durch kein äußeres Zeichen ihre Weihe verriethen. Und wenn man auch solche äußere Zeichen

Digitized by Google

erblickte die den bevorzugten Wohnsitz, das Lieblingsheiligthum eines Gottes verkündeten, so waren es keine eigentlichen Götterbilder, keine Bildsäulen oder Gemälde, wie sie sonst das Heidenthum liebte, sondern einfache Sinnbilder, ein Schiff etwa oder eine Säule, wohl auch eine Thiergestalt, welchen jedoch keine selbständige Bedeutung, keine Heiligkeit zukam, außer der, die ihnen die Nähe des Gottes gab. Allerdings haben spätere Jahrhunderte auch hierin durch den Verkehr mit der römischen Welt die ursprünglichen Anschauungen unseres Volkes geändert; im 4., 5. und den folgenden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gab es in Deutschland Götterbilder in wahrer Menschengestalt, doch niemals behagte der eigentliche Bilderdienst, das Anbeten des Idols an der Stelle des göttlichen Wesens dem Sinn unseres Volkes, bis es mit dem Pfaffenthum des Mittelalters sich auch daran gewöhnen lernte.

Nicht weniger eigenthümlich ist, daß sich niemals im heidnischen Deutschland eine eigene Priesterkaste gebildet hat. Es sind auch keine Spuren einer solchen einstmals vorhandenen, später zertrümmerten, oder allmälig verschwundenen aufzufinden, während sie z. B. bei Griechen und Römern bestimmt in der früheren Zeit existirt hatte, bei den nächsten Nachbarn unseres Volkes, den Kelten, damals noch in voller Blüthe stand und als eine festgeschlossene herrschende Hierarchie, ein eigentlicher Klerus, den Glauben und die Gewissen des Volkes bevormundete. Es läßt sich aber auch kein anderes Gebiet des ganzen Nationallebens denken, auf welchem das Streben nach Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen so gute Früchte getragen hätte, als hier in diesem Falle. Alle geistige Verdumpfung und Verknechtung, und im Gefolge derselben auch alle politische Unterdrückung des Volkes, war dadurch von vorn herein abgeschnitten. Damit ist jedoch das Vorhandensein von besonders geweihten Dienern der Götter, eigener Priester deren Vorkommen schon oben berührt wurde nicht ausgeschlossen; in den meisten Fällen aber mußten sie nur als Repräsentanten des Volkes, des Stammes erscheinen, wenn sie dem besonders geehrten Gotte, dem Stamm- und Ahnherrn der ganzen Gemeinde im Namen derselben feierliche Opfer darbrachten.

Diese Opfer unterschieden sich, so viel man noch zu erkennen vermag, in keinem wesentlichen Stücke von denen, die auch anderwärts gebräuchlich waren. Ueberall lag ihnen ein und derselbe Gedanke zu Grunde, die Versöhnung der Götter und die Gewinnung ihrer Huld und Gnade durch das Darbringen der kostbarsten Besitzthümer der Menschen. Früchte und Thiere kamen dabei zunächst in Betracht und als das edelste Thieropfer galt das Roßopfer, das eben deshalb die geehrteste Speise bei den Festmahlzeiten gewährte. Aber auch Menschenopfer waren unserer Vorzeit nicht unbekannt, wie unwiderlegliche Zeugnisse darthun. Es lag darin keine besondere Grausamkeit des Volkscharakters, so wenig wie man etwa aus dem Opfer der Iphigenia oder der Polyrena eine besondere Grausamkeit des griechischen Nationalcharakters wird ableiten wollen. Der Mensch, als das edelste Geschöpf der Erde, ist das

würdigste Opfer für die geehrtesten unter den Göttern und bei den wichtigsten Veranlassungen. Daher denn auch ausdrücklich erwähnt wird, daß vorzugsweise dem höchsten unserer Götter, Wodan, Menschenopfer gefallen seien. Eine solche Beschränkung auf einen Gott und auf einige besondere Fälle verhütete hier wie bei anderen innerlich echt menschlich gearteten Völkern die Ausartung dieser für unser Gefühl immer fürchterlichen Sitte in rohen Kanibalismus. Meist waren es Kriegsgefangene, die als kostbarster Theil der Beute dem siegverleihenden Gotte geweiht wurden. So geschah es im größten Stile in dem Kriege der Chatten gegen die Hermunduren, wo die Sieger alle Besiegten dem Opfertod weihten. Oft waren es auch bloße Sclaven, doch in einzelnen Fällen ist wenigstens bei den nordischen Germanen selbst edeles Blut, sogar königliches, geflossen, wenn es galt den Vernichtung drohenden Zorn der Götter durch die Hingabe des edelsten Besitzes der Menschen zu sühnen.

Die Opferstätten waren gewöhnlich Steinaltäre die unter freiem Himmel, selten unter Dach und Fach sich befanden, oft aber waren sie durch kein äußeres Zeichen kenntlich gemacht. Die Heiligkeit solcher Orte brachte es mit sich, daß man sie manchmal durch einfache rohe Befestigung, aus Felsblöcken oder Erde aufgethürmt, in etwas vor der Verwüstung und Schändung durch Feinde zu schützen suchte, und dadurch gab sich von selbst wieder die Veranlassung sie in Kriegsgefahr als Aufbewahrungsorte der werthvollsten Gegenstände des Privateigenthums, als Zufluchtsstätten des wehrlosen Theiles der Bevölkerung zu benutzen.

Neben den Priestern, ja in einzelnen Fällen noch vor den Priestern, vermittelte sich der Verkehr zwischen der Gottheit und den Menschen durch die Frauen, denen der Glaube unserer Vorfahren im Allgemeinen etwas besonders Heiliges, Geweihtes, eine über das Sichtbare weit hinausreichende Gefühls- und Seelenthätigkeit zuschrieb. Sie waren geborene Weissagerinnen, geborene Seherinnen der Zukunft, und einzelne von ihnen, bei denen sich diese Gaben des ganzen Geschlechtes vorzugsweise äußerten, nahmen im Leben des Volkes eine so hervorragende Stellung ein wie sie niemals ein Mann erreichen konnte. So traten in der Zeit der Römerkriege eine Veleda, Ganna, Albruna als Fürstinnen und Führerinnen des Volkes auf, denen sich die trotzigsten Seelen beugten.

Aber auch auf andere Weise ließ die Gottheit ihre Stimme vernehmen: das Gewieher heiliger Pferde von weißer Farbe, welche man an manchen Opferstätten sorgfältig pflegte, wurde genau beobachtet und gedeutet. Oft waren es Stäbchen mit geheimnißvollen Runen bedeckt, die, unter inbrünstigem Gebete geschüttelt und auf die Erde geworfen, die Zukunft verkündeten. Wie bei den Römern war auch hier der Flug der Vögel, die Begegnung gewisser Thiere von großer Vorbedeutung. Endlich mußte jedes auffallende Naturereigniß, jede geheimnißvolle Stimme im Walde oder Felde bei dem

Glauben der allseitig und überall wirkenden Macht der Gottheit Furcht oder Hoffnung erwecken.

Unter den einzelnen Göttergestalten, welche in den verschiedenen deutschen Landschaften und bei den verschiedenen deutschen Stämmen trotz ihrer wechselnden Namen doch die Eigenschaft wirklicher Nationalgötter des ganzen deutschen Volkes hatten, hoben sich nur wenige so charakteristisch hervor, daß sie die Aufmerksamkeit der fremden Beobachter des deutschen Lebens zu fesseln vermochten. Von allen diesen Göttern aber schien den Römern derjenige den Vorrang zu haben, den die späteren niederdeutschen Stämme als Woden, die Hochdeutschen als Wuotan, die scandinavischen Germanen nach ihrer besonderen Mundart als Odhin bezeichneten, Namensformen, welchen allen ein ursprüngliches Wodan zu Grunde liegt. Er schien ihnen die größte Aehnlichkeit mit ihrem Mercur zu haben, nicht mit Jupiter, doch galt er bei den Deutschen als der höchste und vornehmste von allen, als der mit vorzüglicher Macht im Himmel und auf Erden herrschende, als Ahnherr einer glänzenden Götterreihe und Stammvater der gepriesensten Helden- und Königsgeschlechter. Er ist der Lenker der Schlachten, der Verleiher kluger und weiser Gedanken in Krieg und Frieden, durch dessen Eingebungen der Mann im Rathe und Gerichte sich Ruhm und Ehre erwirbt, der Verleiher poetischer Begeisterung — kurz alles dessen, was unter dem Volke als preiswürdig und wünschenswerth galt. Daneben aber hat er noch eine rein elementare, nur auf die Natur wirkende Seite: er giebt der Erde Gedeihen und Fruchtbarkeit, und lenkt von seinem himmlischen Sitze aus ihre stillen Kräfte zur Erhaltung und zum Wohlsein des Volkes. Und wenn der Mann am rühmlichen Ziele seiner Laufbahn steht, wenn er den erwünschten Tod in Kampf und Sieg gefunden, wird er der Freuden dieses seines Wohnsitzes, der Walhalla, theilhaftig, wo das idealische Leben, in Kampf, Jagd und Gelage getheilt, ins Unendliche sich fortsetzt. Von hier aus gehn die nächtlichen Züge des Gottes an der Spitze seines Todtenheeres, von Wind und Wolken begleitet, welche in dem Volksglauben bis auf unsere Tage herab als das wüthende Heer und die wilde Jagd so charakteristische Erinnerungen hinterlassen haben. Sein endloses Wandern und seine überwiegende Beziehung auf den Tod und das Jenseits haben wohl seine Zusammenstellung mit Mercur veranlaßt, auf den die Römer die entsprechenden Eigenschaften des griechischen Hermes, des Götterboten und Seelengeleiters übertrugen.

Was für den Mann Wodan ist, das ist für das Weib die Gemahlin des Gottes, unsere deutsche Fria, die Frigg des Nordens, die Hulda, Frau Holle, oder Berchta, Königin Bertha, Spinnerin Bertha in der späteren Volkssage Deutschlands. Sie ist die Beschützerin und Förderin aller Geschäfte des Hauses, wacht über den Webstuhl und den Herd, die Pflege der Kinder, die Ernte, zugleich aber auch ist sie im Leben der Natur das mütterliche, nährende Princip. Sie hat die geheimnißvollsten Feste, besonders an einem

stillen Waldsee auf einer Meerinsel, vielleicht Rügen, wo sie zu gewissen Zeiten in leibhaftiger Gestalt erschien, auf einem mit Kühen bespannten Wagen, unter großen Festen und Jubel des Volkes im Lande umhergeführt wurde, dann in dem See badete und wieder verschwand. Die Sclaven die dabei Dienste leisteten, wurden der Bewahrung des Geheimnisses wegen in denselben See versenkt. Die Römer verglichen sie mit der ägyptischen Isis, hatten aber auch Kunde von einem heimischen Namen, der Ertha, unser Erde, lautete. Als Ostara war sie Beschützerin des wieder aufkeimenden Lebens der Natur, also die eigentliche Frühlingsgöttin, und in dieser Eigenschaft war ihr auch das viel und lang gebrauchte Sinnbild des Schiffes heilig. Als Erdgöttin nimmt sie alle Geschöpfe in ihren Schoos wieder auf, wie sie alle geboren hat. Sie ist darum auch die eigentliche Todesgöttin. Wenn man sich die Starrheit, die Kälte, überhaupt die Schrecken des Todes lebhaft dachte, so ist sie, die sonst als Segenspenderin galt, ein furchterregendes Wesen und heißt als solches Halja, Hel im Norden, jetzt Hölle.

Der kräftigste Sohn dieser Gatten ist der Donnergott, Thor der scandinavischen Germanen, der selbst wieder in vielen Stücken nichts Anderes als Wodan, doch nur mehr die naturgewaltige Seite dieses Gottes darstellt, ohne seine feineren geistigen und ethischen Eigenschaften. Er ist der Herr des Gewölkes, sendet Gewitter und Regen und dadurch Verwüstung oder Fruchtbarkeit über die Erde. Er thront deshalb am liebsten auf freier Berghöhe, wie eine Menge von Donnersbergen und Hügeln im ganzen deutschen Lande bezeugen, und die Eiche ist sein heiliger Baum, wie der des Zeus und Jupiter. Er kämpft vor Allem gegen die Riesen, die ungeheueren, verderbenschwangeren Naturkräfte oder starren Felsmassen, und sein Steinhammer, der Donnerkeil des Volksglaubens ist es, den sie am meisten fürchten. Mit Recht verglichen ihn die Römer ihrem Jupiter, oder dem griechischen Zeus.

Gleiches wie von dem Donnergott, nur nach einer anderen Seite hingewandt, gilt von dem Gotte des Krieges und der Schlacht, dessen gebräuchlichste Namen bei den hochdeutschen Stämmen Ziu, bei den Scandinaviern Tyr, bei den niederdeutschen Stämmen Sarnot, Schwertgenosse, lauteten. Auch er, wie der vorige Wodans Sohn genannt, stellt nur einen Bestandtheil seiner väterlichen Natur dar, die niedere Seite des Kampfes und Kriegstreibens, den Muth und den Ungestüm auf dem Wahlplatz. Ihm ist das Schwert mit seiner zermalmenden Wucht, die fernhin treffende Lanze geweiht. In ihm fanden die Römer ihren Mars leicht wieder.

In allen diesen Göttern läßt sich ein gewisses gewaltthätiges Wesen, eine vorwiegende Beziehung auf den Kampf in der Natur und in der Menschenwelt nicht verkennen. Dies entspricht, wie leicht zu ersehen, der Stimmung des Volksgeistes in jenen wilden Jahrhunderten. Wie das Volk selbst, so haben auch seine Götter immer ihre Waffen in der Hand, um sich und ihre Schützlinge vor den allseitig drohenden Feinden zu erretten. Deshalb traten

Digitized by Google

auch die weichen und milderen Göttergestalten, die daneben vorhanden waren, vor jenen Hauptgöttern des Todes, des Gewitters, der Schlacht allmälig zurück. So ist es dem, wie sein Name schon anzeigt, einst hochgefeierten Gotte ergangen, den wir in Deutschland als Fro, im Norden als Freyr verehrt finden. Schon sein Name, der schlechtweg der Herr bedeutet, bezeugt seine uralte Würde. Er ist der eigentliche Beschützer des behaglichen Gedeihens und der Fruchtbarkeit in der Natur und bei den Menschen. Wenn er mit seinem goldenborstigen Eber durch die Saaten zieht, so ist ihr Wachsthum und damit die Nahrung der Menschen und Thiere gesichert. Daher denn auch das Sinnbild des Ebers unter den heiligen Bildern unserer Urzeit und das Eberbild als der gewöhnliche Helmschmuck mancher deutscher Stämme.

Neben ihm hat der germanische Norden eine ganze Reihe nächstverwandter Gestalten als Wanen, die Gedeihengebenden, im Gegensatz zu jener andern Reihe, der Odhin, Thor und Tyr angehören, den Asen, deutsch Ansen, die Strahlenden, entwickelt. Aber in Deutschland lassen sich nur dürftige und zweifelhafte Trümmer davon nachweisen. Außerdem ist wohl aus unserer Vorzeit eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Götternamen erhalten, die zum Theil mit denen des nordischen Heidenthums übereinstimmen, aber es ist damit noch nicht die Uebereinstimmung ihres Wesens und der an sie angeschlossenen Sagenkreise gegeben. So findet sich der Name des nordischen Balders auch in Deutschland, aber es fragt sich, ob der sinnige Mythus von seinem Tode auch bei uns bekannt war.

Zahlreicher und mannigfaltiger entwickelt als die eben vorgeführte Götterreihe war von uralten Zeiten an die der halbgöttlichen Helden und der halbgöttlichen Frauen. Die einen verknüpften die oberen Götter mit dem Geschlechte der Erdenbewohner. Jede Völkerschaft, jedes Geschlecht führte seinen Ursprung bei uns wie einst bei den Griechen auf einen solchen Ahnherrn zurück und das Bewußtsein von der Einheit des ganzen deutschen Volkes war ausgeprägt in dem Glauben an einen gemeinsamen Stammvater, den erdgeborenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus, eigentlich den Urmenschen, den Manu der Indier, den Minos der Griechen. Von dessen drei Söhnen zweigten dann die drei großen Hauptäste ab, in welche sich das deutsche Volk nach der mythischen Anschauung seiner eigenen Geschichte gespalten hatte, die Herminonen, die Ingävonen und Istävonen. Der unendliche Reichthum an derartigen Sagen ist selbst noch aus dem dürftigen Niederschlag zu erkennen, den sie in dem volksthümlichen Epos des deutschen Mittelalters zurückgelassen haben.

Die halbgöttlichen Frauen erschienen den Menschen, wie es ihrem Geschlechte nach natürlich war, meist als die eigentlichen Dienerinnen und Vermittlerinnen gewisser göttlicher Thätigkeiten. Namentlich war der höchste der Götter Wodan mit einem ganzen Reigen solcher Gestalten umgeben, den Schicksals- und Todes-, Kriegs- und Siegesgöttinnen, den nordischen Nornen

und Walkyrien, während die Erde selbst, Wälder und Berge, Flüsse und Seen und das Meer wieder von anderen Schaaren derselben bevölkert waren. Alle diese halbgöttlichen Frauengestalten nannte unser Alterthum Idise, womit es aber auch im epischen Stile irdische Frauen von hervorragender Bedeutung bezeichnete, und so schlossen sich an jene Gestalten der Phantasie ganz enge die zauberkundigen Frauen, die heiligen Seherinnen an, welche unter den Menschen leibhaftig weilten, wie eine kaum merkliche Kluft den heldenmäßigen Mann, wenn er bereits nach dem Tod in der Sage lebte, von den eigentlichen Halbgöttern trennte.

Aber neben diesen dem Menschengeschlechte freundlichen und holden göttlichen Wesen wußte der Glaube noch von anderen finsteren und feindseligen, welche nicht blos dem Menschen und dem was ihm das Leben angenehm und werth macht, durch rohe Gewalt oder heimliche Tücke Verderben drohen, sondern auch die guten lichten Götter offen oder versteckt bekämpfen.

Riesen und Zwerge, die ersteren die rohen Grundstoffe der Erde, namentlich die starren, der menschlichen Cultur unzugänglichen Stein- und Felsenmassen, das Eis und der Frost des nordischen Winters, oder das zerstörende Ungestüm der Natur; die letzteren die verborgenen, dem Menschen unheimlichen Elementarkräfte der Erde und des Wassers, des Feuers und der Luft persönlich gedacht darstellend, lauern überall auf das Verderben des Erdenbewohners, sei es, daß ihm die Riesen durch ihre rohe Stärke, oder die Zwerge durch ihre listigen Zauberkünste zu schaden streben. Aber gegen beide reicht schon die verständige Kraft und die umsichtige Klugheit einzelner Sterblichen aus, wie viel mehr die übermenschlichen Gaben der Götter, von denen, wie erwähnt, besonders der Donnergott als der rastlose Feind dieser Spukgestalten gilt. Die dämonische Welt also ist den Göttern an Macht und Einfluß nicht gleich geordnet.

Aber diesen Göttern und damit der ganzen jetzt bestehenden Welt drohten nach dem Volksglauben von einer ganz anderen Seite her viel größere Gefahren. Das feindliche Princip, das schon in den Dämonen zum Vorschein gekommen, dort aber noch minder mächtig auftritt, soll einstmals sogar den Weltuntergang verursachen, wobei die Götter, welche ganz an die Welt gebunden gedacht werden, auch mit zu Grunde gehn müssen. Diese Vorstellung war in so prägnanter Gestalt, wie sie in der verschwisterten scandinavischen Mythologie sich zeigt, im Glauben unseres deutschen Volkes nicht vorhanden; doch verweilten auch hier die Gemüther mit sichtlicher Vorliebe bei diesem Gedanken. Eine Feuerwelt, die außerhalb der eigentlichen Götter- und Menschenwelt mit eigenen Göttern und Dämonen bevölkert besteht, ist es, von der die Zerstörung am Ende der Zeiten ausgehen soll. Dann nach greulichen Vorzeichen, nachdem entsetzliche Dämonen, die, bis dahin von den Göttern gefesselt gehalten, sich befreit haben, entspinnt sich ein Kampf zwischen den Herren der Feuerwelt und ihrem Gefolge von Riesen, Kobolden,

Unthieren aller Art und den himmlischen Göttern die alle im Kampfe fallen, und zuletzt verschlingt die unaufhaltsam hervorbrechende Flamme Alles, was noch vorhanden ist. Ob aber der Gedanke einer neuen reinen Welt, die sich aus der Asche der verbrannten erheben und ewig dauern soll, unserem ältesten Volksglauben geläufig war, steht sehr zu bezweifeln. Erst christliche Einflüsse scheinen dieser düsteren Phantasie einen solchen versöhnenden Abschluß gegeben zu haben, wie umgekehrt auch die heidnisch-deutschen Bilder des Weltuntergangs mächtig auf die christlichen Vorstellungen von den letzten Dingen gewirkt haben.

Kapitel III.

Kämpfe der Deutschen mit den Römern bis zur Auflösung des römischen Westreiches.

Die Römer waren etwa 100 Jahre vor Christi Geburt auf der Höhe ihrer weltgebietenden Macht angelangt, als sie zuerst in dauernde Kämpfe mit den Deutschen geriethen und sie dadurch ohne es zu wollen als ihre einstigen Besieger in die Geschichte einführten. Schon früher mögen einzelne Abtheilungen der Germanen als Feinde Roms aufgetreten sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei den gallischen Horden, welche 390 v. Chr., nach der Schlacht an dem Allia, Rom eroberten und zerstörten auch deutsche Bundesgenossen sich befanden. Aber damals verschwanden sie in der Masse der Kelten.

Die erste bestimmte Kunde unseres Volkes erhielten die Römer zu ihrem Schrecken 113 v. Chr. Zwei Stämme deren deutsche Nationalität nicht bestritten werden kann, die Kimbern und Teutonen, hatten ihre Wohnsitze auf der Halbinsel zwischen Nord- und Ostsee, dem kimbrischen Chersonnes der antiken Geographie, heut zu Tage Jütland, verlassen. Der Einbruch der Meeresfluthen in ihr Land soll sie dazu gezwungen haben. Wirklich haben auch alle diese gegen das Meer schutzlosen Tiefländer des deutschen Nordens in geschichtlichen Zeiten so furchtbare Einbußen durch die Fluthen der Nordsee erlitten, daß sich an der Richtigkeit der angegebenen Ursache für die Auswanderung der Kimbern und Teutonen nicht wohl zweifeln läßt. Sie suchten mit dem Schwert in der Hand neue Wohnsitze zu dauernder Ansiedlung. So erschienen sie plötzlich an den Pässen der julischen Alpen, in dem heutigen Steiermark und Kärnthen, um durch ihre fremdartige Wildheit und ihr krie-

gerisches Ungestüm bis nach Italien hinein Entsetzen zu verbreiten. Sie schlugen mehrere zur Vertheidigung der Alpen aufgestellte römische Heere, doch brachen sie nicht von Osten her nach Italien ein, sondern zogen langsam am Nord- und Westrande der Alpen hin. Vielleicht geschah es auf diesem Wege, daß sie mehrere keltische Stämme mit sich fortrissen, die von da an immer ihre Waffengefährten blieben, so die Tiguriner in der heutigen östlichen Schweiz und vielleicht auch die Ambronen, wenn diese sich nicht doch noch als ein deutsches Volk ausweisen sollten. Im südlichen Gallien angelangt schlugen sie hier von Neuem mehrere römische Heere. Aber sie wandten sich auch jetzt nicht nach Italien, sondern immer weiter westwärts den Pyrenäen zu. Drei ganze Jahre, von 105 bis 102 v. Chr. ließen sie den Römern Zeit sich von ihren unaufhörlichen Niederlagen zu erholen und, wie sie es stäts gehalten hatten, von ihren bisherigen Siegern zu lernen. Ein genialer Feldherr, Marius, vollbrachte die Umformung des römischen Kriegswesens, mittelst welcher es ihm gelang den sonst unvermeidlichen Untergang Roms abzuwenden. Die deutschen Völker hatten während dem, Alles vor sich niederwerfend, das südliche Gallien und Hispanien durchzogen und dachten jetzt auch an die Eroberung des reichsten und schönsten Landes des südlichen Europas, Italiens. Aus unbekannten Veranlassungen machten sie den Angriff nicht gemeinsam, sondern in zwei großen Massen. Die Kimbern zogen in der Richtung von Südwesten nach Nordosten, am Nordrand der Alpen hin, die Teutonen versuchten von der heutigen Provence aus den Uebergang über die Alpen zu erzwingen. Doch noch vor dem Gebirge erwartete sie Marius wohl verschanzt an der Rhone, ließ sie vorbei, eilte ihnen aber nach und schlug in einer zweitägigen Schlacht zuerst die Ambronen, welche bei den Teutonen geblieben waren, darauf diese selbst im Jahre 102 v. Chr. Mittlerweile hatten die Kimbern von Norden her die Alpen überschritten und ein römisches Heer zurückgeworfen. Sie standen schon am Gardasee als Marius erschien und ihnen in der Nähe Veronas 101 v. Chr. dasselbe Schicksal bereitete wie den Teutonen. Was von den beiden Völkern nicht in der Schlacht fiel oder gefangen wurde, zerstreute sich unter die keltischen und germanischen Völkerschaften im Norden der Alpen. Die Gefangenen und ihre Nachkommen, wegen ihrer Körpergröße und Kraft sehr geschätzte Sclaven, waren Hauptteilnehmer an den furchtbaren Sclavenaufständen, welche Rom in den nächsten Jahrzehnten mehrere Male an den Rand des Unterganges brachten, und bewährten auch hier wie in den großen Kimberkriegen den Ruhm übermenschlicher Tapferkeit.

Bald gab sich Gelegenheit zu weiterem Zusammenstoße zwischen Römern und Deutschen. Cäsar begann im Jahre 58 v. Chr. als angeblicher Befreier Galliens den Römern zu unterwerfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Cäsars Einschreiten allein Gallien damals vor einer vollständigen Eroberung durch die Deutschen rettete. So wie die Deutschen seit geraumer Zeit die Kel-

ten aus dem größten Theile des deutschen Landes rechts vom Rheine verdrängt hatten, so würde es ihnen auch bei ihrer überlegenen Kraft und Kriegstüchtigkeit nicht schwer geworden sein sich schon damals bis zum atlantischen Ocean auszubreiten, wie es 400 Jahre später beim Sturze des römischen Reiches wirklich geschah. Bereits saßen mehrere deutsche Stämme auf dem linken Ufer des Rheines, so in der weiten Rheinebene zwischen dem heutigen Basel und Mainz und von dem Strom bis an die Vogesen hin die deutschen Völkerschaften der Triboken, der Nemeter und der Vangionen, andere waren im Begriff am Mittel- und Unterrhein auf keltisches Gebiet hinüber zugehn. Tief im gallischen Lande stand ein zahlreiches deutsches Heer, welches das gallische Volk der Sequaner gegen ihre Landsleute, die Aeduer, herbei gerufen hatte, befehligt von einem abenteuernden Kriegsführer, den die Römer König zu nennen pflegten, Ariovist. Er hatte von seinen gallischen Miethsherren und Bundesgenossen bereits große Landabtretungen erpreßt und zeigte dadurch deutlich daß es ihm und seinem Heere nicht um einen vorübergehenden Beutezug, sondern um eine dauernde Ansiedlung in dem äußerst fruchtbaren und im Vergleich mit dem damaligen Deutschland hoch cultivirten Lande zu thun war. Immer neue Schaaren strömten aus den überrheinischen Gegenden nach. Auf sie gestützt nahm Ariovist eine immer drohendere Haltung an und forderte neue Landabtretungen, bis Cäsar dazwischen trat.

Noch im Jahre 58 v. Chr. schlug Cäsar zwischen Vesontio, Besançon, und dem Rhein das deutsche Heer so vollständig, daß alle seine Ueberbleibsel über den Rhein zurückgiengen. Bald darauf gelang es ihm durch einen treulosen Ueberfall die Tenchterer und Usipeter, ebenfalls deutsche Stämme, die sich in Belgien ansiedeln wollten, gerade da wo Maas und Rhein zusammenfließen, gänzlich zu vernichten. Endlich wagte er es sogar zweimal, im Jahre 54 und 53 v. Chr., den Rhein zwischen Andernach und Bonn zu überschreiten und die Deutschen im eigenen Lande anzugreifen, nicht um dort Eroberungen zu machen, sondern nur um ihnen durch die Erscheinung eines römischen Heeres zu imponiren. Seine beiden kurzen Feldzüge auf deutschem Boden galten, der eine den Sicambern, der andere den Sueben, Völkern die von nun an nicht mehr aus der Geschichte verschwinden. Die Sicambern sind der eine Hauptbestandtheil der später als Franken auftretenden deutschen Stämme; Sueben, buchstäblich unser jetziges Schwaben, galt damals als allgemeine Bezeichnung einer der großen Hauptmassen des ganzen deutschen Volkes. Der suebische Name reichte durch das ganze innere Deutschland bis zu den Ostseevölkern. Da Cäsars Unternehmen nicht auf alle suebische Stämme berechnet sein konnte, sondern blos auf einen davon dessen nähere Bezeichnung fehlt, so läßt sich nur vermuthen, daß es die suebischen Chatten, die Vorfahren der jetzigen Hessen, gewesen seien, wie auch Ariovist und die Mehrzahl der aus Gallien vertriebenen deutschen Schaaren diesem suebischen Volke angehört haben werden. Cäsar erreichte wenigstens so viel, daß die deutschen

Völker rechts vom Rhein zunächst nicht mehr an Angriffe auf Gallien, sondern nur auf ihre eigene Vertheidigung dachten und daß das ganze linke Rheinufer, auch wo es schon von deutschen Völkern besetzt war, von den Römern behauptet und zu den gallischen Provinzen geschlagen werden konnte. Denn Gallien hatte selbstverständlich den theuersten Preis an seine angeblichen Befreier zahlen müssen; nach krampfhaftem Widerstand war es von den Römern gänzlich unterworfen worden und die keltische Nationalität wurde hier in kurzer Zeit vollständig durch die römische verschlungen.

Als Augustus nach vielen Kämpfen Alleinherr des römischen Reiches geworden war, fand er die Nordgrenze Italiens noch wenig geschützt. Die meisten Alpenpässe waren noch in den Händen unabhängiger Völker aus rhätischem und keltischem Stamme. Im Jahre 15 v. Chr. wurden diese Völkerschaften durch römische Heere von zwei Seiten, von Gallien und Italien her angegriffen. Die Römer fanden überall den erbittertsten Widerstand, besonders in den Hochgebirgen des jetzigen Tirols. Doch schon nach 3 Jahren konnte die Unterwerfung aller dieser Alpenvölker, soweit sie nicht im Kriege völlig ausgerottet waren, als vollendet gelten. Das Land von den Alpen bis zur Donau und vom Lech bis an die jetzige ungarische Grenze war von nun an als Rhätien mit Vindelicien und Noricum römische Provinz. Zahlreiche befestigte Lager, Burgen und ummauerte Städte mit starken Besatzungen, durch ein allmälig entstehendes Netz vortrefflicher Straßen verbunden, sollten das Land sichern und die Linie der Donau, die jetzt als Nordgrenze des Reiches galt, gegen den Andrang der Deutschen bewahren.

Aber die Römer begnügten sich sehr bald nicht mehr mit der festen Stellung die sie hinter dem Rhein und der Donau einnahmen. Sie giengen zum Angriff auf die deutschen Stämme jenseit dieser beiden Ströme über. Schon im Jahre 12 v. Chr. begann Drusus, der jüngere der beiden Stiefsöhne des Kaisers, die von da an oft wiederholten Versuche Niederdeutschland von der Nordsee her anzugreifen, aber schon dieses erste Mal glückte es den Römern nicht. Die Landung der römischen Flotte wurde durch einen Zufall, wie die Römer angeben, vereitelt. Deshalb sollte es im nächsten Jahre auf dem Landwege versucht werden. Vom Niederrhein aus drang Drusus am Rande des nordwestdeutschen Tieflandes in östlicher Richtung bis zur Weser vor. Dort angelangt sah er sich veranlaßt auf eilige Rückkehr zu denken. Ringsumher hatten sich alle deutschen Stämme erhoben und auf seiner Rückzugslinie fehlte es ihm an allen festen Stützpunkten. Das folgende Jahr wandte er zu umfassenden Vorbereitungen für einen neuen Feldzug an. Von dem jetzigen Mainz an bis zur Mündung des Rheines wurden mehr als 50 befestigte Lager mit ständigen Besatzungen, bewaffneten Flottillen, Material zu Brücken, kurz allen möglichen Kriegsvorräthen errichtet, ja einige derselben als vorgeschobene Posten weit im Lande hinein auf dem rechten Ufer des Stromes. So begann er im Jahre 9 v. Chr. von Mainz aus seinen dritten größeren

Digitized by Google

Feldzug der ihn bis an die Elbe führte. Aber hier sah er sich gezwungen wieder ohne wirkliches Ergebniß umzukehren und auf dem Rückweg endete er durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde sein Leben.

Sein Nachfolger war Tiberius, sein älterer Bruder, einer der gefährlichsten Feinde welche unser Volk je gehabt hat. Er blieb zunächst nur ein Jahr in seiner Stellung als Oberbefehlshaber der römischen Heere in Deutschland, aber da er während der Regierung des Augustus nicht weniger als neunmal gewöhnlich unter den schwierigsten Verhältnissen nach Deutschland geschickt wurde, so bildete er sich zu dem gründlichsten Kenner der deutschen Zustände aus. Er war kein Freund von weit ausgedehnten Feldzügen, obgleich es ihm persönlich durchaus nicht an Feldherrntalent mangelte. Aber mit seinem durchdringenden praktischen Blicke sah er wohl daß die bisherigen Kriege nur dazu geführt hatten größere Völkermassen aufzurühren und mit einander zu verbinden. Diese Verbindungen suchte er möglichst zu zerstören und sparte kein Mittel welches dazu führen konnte. Bestechungen und Ehrenbezeugungen aller Art wurden an die einflußreichsten Häupter der einzelnen Völkerschaften verschwendet, eine Unzahl einzelner deutscher Männer, auch wohl ganze Gefolgschaften sammt ihren Führern gegen glänzenden Sold in römische Dienste gelockt, junge Leute aus den angesehensten Familien unter den vortheilhaftesten Anerbietungen bewogen sich nach Italien, nach Rom zu begeben, um dort mit der römischen Ueppigkeit bekannt zu werden, wodurch sie von selbst der rauhen Einfalt des damaligen deutschen Lebens entfremdet werden mußten, während sie andererseits wieder für die Treue ihrer Stammesgenossen bürgen konnten. Die uralten Feindseligkeiten zwischen den einzelnen deutschen Völkerschaften wurden auf alle Weise genährt, neue Streitpunkte künstlich geschaffen und dadurch blutige Kriege entzündet, welche römische Vermittelung schlichtete. So wurden tausend grobe und feine Fäden angeknüpft welche allmälig das ganze deutsche Volk umgarnen sollten, ein Volk von so schlichter und einfacher Sinnesart daß es die Römer zwar niemals für einfältig, aber wohl für sehr leicht zu betrügen hielten. Daneben erhoben sich in aller Stille, aber mit der größten Ausdauer und in bewundernswürdig kurzer Zeit ausgeführt, an allen das Land und seine Wasserverbindungen beherrschenden Stellen römische Zwingburgen: Straßen und Kanäle entstanden durch bisher unwegsame Gegenden. So wurde zuerst der zugänglichste Theil Deutschlands, das Flachland zwischen Niederrhein und Weser für eine vollständige Einverleibung in den römischen Reichsverband bestens vorbereitet. Auch bis in die Mitte des eigentlichen Deutschlands reichte schon der römische Einfluß. Der Südwesten, von der Rhein- und Donaulinie her flankirt, war ihm ohnehin vollständig ausgesetzt. Um sich in der althergebrachten Freiheit zu erhalten verließ ein berühmtes deutsches Volk suebischen Stammes, das markomannische, seine Heimath zwischen Main und Neckar und wandte sich in umgekehrter Richtung von der in welcher bisher alle deutschen Völkerzüge geschehen

waren, nach Osten. Sie besetzten das früher von den keltischen Bojern bewohnte Bojohaemum, Böhmen. Dort nahmen sie unter ihrem großen Kriegsführer und bald auch König, Maroboduß, eine durch tüchtige Kriegsverfassung so drohende Stellung ein daß sie den Römern große Besorgnisse erregten. Im Jahre 6 n. Chr. sollten die Markomannen deshalb von zwei Seiten her, von Nordwesten und Süden, durch gewaltige römische Heeresmassen und erkaufte deutsche Bundesgenossen angegriffen werden. Aber ein furchtbarer Aufstand im Süden der Donau, in den römischen Provinzen Dalmatien und Illyrien zwang die Römer diese Pläne aufzugeben. Sie waren von nun an zufrieden daß die Markomannen die Donaugrenze nicht verletzten, ohne die Ausdehnung ihrer Herrschaft über viele deutsche und nichtdeutsche Stämme verhindern zu können.

Auch in Nordwestdeutschland änderte sich das Glück der Römer. Der Statthalter Quinctilius Varus wußte sich nicht in das bisher befolgte System hinein zu finden; mancherlei Unklugheiten reizten einzelne Stämme. Arminius, ein heldenmäßiger und kluger, auch mit römischer Cultur und Kriegskunst vollständig vertrauter Mann aus dem königlichen Hause des Volkes der Cherusken, die damals im Norden des Harzgebirges bis an die Weser wohnten, verstand es eine Verbindung seines eigenen und der benachbarten Stämme, besonders der Chatten, der Bructerer und Marsen im heutigen Westfalen, zu Stande zu bringen. Der Hochmuth des Varus und sein blindes Vertrauen auf das auserlesene römische Heer, welches etwa 40000 Mann Kerntruppen stark in den Wesergegenden stand, ließ die Verbündeten alle Anstalten zum Untergange der Römer ungestört treffen. Endlich, als rings umher Aufstände bei bisher befreundeten Stämmen ausbrachen, erkannte Varus seine Lage und versuchte es sich nach dem Rhein hin durchzuschlagen. Aber in den westlich vom heutigen Detmold sich erhebenden Waldgebirgen, welche die Römer silva Teutoburgensis nennen, wurde er von den Deutschen auf allen Seiten eingeschlossen und sein Heer nach verzweifeltem Widerstand in dreitägiger Racheschlacht gänzlich vernichtet, im Herbste des Jahres 9 n. Chr. Die ganze römische Welt wurde durch diese Niederlage in einen Schrecken versetzt der in gar keinem Verhältniß mit seiner Ursache stand. Es lebte das rathlose Entsetzen der Zeit der Kimbernkriege wieder auf. Selbst in Rom zitterte man vor einem Einbruch der Deutschen in Italien. Diese aber begnügten sich damit alle römischen Kastelle und Schanzen zwischen Weser und Rhein noch im Laufe desselben Herbstes und Winters anzugreifen, zu erobern, die Besatzungen und alle versprengten Römer niederzumachen und so die Früchte 20 jähriger Bemühungen in wenigen Monaten zu vernichten.

Als die Deutschen ruhig am Rheine Halt machten, wuchs den Römern wieder allmälig der Muth. Sie dachten zwar nicht mehr an eine dauernde Knechtung der inneren deutschen Völker, wohl aber an Rache für die Schlacht im Teutoburger Wald. Germanicus, der Neffe und Adoptivsohn des im Jahre

Digitized by Google

14 n. Chr. auf den Thron gelangten Tiberius, drang seinem Oheim die Einwilligung und die Mittel dazu ab. Er begann vom Niederrhein aus in den Jahren 14 und 15 n. Chr. Verheerungszüge gegen die Marsen und die Chatten. Diesmal wollten die Römer versuchen durch die barbarischste Behandlung die Deutschen zu strafen und zu schrecken; er überraschte die Marsen mitten in einem großen Feste, in dem heiligen Haine ihrer Göttin Tanfana. Das Heiligthum wurde verbrannt, das wehrlose Volk, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied erbarmungslos niedergemetzelt, die Saatfelder gründlich verwüstet, die Heerden getödtet oder fortgetrieben, die Wohnungen zerstört. Gleiches geschah den Chatten, deren Hauptort und Volksheiligthum, Mattium, damals zu Grunde gieng. Zuletzt kamen die Cherusker an die Reihe. Germanicus versuchte wie einst sein Vater Drusus von der Nordsee her einen Einfall in das Herz von Niederdeutschland. Noch immer stand hier Arminius als gebietender Feldherr an der Spitze seines Volkes. Es erfolgte eine Schlacht die mit dem Rückzug der Römer endigte. Was im Jahre 15 n. Chr. mißglückt war, sollte im Jahre 16 n. Chr. noch einmal versucht werden. Bei Idisiaviso an der mittleren Weser und kurz darauf an einem anderen ungenannten Orte standen die Römer und die Cherusker in zwei blutigen Schlachten einander gegenüber. In beiden wurden die Römer wenigstens nicht geschlagen, erlitten aber so furchtbare Verluste daß sie sich wieder zum Rückzug entschließen mußten. Dabei gieng ein großer Theil des Heeres der auf der Ems eingeschifft war durch Sturm zu Grunde. Nach so mißlichen Ergebnissen konnte es Tiberius wagen seinen Neffen, den Liebling der öffentlichen Meinung, zurückzuberufen und sein perfides System der Verhetzung und Umgarnung wieder in Anwendung zu bringen.

Es darf wohl schon solchen von Neuem wirksamen Einflüssen, jedenfalls aber der persönlichen Einwirkung des Kaisers zugeschrieben werden daß kurz darauf, schon im Jahre 17 n. Chr., zwischen den beiden schlagfertigsten deutschen Völkermassen im Norden und Süden, den Cheruskern und den Markomannen Krieg ausbrach. Zwar gelang es Arminius nicht den Marobodus im Felde zu besiegen, aber der Abfall mehrerer unterworfener Völker und Parteigetriebe bei den Markomannen selbst machten es dem Catualda, einem markomannischen Flüchtling, möglich mit einer ganzen Schaar Verbannter heimzukehren und sich der Burg des Marobodus und seiner Schätze zu bemächtigen. Marobodus sah nun keinen anderen Ausweg als sich an die Römer um Hülfe zu wenden. Wirklich erschien auch ein römisches Heer an der Donau, aber nur um eine höchst zweideutige Stellung einzunehmen. Dem markomannischen König, dem Gebieter so vieler Völker, dem einstigen Kriegsherrn von 70000 Mann Fußvolk in schwerer Rüstung und 4000 Mann Reiterei blieb nichts Anderes übrig als sich den Römern, die so lange vor ihm gezittert hatten, auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie gewährten ihm freie Haft in Ravenna, nicht aus besonderer Großmuth, sondern wie sie selbst naiv genug

erklärten, um ihn als Schreckmittel für Deutschland aufzusparen. Doch fand sich keine Gelegenheit ihn zum Verderben seines Volkes zu gebrauchen und so starb er nach 18 thatenlosen Jahren, 37 n. Chr. als römischer Staatsgefangener zu Ravenna.

Durch den Sturz des markomannischen Reiches war Arminius auf die Höhe seiner Heldenlaufbahn und seines Ruhmes durch ganz Deutschland gelangt. Aber auch ihm drohete ein jäher Untergang. Er versuchte es seine Stellung als stäts siegreicher Feldherr zur Verstärkung seiner königlichen Gewalt, vielleicht in der Art des Marobodus, zu benutzen. Es entstand im Jahre 21 n. Chr. eine Verschwörung im königlichen Hause, an welcher seine nächsten Verwandten Antheil nahmen. Durch sie wurde er im 37. Jahre seines Alters, 21 n. Chr. gestürzt und ermordet. Die Cherusker, deren Name durch Arminius rasch der berühmteste aller deutschen Völker geworden war, sanken nach dem Untergange ihres größten Helden ebenso rasch in völlige Nichtigkeit, um erst geraume Zeit später unter anderem Namen eine neue glänzende Laufbahn zu beginnen.

Nun waren die Wege der Römer in Deutschland wieder um vieles ebener worden, doch giengen sie, durch die Erfahrung gewarnt, mit größerer Vorsicht als einstmals vor der Schlacht im Teutoburger Walde zu Werke. Die Rhein- und Donaufestungslinie wurde möglichst verstärkt, auch manche der zerstörten Kastelle auf dem rechten Ufer wieder errichtet. Allenthalben suchte man die alten Freundschafts- und Bundesbeziehungen wieder anzuknüpfen. Es waren besonders die Völker vom Niederrhein bis zur Elbmündung, die Bataver, Frisen, Chauken, bei denen die römischen Verlockungen von jeher am meisten und auch jetzt wieder fruchteten. So pflegte die junge Mannschaft der Bataver regelmäßig in das römische Heer einzutreten, um dann als Veteranen römische Sitte und Gesinnung in ihre Heimath zurückzubringen. Aber auch manche Völker des inneren Deutschlands, so vor allen die Hermunduren, ließen sich von dem Blendwerk der römischen Freundschaft täuschen; während sie als Freunde des römischen Reiches galten, führten sie im Jahre 59 n. Chr. jenen erbitterten Krieg gegen die Chatten, der schon früher erwähnt worden ist.

Doch im Jahre 70 n. Chr. erlitt diese Freundschaft eine kurze, aber verhängnißvolle Unterbrechung. In Folge von mancherlei Bedrückungen, welche sich die Römer bei ihren batavischen Bundesgenossen hatten zu Schulden kommen lassen, erhoben sich diese unter einem Manne ihres Adels, den wir nur mit seinem römischen Namen Claudius Civilis kennen, in einem Momente wo das römische Reich nicht weniger als drei sich gegenseitig bekämpfende Kaiser hatte, und schlugen mehrere am Niederrhein stehende Heere. Civilis setzte sich mit angesehenen Galliern die ihr Vaterland von Rom unabhängig machen wollten, in Verbindung, ebenso mit deutschen Stämmen,

namentlich den Bructerern. Doch die Gallier blieben nicht einig und unterlagen den Römern, die deutschen Verbündeten trennten sich. Claudius Civilis mußte sich begnügen daß die Römer wieder die früheren Bundesverhältnisse mit den Batavern eintreten ließen. Die friedlichen Beziehungen der Römer zu Deutschland dauerten von nun mit Ausnahme einiger nicht in Anschlag zu bringenden Störungen beinahe volle hundert Jahre. Im Laufe derselben wurde ein großer Landstrich in dem Winkel zwischen Ober- und Mittelrhein und den Quellen der Donau, der größte Theil des heutigen Badens und Würtembergs, unter dem Namen der agri decumates in römische Provinz umgewandelt. Die Bevölkerung, ein Gemisch von Kelten und Deutschen, wurde durch eine Menge römischer Ansiedelungen und Städtegründungen vollständig zu Römern gemacht. Zu dem Schutze dieses schönen Landes erhob sich nach und nach ein wahres Riesenwerk, eine Reihe zusammenhängender Befestigungen, die von Kehlheim an der Donau bis zur Einmündung der Lahn in den Rhein reichten. Ihre gewaltigen Trümmer sind noch jetzt unter dem Namen Pfahlhecke, Teufelsmauer, Teufelsgraben, an vielen Orten erhalten. Diese Befestigungslinie wurde später immer mehr verstärkt, aber erreichte so wenig ihren Zweck wie die berühmte chinesische Mauer, mit der sie an kolossalen Verhältnissen allein zu vergleichen ist. Einstweilen aber blüheten hinter ihr und hinter den älteren Befestigungen an der Donau und am Rhein römische Bildung und Ueberbildung so üppig auf, wie nur irgend in den gesegnetsten Theilen von Afrika, Gallien oder Hispanien.

Der Friede an der römisch deutschen Grenze wurde zuerst an der mittleren Donau bedenklich wieder gestört. Der furchtbare Name der Markomannen lebte in einem neuen Bunde deutscher, sarmatischer und scythischer Völkerschaften vom Maine bis zur Donaumündung wieder auf. Außer den Markomannen selbst traten als wichtigste deutsche Bundesgenossen die Varisten, die Hermunduren, die Quaden ein. Ihr Ziel war jenseit der Donau auf römischem Gebiet Eroberungen zu machen, wo möglich Rom selbst zu plündern. Im Jahre 165, wo der Einbruch der Deutschen ins römische Gebiet bevorstand, zog ihnen der damalige Kaiser Marcus Aurelius selbst an die Donau entgegen, überschritt den Strom und schlug die Verbündeten, erhielt auch von ihnen die Versicherung von Frieden und Unterwürfigkeit. Kaum war er wieder in Rom, so brachen sie den Frieden, überschwemmten ganz Pannonien, das heutige westlich von der Donau gelegene Ungarn, Slavonien ꝛc. ja ein furchtbares Heer drang bis Aquileja, damals eine der größten und festesten Städte am adriatischen Meere vor. Indessen gelang es dem Kaiser doch sie wieder über die Donau zu werfen, ja er gieng zum zweiten Male über den Strom, aber mit demselben ungenügenden Erfolge wie früher. Mitten in seinen Unternehmungen starb Marcus Aurelius zu Vindobona, Wien. Sein Sohn Commodus beendete den unheilvollen Krieg noch in demselben Jahre 180 eiligst aber schmählichst durch Friedens- und Freundschaftsverträge die er von

den einzelnen feindlichen Völkerschaften erkaufte. Er gewährte ihnen Vortheile aller Art, große Geschenke, auch jährliche Tributzahlungen.

Der markomannische Krieg macht einen bedeutenden Einschnitt in den Beziehungen der deutschen Völker zu den Römern. Auf Seite der Römer vereitelte die von Tag zu Tag merkbarere Entkräftung des Reiches und eine lange Reihe von schwachen oder ganz in sinnliche Genüsse versunkenen Kaisern, fortan jede durchgreifende Unternehmung um die deutschen Völker wenigstens so weit niederzuwerfen, daß sie das römische Reichsgebiet unangetastet ließen. Denn die ehemaligen Träume einer vollständigen Unterjochung Deutschlands waren von den Römern nunmehr längst aufgegeben. Im Gegentheil zog jetzt die Ahnung immer deutlicher durch ihre Seelen daß die deutschen Völker bestimmt seien der römischen Weltherrschaft einstmals ein Ende zu machen. Andererseits erwiesen sich die Deutschen schon in und noch mehr nach dem markomannischen Kriege als ungleich gefährlichere Feinde wie 100 Jahre früher. Nach den herben Erfahrungen zweier Jahrhunderte, in denen mehr als einmal das Dasein der meisten Stämme und die Zukunft der ganzen Nation auf dem Spiel gestanden war, verbreitete sich allmälig ein klares Bewußtsein der drohenden Gefahren durch viele Theile Deutschlands und lenkte die Blicke von den inneren Zwistigkeiten und Sonderinteressen, die zum Heil für die Römer bisher so viel deutsches Blut gekostet hatten, dauernd nach Süden und Westen. Man kam zur Einsicht daß man in der bisherigen Zersplitterung in kleine Völkerbruchtheile nichts vermochte. So schlossen sich von nun an größere Völkermassen nach ihrer Stammesverwandtschaft zusammen. Daher erklärt sich auch daß vom Ende des zweiten Jahrhunderts an die bis dahin gebräuchlichen Namen der einzelnen Völkerschaften vor den großen Gesammtnamen mehr und mehr, wenigstens für die Fremden, verschwanden. In Deutschland selbst blieben sie noch in Gebrauch, so gut wie die alten Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Gliedern der größeren Massen nur gemildert und abgeschliffen, aber keineswegs ausgeglichen wurden. Zugleich erfaßte alle die deutschen Völker welche den Grenzen des römischen Reiches anwohnten, eine nicht mehr zu zügelnde Lust nach Krieg und Beute, bald auch nach dauerndem Besitz in den reichen Ländern des Südens und Westens, eine krampfhafte Unruhe und ein rastloses Vorwärtstreiben das in dieser Allgemeinheit früher niemals in dem Wesen des deutschen Volkes hervorgetreten war. Dagegen vermochten die Römer sehr bald nichts aufzubieten als deutsche Kräfte selbst. Wie von Anfang an, so hielten sie auch jetzt noch immer die Gewohnheit fest einzelne Leute oder ganze Haufen deutschen Stammes in ihr Heer einzureihen. Je heftiger der Andrang der Feinde wurde und je mehr die Bevölkerung ihrer eigenen Provinzen nicht blos sittlich sondern auch körperlich verkam, desto häufiger griffen sie nach einem anderen, gleichfalls altgewohnten Mittel. Sie verpflanzten mit Güte oder Gewalt Massen von Deutschen, oft auch ganze kleinere Völkerschaften an die

Grenzen oder in das Innere ihrer Provinzen. Diese deutsche Bevölkerung lieferte ihnen fortan einen großen Theil ihres Heeres und war es fast allein die sich unter den hinsiechenden Völkern des Reichs eine frischere Lebenskraft zu bewahren vermochte, ohne daß jedoch dadurch der Untergang Roms dauernd aufgehalten werden konnte. Von dem Markomannenkriege an sind die Deutschen die Angreifenden wie es einst die Kimbern und Teutonen gewesen waren, und die Römer, wenn sie vor inneren Unruhen, Palastrevolutionen, Soldatenaufständen und furchtbaren Naturereignissen an ihre deutsche Grenze denken konnten, begnügten sich mit möglichst nachdrücklicher Vertheidigung. Gewöhnlich mußte man es in den Grenzprovinzen gehn lassen wie es eben gehn wollte und sie den unaufhörlichen Verwüstungszügen der Deutschen preisgeben.

Im Anfang des dritten Jahrhunderts, etwa 213 n. Chr. trat an der unteren Donau und am schwarzen Meere eine Völkermasse gleicher Abstammung unter einem Gesammtnamen den Römern zum ersten Mal entgegen. Es war das weit verzweigte gothische Volk dessen Kern in alter Zeit östlich von der Weichsel gewohnt hatte. Von da aus hatte es sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts n. Chr. süd- und südostwärts verbreitet, ohne daß verlässige Nachrichten im Einzelnen darüber Auskunft geben, hatte größere und kleinere verwandte Stämme mit sich verbunden und stand jetzt dicht an der römischen Grenze in einer höchst gefährlichen Stellung.

Um diese selbe Zeit trat auch das Volk der Alamannen hervor. Ihren Kern bildeten die kleinen suebischen Stämme zwischen Neckar und Main hart an der Grenze der Römer, aber sie verbreiteten sich bald von der Mainmündung bis an die Donau längs der ganzen römischen Grenze, die sie allenthalben mit ihren unwiderstehlichen leichten Reiterschaaren überschritten und Verheerung über die agri decumates und das mittlere Gallien, über Rhätien und Vindelicien, ja sogar über Oberitalien brachten. Als ein wichtiger Bestandtheil der großen alamannischen Völkermasse und doch wieder in einer gewissen Selbständigkeit zeigen sich damals schon die juthungischen Sueben. An ihnen haftete später allein der einst so weit verbreitete suebische Name, um sich endlich in der Form Schwaben auch auf einen großen Theil der verbündeten alamannischen Stämme auszudehnen.

Etwas später als die Alamannen trat der große fränkische Stamm hervor, nördlich von den Alamannen, am rechten Ufer des Rheines bis zu seiner Mündung hin und bald auch, namentlich an dem Unterlauf des Stromes, auf dem linken Ufer. Seinen doppelten Mittelpunkt bildete das Volk der Sicambern, damals nördlich von der Lippe wohnhaft, und das chattische, das sich mehr und mehr westlich nach dem Rhein auszubreiten begann.

Noch später, in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, erschienen die Sachsen, deren Name schon 150 Jahre vorher in den unteren Elbgegenden den Römern bekannt worden war, als ein weit verzweigtes Volk. Sie um-

faßten eine Menge von kleineren Völkerschaften des nordwestlichen Deutschlands, zwischen der Elbe und der Ems, dem Harz und der Nordsee, unter denen besonders die Cherusker, Angrivarier, Chauken Erwähnung verdienen, zu denen sich später auch noch die Bructerer gesellten. Auf keiner Stelle unmittelbare Nachbarn der Römer wußten sie sich schnell im Verein mit den Frisen und Franken der Herrschaft über die Nordsee zu bemächtigen. Mit ihren zahllosen leichten Piratenschiffen beunruhigten und verheerten sie alle Küsten des römischen Reiches, am meisten und gründlichsten die ihnen zunächst gelegenen von Gallien und Britannien. Sie waren bald nicht weniger lästige und gefährliche Feinde der Römer als die Alamannen, die Gothen und Franken, vor denen sie sich durch noch größere Tollkühnheit und Wildheit wie sie das Seeräuberleben mit sich bringt auszeichneten.

Endlich um 290 n. Chr. werden auch die Burgunden als neue Feinde des römischen Reiches genannt. Ihr Name war den Römern schon früher von der Ostsee her zu Ohren gekommen, jetzt wohnten sie hinter den Alamannen am Main und längs der römischen Grenze zur Donau hin, um bald wie ihre Nachbarn sich nach dem Rheine und über den Rhein auszubreiten.

Die nächste große Gefahr welche das Dasein des römischen Reiches in Frage stellte, kam von dem gothischen Volke. Alles plündernd und zerstörend überschwemmten gothische Schaaren die römische Provinz Dacien, das heutige östliche Ungarn, Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, und Mösien, die heutige Bulgarei und Serbien. Die Römer machten verschiedene unglückliche Versuche der Abwehr, so im Jahre 251, wo der tapfere Kaiser Decius selbst bei einer gänzlichen Niederlage seines Heeres in den Sümpfen der Donau seinen Tod fand. Von nun an gab es keine Gegend der ganzen illyrischen Halbinsel die vor ihnen sicher war, ja sie wagten mit dem glücklichsten Erfolge vom schwarzen Meere her Piratenzüge bis ins mittelländische. Auf einem derselben eroberten und zerstörten sie Athen, Argos, Sparta und verbrannten auf dem Rückweg den Tempel der Diana in Ephesus. Aber der Kaiser Claudius, der erste einer Reihe glücklicher Soldatenkaiser, zwang sie 269 bei Naissus in Obermösien zum Rückzug und sein Nachfolger Aurelianus warf sie wieder über die Donau. Doch sah sich derselbe Kaiser genöthigt ihnen die große und reiche Provinz Dacien gänzlich zu überlassen.

Auch an der oberen Donau und am Rheine stellte die Tüchtigkeit und Kriegserfahrung des Kaisers Probus 276—282 geordnetere Verhältnisse wieder her. Er schlug die Franken die sich im nördlichen Gallien schon vieler großer und fester Städte bemächtigt hatten und sich dort dauernd niederzulassen gedachten, über den Rhein zurück. Es gelang ihm auch die Alamannen und die Burgunden über die Grenze der agri decumates zu treiben und diese durch Wiederherstellung und Vollendung des großen Befestigungssystemes wie er hoffte dauernd zu schützen. Probus wagte es sogar, was seit langer Zeit kein

Römer gewagt hatte, die Deutschen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Sein Glück und seine Tapferkeit erreichten es, daß viele Stämme des Südwestens sich zu Friedens- und Unterwerfungsverträgen mit den Römern bequemten, daß 16000 alamannische Jünglinge in das römische Heer eingereiht werden konnten und Theile einiger deutscher Völkerschaften sich freiwillig oder gezwungen auf römisches Reichsgebiet verpflanzen ließen.

Aber das Uebergewicht der Römer dauerte nicht lange. Bald nach Probus Tode traten genau wieder die alten Zustände ein. Die immer wiederholten Angriffe der Deutschen an den zwei großen Stromgrenzlinien, dazu die stäts bedenklicheren Seezüge der Franken und Sachsen, veranlaßten hauptsächlich den Entschluß des Kaisers Diocletian 285 das große Reich, der besseren Grenzaufsicht halber, zu theilen, was von nun an eine beinahe immer befolgte Maxime der späteren Kaiser wurde.

In der That brachte dies neue System wenigstens für 90 Jahre, von 285-376, im Allgemeinen eine Art von Sicherheit und Festigkeit der Grenze zu Wege, wie sie in dem Jahrhundert vorher unbekannt gewesen waren. Aber niemals erlosch der stürmische Andrang der Deutschen, trotz vieler furchtbarer Niederlagen die ihnen von Constantius Chlorus, Galerius, Constantin dem Großen, vor allen von Julian zugefügt wurden. Immer neue Schaaren von Franken, Alamannen und Burgunden wuchsen gleichsam aus der Erde, wenn die Römer nach einer blutigen und meist verrätherischen Metzelei ein deutsches Volk vertilgt zu haben meinten. Jetzt wurden alle die althergebrachten Mittel zur Unterwerfung oder doch zur Einschüchterung der Deutschen in der äußersten Maßlosigkeit der Verzweiflung angewandt. Die wildeste Grausamkeit in der Kriegsführung und Behandlung der Gefangenen sollte die siegesgewissen Feinde schrecken. So ließ ein Constantin der Große gefangene fränkische Fürsten den Bestien im Cirkus vorwerfen und Julian auf dem Schlachtfelde von Straßburg die gefallenen Alamannen unbestattet als eine Beute der Thiere liegen, nach römischer und deutscher Ansicht die ärgste Schmach die er ihnen anthun konnte. Ebenso wurden aber auch alle Kunstgriffe der Bestechung und Verführung in größtem Maßstabe versucht. Dieselben Deutschen wurden durch die glänzendsten Aussichten auf Gold, Rang und Wohlleben massenweise in römische Dienste gelockt. Die Paläste der Söhne des Constantin wimmelten von fränkischen Höflingen. An der Spitze der römischen Heere standen Franken, alle Staatsgeschäfte lagen in ihrer Hand. Aber alles dies konnte das Verhängniß des Reiches nur aufhalten, nicht abwehren, und dieselben, die heute noch theuer bezahlte Freunde des römischen Reiches waren, erwiesen sich morgen als seine erbittertsten Feinde.

Nur an der unteren Donau war es im Vergleich mit den übrigen Grenzen des Reiches zeitweise ruhiger. Ein heldenhafter König, Ermanarich, in der Sage und Dichtung aller germanischen Völker viel genannt, hatte die

östlichste gothische Völkerschaft der Greuthungen zum Kern eines weit ausgedehnten Reiches gemacht. Es erstreckte sich nicht blos über die meisten gothischen Stämme, ihm dienten auch zahlreiche fremde Völker scythischen, finnischen und slavischen Ursprungs. Ermanarich vergalt die leicht erklärliche rücksichtsvolle Friedfertigkeit welche die Römer ihm gegenüber zeigten, durch Schonung der römischen Grenzen. Dagegen hatten die römischen Donauprovinzen in Athanarich, dem Fürsten des westlichsten gothischen Stammes, der Therwingen, einen sehr gefährlichen und unruhigen Nachbar, der jede Gelegenheit benutzte um den Römern Noth zu bereiten.

Aber gerade an der unteren Donau traf das römische Reich ein Schlag welcher in seinen unmittelbaren Folgen der römischen Herrschaft im Westen unseres Welttheils ein Ende machte, während sich im Osten noch einige Trümmer des großen Reiches ein Jahrtausend länger behaupten sollten.

Die Hunnen, ein Volk tatarischen Stammes, hatten von der Nordwestgrenze Chinas ausziehend schon bis sie zum caspischen Meere kamen eine Menge von verwandten Nomaden mit sich amalgamirt, oder auch als selbständige Bundesgenossen zur Waffengemeinschaft bewogen. Sie schwollen dadurch zu einer zahllosen Masse an, die in ihrer fremdartigen Bestialität selbst unter den nicht verweichlichten deutschen Völkern, wie viel mehr unter den Bewohnern des römischen Reiches, Entsetzen verbreitete. Als sie unaufhaltsam vorwärtsdringend den Don überschritten, begann in Europa jene Periode des wüstesten Völkertreibens welche man gewöhnlich mit dem Namen der Völkerwanderung schlechtweg bezeichnet. Die scythischen Stämme an den Ufern des Dons, die Alanen, wurden gezwungen, wie es allen östlichen Völkern ergangen war, sich den Hunnen anzuschließen und mit ihnen vereint auf die Gothen loszugehn. Das große Gothenreich widerstand diesem Angriff nicht lange, wozu Aufstände der unterworfenen fremden Völkerschaften das Meiste beitrugen. Der greise Ermanarich verzweifelte an dem Geschick seines Volkes und gab sich selbst den Tod. Seine Nachfolger waren nicht glücklicher als er und so zerfiel das Reich in Trümmer. Ein Theil der östlichen Gothenvölker trat in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den Hunnen, ein kleiner Theil der westlichen Gothen unter Athanarich warf sich in die Karpathen und suchte sich dort zu behaupten. Ein größerer Theil von ihnen verlangte von dem Kaiser Valens Aufnahme in das östliche römische Reich.

Im Jahre 376 wurde ihnen diese gewährt. Es wird angegeben daß 200,000 streitbare Männer, also mit Weibern, Kindern und Knechten mindestens 1½ Millionen Menschen, damals unter Alaviv und Fritigern über die Donau gezogen seien. Eine Hauptbedingung ihrer Aufnahme in Schutz und Unterthänigkeit bestand in dem Versprechen das Heidenthum zu verlassen und Christen zu werden, denn seit Constantin dem Großen waren die Kaiser und die Masse der Bevölkerung des römischen Reiches christlich.

Schon vor dem Einbruch der Hunnen war das Christenthum den Gothen

Digitized by Google

nicht unbekannt. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts hatten römische Missionäre zunächst unter den Therwingen zahlreiche Bekehrungen bewirkt. Es waren das die ersten Wurzeln die das Christenthum in einem selbständigen echt deutschen Volke schlug. Aber als Religion der Volksfeinde wurde es heftig verfolgt, namentlich von Athanarich. Seine Bekenner sahen sich genöthigt auf römisches Gebiet zu flüchten. Sie waren so zahlreich, daß sie auf fremdem Boden eine nationalgothische Kirche gründen konnten für deren Pflege und Gedeihen während der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts der gothische Priester und nachherige Bischof Ulfila ein ganzes Leben voll der größten Anstrengung verwandte. Er schuf für seine Kirche und sein Volk eine selbständige Literatur in heimischer Sprache, der erste Anfang einer deutschen Literatur überhaupt. Er begann dabei methodisch mit der Gründung einer eigentlichen deutschen Buchstabenschrift, wozu er seine nationalen Runen in geschickter Umbildung und Anlehnung an das griechisch-lateinische Alphabet benützte. Von ihm und aus dieser Zeit stammen wahrscheinlich auch die noch vorhandenen Bruchstücke einer gothischen Uebersetzung der ganzen Bibel, alten und neuen Testamentes, eine Arbeit von unermeßlicher Mühseligkeit und bewundernswürdiger Treue und Gediegenheit, zugleich das älteste Sprachdenkmal aller germanischen Völker, nicht blos der eigentlich deutschen.

Die Bekehrung des Jahres 376 erfolgte begreiflich sehr tumultuarisch. Es bedurfte langer Zeit nicht blos bis das Christenthum wirklich in die Herzen der Neubekehrten drang, sondern auch bis die anstößigsten Spuren des Heidenthums etwas verwischt waren. Damals hatte im östlichen römischen Reiche das halbarianische Glaubensbekenntniß die Oberhand und der Kaiser Valens selbst war sein fanatischer Anhänger und der eifrigste Verfolger der Katholiken. Auch Ulfila und der größere Theil der schon länger bekehrten Gothen waren Halbarianer. So verstand es sich von selbst daß diese erste Massenbekehrung die Deutschen zum Arianismus, nicht zum Katholicismus führte. Gothische Missionäre trugen dann ihr heimisches Christenthum auch zu den anderen deutschen Oststämmen, zu den übrigen Gothen, zu Gepiden, Vandalen, Herulern, Rugiern, Langobarden, ja bis tief ins Innere von Deutschland. Die meisten dieser Völker hatten mit ihrem heimathlichen Boden auch die eigentlichen Wurzeln ihrer volksthümlichen Religion verloren und bequemten sich leicht den äußeren Formen des Christenthums an. In der arianischen Fassung der gothischen Kirche erhielt es unter den Deutschen schnell eine Art von nationaler Bedeutung, zumal da gleichzeitig der Katholicismus in der römischen Welt den Arianismus ganz verdrängte.

Als man die Gothen in die Donauprovinzen des römischen Reiches aufnahm, hatte man die Absicht sie dauernd anzusiedeln um aus ihnen eine tüchtige Grenzbevölkerung zu gewinnen, wie man so oft Deutsche deshalb in das römische Reich verpflanzt hatte. Bis feste Landanweisungen ertheilt wer-

den konnten, sollten die Gothen wie billig auf Kosten des römischen Staates verpflegt werden. Die neuen Unterthanen waren aber nicht blos sehr zahlreich, sondern auch mit ihren deutschen Begriffen von Freiheit und Ehre sehr wenig geneigt die Unterschleife und Bedrückungen der römischen Beamten ruhig zu erdulden. So kam es bald zu einer allgemeinen Erhebung gegen die Römer. Sie sollte mit Waffengewalt gedämpft werden, aber kleinere römische Heeresabtheilungen wurden aufgerieben und ganz Mösien und Thracien mit Mord und Brand erfüllt. Valens sah sich genöthigt in eigener Person herbeizueilen. Er traf die Gothen schon bis Adrianopel vorgedrungen und lieferte ihnen hier mit geringen Kräften eine Schlacht am 9. August 378, welche als die größte Niederlage der Römer nächst der bei Cannä gegen Hannibal endete. Der Kaiser selbst kam in der Schlacht um. Nun überschwemmten die Gothen ohne Widerstand die ganze illyrische Halbinsel, nur Adrianopel und Constantinopel konnten sie nicht erobern.

Theodosius, an Valens Stelle Kaiser in der Osthälfte des Reiches, so tüchtig und kriegerisch er auch war, wagte doch nichts im offenen Kampf gegen diese furchtbaren Feinde, denen auf die Nachricht des Sieges bei Adrianopel immer neue Schaaren zuzogen. An der Spitze einer derselben erschien auch jetzt wieder jener alte Feind der Römer, Athanarich. Endlich vermochten glänzende Land- und Soldanerbietungen die meisten einzelnen Haufen des Volkes zum Frieden und zum Eintritt in römischen Dienst zu bewegen und Gothen waren es die dem Theodosius im Jahre 394 auch die Herrschaft des Abendlandes erkämpfen halfen.

Nach dem Tode des Kaisers 395 und der neuen Theilung des Reiches in eine östliche und westliche Hälfte, verwickelten sich wieder die Beziehungen zwischen den Gothen und den Römern. Namentlich wußte Alarich, der blos der Tapferkeit seinen Platz an der Spitze großer gothischer Söldnerschaaren und damit eine Art von königlicher Stellung zu danken hatte, in Illyrien eine drohende Haltung grade an der Grenze beider Reiche einzunehmen, von wo er bald hierin, bald dorthin plündernd und zerstörend sich wandte, sobald man ihn nicht durch reichlichen Tribut unter der Form eines Jahrgeldes begütigte.

Andere gothische Schaaren, aber vermischt mit Bruchstücken der verschiedensten deutschen, sarmatischen und scythischen Stämme, fielen 405 unter einem Kriegsführer Hradagais, einem Gothen, in Italien mit furchtbaren Verwüstungen ein, wurden aber dort von Stilicho, dem Reichsverweser im Westen umzingelt, zum Theil vernichtet und die Ueberbleibsel zur Rückkehr über die Alpen gezwungen.

Zur Rettung Italiens hatte Stilicho die meisten Heeresabtheilungen die in den Rheinfestungen und überhaupt in Gallien standen, von dort weggezogen und damit dieses reiche Land wehrlos gemacht. Eine Fluth von meist deutschen Schaaren ergoß sich sogleich über den Rhein: Vandalen, die einst

Digitized by Google

an der oberen Oder, dann lange Zeit in Pannonien gesessen waren, Sueben, deren weitschichtiger Name wahrscheinlich die früheren Quaden verhüllt, Alanen, sowie Trümmer anderer Völkerschaften erschienen 406 vor Mainz und Worms, eroberten und zerstörten diese und noch eine ganze Anzahl der blühendsten Städte Galliens und überschwemmten das ganze Land bis an die Pyrenäen. Da sie diese nicht zu übersteigen vermochten, wandte sich der Strom wieder rückwärts und brachte nochmals unsägliche Verwüstungen über das südliche und mittlere Gallien, während zu gleicher Zeit im Norden Franken und Sachsen, im Osten Alamannen und Burgunden ganz ungestraft schalteten und walteten und sich dabei gewöhnlich noch Freunde und Bundesgenossen des römischen Reiches nannten. Im Jahre 409 gelang es endlich den Vandalen, Sueben, Alanen, die Pässe der Pyrenäen zu gewinnen und die damals reichste und blühendste Provinz der römischen Welt, Hispanien, wohin noch kein Feind gedrungen war, sich zu öffnen.

Im folgenden Jahre 410 schien überhaupt die letzte Stunde des römischen Reichs gekommen zu sein. Alarich, der nach Stilichos Tode keinen erheblichen Widerstand mehr in Italien zu finden erwartete, brach unter dem Vorwande rückständiges Jahrgehalt zu fordern von Illyrien aus in Oberitalien ein. 30,000 deutsche Soldaten, bisher in kaiserlichen Diensten, traten erbittert durch den Geiz und die Verrätherei des kaiserlichen Hofes zu ihm über. Der gothische Heerkönig zog nicht gegen Ravenna, die uneinnehmbar feste Residenz des damaligen Kaisers Honorius, sondern gegen Rom selbst. Hier ließ er sich zweimal durch hohe Contributionen abfinden und zum Abzug bewegen, unter andern durch 5000 Pfund Gold, 40,000 Pfund Silber, Specereien und Kostbarkeiten aller Art. Aber da die Römer die von ihm gestellten Bedingungen nicht erfüllten, erzwang er, zum dritten Mal heranrückend, am 24. August 410 den Eintritt in die Stadt. Doch betrugen sich die angeblichen Barbaren in der eroberten Stadt viel menschlicher, als die Römer es je in einem gleichen Falle, namentlich wenn es ein von Barbaren bewohnter Ort gewesen wäre, zu thun pflegten. Darauf wandte er sich mit seinem Heer nach Unteritalien, um ganz Italien sich zu unterwerfen, starb aber noch in demselben Herbste, erst 34 Jahre alt, bei Cosenza in Calabrien.

Sein vom Heere gewählter Nachfolger und Schwager, Ataulf, ließ sich wieder in Unterhandlungen mit dem Hofe in Ravenna ein. Nachdem man ihm zuerst Land in Tuscien, Toskana, angeboten hatte, schlug man ihm endlich vor als kaiserlicher Feldherr Gallien und Hispanien wieder zu erobern und dafür das südliche Gallien als Eigenthum zu erhalten. Er war es zufrieden, verließ mit seinem Heere Italien, durchzog das südliche Gallien, schlug jenseit der Pyrenäen Vandalen, Alanen und Sueben und drängte sie in den Nordwesten und Süden des Landes zurück. Nachdem er schon 415 gestorben war, giengen seine Verbindlichkeiten auf seinen Nachfolger Wallia über. Er eroberte dem Kaiser beinahe ganz Hispanien, gieng dann über die Pyrenäen

zurück und nahm das südwestliche Gallien, wie es ausbedungen war, als römischer Feldherr und König der Westgothen ein. Tolosa, Toulouse, wurde die Hauptstadt des neuen Reiches.

Weder bei Wallia noch bei seinen Nachfolgern war das Vasallenverhältniß gegen den römischen Kaiser ernstlich gemeint. Sie gebärdeten sich bald als ganz unabhängige Fürsten und versuchten mit Glück für sich selbst Hispanien zu gewinnen. Uebrigens ließ das westgothische Volk oder Heer, wie man es richtig verstanden wohl auch nennen darf, in kurzer Zeit Sitte und Sprache seiner neuen Landsleute und Unterthanen, der römischen Provinzialen dies= und jenseit der Pyrenäen, so stark auf sich einwirken daß es allmälig nur noch den Arianismus und sein besonderes deutsches Recht als Ueberbleibsel seiner deutschen Nationalität bewahrte, bis auch diese beiden vor dem Katholicismus und der Rechtseinheit mit den Römern verschwanden.

Durch die Ausbreitung der Westgothen in Hispanien sahen sich die Vandalen immer weiter in den Süden des Landes gedrängt. Gegen das Jahr 429 saßen sie schon längs der Südküste der Halbinsel in der Landschaft, die später wahrscheinlich nach ihnen Andalusien genannt wurde. Von dort aus nahmen sie unter ihrem Heerführer und König Genserich einer günstigen Gelegenheit wahr nach Afrika überzusetzen. 80,000 streitbare Männer stark traten sie in gewöhnlicher Weise in den Sold des römischen Reiches, zerfielen aber dann mit dem römischen Statthalter Bonifacius und bemächtigten sich als ebenso schlaue wie harte Eroberer dieser ungemein reichen, von Feinden noch unberührten Provinzen. Die römische Kolonie Carthago, die reichste, üppigste und verdorbenste Stadt der römischen Welt, fiel in ihre Hände und wurde der Mittelpunkt eines unabhängigen deutschen Staates. Genserich, unter den vielen heldenmäßigen und staatsklugen deutschen Heerführern oder Königen dieser Zeit jedenfalls der hervorragendste, begnügte sich nicht mit dem Besitz von Afrika. Mit seiner rasch geschaffenen Flotte bemächtigte er sich aller Inseln des mittelländischen Meeres, das er vollständig beherrschte. So wurde es ihm leicht in einem Beutezug 455 die Rache des alten phönicischen Carthagos, der Stadt Hamilcars und Hannibals an Rom zu vollziehen. Rom erfuhr diesmal daß seine deutschen Eroberer nicht immer von derselben Milde und Menschlichkeit erfüllt zu sein brauchten, wie Alarich und seine Gothen im Jahre 410.

Es war natürlich daß die Raubzüge sächsischer, frisischer und fränkischer Abenteurer nach den britannischen Küsten in diesen Zeiten der ärgsten Verwirrung immer häufiger und furchtbarer wurden. Die Provinz war jetzt von römischen Truppen entblößt und erwehrte sich nur mühselig des Andranges der wilden Gebirgsstämme im Norden, der Picten und Scoten. Verschiedene Versuche der römisch=britannischen Bevölkerung sich zu einem selbständigen Gemeinwesen zu gestalten und sich auf eigene Hand gegen ihre Feinde zu Land und zur See zu behaupten, führten nur zu größerer Zersplitterung der

Kräfte. Britannien fiel in eine Anzahl einzelner Herrschaften auseinander, an deren Spitze Fürsten aus dem heimischen Adel standen. Mehrere dieser Fürsten richteten ihre Blicke auf die deutschen Seeräuberschaaren die sich auch zu Lande stäts als unwiderstehliche Krieger bewährt hatten. Sie nahmen solche Leute in Sold und veranlaßten dadurch Schwärme ihrer Stammgenossen und anderer deutscher Völker, wie der suebischen Angeln die damals an der mittleren Elbe wohnten, und der Jüten, der deutschen Bewohner des heutigen Jütlands und Schleswigs, ihnen nachzufolgen und gleichfalls in britannische Dienste zu treten. Die hauptsächlichsten deutschen Einwanderungen dieser Art mögen in den Jahren 440—450 geschehen sein, doch sind alle Einzelheiten die davon gewöhnlich angegeben werden, so wie die meisten Namen, z. B. die bekannten des Hengist und Horsa, durchaus sagenhaft. Gewiß ist nur daß sich schon vorher sehr viele Deutsche sächsischen, frisischen und fränkischen Stammes an der Südküste des Landes festgesetzt hatten, die sich dann mit ihren Volksgenossen verbanden, als sie in der gewöhnlichen Weise anderer deutscher Soldtruppen mit ihren Miethsherren zerfielen und das Land für sich selbst zu erobern trachteten. Ebenso gewiß ist es daß von da an eine immer noch mehr anschwellende Fluth von Stammverwandten den Vorangegangenen nachströmte, die erst etwa im Beginn des folgenden Jahrhunderts etwas nachließ.

Nach einem viel hartnädigeren und langwierigeren Kampfe, als ihn die Deutschen in anderen Provinzen des römischen Reichs zu führen hatten, konnten sie, gleichfalls um den Beginn des folgenden Jahrhunderts, das Land als ihr Eigenthum betrachten. Kein anderes deutsches Volk verstand es sich seine neue Heimath so gründlich zu eigen zu machen wie diese niederdeutschen Stämme, aus denen das englische Volk erwachsen ist. Sie begnügten sich nicht die einheimische keltisch-römische Bevölkerung zu unterwerfen, sondern sie rotteten sie bis auf unbedeutende Trümmer gänzlich aus. Nur in den Gebirgen von Wales und Cornwallis, oder über dem Meere in Armorica, dem kleinen Britannien oder Bretagne, fand sie eine Zuflucht. Der einheimische Name Britannien verschwand vor den Stammes- und Landesnamen der deutschen Einwanderer. Es gab fortan nur ein Volk und Land der Sachsen und Angeln, so geheißen nach den beiden zahlreichsten Bestandtheilen der neuen Bevölkerung, bis nach mehreren Jahrhunderten der Name der Angeln das Uebergewicht bekam und behielt, wahrscheinlich um die Kolonie von dem Mutterland, dem Lande der Altsachsen zwischen Elbe und Rhein zu unterscheiden. Keltische und lateinische Sprache hörten gänzlich auf. Die Deutschen bildeten ihre eigenen Dialekte selbständig weiter, aber doch in einer gewissen Einheit der Entwickelung, so daß sie alle zusammen unter den Begriff einer Sprache, der sogenannten angelsächsischen, fallen. Sie ist die unmittelbare und einzige Grundlage der späteren und heutigen englischen Sprache geworden, in die sich allerdings mancherlei fremdartige Bestandtheile einge-

drängt haben, wie es allen modernen Sprachen ergangen ist, jedoch ohne daß dadurch ihr niederdeutscher Organismus gestört worden wäre. Auch das römische Christenthum, dem der größte Theil der früheren Bevölkerung Britanniens angehört hatte, mußte auf zwei Jahrhunderte dem Dienste der deutschen Götter vollständig weichen.

Inzwischen hatten sich die Hunnen in den inneren Ländern des europäischen Ostens mehr und mehr ausgebreitet. Schon waren viele scythische, slavische und auch einige deutsche Stämme ihnen unterthänig, als im Jahre 434 die Brüder Attila und Bleda, die Söhne des Munduich, die Herrschaft über alle einzelnen hunnischen Horden erlangten. Von da an war der Siegeslauf des Volkes unaufhaltsam. Alle Stämme des südöstlichen und mittleren Deutschlands, die Rugier, Skiren, Heruler, auch die Thüringer gehorchten ihnen, wie schon lange die Ostgothen und Gepiden. Im Jahre 437 machte ein Heereszug dieser furchtbar angeschwollenen Völkermasse dem burgundischen Reiche am Rhein und Main vorläufig ein Ende. In einer gewaltigen Schlacht erlag der König Gundikar, der Günther unserer Nibelungen, und wurde von dem hunnischen König Attila, als er sich ihm unterwarf, verrätherisch ermordet. So reichte die Herrschaft der beiden Brüder von der Wolga bis zum Rhein und bald gehorchte dieser ungeheure Völkerschwall dem Willen eines Einzigen, denn im Jahre 445 beseitigte Attila seinen Bruder Bleda.

Die beiden römischen Reiche, das östliche und das westliche, schwebten in beständiger Todesfurcht vor dem Großkönig der Hunnen. Demüthige Gesandtschaften mit überschwenglich reichen Geschenken suchten seine Gnade zu erbetteln. Er aber ließ die Römer bei jeder Gelegenheit fühlen daß er sie zu sehr verachte um seine Waffen gegen sie zu kehren, außer wenn sie es irgend einmal an der demüthigsten Dienstwilligkeit fehlen ließen.

Das römische Westreich hatte durch die früher geknüpfte Verbindung des Gothen Aetius, des mächtigsten Mannes am Hofe, mit dem hunnischen König eine Art von Sicherstellung. Doch als sich die Freundschaft zwischen Aetius und seinem ehemaligen Beschützer lockerte, der ihn einst als Flüchtling bei sich aufgenommen, wandte sich der beleidigte Stolz Attilas sofort zur Vernichtung desselben. Im Anfang des Jahres 451 bot der König von seinem gewöhnlichen Hoflager aus, zwischen Donau und Theiß, alle seine Völker zur Züchtigung der ungehorsamen Römer auf. Eine noch nie gesehene Heeresmacht setzte sich nach dem Rheine hin in Bewegung, überschritt den Strom und brach in das nördliche Gallien ein. Die großen und festen Städte die bisher den Stürmen der Völkerwanderung getrotzt hatten, erlagen dem hunnischen König, denn er führte nicht blos Barbaren in ungezählten Massen, sondern auch die kriegsgeübten Ostgothen und die anderen ihm unterworfenen deutschen Stämme ins Feld und befand sich im Besitze aller Mittel der römischen Kriegs- und Belagerungskunst. So war er bis in die Mitte von Gallien vorgedrungen, aber nun stellte sich ihm Aetius mit einem auserlesenen Heer entgegen. Es

bestand fast nur aus den Deutschen die sich von der hunnischen Herrschaft noch frei gehalten hatten. Es enthielt Westgothen unter ihrem König Theoderich, die Reste der Burgunden, welche hinter die Vogesen und an den Jura sich vor den Hunnen zurückgezogen hatten, Theile des fränkischen Volkes, während andere Franken unter Attila fochten, Sachsen von der Nordküste von Gallien und eine Anzahl Alanen, Ueberbleibsel der 406 in Gallien eingedrungenen, die an der Loire seßhaft geworden waren. Im Sommer 451 erfolgte bei Catalaunum, Chalons an der Marne, der Zusammenstoß. In einer der blutigsten Schlachten aller Zeiten wurde Attila zum Rückzug über den Rhein genöthigt. Nach einem mißglückten Versuche im nächsten Jahre 452 Rom zu erobern, starb er schon 453. Sein Tod endete den ungeheuerlichen Verband mongolischer, türkischer, finnischer, scythischer und slavischer Stämme mit deutschen Völkerschaften. Alle Unterthanen der Hunnen benutzten die ausgebrochenen Thronstreitigkeiten zwischen den Söhnen des Welteroberers um sich zu befreien.

Die Bewegungen der deutschen Völker waren damit noch nicht zu Ende gekommen. Eine der unbedeutenderen davon führte im Jahre 476 zur Errichtung eines deutschen Reiches in Italien. Schon längst war die eigentliche Gewalt daselbst in den Händen der Befehlshaber des aus Deutschen bestehenden Söldnerheeres. Es war natürlich daß auch dieses wie andere deutsche Truppen in den übrigen Theilen des Reichs eine sichere Bürgschaft für seinen, oft sehr unregelmäßig gezahlten Sold in Anweisung von Grundeigenthum haben wollte. Als man ihnen dieses Begehren abschlug, hieß Odoaker, ihr damaliger Befehlshaber, ohne Weiteres und ohne den geringsten Widerstand zu finden, den von ihm selbst eingesetzten Kaiser Romulus Momyllus abdanken und sich auf eine Villa begeben. Dergleichen war oft genug vorgekommen, sonst aber pflegte in solchem Falle ein neuer Kaiser von dem Heere ernannt zu werden, was diesmal unterblieb, weil noch ein Titularkaiser des Westens, Julius Nepos, in Dalmatien lebte. Odoaker nannte sich einen König der Deutschen in Italien und beherrschte in denselben Formen wie bisher die römische Bevölkerung des Landes, wie er auch die Oberhoheit des oströmischen Kaisers anerkannte, nachdem Jul. Nepos 480 gestorben war. Er selbst, so wie die meisten seiner Truppen waren schon Christen, zwar Arianer, indessen ohne Glaubensfanatismus, so daß die katholische Bevölkerung Italiens auch in dieser Beziehung nicht durch die deutschen Beherrscher beeinträchtigt wurde. Selbstverständlich erfolgten jetzt jene früher verweigerten Landanweisungen; zwei Drittel alles Grundeigenthums in Italien giengen an die Deutschen über, eine Maßregel die in dem entvölkerten Lande und bei der gänzlichen Zerrüttung der landwirthschaftlichen Zustände eher fördernd als störend, selbst auf die bisherigen Besitzer ertragloser und hochbesteuerter Gütercomplexe wirkte. Der neue deutsche Herrscher Italiens wurde auch jenseit der Alpen bis an die Donau hin von den dort wohnenden deutschen Völkertrümmern, Skiren, Herulern,

Digitized by Google

Rugiern, seinen nächsten Landsleuten, als König anerkannt. Der oströmische Hof aber betrachtete ihn fortwährend als Usurpator.

Gegen Odoaker erhob sich in einem anderen deutschen Volke welches Ostgothen genannt wird, weil seine zahlreichsten Bestandtheile den Trümmern des einst von den Hunnen zersprengten ostgothischen Volkes angehörten, ein sehr gefährlicher Feind. An der Spitze dieser Ostgothen stand Theoderich, der mit dem alten Königshause des Ermanarich verwandt gewesen sein soll. Er war König und Heerführer der Gothen in Diensten des oströmischen Kaisers, welcher nach dem Auseinanderfallen des hunnischen Reiches diese gothischen Haufen in die Landschaften an der Donau und Sau aufgenommen hatte. Jetzt sollten sie Italien der Herrschaft des Usurpators entreißen. Als Lohn dafür waren ihnen Sitze daselbst unter kaiserlicher Oberhoheit versprochen. Doch war es dem Kaiser Zeno viel weniger um den Sturz des Odoaker, als um die Entfernung der zahlreichen und trotzigen Gothen und des kühnen und schlauen Theoderich zu thun. Theoderich zog auch wirklich mit seinem Volke ab. Nach hartnäckigem Kampfe zwischen den beiden deutschen Heeren eroberten die Gothen Oberitalien von 489—490. Odoaker in offenem Felde mehrmals geschlagen, hatte sich in das uneinnehmbare Ravenna geworfen. Hier wurde er drei Jahre lang von Theoderich belagert, während dessen die Gothen das ganze übrige Italien eroberten, bis er sich endlich zur Uebergabe verstand. Aber Theoderich ließ ihn verrätherischer Weise ermorden und das Heer des Odoaker war entweder in dem Kriege aufgerieben, oder verlor sich unter das nah verwandte ostgothische Volk, das nun auch in den Grundbesitz der bisherigen deutschen Herren Italiens eintrat.

Die Abhängigkeit Theoderichs von Ostrom war, wie vorauszusehen, nur eine scheinbare, doch begnügte man sich dort einstweilen gerne mit dem Scheine, da man den einst so gefährlichen Nachbarn nun weit genug entfernt wußte. Das ostgothische Volk bildete nach dem Willen seines Königs die bewaffnete Bevölkerung Italiens, außerdem lebte es nach denselben Gesetzen wie die Römer. Ueberhaupt bemühte sich Theoderich seine Landsleute der römischen Cultur immer mehr zu gewinnen, nur an dem arianischen Glaubensbekenntniß hielt er streng fest. So lange Theoderich selbst lebte war sein Reich für die eigentlich deutsche Geschichte von viel größerer Bedeutung als alle die anderen deutschen Reiche die bisher auf römischem Boden entstanden waren. Der ostgothische König genoß wegen seiner großen Thaten, wegen seines Reichthums und seiner Klugheit bei allen deutschen Stämmen ein solches Ansehen, wie kein anderer deutscher Held vor ihm und nach ihm bis auf Karl den Großen. Unser mittelalterliches Nationalepos, in welchem er als Dietrich von Bern, das ist Verona, seinem Lieblingsaufenthalt auftritt, liefert dafür die anschaulichsten Beweise. Es gelang ihm durch die Macht seines Namens, sowie auch durch eine Reihe von Verschwägerungen seines Hauses mit anderen deutschen Fürstenhäusern, eine Art von Oberherrlichkeit, so zu sagen das ober-

Digitized by Google

schiedsrichterliche Amt über alle Gegenden wo Deutsche saßen zu erlangen und überall Friede und Eintracht unter den deutschen Völkern zu erhalten, oder wenn sie schon gestört waren wieder zu vermitteln.

Selbst der fränkische König Chlodwig, der unabhängigste und ehrgeizigste unter allen deutschen Fürsten dieser Zeit, sah sich gezwungen manchmal das Uebergewicht seines Schwagers Theoderich anzuerkennen und seine Vergrößerungspläne auf Kosten seiner deutschen Nachbarn darnach zu beschränken. Dieser Chlodwig nämlich hatte die Erledigung des weströmischen Kaiserthrones benutzt um sich in Gallien bis an die Loire hin auszubreiten. Schon sein Vater Childerich hatte als angeblicher Freund und Bundesgenosse des römischen Reichs im nordwestlichen Gallien sein salisch-fränkisches Volk, einen Zweig der ehemaligen Sicambern, als unabhängiger Fürst beherrscht. Er war im Jahre 480 gestorben und Chlodwig hatte fünf Jahre darauf, 485, den römischen Statthalter Syagrius, seinen und seines Vaters ehemaligen Dienstherrn, bei Soissons geschlagen und seiner Herrschaft zwischen Seine und Loire ein Ende gemacht. Darauf wandte sich Chlodwig gegen die Alamannen, welche seit der Mitte des fünften Jahrhunderts weit auf dem linken Rheinufer ausgebreitet und gefährliche Nachbarn der Franken geworden waren. Namentlich bedrängten sie die rheinischen Franken, die Ripuarier, deren Hauptort damals die ehemalige Römerstadt Cöln war. Es gelang ihm die Alamannen mehrmals, besonders nachdrücklich im Jahre 496 zu schlagen. Eine Folge seiner wiederholten Siege war die Eroberung aller der Landschaften auf dem linken Rheinufer welche die Alamannen bisher eingenommen hatten, ja sogar die Unterwerfung des größten Theiles des alamannischen Volkes auf dem rechten Rheinufer, 505. Daß sich nicht alle Alamannen der fränkischen Oberhoheit schon damals fügen mußten, verhinderte Theoderichs Dazwischentreten, der einen Theil des Volkes unter ostgothischer Hoheit in den Alpenlandschaften ansiedelte. Ebenso wußte es Theoderich durch geschickte Maßregeln zu verhindern, daß nicht schon damals das deutsche Reich der Burgunden im südöstlichen Gallien den Angriffen der Franken erlag. Auch als Chlodwig im Jahre 507 den westgothischen König Alarich II. bis zur Vernichtung schlug, trat Theoderich dazwischen und rettete das Dasein des gothischen Reiches, obwohl er den Verlust der gallischen Provinzen zwischen Loire und Garonne nicht abwenden konnte. Chlodwig starb schon 511, 15 Jahre vor Theoderich. Er hatte ein Reich gegründet, das an äußerem Umfang größer war wie irgend eines der anderen deutschen Reiche auf römischem Boden. Es erstreckte sich von der Weser bis zur Garonne. Denn während seiner großen auswärtigen Kriege hatte er es verstanden alle Fürstenhäuser der anderen Frankenstämme durch die schändlichsten Mittel der Hinterlist zu vertilgen und sich und seinem Geschlechte die Königswürde über alle Franken zu verschaffen.

Chlodwig selbst war und blieb in seinen Lastern und Vorzügen ein echtes Kind seines Volkes, dessen Heimtücke und Treulosigkeit damals eben so sprich-

Digitized by Google

wörtlich waren wie seine Tapferkeit und Thatkraft. Kein anderes deutsches Volk hatte seit fünf Jahrhunderten so entsetzliche Mißhandlungen von den Römern zu erdulden gehabt und war so sehr den vergiftenden Einflüssen der römischen Cultur ausgesetzt gewesen wie das sicambrische. Aber weder die einen noch die anderen hatten seine unverwüstliche Zähigkeit und Schnellkraft zu zerstören vermocht, und gerade die eigenthümliche Mischung des Volkscharakters befähigte ihn zu einer großen geschichtlichen Rolle, wozu die milderen und reineren Gothen z. B. nicht befähigt gewesen wären. Daß Chlodwig selbst den richtigen Instinct für die Zukunft seines Reiches, nicht blos für einen augenblicklichen Schimmer seiner Thaten hatte, bewies er am meisten durch seine Bekehrung zum Katholicismus. Er war bis Weihnachten 496 noch Heide gewesen, als ihm Bischof Remigius von Rheims die katholische Taufe und damit die Weihe zum wahren Herrn des katholischen Abendlandes ertheilte.

Kapitel IV.

Deutschland in Verbindung mit dem fränkischen Reich.

Der Westen und Südwesten von Europa war nun durch die geschilderten großen Bewegungen der deutschen Völker mit deutschen Staaten und deutscher Bevölkerung bedeckt. Rom hatte durch sein hergebrachtes System der zügellosen Habsucht und Aussaugung das Mark aller unterworfenen Länder aufgezehrt und durch seine eigene, nie übertroffene Verdorbenheit Leib und Seele seiner Unterthanen vergiftet. Wären die deutschen Eroberer nicht dazwischen getreten, so würde die römische Herrschaft nicht blos mit dem sittlichen, sondern auch mit dem leiblichen Untergang aller europäischen Nationen geendigt haben, denn selbst das Christenthum konnte eine solche Krankheit der ganzen Welt nicht heilen, sondern höchstens nur noch den Tod verklären.

Die Einwanderung der Deutschen rettete die schönsten Länder der Erde, die natürliche Stätte der menschlichsten Bildung und Gesittung. Die frischen Säfte der deutschen Völker wirkten überall neu belebend und wenn auch für lange Zeit rohere Zustände an die Stelle der innerlich verfaulten, äußerlich aber polirten Formen der römischen Cultur traten, so trugen sie doch in ihrer naturwüchsigen Kraft und Gesundheit die Bürgschaft einer reichen Zukunft in sich.

Digitized by Google

Unser Vaterland selbst empfand jedoch zunächst nur die nachtheiligen Folgen des beispiellosen Ausströmens seiner Kräfte. Die ungeheuren Räume von der unteren Donau bis zur Ostsee, von der Düna bis zur Elbe hatten einst die Hauptmassen der deutschen Völker beherbergt, welche jetzt bis nach Carthago im nördlichen Afrika hin zerstreut waren. Die zurückgebliebenen Trümmer waren nicht im Stande sich gegen das Anstürmen neuer Völkerfluthen aus Osten zu schützen. Die zahlreichen Stämme der Slaven, oder wie sie unsere Vorfahren nannten, der Wenden, seit unvordenklichen Zeiten Nachbarn und zum Theil auch Unterthanen der deutschen Oststämme, waren es hauptsächlich welche die von den Deutschen leer gelassenen Räume einzunehmen trachteten. Schon im Anfang des sechsten Jahrhunderts reichten ihre Vorposten nördlich bis an die mittlere Elbe und im Süden bis ans adriatische Meer. Bald hatten sie den Böhmerwald erreicht und standen somit im Herzen Deutschlands, wo einst die Markomannen den Römern eine unübersteigliche Mauer entgegengestellt hatten. Wahrscheinlich geschah es durch den Einbruch dieser Slaven in Böhmen, der Czechen, daß die Markomannen zur Auswanderung über den Böhmerwald und die Donau genöthigt wurden, in Landstriche welche ehemals zum römischen Reich gehört hatten und damals von einem Gemisch deutscher Oststämme, Rugier, Heruler, Skiren, unter ostgothischer Oberhoheit eingenommen waren.

In der Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint hier das früher nicht genannte deutsche Volk der Bajuvaren, der heutigen Baiern, dessen dunkler Ursprung, wie auch das räthselhafte Verschwinden der Markomannen noch am besten durch die obige Annahme erklärt wird, obgleich ihre Bedenklichkeiten dadurch nicht geringer werden, daß alle anderen Versuche die Urgeschichte der Baiern zu erhellen noch ungenügender ausgefallen sind. Sogleich bei der ersten Erwähnung in der Geschichte stand das bairische Volk unter fränkischer Oberhoheit, ohne daß sich nachweisen läßt wie es unter dieselbe gerathen ist. Wahrscheinlich geschah es im Laufe der großen Kriege in welche Theoderichs, des ostgothischen Königs, Nachfolger mit dem oströmischen Kaiser Justinian verwickelt wurden, die mit dem Untergang des gothischen Reiches endeten. Durch Abtretung der nördlich von den Alpen gelegenen Provinzen suchten sich die gothischen Könige die Bundesgenossenschaft der Franken zu erkaufen. Auf diese Art kam der Rest der Alamannen unter fränkische Oberhoheit und wahrscheinlich mit ihnen auch die Baiern. Die fränkischen Könige setzten dem bairischen Volke einen erblichen Fürsten als ihren Stellvertreter unter dem Namen eines Herzogs, aus dem vermuthlich fränkischen Geschlechte der Agilolfinger, wie auch die Alamannen einen solchen Unterkönig in einem einheimischen Herzog hatten.

Doch nicht blos der Osten Deutschlands wurde von fremden Völkermassen überschwemmt, auch der Norden unseres Vaterlandes erlitt um diese Zeit aus derselben Ursache schwere Einbuße. Jütland, der Stammsitz der nach England

gewanderten Jüten, wurde allmälig beinah bis zur Eider von den Dänen eingenommen. Von dem scandinavischen Festland aus, von der Südwestspitze Schwedens, hatten sie sich erst über die Inseln verbreitet und giengen dann auch auf das deutsche Festland in seiner vorgeschobensten Spitze, auf die kimbrische Halbinsel über. So wurden sie Nachbarn und bald auch gefährliche Feinde des sächsischen Volkes, das sich an seiner Ostgrenze auch noch der andringenden Slaven zu erwehren hatte.

Ueberhaupt war der im Vaterland zurückgebliebene Theil unseres Volkes der Zahl nach wohl ebenso stark wie die auf römischen Boden ausgewanderten Massen, aber er mußte erst wieder frische Kräfte sammeln. Einstweilen gieng eine gewisse Erschöpfung und Erschlaffung durch alle deutsche Völkerschaften mit Ausnahme der Sachsen. Hauptsächlich dadurch wurde es den Franken verhältnißmäßig leicht die meisten deutschen Stämme ihrem doch nur theilweise deutschen Reiche einzuverleiben. Ebenso waren auch die sittlichen und geistigen Zustände unseres Volkes bedauerlich gesunken. Jetzt erst war eine wirkliche Barbarei eingerissen. Die altherkömmlichen Schranken des Rechts, der Sitte und der Religion waren vor einer wilden Rohheit und Zügellosigkeit der widerwärtigsten Uebergangszustände gefallen. Alles dies war nur die Folge einer unnatürlichen Anspannung der Volkskräfte, welche der 500jährige Kampf mit den Römern veranlaßt hatte. Es bedurfte der ganzen Gesundheit des innersten Kernes der deutschen Art, daß sich unser Volk allmälig, und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder aufraffte und zuerst seine materielle und dann auch seine geistige und sittliche Kraft wieder gewann.

Zunächst setzte Theoderich, der älteste Sohn Chlodwigs, welchem nach dem Tode seines Vaters die östlichen, meist deutschen Landschaften des fränkischen Reiches zugefallen waren, die Erobererlaufbahn seines Vaters fort, mit der Richtung auf Deutschland. Von der Grenze der chattischen Franken bis zur Elbe und vom Main bis zum Harz erstreckte sich damals durch Mitteldeutschland ein selbständiges thüringisches Reich, dessen Kern das uralte Volk der Hermunduren bildete. Bis zum Jahre 526, wo Theoderich, der König der Ostgothen, starb, war das thüringische Reich vor seinen zahlreichen Feinden hauptsächlich durch die nahe Verwandtschaft geschützt welche zwischen dem thüringischen König Herminefrid und dem großen König bestand. Herminefrid hatte dessen Nichte Amalaberga geheirathet. Das Reich war nicht blos von gefährlichen auswärtigen Feinden bedroht, von den Sachsen im Norden, den Slaven im Osten und vor Allen den Franken im Westen und Südwesten, sondern es war auch durch innere Unruhen geschwächt, namentlich durch blutige Feindschaft in der königlichen Familie selbst. Als daher alle drei Feinde auf einmal auf Thüringen einstürmten, so konnte es sich nicht lange mehr halten. Herminefrid verstand sich zur Unterwerfung unter den fränkischen König Theoderich und dessen Bruder Chlotar, seinen Bundesgenossen in dem thüringischen Kriege, wurde jedoch von Theoderich hinterlistig aus

dem Wege geräumt 531. Damit war das Schicksal des Reiches entschieden. Der größere Theil davon kam unter fränkische Oberhoheit, ein anderer Theil, der Norden des Landes bis zur Unstrut wurde den Sachsen eingeräumt, die dafür ihrerseits wieder in eine Art von Abhängigkeitsverhältniß zu dem fränkischen Reiche traten. Die ostthüringischen Landschaften von der Saale bis zur Elbe nahmen slavische Stämme in Besitz. Auch sie erkannten dem Namen nach die Oberhoheit der Frankenkönige an, in der That aber drängten sie, darum ganz unbekümmert, immer weiter westwärts in das thüringische Land hinein. Sie überschritten an vielen Stellen die Saale und den Frankenwald und breiteten sich allmälig in einzelnen Ansiedelungen bis in das Herz von Thüringen und südlich vom thüringer Wald bis an die Rednitz, ja sogar bis in die Nähe von Würzburg aus.

So war noch vor der Mitte des sechsten Jahrhunderts ganz Mittel- und Süddeutschland dem Frankenreiche unterworfen und das deutsche Element desselben wurde dadurch so beträchtlich verstärkt daß es für alle Zukunft ihm sein eigentliches Gepräge aufdrückte.

Allerdings erhielt auch um diese Zeit das romanische Element des fränkischen Reiches durch die Einverleibung Burgunds eine große Verstärkung. Das burgundische Reich war von Deutschen gegründet und beherrscht, aber seine Herren, ein wenig zahlreiches und weich geartetes Volk, hatten sich durch Aneignung des Katholicismus und der romanischen Sprache ganz und gar mit ihren Unterthanen amalgamirt. Als sie seit dem Jahre 534 endlich den immer wiederholten Angriffen der Söhne Chlodwigs unterlagen, konnten sie trotz ihrer deutschen Namen und ihres deutschen Rechtes nach welchem sie lebten, doch schon als romanisirt gelten.

Chlodwig hatte sein Reich unter seine vier nachgelassenen Söhne vertheilt. Der Zufall vereinigte es im Jahre 558 sammt den inzwischen gemachten Erwerbungen, die es auf mehr als auf seine doppelte Größe gebracht hatten, in der Hand eines Herrschers, des Chlotar, des jüngsten der vier Söhne des Gründers. Er starb 561 und nun zerfiel das weitläufige Länder- und Völkerconglomerat wieder in vier Reiche, weil auch Chlotar vier Söhne hinterließ. Unter diesen vier Söhnen erlangte nur Sigebert für die deutsche Geschichte Bedeutung. Ihm waren nach dem Tode seines Bruders Charibert dessen meist deutsche Reichstheile zugefallen. So herrschte Sigebert, da er seinen ursprünglichen Erbtheil gleichfalls in dem deutschen Osten des Reiches erhalten hatte, fast nur über Deutsche. Sigebert, ein gewaltiger Kriegsheld, der Gemahl der sagenberühmten westgothischen Brunhilde, bewahrte Deutschland als mächtiger Schutzherr vor einer neuen Gefahr von Osten. Sie kam von den Avaren, einem Nomadenvolke welches sich aus Bruchstücken türkischer Stämme gebildet hatte. Die Ebenen zwischen Donau und Theiß waren der Hauptsitz ihrer Macht, wie einst der der Hunnen unter Attila. Von hier aus überzogen sie sowohl das oströmische Reich als auch

das fränkische mit unaufhörlichen Raubeinfällen. Schon waren die meisten slavischen Völkerschaften an der deutschen Ostgrenze ihnen zins- und waffenpflichtig geworden. Mit ihrer Hülfe machten sie unter anderm im Jahre 561 einen furchtbaren Angriff auf Thüringen, der indessen durch den fränkischen König siegreich zurückgeschlagen wurde.

Sigebert war der letzte König aus Chlodwigs Stamme der sich der deutschen Angelegenheiten nachdrücklich annahm. Seine Nachfolger waren durch Erbtheilungsstreitigkeiten und sonstige Familienfeindschaft in die langwierigsten und verderblichsten Kämpfe mit einander verwickelt, in denen sie neben der Gewalt des Schwertes auch alle anderen Mittel zur Vertilgung ihrer Gegner, Verrath, Meuchelmord und Gift nicht scheuten. Hierin wenigstens bewiesen sie sich als echte Nachkommen Chlodwigs, aber von der Thatkraft und Kühnheit ihres Ahnherrn gieng immer weniger auf sie über und es war nur natürlich, daß sie bald von einem anderen Geschlechte in Schatten gestellt und endlich verdrängt wurden.

Die Macht der fränkischen Könige hatte von Chlodwig an bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts einen Umfang und Inhalt gewonnen die sie möglichst scharf von der willkürlichen und schwankenden Bedeutung des älteren deutschen Königthums unterschieden, dem man nicht aus Furcht und Zwang, sondern aus gutem Willen und nach altem Herkommen zu gehorchen pflegte. Auf Chlodwig und seine Nachfolger war die Fülle der despotischen Gewalt des römischen Kaisers übergegangen, der von sich sagen konnte daß er über den Gesetzen stehe und daß sein Wille das höchste Gesetz sei. Selbstverständlich begriffen die langgelockten Nachkommen Childerichs und Chlodwigs diese Grundsätze des römischen Staatsrechts sehr bald und sehr eifrig. Barbarische Strafen von denen unser Alterthum keine Ahnung gehabt hatte, schützten ihre Majestät wie die der römischen und byzantinischen Kaiser; ein wunderliches Gemisch von asiatischem und römischem Prunk beherrschte ihre Paläste. Es war das Ceremoniell des kaiserlichen Hofes der letzten Jahrhunderte welches die Frankenkönige mit selbstgefälliger Andacht so weit nachbildeten als es sie nicht allzusehr belästigte. Ihr Leben und Treiben entfernte sich bis auf den einen Punkt des unmäßigen Zechens von der einfachen und derben Art ihrer Väter so sehr als möglich. Verweichlicht und verdorben von Jugend an, kaum noch fähig ein Streitroß zu besteigen, ein Schwert zu führen, oder öffentlich Recht zu sprechen, konnten diese Könige allenfalls dem romanischen Volke, aber nicht den Franken und anderen Deutschen imponiren. Es ist nur dem schon bemerkten zähen Glauben des deutschen Volkes an das Recht des königlichen Blutes zuzuschreiben, daß man so lange, seit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts bis in die Mitte des achten, immer noch an dem leeren Namen der merovingischen Könige festhielt, während ihre Macht schon längst in andere Hände übergegangen war.

In dem unendlichen Schwarme von Hofbeamten, der die Paläste der

Digitized by Google

fränkischen Könige füllte, nahm der major domus, der Oberste des königlichen Hauses, eine nicht gerade ausgezeichnete, aber wichtige Stelle ein. Er hatte die Aufsicht und Strafgewalt über die eigentliche Dienerschaft des Palastes, die aus Freien und Unfreien bestand, dann auch die Fürsorge für die unmittelbare Einrichtung und das häusliche Leben der königlichen Person. Es ist charakteristisch genug für die verschrobene Stellung des Königthums, daß daraus sich eine Macht entwickeln konnte welche die königliche allmälig ganz ersetzte. Die fränkischen Könige waren gewöhnt so persönlich als möglich zu regieren. Als sie dafür zu entnervt, zu feige und stumpfsinnig geworden waren, mußte es ein Anderer an ihrer Stelle thun und Niemand war geeigneter dazu als der erste Hofdiener ihrer unmittelbaren Umgebung, der major domus, der schon der Vormund ihres häuslichen Lebens geworden war.

So wurde er allmälig das Organ der ganzen königlichen Gewalt und übte anfänglich in ihrem Auftrage, bald aber als herkömmliches Recht seines Amtes alle königlichen Befugnisse. Als oberster Feldherr, als oberster Richter, oberster Verwalter aller königlichen und Staatseinkünfte, als oberster Schirmherr der Kirche und aller Derer die eines besonderen Schutzes bedurften, drängte er die persönliche Thätigkeit der Könige gänzlich bei Seite, ohne daß ihm noch ein höherer Name als sein früherer einen besonderen Glanz gegeben hätte. Was ein major domus war, verdankte er darum hauptsächlich immer seiner eigenen hervorragenden Persönlichkeit. Denn das Amt war von der Art daß es nur den tüchtigsten Mann ertrug.

Als die 50jährigen Familienkriege zwischen den Söhnen und Enkeln Chlotars I. mit der allgemeinen Anerkennung Chlotars II. als König aller Franken 613 schlossen, war inzwischen die Macht einer neuen Aristokratie der weltlichen und geistlichen Würdenträger und der reichsten Grundbesitzer emporgekommen. Sie beschränkte das Königthum so sehr daß es hinfort den althergebrachten Freiheitsbegriffen des fränkischen Volkes nicht mehr gefährlich werden konnte, was es allerdings während des sechsten Jahrhunderts gewesen war. Der neuen Aristokratie, welche schon in gewissen ständischen Formen an der Regierung des Reiches theilnahm, gelang es das Amt des major domus der bloßen Laune der Könige und dem Intriguenspiel des Palastes zu entreißen und es zu einem wirklichen Staatsamt zu machen. Schon 615 mußte König Chlotar II. einer Versammlung geistlicher und weltlicher Großen, einem fränkischen Reichstag zugestehn daß die Würde des major domus künftig lebenslänglich sein solle.

Der Gedanke der Einheit des fränkischen Reiches und seiner dadurch bedingten Macht, das Erbtheil einer großen Geschichte, konnte auch durch die unaufhörlichen Reichstheilungen und die Kriege zwischen den einzelnen Reichen oder Königen nicht zerstört werden. Auch hierin suchte man unwillkürlich seit dem siebenten Jahrhundert nach einer geeigneten Neugestaltung

der althergebrachten Zustände. Die Stellung des major domus mit all ihrer unumschränkten Gewaltfülle konnte an sich dem Einheitsgedanken im fränkischen Volke und Reiche nicht förderlich sein, denn es war herkömmlich daß es mehrere, gewöhnlich drei majores domus für die drei großen Abtheilungen des Reiches, für Austrien, den meist deutschen Osten, für Neustrien, den meist romanischen Westen, und für Burgund gab. Daß jeder major domus grade so wie die Könige nach Alleinherrschaft trachtete war natürlich. Aber alle früheren Versuche dieser Art waren mißglückt, bis endlich ein Geschlecht von großen Helden und Staatsmännern die Wiederherstellung der Einheit des Reichs durch die Gründung eines Majordomats im ganzen Reich vollbrachte. Es war das rheinfränkische, ripuarische, Haus des Arnulf von Metz, dem dies gelang. Arnulfs Enkel, Pipin, major domus in Austrien, später Pipin von Heristal, von einem Stammgut an der Maas genannt, machte sich durch die Schlacht von Testri 687 zum alleinigen major domus im Frankenreich. Er hieß von jetzt an dux et princeps Francorum, Heerführer und Fürst der Franken, aber dem Namen nach bestanden die Könige aus Chlodwigs Stamm immer noch fort.

Schwerere Kämpfe als die Erwerbung des Majordomats kostete ihm die Wiederunterwerfung derjenigen deutschen Landschaften welche nicht unmittelbar unter dem fränkischen König, sondern unter Stammesherzogen standen. Baiern und Alamannien wollten den neuen major domus nicht anerkennen, weil sie mit Recht in ihm einen gefährlichen Feind ihrer bisherigen factischen Selbständigkeit und blos nominellen Abhängigkeit von dem fränkischen Reiche sahen. Beide Landschaften wurden selbst in wiederholten Feldzügen nicht von Pipin bezwungen. Dagegen gelang es ihm den Friesenherzog Ratbod 689 zu schlagen und ihn zur Unterwerfung zu bewegen.

Pipin starb im Jahre 714. Seine Stellung gieng auf seinen älteren Sohn Karl, später Karl Martell genannt, über, aber erst nach langen Kämpfen, die Karl gegen Plectrud, seine Stiefmutter bestehn mußte. Pipin hatte seine Würde Karl und Theodoald, seines verstorbenen Sohnes Grimoald unmündigem Sohn, zu hinterlassen gedacht und zwar so, daß der erstere in der Osthälfte des Reichs, der zweite in der Westhälfte major domus sein sollte. Der Gewinn der Schlacht von Testri war somit durch Pipin selbst in Frage gestellt dem altdeutschen Grundsatz des gleichen Erbrechts aller Söhne zu Liebe. Ganz natürlich aber suchte jeder der Beiden die volle Stellung des Vaters und Großvaters einzunehmen und in diesen Kämpfen war es die Kraft der östlichen oder deutschen Franken welche Karl den Sieg gab, so daß er seit 719 als alleiniger major domus wie sein Vater herrschte.

Bisher war das Frankenreich von auswärtigen Feinden wenig gefährdet worden. Die Angriffe der Slaven und Avaren auf die östliche deutsche Grenze giengen zwar unaufhörlich fort, aber sie konnten allein durch die Kraft der fast selbständigen deutschen Grenzlandschaften getragen und zurückgewiesen wer-

Digitized by Google

den, ohne daß der Kern des Reichs von dem ewig wechselnden Gewinn und Verlust berührt wurde. Aber jetzt, wo die Macht des ganzen Reiches in die Hand eines Einzigen gelegt war, erschien auch alsbald, gleichsam zur Probe für seinen Beruf, ein Feind dem bisher in drei Welttheilen kein Heer und kein Volk zu widerstehn vermocht hatte. Es waren die Araber, welchen 711 das westgothische Reich erlegen war. Da dasselbe noch immer auf beiden Seiten der Pyrenäen ausgebreitet war, wenn gleich sein Schwerpunkt seit 508 in Spanien lag, so standen die Araber bald im Herzen von Gallien. Erst hier trat ihnen Karl Martell entgegen, um sie 732 zwischen Tours und Poitiers in einer furchtbaren Schlacht zurückzuwerfen, in welcher die ungebrochene Kraft der austrischen oder deutschen Theile des Frankenheeres den Sieg entschied. Die überhaupt zum ersten Mal geschlagenen Araber dachten nun nicht mehr an die Eroberung des Frankenreichs, an der sie nach dem raschen Sturz der Westgothen nicht gezweifelt hatten. Das Land südlich der Garonne blieb zwar einstweilen noch in ihrem Besitz, auch wagten sie noch einige nachträgliche Angriffe auf die Franken, aber Europa war doch durch Karl Martell und durch die Kriegstüchtigkeit der Deutschen vor einer Ueberfluthung durch den Islam gerettet.

Mittlerweile aber waren die von Karls Vater Pipin unterworfenen Frisen wieder abgefallen und Baiern und Alamannen hatten sich noch nicht gefügt. Durch eine Reihe kühner und glücklicher Züge gelang es ihm zwar überall Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erzwingen, aber noch war die innere Kluft die diese Reichstheile von den übrigen trennte zu groß, als daß der Gehorsam länger als für den Augenblick in welchem er selbst an der Spitze seines siegreichen Heeres gegenwärtig war, dauern konnte. Indessen wurde gerade in dieser Zeit ein gründlicher Anfang zur Aenderung gemacht. Dies geschah durch die unter seiner Regierung begonnene wahrhafte Einbürgerung des römischen Katholicismus bei den deutschen Volksstämmen rechts vom Rheine.

Diejenigen Theile des Frankenvolkes welche auf dem linken Ufer in Landschaften saßen die schon seit der Regierung Constantins einem christlichen Staate angehörten, waren seit Chlodwigs Zeiten allmälig zum Katholicismus übergetreten. In dem Reichstheile rechts vom Rhein war in den Süddonauländern vor der Völkerwanderung eine überwiegend christliche römische Bevölkerung gewesen, aber im Laufe derselben verschwunden. Nur schwache, vielfach entstellte Spuren des Christenthums giengen auf die nachrückenden Baiern über. Ebenso stand es bei den Alamannen und bei den Thüringern. Einzelne Missionäre, darunter sogar arianische, waren zu den letzteren schon sehr frühe vorgedrungen und das thüringische Königshaus bekannte sich bei seinem Untergange zum Christenthum. Aber erst im siebenten Jahrhundert hatte das Christenthum unter den rechts vom Rhein wohnenden Deutschen einigen Erfolg. Von Irland aus, damals einem Hauptsitz kirchlicher Bildung

und christlichen Eifers, wanderten schon am Ende des sechsten und noch mehr eben im siebenten Jahrhundert eine Reihe von heiligen Mönchen als Bekehrer nach Süddeutschland, darunter Columban und Gall zu den Alamannen, Kilian zu den Franken am Main. Gleichzeitig zeigte auch die westfränkische Kirche zum ersten Mal ein regeres Interesse für die Bekehrung Deutschlands. Ohne Frage wirkte dazu hauptsächlich die Eifersucht und das Mißtrauen gegen die irischen Mönche, die ihre Form der Kirchenverfassung in den neu bekehrten Ländern einzuführen trachteten. Die fränkischen Geistlichen und Bischöfe Corbinian, Emmeran und Ruprecht predigten das Christenthum besonders in Baiern. Endlich nahm auch noch eine angelsächsische Mission an dem Bekehrungswerke Theil. Sie richtete sich auf die ihrem eigenen Volke nächstverwandten und sprachlich noch kaum von ihm getrennten Stämme der Sachsen und Frisen. Unter diesen angelsächsischen Missionären ist namentlich der heilige Willibrord hervorzuheben, der mit unermüdlichem Eifer an der Bekehrung der höchst widerspenstigen Frisen arbeitete. Denn es war hier wie überall weniger die Liebe zu den einheimischen Göttern, wie der Haß gegen die Franken, als deren Nationalreligion das Christenthum galt, welche die Bekehrung der deutschen Heiden so langsam von Statten gehn ließ.

Jetzt zu Karls Zeiten erschien in der Person des angelsächsischen Mönchs Winfrid, oder wie er sich gewöhnlich nannte, Bonifacius, der eigentliche Apostel der Deutschen. Von Papst Gregor II. nach seinen anfänglichen Erfolgen in Hessen und Thüringen 723 eigenhändig zum Bischof für die deutschen Länder geweiht, setzte er seine Thätigkeit mit beispiellosem Eifer und großem praktischem Sinne fort ohne von dem major domus Anderes als ganz allgemein lautende Empfehlungs- und Schutzbriefe zu erhalten.

Viel mehr nützten ihm die Verbindungen mit einflußreichen und vornehmen Männern in Hessen, Thüringen und Baiern und das Ansehen welches ihm ein großes und stattliches Gefolge von frommen Männern und Frauen, von Geistlichen, Mönchen und Nonnen gab, die zum Theil den edelsten Familien Englands angehörten und ihn aus heiligem Eifer nach Deutschland begleiteten. Denn damals übertraf das erst seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts dem deutschen Heidenthum entrissene angelsächsische Volk alle anderen christlichen Völker an kirchlicher Gläubigkeit und andächtiger Begeisterung für die Sache des Christenthums.

Bonifacius fand überall in Deutschland weniger Widerstand bei den offenkundigen Heiden, als bei den sogenannten Christen mit denen er zusammentraf. Besonders machten ihm ganz verwilderte christliche Priester viel zu schaffen, die sehr oft aus purer Unwissenheit, oft aber auch um sich ihrer Umgebung zu fügen, heidnische Gebräuche in den christlichen Gottesdienst mengten. Trotzdem war er unter den größten Mühen und Gefahren im Jahre 739 schon so weit durchgedrungen daß er Baiern in vier bischöfliche Diöcesen ordnen konnte, Salzburg, Freysing, Regensburg, Passau. Darauf

folgte die Gründung von Bisthümern für die ostfränkischen Landschaften am Main, für Hessen und für Thüringen: Eichstädt, Würzburg, Erfurt und Buraburg wurden für diese Länder zu Bischofssitzen bestimmt, aber Erfurt und Buraburg nicht wirklich mit Bischöfen besetzt. Thüringen und Hessen blieben die unmittelbare Diöcese der Mainzer Kathedrale. Bonifacius selbst war allen diesen Bischöfen als Metropolit, oder mit einem jetzt aufkommenden Titel, als Erzbischof von Deutschland, aber noch ohne festen Sitz, übergeordnet.

Als Karl Martell 741 starb, folgten ihm seine Söhne Karlmann und Pipin, wieder nach dem Grundsatz des gleichen Erbrechts, der erste als major domus in Austrien, der zweite als major domus in Neustrien. Karlmann unterstützte die Bemühungen des Bonifacius kräftiger als sein Vater. Mit seiner Bewilligung versammelte er die neu eingesetzten Bischöfe schon im nächsten Jahre 742 und ließ sie noch einmal feierlichst geloben, wie sie es schon bei ihrer Weihe gethan hatten, sich in allen Dingen der römisch-katholischen Kirchenordnung und ihrem Pfleger und Bewahrer, dem römischen Papst zu unterwerfen. Dies erste Concil auf deutschem Boden rechts vom Rheine bezeichnet man gewöhnlich als concilium germanicum schlechtweg. Die verhängnißvolle Wichtigkeit seiner Beschlüsse konnte erst in der Zukunft klar erkannt werden. Bonifacius hatte der neu gegründeten deutschen Kirche im besten Glauben, jedenfalls aber nicht zu ihrem und des deutschen Volkes Heile jene strenge Unterordnung unter Rom aufgenöthigt, welche der englischen, direct von Rom aus gegründeten Kirche natürlicher, aber auch immer noch nicht heilsam war.

Im Jahre 748 ward endlich dem Bekehrer Deutschlands ein fester Metropolitansitz in Mainz, nicht in Cöln, wie er selbst es gewünscht hatte, zugewiesen und somit erhielt das Gebäude der deutschen Hierarchie seinen Schlußstein.

In Deutschland war unterdessen niemals das Kriegsgetümmel verstummt. Karlmann und Pipin hatten wie ihr Vater Karl fortwährend mit den widerspenstigen Frisen, Alamannen und Baiern zu schaffen, dazu kamen noch verheerende Raubeinfälle der Sachsen in das hessische und niederrheinische Land. In einer Reihe von Feldzügen warfen die Brüder alle diese Feinde nieder, doch schon 747 war Karlmann der ewigen Kriege müde geworden, und sehnte sich nach klösterlicher Stille und Zurückgezogenheit. Darum legte er in dem genannten Jahre 747 das Majordomat über Austrien in die Hände seines Bruders, der es für seinen unmündigen Sohn Drogo verwalten sollte. Er begab sich zuerst nach dem Berg Soracte bei Rom. Als ihn dort die Schaaren vornehmer fränkischer Pilger in seiner Einsamkeit störten, welche die Gräber der Apostel in Rom besuchten und im Vorbeiziehen bei ihm einsprachen, wich er nach Monte Cassino, dem berühmtesten Kloster des Abendlandes, der Mutterstätte des Benedictinerordens.

Pipin, einstweilen nur als Vormund, bald aber in eigener Person alleiniger Fürst des ganzen Frankenreiches, mußte nach der Abdankung seines Bruders neue Stürme in Deutschland beschwichtigen, was ihm jetzt mit dauerndem Erfolge gelang. Zuerst griff er die Sachsen an, die sich schon früher eines Prätendenten, seines Halbbruders Griffo angenommen hatten, und schlug sie mehrere Male so nachdrücklich, daß sie Friede und die Erneuerung eines seit langen Jahren in Vergessenheit gerathenen Tributes gelobten; auch aus Thüringen verjagte er die Empörer. In Baiern, wo Herzog Odilo 748 gestorben, war er nicht weniger glücklich; Thassilo, der sechsjährige Sohn desselben, wurde von ihm unter strenger Aufsicht erzogen. Ebenso unterwarf er jetzt nach einem letzten Aufstandsversuche Alamannien für immer. Die einheimischen Herzoge hörten von nun an auf und das Land wurde Grafen untergeben, wie es in den meisten Theilen des Frankenreiches herkömmlich war, die die oberste Kriegs- und Richtergewalt an der Stelle des Königs ausübten.

Während dem hatte Pipin doch noch Zeit gefunden die kirchlichen Verhältnisse von Neustrien, hauptsächlich nach dem Rathe und mit Beihülfe des Bonifacius wieder zu ordnen. Sie waren seit 1½ Jahrhunderten in den ärgsten Verfall gerathen. Die Sittlichkeit und die Bildung des Klerus in dem westlichen Theile des Frankenreiches stand im Durchschnitt auf keiner höheren Stufe, als die jener halb heidnischen Priester, mit denen Bonifacius in Baiern, Thüringen und Hessen so viel Mühe und Kummer hatte. Aehnlich wie die deutsche Kirche fügte sich jetzt auch die westfränkische der römischen Ordnung und trat von nun an in ein engeres Abhängigkeitsverhältniß zu dem römischen Stuhl. Seine Folgen waren zunächst nur segensreich, denn an die Stelle jener rohen und wilden Gesellen welche als Bischöfe zu Karl Martells Zeiten die Kirche geschändet hatten, traten durch den Einfluß des Bonifacius und des major domus gebildetere und würdigere Priester, die rasch ein neues Leben und einen neuen Geist in die Kirche brachten.

Pipin machte dadurch in den Augen der Kirche reichlich wieder gut was er und sein Bruder im Drang der Umstände an ihr gefrevelt hatten. Um ihre Stellung zu behaupten konnten sie sich nicht blos auf ihr Glück, auf ihren Geist und Muth und auf den Instinct des Volkes verlassen. Sie mußten auch den Eigennutz und die Habsucht für ihre Zwecke benutzen in der eigenthümlichen Gestalt, in welcher beide Laster als Hauptzüge dieser Zeit erscheinen.

Die merovingischen Könige hatten sich wenigstens noch die altdeutsche Tugend der Freigebigkeit bewahrt, als sie schon lange dem Ideal eines deutschen Königs untreu geworden waren, aber es war verhängnißvoll für sie, wie sie dieselbe übten. Grundbesitz galt ihrem Volke und der Zeit überhaupt als der einzig werthvolle Besitz, darum theilten sie ihr Grundeigenthum mit unbegrenzter Freigebigkeit aus. Ihr Reichthum konnte anfänglich aller-

Digitized by Google

dings unerschöpflich scheinen. Außer ihrem eigenen Stammgut im nördlichen Gallien, hatten sie als Nachfolger des römischen Kaisers die unermeßlichen kaiserlichen und Staatsdomänen und aus demselben Titel sämmtliches herrenlose Land als Krongut an sich genommen. Dazu kam noch das Stammgut der früheren regierenden Familien in den deutschen Theilen des Reiches und der Ertrag der nach römischem Vorbild maßlos angewandten Confiscationen. Die weltliche und geistliche Umgebung der Könige wetteiferte dies Krongut unter der Form von erblichen Schenkungen sich anzueignen. Landstrecken die an Umfang manches heutige Fürstenthum übertreffen, giengen auf diese Art sammt den dazu gehörigen Leuten und vielen Privilegien, wie sie dem königlichen Gute zukamen, in den Besitz deutscher und romanischer Familien über. Am meisten aber gewann die Kirche, die am schlauesten und zähesten für sich zu wirken verstand. So waren die Könige allmälig ganz verarmt und selbst wenn sie noch so tüchtig geartet gewesen wären, hätten sie in solcher Verfassung doch nichts bedeuten können.

Das Emporsteigen Pipins und seines Hauses war nicht bedingt, aber doch befördert durch seinen großen Reichthum. Wie einst die Merovinger, so konnten auch die majores domus sich Viele durch Schenkungen verbinden und noch Mehrere durch eigennützige Hoffnungen an sich ketten. Aber das Beispiel der Merovinger warnte ihre Nachfolger. Darum griffen die Söhne Karl Martells zu einem neuen Auskunftsmittel. Sie nöthigten die fränkische Kirche ihnen die zeitweilige Verfügung über einen Theil des Kirchengutes einzuräumen. Das Vermögen der Kirche war trotz der wilden Zeiten und der Gewissenlosigkeit so vieler Kirchenbeamten zu einer ungeheuren Masse angeschwollen. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man es zu einem Drittel des sämmtlichen Grundeigenthums im fränkischen Reiche anschlägt.

In den Jahren 743 und 744 wurde nun eine sogenannte Divisio, eine vorläufige Theilung zwischen Kirche und Staat vorgenommen. Von dem Ertrag derselben konnten die Fürsten ihre Anhänger reichlich ausstatten. Sie verliehen das Kirchengut nur zeitweilig auf die Lebenszeit des Verleihers und Empfängers. Der letztere trat selbstverständlich in ein besonderes Verhältniß des Schutzes und der Treue zu dem ersteren, wie auch die früheren erblichen Schenkungen der Könige ein solches besonderes Abhängigkeitsverhältniß vorausgesetzt oder begründet hatten. Der kirchliche Ursprung der neuen Vergabungen zeigte sich schon an ihrem Namen beneficium, der für zeitweilige Verleihungen von Kirchengut von je her in Gebrauch war. Auch sollte die Kirche von diesen Beneficien bestimmte Abgaben erhalten, wie ihr auch eine dereinstige gänzliche Wiederherstellung ihres Besitzes öfters angelobt wurde, aber niemals erfolgte.

Verleihungen die von dem Zufall der Lebensdauer abhiengen, versetzten die Beliehenen selbstverständlich in eine ganz andere Abhängigkeit von dem Geber als erbliche Schenkungen. Daher kein Wunder daß die

Digitized by Google

Fürsten fortan auch von ihrem eigenen Gute meist nur in der Art von Beneficien vergaben. Ebenso thaten auch die kleineren Herren, die sich dadurch gleichfalls eine strengere Abhängigkeit in ihrem Kreise schufen. Die Beliehenen pflegte man bald allgemein als vassi oder vassalli zu bezeichnen, wie man sonst nur die nächste, meist unfreie Hausdienerschaft genannt hatte. Damit war der eigentliche Keim des mittelalterlichen Lehenswesens gegeben, das sich von nun an rasch entwickelte und bald das ganze Gebäude des fränkischen Staates und Volkes überwucherte.

So stand Pipin von dieser Seite her mächtiger als irgend einer seiner Vorfahren da und nun schien ihm die Zeit gekommen wo er für sich und sein Haus auch die äußere legitime Form der Herrschaft erwerben konnte. Er gieng dabei ganz auf dem herkömmlichen Wege zu Werke. Wie gewöhnlich versammelte sich das fränkische Volk im März 752 auf dem sogenannten Märzfelde, der jährlichen bewaffneten Volksversammlung und Heerschau, aus der allmälig auch ein Reichstag geworden war. Die geistlichen und weltlichen Großen stimmten für die Entsetzung der Merovinger, auch das Volk gab seinen üblichen Beifall. So wurde König Childerich III. als ein untauglicher abgesetzt und in ein Kloster verwiesen und Pipin an seiner Stelle zum König der Franken erhoben. Die römische Kirche gab dem neuen König wegen seiner unleugbaren großen Verdienste um sie und der noch größeren die sie für die Zukunft von ihm erwartete, eine neue Weihe. An der Stelle und im Auftrag des Papstes Zacharias ertheilte ihm Bonifacius die Salbung, wie sie den römischen Kaisern in Constantinopel ertheilt zu werden pflegte.

Das Eindringen eines neuen Elementes in die Geschichte des Frankenreiches und somit auch Deutschlands zeigte sich bei diesem Vorgange recht augenfällig. Zunächst ward Pipin König durch den Willen seines Volkes, aber die päpstliche Zustimmung, sowie die Salbung und Weihe welche Bonifacius an dem neuen Könige vollzog, gab seiner Stellung in seinen und seiner Zeitgenossen Augen eine noch nie dagewesene Würde und Heiligkeit. Der fränkische König erschien von nun an als der bevorzugte Schutz- und Schirmherr der ganzen katholischen Kirche, nicht blos der fränkischen Landeskirche, was er von jeher gewesen, und damit war die Grundlage des mittelalterlichen deutschen Kaiserthums geschaffen.

Die neue Bedeutung seines Königsamtes zeigte Pipin sehr bald aufs Glänzendste, indem er dem Papste Stephan II., nachdrückliche Hülfe schaffte der wie seine Vorgänger sich im Gedränge zwischen den damaligen Herren von Italien, den Langobarden und Griechen, befand. Die Langobarden, ein suebisches Volk das ursprünglich an der unteren Elbe saß, hatten nach vielem Umherziehen von Pannonien aus seit 568 sich nach Italien gewandt. Kurz vorher war dort die Herrschaft der Ostgothen durch die Waffen des oströmischen Kaisers Justinian gestürzt worden. Jetzt bemächtigten sich diese letzten und schlechtesten Nachzügler der deutschen Völkerwanderung des Landes bis

Digitized by Google

tief nach Unteritalien hinein. In Mitte der vorgefundenen römischen und katholischen Bevölkerung wurden auch sie bald romanisirt und katholisch. Die Päpste waren zwar mit dem Gewinn eines so mächtigen und zahlreichen Volkes für die katholische Kirche sehr zufrieden, aber sie fürchteten doch die Ausbreitung der langobardischen Herrschaft über ganz Italien nicht minder wie eine unbedingte Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft. Denn schon damals hatte sich für die Päpste die Nothwendigkeit herausgestellt ein unabhängiges weltliches Gebiet als Sitz ihrer geistlichen Macht zu haben. Beide Gefahren, von denen die erste damals die drohendere schien, sollte der fränkische Herrscher jenseit der Alpen abwenden. Schon Zacharias hatte sicher darauf gerechnet, jetzt aber sah sich Stephan II. genöthigt persönlich den Beistand des Königs Pipin in Anspruch zu nehmen. Der Papst erschien im Jahre 753 in Frankreich und salbte den König und seine Familie, seine Gemahlin Bertrade, seine Söhne Karl und Karlmann, noch einmal. Dem König und seinen beiden Söhnen ertheilte er den Titel: Patricier der Römer, worunter er ihre besondere Schutzverbindlichkeit gegen die römische Kirche, die Stadt Rom und die römischen Bischöfe verstanden wissen wollte. In Folge davon zog Pipin 754 mit einem mächtigen Heere über die Alpen. In zwei Feldzügen nöthigte er den langobardischen König Aistulph 755, dem Papst Friede und Freundschaft zu geloben und ihm das sogenannte Exarchat, d. h. den Bezirk von Ravenna und Bologna, ungefähr die heutige Romagna abzutreten, was die Langobarden kurz vorher dem oströmischen Kaiser entrissen hatten.

Es geschah das in demselben Jahre in welchem der große Vermittler zwischen dem Papstthum und dem neuen Königshause den von ihm ersehnten Märtyrertod unter den Frisen fand, denen er in hohem Alter das Christenthum predigte. Pipin selbst konnte sich noch eine Reihe von Jahren eines verhältnißmäßig ruhigen Besitzes seiner Herrschaft freuen, bis er 54 Jahre alt am 24. September 768 zu Paris starb.

Seine beiden Söhne Karl und Karlmann, Könige der Franken und Patricier der Römer, folgten ihm ohne Widerspruch. Auch sie theilten ihre Länder, aber nicht nach dem bisher befolgten System in eine deutsche und romanische, oder östliche und westliche Hälfte, sondern in eine nördliche und südliche, von denen also jede Theile beider Nationalitäten in sich begriff. Karl bekam die nördliche, Karlmann die südliche Hälfte.

Drei Jahre lang regierten beide Brüder in immer ärgerer Verfeindung neben einander. Sie mag vielleicht aus persönlichen Veranlassungen entstanden sein, wurde aber jedenfalls durch die Unklarheit ihrer gegenseitigen Stellung erst recht genährt. Es sollte eine Theilung des Reichs und doch wieder keine sein, so hatte es Pipin gewollt, das suchte auch ihre Mutter Bertrade ihnen stets ins Bewußtsein zu rufen, nur verstanden sie es anders als es gemeint war; jeder von ihnen strebte nach dem Alleinbesitz des Reichs, aber Karl mit glücklicherem Erfolge.

Als Karlmann 771 mit Hinterlassung zweier unmündiger Söhne starb, wußte es Karl dahin zu bringen daß die Völker des Südreiches ihm mit Uebergehung seiner Neffen huldigten. Diese waren von ihrer Mutter an den langobardischen Hof zu dem König Desiderius, dem Feinde der Franken, geflüchtet worden, was als Vorwand für ihre Ausschließung ergriffen wurde.

Nun im alleinigen Besitz des Reiches konnte sich auch die Thätigkeit Karls erst entfalten. Ihre verschiedenen Richtungen waren durch seine noch größeren Vorfahren seit Pipin von Heristal alle schon vorgezeichnet und sein Verdienst ist es nur sie mit Kraft und Umsicht verfolgt zu haben, wobei ihm sein Familienglück bestens zur Seite stand. Daher hat er denn auch in seiner Zeit und in der Geschichte sich den Namen des Großen verdient und seinem Hause von seinem Namen Karl aus die Bezeichnung als Karolinger aufgedrückt.

Schon im Jahre 772 griff er die Sachsen an, das letzte noch unabhängige deutsche Volk, und zwar in der ausgesprochenen Absicht sie vollständig zu unterwerfen und nicht blos wie bisher sie von den fränkischen Grenzen zurückzutreiben oder wegen ihrer Raubeinfälle zu züchtigen.

Das sächsische Volk dehnte sich damals aus über alle Landschaften vom Niederrhein bis zur Elbe, vom Harz, der hessischen Grenze und dem Westerwald bis zur Nordsee und Eider. Drei große Abtheilungen hatten sich nach und nach in ihm herausgebildet, von denen die westliche vom Rhein bis zur Weser Westfalen, die mittlere an der Weser und am Harz Angrier, Engern, die östliche bis zur Elbe Ostfalen genannt wird. Als eine vierte erscheint häufig daneben noch das Volk nördlich von der Elbe, die Nordalbingier, oder die Nordleute. Jede dieser Abtheilungen war ein unabhängiger Staat und nur gegen auswärtige Feinde mit den anderen verbündet. Die inneren Verhältnisse hatten sich seit unvordenklichen Zeiten wenig verändert. Die alte volksthümliche Verfassung, das alte Recht und die alte Sitte, das deutsche Heidenthum mit seiner Sage und seiner Poesie stand noch hier in voller Blüthe, als der fränkische König im Frühling 772 das Volk von Süden her angriff. Mit einem wohlgerüsteten und kriegsgeübten Heere eroberte er mit leichter Mühe einen Theil des Berglandes von Engern an der Weser und in ihm auch die Eresburg, den heiligen, mit Mauern und Wällen geschützten Sitz des Kriegsgottes. Nicht weit davon lag gleichfalls an umfriedetem Orte ein anderes sächsisches Heiligthum, die Irminsul, die große Säule, das berühmteste jener schon erwähnten einfachen Sinnbilder unseres Heidenthums. In der Eresburg wurde an der Stelle des heidnischen Heiligthums eine Kirche dem Apostel Petrus, dem Lieblingsheiligen der karolingischen Zeit, gegründet, die Irminsul aber zerstört.

Doch schon 773 wurde der König nach Italien abgerufen. Der Papst Hadrian I. wurde damals von dem langobardischen König Desiderius so hart

bedrängt daß ihn nur die fränkische Hülfe retten konnte. Ohne erheblichen Widerstand zu leisten gieng das schon sehr geschwächte langobardische Reich jetzt zu Grunde. Desiderius wurde gefangen und in ein Kloster geschickt und Karl an seiner Stelle König der Langobarden 774. Italien blieb ein selbständiges Reich, auch die alte langobardische Verfassung wurde beibehalten, bis später verschiedene Aufstandsversuche die Auflösung der großen, beinahe unabhängigen langobardischen Herzogthümer veranlaßten, an deren Stelle die fränkische Grafschaftsverfassung gesetzt wurde.

Während dieses italienischen Heerzuges hatten die Sachsen den Frieden der ihnen 772 aufgenöthigt worden gebrochen und waren wieder einmal unter furchtbaren Verwüstungen in Hessen bis nach Fritzlar vorgedrungen. Doch im August 775 trieb sie Karl wieder zurück, griff sie in ihrem eigenen Lande an und bekam von den Engern, Ostfalen und Westfalen aufs Neue Friedensversicherungen und das Versprechen sich taufen zu lassen.

Kaum war der König im Winter nach seinem Reiche heimgekehrt, so brachen die Sachsen, wie einst die Deutschen beim Abzuge der Römer, wieder los. Schon 776 war ein neuer Feldzug nöthig der ein etwas besseres Resultat wie die beiden früheren gab: die Sachsen blieben im Winter und Frühjahr 777 ruhig, und viele von den Vornehmsten des Volkes erschienen auf dem Reichstage den der König im Lande der Westfalen zu Paderborn hielt, wo er eine Kirche gegründet hatte. Dort ließen sie sich taufen, schwuren dem König Treue und versprachen für den Fortgang der Bekehrung ihres Volkes zu sorgen.

Als Karl im nächsten Jahre einen Zug gegen die Araber in Spanien unternahm, in Folge dessen das Land bis zum Ebro unter dem Namen der spanischen Mark dem fränkischen Reiche einverleibt ward, standen die Sachsen von Neuem auf unter dem Feldherrn Widekind, dem Führer der Westfalen, welcher sich nicht in Paderborn unterworfen hatte. Von nun an bis 783 entbrannte der Krieg erst recht heftig und wurde auf beiden Seiten mit steigender Erbitterung geführt. Doch erst 783 erfolgten zwei größere Schlachten in offenem Felde bei Thietmelle, jetzt Melle, und an der Hase, beide mit günstigem Ausgang für die Franken. Diese Siege, sowie die unaufhörliche Verwüstung des sächsischen Landes welche durch ständige fränkische Besatzungen von festen Orten aus planmäßig betrieben wurde, bestimmten endlich viele der edelsten Sachsen, darunter sogar Widekind, zur Unterwerfung und zur Taufe die an ihm 785 zu Attigny mit größtem Pompe vollzogen ward.

Jetzt, wo zunächst aller Widerstand in Sachsen aufgehört hatte, konnten die Zustände des besiegten Volkes einigermaßen geordnet werden. Es wurden vom König ernannte Grafen für die einzelnen Gaue des Landes bestellt, denen wie überall im fränkischen Reiche die oberste Civil- und Militairgewalt gehörte. Hauptsächlich ergiengen aber jetzt strenge Gebote gegen allen öffentlichen und heimlichen Götzendienst, gegen alle Handlungen, Gebräuche und Einrich-

tungen welche als Abfall vom Christenthum angesehen werden konnten, oder die der Unterthanentreue gegen den Frankenkönig zuwider liefen. Meist war auch für leichtere Vergehn dieser Art die Todesstrafe angedroht. Ueberhaupt ist diese erste fränkische Gesetzgebung in Sachsen durchweg mit Blut geschrieben und unterscheidet sich sehr wesentlich von dem milden und schonenden Geiste der das Strafrecht unseres deutschen Alterthums auszeichnet. Man sieht ihr an, daß sie das übereilte Werk eines erbitterten und besorgten Siegers ist, der sie später selbst in vielen Stücken mildern mußte. Damals nahm der König auch die kirchliche Ordnung Sachsens ernstlich in die Hand. Eine Anzahl sächsischer Bisthümer wurde um diese Zeit wenigstens projectirt, wenn auch erst allmälig gegründet, Osnabrück, Münster, Verden, Bremen, Minden, Paderborn, Halberstadt, Hildesheim und dem Metropolitanverband von Cöln und Mainz untergeben. Man besetzte sie nach und nach mit Männern welche schon seit längerer Zeit in Sachsen als Missionäre thätig gewesen waren, wie Ludger, Willehad und Andere. Auch mußten sich die Sachsen anheischig machen die neu gegründeten Kirchen mit Land oder Naturaleinkünften auszustatten. Selbst der kirchliche Zehnte wurde ihnen nicht erlassen, der auch in den anderen Theilen des Frankenreiches nur unter dem größten Widerstreben der ländlichen Bevölkerung von dem mächtigen Schutzherrn der Kirche durchgesetzt werden konnte.

Um dieselbe Zeit wurde endlich auch noch das bairische Herzogthum aufgelöst und somit ganz Deutschland dem fränkischen König gleichförmig unterthan. Thassilo II., seit 758 von seinem Vormund Pipin als Herzog in Baiern eingesetzt, war trotz mancher offenen und versteckten Feindseligkeiten die er sich gegen Pipin und gegen Karl zu Schulden kommen ließ, bisher noch verschont worden. Nun aber erkannte er daß die Strafe ihn treffen werde und beschloß die Vermittelung Hadrians anzurufen. Aber der Papst drohte ihm mit Ausstoßung aus der Kirche, wenn er dem Gesalbten Gottes, dem Frankenkönige, nicht Gehorsam leiste, wie er geschworen habe. Als Karl im Sommer 787 aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, nachdem er Ostern bei seinem geistlichen Vater und Freunde Hadrian in Rom gefeiert hatte, forderte er den Herzog Thassilo vor die Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen des Frankenreiches nach Worms. Der bairische Herzog weigerte sich zu erscheinen, wie Karl vorausgesehen hatte, denn augenblicklich setzten sich drei starke Heeressäulen gegen Baiern in Bewegung; die eine unter Karls eigener Führung von Westen her, die zweite unter seinem Sohn Pipin von Süden her, die dritte von Norden her. Thassilo, ganz überrascht und rathlos, unterwarf sich, stellte Geiseln und schwor einen neuen Eid der Treue.

Aber schon 788 wurde er wieder vor eine Reichsversammlung, diesmal nach Ingelheim bei Mainz gefordert, um sich wegen ganz neuer Punkte, namentlich wegen verrätherischer Verhandlungen mit den Avaren, den Nachbarn

Digitized by Google

Baierns, zu rechtfertigen. Aber auch ein altes Verbrechen wurde jetzt erst herangezogen um ihn unfehlbar zu stürzen. Er sollte einstmals das Heer des Königs Pipin böswillig verlassen haben. Darauf stand nach uraltem Herkommen der Tod. Da ihm seine Rechtfertigung nicht gelang wurde er auch wirklich zum Tode verurtheilt, diese Strafe aber von dem König dahin gemildert daß er für sich und seine Familie seinem längst verwirkten Herzogthume entsagen und sich mit den Seinigen in ein Kloster begeben sollte.

Zur Sicherung der östlichen Grenzen seines Reiches unternahm der König 789 einen glücklichen Feldzug gegen die Wilzen und andere slavische Nachbarn der Sachsen, welcher die wenigstens nominelle Unterwerfung sämmtlicher Slavenstämme zwischen Elbe und Oder, ja angeblich sogar bis zur Weichsel zur Folge hatte. Darauf füllten die Jahre von 791 bis 798 mehrere große und siegreiche Heerfahrten gegen die Avaren, die alten Feinde des fränkischen Reiches. Einer fränkischen Heeresabtheilung welche Karls schon erwähnter Sohn Pipin von Italien aus führte, gelang es das befestigte Hoflager des avarischen Chans, den berühmten Ringwall der Avaren zwischen Donau und Theiß zu erstürmen. Dort fanden die Franken eine unermeßliche Beute, den aufgehäuften Raub mehrerer Jahrhunderte und vieler Länder von Ost- und Westeuropa. Aehnlich wie später durch die Entdeckung unerschöpflicher Adern edler Metalle wurde dadurch der Werth des Goldes und Silbers im Frankenreiche um ein Merkliches herabgedrückt. Einzelne Fürsten und Vornehme des besiegten Volkes bequemten sich nun auch an den königlichen Hof zu kommen, Huldigung zu leisten und die Taufe anzunehmen, aber eine dauernde Unterwerfung der mittleren und unteren Donaugegenden welche die Avaren bisher beherrscht hatten, gelang nicht. Der Hauptgewinn jener glänzenden Feldzüge blieb, daß die Ostgrenze Baierns von nun an viel sicherer wurde, und daß die slavischen Unterthanen der Avaren sich jetzt überall mit Erfolg zu befreien suchten, so daß an eine Wiederherstellung der avarischen Macht nicht mehr zu denken war.

Im Herbst 800 sah sich der König wieder einmal genöthigt die weltlichen Angelegenheiten bei Seite zu lassen und sich als Schutzherr des Papstes nach Rom zu begeben. Hadrians I. Nachfolger, Leo III., war von einer feindlichen Partei überfallen, abgesetzt und mißhandelt worden und jetzt zog Karl dorthin um dem Papste Recht zu schaffen. Durch seine Erscheinung an der Spitze eines großen Heeres wurde jeder bewaffnete Widerstand in Rom unmöglich gemacht. Er berief darauf eine Versammlung von Bischöfen und weltlichen Großen und Vasallen aus allen Theilen seines Reiches, welcher er in eigener Person vorsaß. Hier rechtfertigte sich der Papst feierlichst wegen aller der Dinge die ihm von seinen Feinden zur Last gelegt wurden und diese traf nach dem Urtheil der Versammelten ein hartes Gericht.

Nach solchen gewaltigen und frommen Thaten war es nur der natürliche Ausdruck der öffentlichen Meinung in der katholischen Christenheit des Abend-

Digitized by Google

landes, als ihm Leo am Weihnachtstage 800 die kaiserliche Krone auf das Haupt setzte und damit die Erneuerung des weströmischen Kaiserthums verkündigte.

Es war von nun an des Kaisers entschiedenes Bestreben sich dieser Krone, die in seiner und seiner Zeitgenossen Augen mit geheimnißvollem Glanz umgeben war, immer würdiger zu machen, wie überhaupt durch sein ganzes Wesen ein tiefer und lauterer Ernst hindurchgieng. Er zeigte das in jeder bedeutenden Handlung seiner weiteren Regierung. Nachdem die gewaltigsten Kriegsstürme ausgetobt hatten, konnte er sich von nun an mehr mit den inneren Reichsangelegenheiten beschäftigen. Er begann jetzt eine durchgreifende und systematische Thätigkeit in der Gesetzgebung des weitläufigen Frankenreiches, wie herkömmlich immer unter Beiziehung der weltlichen und geistlichen Großen. So wurde in diesen Jahren der Versuch gemacht aus den vielen Einzelgesetzgebungen welche für die Völkerschaften des fränkischen Reiches galten, ein allgemeines Reichsgesetzbuch zu Stande zu bringen. Dieser Versuch konnte in der damaligen Zeit, bei ihrem Mangel an allen Vorarbeiten, aller Vorübung und auch an aller Befähigung dazu, bei der allgemeinen Abneigung der einzelnen Völker sich von ihrem hergebrachten Rechte zu trennen nicht glücken, doch ist er um seiner selbst willen merkwürdig genug. Als eine Art Ersatz dafür, vielleicht auch als eine Vorarbeit für die Zukunft, wurden damals die Gesetze derjenigen Völker welche bisher blos ein Gewohnheitsrecht und noch kein schriftlich abgefaßtes hatten aufgezeichnet. Es traf dies die Frisen, die Thüringer und die Sachsen, vielleicht auch die chamavischen Franken am Niederrhein. Das geschriebene sächsische Volksrecht gieng nun wieder in den meisten Stücken auf das alte Herkommen des Volkes zurück und viele Bestimmungen jener ersten blutigen fränkischen Gesetzgebung wurden nicht mit aufgenommen. Die Baiern, die Alamannen, die ripuarischen und salischen Franken, die Burgunden, die Westgothen und die Langobarden, jetzt alle Unterthanen des großen fränkischen Reiches, hatten schon länger, zum Theil schon seit dem fünften Jahrhundert geschriebene Volksrechte, die durch Karl den Großen nur mannigfache Zusätze erhielten.

Um diese Zeit wurde von dem Kaiser ein wichtiges Glied in die Verwaltung des Reiches vollständig eingefügt. Von jeher pflegten die fränkischen Herrscher sich außerordentlicher Bevollmächtigter zur Beaufsichtigung der Verwaltung des Reiches zu bedienen. Man nannte sie Missi, Sendboten schlechtweg. Karl der Große ordnete an und führte es auch durch, daß immer je zwei solcher Missi zweimal im Jahre einen bestimmten District bereisen und dem Kaiser persönlich Rechenschaft geben sollten. Es waren gewöhnlich ein geistlicher und ein weltlicher Herr, die der Kaiser selbst ernannte. Ebenso erhielten jetzt die alten Gesetze über die Kriegspflicht der Unterthanen oder den Heerbann ihre weitere Ausbildung. Noch immer galt in dem Frankenreiche der altherkömmliche Grundsatz persönlicher Kriegspflicht jedes freien Mannes.

Aber die immerwährenden und weit ausgedehnten Feldzüge der ersten Karolinger und namentlich des Kaisers selbst hatten die Volkskraft sehr in Anspruch genommen. Um dem Aufgebot zu entgehn griff man zu allen Mitteln. Namentlich pflegte es häufig zu geschehen daß sich freie Bauern ihrer Freiheit entäußerten und unfreie Hintersassen irgend eines weltlichen oder geistlichen Grundherrn oder eines kaiserlichen Beamten wurden, wenn sie nur dadurch von dem Heerbann sich losmachten. Karls hierauf bezügliche Gesetze erkannten im Allgemeinen die Kriegspflicht jedes freien Mannes wie früher an und schärften sie durch strenge Bußen noch mehr ein, aber sie versuchten die hauptsächlichsten Uebelstände durch eine Reihe von Bestimmungen zu heben. So wurde erlaubt daß mehrere minder Begüterte nur einen Mann auf gemeinschaftliche Kosten ausrüsten sollten. Ebenso wurden die Grenzen und die Zeitdauer des Aufgebots für die verschiedenen so weit entlegenen Länder des Reichs billiger festgesetzt. Trotz aller Vorsorge jedoch blieben die meisten drückenden Uebelstände die der Heerbann für die freien Bauern im Reiche mit sich brachte, nach wie vor und damit ein Hauptgrund zur Untergrabung dieses ganzen Standes.

In Zusammenhang mit den mancherlei Veränderungen und Verbesserungen welche Karl mit der Gesetzgebung seines Reiches vornahm, steht auch eine wichtige Neuerung in dem Gerichtsverfahren. Bis zur Zeit Karls des Großen war im Ganzen überall da wo deutsches Recht galt, also in Deutschland, in dem größten Theile von Frankreich und Italien das altdeutsche Herkommen in Kraft geblieben, daß unter dem Vorsitz des königlichen Richters, des Grafen, oder seiner Unterbeamten, alle Freien berechtigt waren das Urtheil zu finden. Seit Karl dem Großen aber ist die Urtheilsfindung nur einer bestimmten Anzahl aus ihnen übertragen worden, welche mit dem dunklen Namen Scabini, Schöppen, bezeichnet werden. Das ganze Mittelalter hat diese karolingische Einrichtung beibehalten.

Jetzt war auch die Zeit gekommen in welcher der Kaiser das Werk des Bonifacius ungestörter als bisher fortzusetzen und zu einer gewissen Vollendung zu bringen vermochte. Wie er in Sachsen Bisthümer stiftete ist schon erwähnt worden, aber auch in anderen Gegenden Deutschlands gründete und dotirte er Kirchen und Klöster, oder vermehrte die Einkünfte der schon bestehenden. Er sorgte für ihren Schmuck und ihre Weihe durch Schenkung heiliger Gefäße, Monstranzen und Reliquien, womit ihn und die damalige Welt die Päpste versorgten. Er bereicherte ihre Bibliotheken durch gute und theure Bücher und die Klostergärten durch wohlschmeckende und heilsame Kräuter, deren Anbau er selbst in den Gärten seiner kaiserlichen Villen leitete und überwachte. Seiner persönlichen Anregung und der Wirksamkeit des gelehrten Kreises um ihn ist es hauptsächlich zu verdanken daß sowohl die Pflege der Wissenschaften und Künste, wie die von allerlei nützlichen Fertigkeiten zur Verschönerung und Bequemlichkeit des Lebens, in der deutschen

Kirche eine bleibende Heimath fanden. Schon wurden auch auf deutschem Boden hie und da gelehrte Schulen von Mönchen oder Bischöfen angelegt, in denen zunächst theologische Wissenschaften, dann auch das Studium der classischen Literatur und ihrer Sprachen, namentlich des Lateinischen, der herkömmlichen Sprache der abendländischen Kirche, eifrig getrieben ward. Auch die kirchliche Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik wurden durch seine Aufmunterung aus Rom, ihrer Mutterstätte, in das Frankenreich und somit auch nach Deutschland verpflanzt, kurz alle die Trümmer der alten Cultur welche sich in die Kirche geflüchtet hatten und hier zum Samen einer neuen Cultur wurden, siedelten sich jetzt unter dem mächtigen Schutze Karls in unserm Vaterlande an.

Aber der Kaiser verlor über seiner gläubigen Verehrung vor der kirchlich antiken Wissenschaft und Kunst doch nicht das Auge und das Herz für die volksthümliche Bildung. Wie er sich in allen Stücken als deutschen Franken fühlte, so regte er auch durch persönliche Theilnahme in der deutschen Kirche dieser Zeit ein Interesse für die Pflege der Muttersprache an das von da an nicht mehr erlosch und bald zur Gründung einer achtungswerthen Literatur in deutscher Sprache führte. Wie ernsthaft und tüchtig er auch diese Bestrebungen nahm, zeigen nicht blos die wiederholten Gebote an Bischöfe und Geistliche sich der deutschen Predigt und des deutschen Glaubensunterrichtes zu befleißigen, sondern auch seine eigenen Versuche einer grammatischen Feststellung seiner deutschen Muttersprache, und die Aufzeichnung altdeutscher Heldenlieder die auf seinen Betrieb geschah.

In diese Jahre fällt auch die vollständige Ausbildung des Grenzvertheidigungssystems für das große Kaiserreich, besonders für seine östliche deutsche Hälfte, welche die meisten militairischen Kräfte besaß, aber auch am meisten von Feinden bedroht war. Eine Reihe von Burgen und festen Plätzen entstand allmälig von der Eider bis zum adriatischen Meere, zum Theil innerhalb des echt deutschen Gebietes, zum Theil schon jenseit der deutschen Sprachgrenze. Ihre stäts schlagfertigen Besatzungen hielten die feindseligen Bewohner der umliegenden Gegenden im Zaume und beschützten die Handelsstraßen aus und nach dem Frankenreiche die hier mündeten. Hier befehligten Grafen unter dem Namen Markgrafen, Grenzgrafen, oder Herzoge, wenn ihnen eine Anzahl von Grafen untergeben war. Sie residirten gewöhnlich in der am weitesten an die Grenze vorgeschobenen Burg, so in Bardewik, in Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Regensburg, Lorch, Orte die zugleich große Waffenplätze und Mittelpunkte des Handels wurden.

Unter solchem Schutze fühlten die inneren Gegenden des Reiches kaum etwas von den ununterbrochenen Grenzkriegen. Der Kaiser selbst war während der letzten Jahre seiner Regierung nur einige Male genöthigt seinen Lieblingssitz Aachen zu verlassen. Dort hatte er einen prächtigen Palast und eine noch prächtigere Rundkirche, die Marienkapelle gebaut, ein Wunderwerk ihrer

Digitized by Google

Zeit, obgleich ihr Säulenschmuck meist nur aus den Trümmern römischer Prachtbauten stammte. Dort in der Nähe lagen die alten Familiengüter der Karolinger an der Maas und Mosel und der gewaltige Ardennenforst welchen er nach dem Beispiel früherer Frankenkönige zu seiner ausschließlichen Benutzung als Jagdrevier sich vorbehielt.

Doch im Jahre 804 sah er sich einmal wieder gezwungen persönlich in Sachsen zu erscheinen um einen sehr gefährlichen Aufstand des besiegten, aber immer noch nicht gebändigten Volkes dies- und jenseit der Elbmündungen zu unterdrücken. Um der Gefahr gründlich zu begegnen, bequemte er sich zu einer Maßregel welche einst die Römer in Deutschland zu gleichem Zwecke oft angewandt hatten. Er zwang damals 10,000 sächsische Familien, besonders aus dem östlichen Holstein, damals dem Lande der Nordleute, auszuwandern und sich in anderen Gegenden Deutschlands und des Frankenreiches anzusiedeln. Ihre Besitzungen in der Heimath wurden fremden Einwanderern gegeben, namentlich Slaven aus dem Volke der Abodriten, die im heutigen Mecklenburg wohnten. Sie hatten sich die Gunst des Kaisers durch ihre beständige Treue gegen die Franken und ihre beständige Feindschaft gegen die Sachsen und gegen die Wilzen, ihre südöstlichen Nachbarn, verdient. Der Osten von Holstein, Wagrien, wurde auf diese Art ein slavisches Land und mußte erst später wieder durch deutsche Colonisation germanisirt werden. Auch im Jahre 810 mußte sich Karl wieder an die Elbe begeben, diesmal wegen fortwährender Ueberfälle der Grenze durch die Dänen unter ihrem Fürsten Gotfrid von Südjütland. Doch noch ehe der Kaiser sein großes Heer auf das jütische Gebiet geführt hatte, erhielt er die Nachricht daß Gotfrid erschlagen sei. Darauf ward ein Friede mit seinem Nachfolger vermittelt, aber auch die Mark an der Eider noch verstärkt und erweitert. Auch dachte man nun ernstlich an die Herstellung einer Kriegsflotte gegen die stäts bedrohlicheren Raubzüge scandinavischer Piraten aus Norwegen und Dänemark. Bis zum nächsten Jahr war sie schon so weit gediehen daß der Kaiser viele wohlgerüstete Schiffe bei Boulogne und an den Scheldemündungen besichtigen konnte.

Am 28. Januar 814 endete zu Aachen sein inhaltreiches Leben; er war 72 Jahre alt worden und hatte 46 Jahre lang die Franken beherrscht. Seine beiden Söhne Karl und Pipin waren ihm im Tode vorangegangen. So folgte ihm als Kaiser der Römer und König der Franken sein jüngster einzig noch übriger Sohn aus rechtmäßiger Ehe Ludwig, der Fromme genannt, bisher König von Aquitanien unter der Oberhoheit seines Vaters. Er war seiner Erziehung nach mehr ein Geistlicher und Gelehrter als ein Krieger und Staatsmann. Durch seinen bisherigen Aufenthalt in Aquitanien hatte er viel von dem romanischen Wesen seiner Umgebung in sich aufgenommen, während Karl und seine Vorfahren durch und durch deutsch in Gemüthsart, Sitte und Sprache, in der äußeren Erscheinung des Leibes, ja sogar in der

Tracht und in den täglichen Lebensgewohnheiten geblieben waren. Ludwig beherrschte nicht das ganze fränkische Reich unmittelbar. Das italienische, oder langobardische Königreich lag noch für einige Jahre unter der Oberhoheit des Kaisers in der Hand eines besonderen Königs, Bernhard, des Sohnes jenes oben erwähnten Pipin.

Die ersten Regierungsjahre des neuen Kaisers brachten manchen Theilen Deutschlands, besonders Sachsen, allerlei Erleichterungen. Mild und rechtlich gesinnt wie er war gab er vielen Bewohnern des Landes ihre eingezogenen Güter zurück, steuerte auch nach Kräften den Bedrückungen die sich kaiserliche Beamte trotz aller Gesetze und trotz der Sendboten Karls des Großen gegen die Kirche und gegen die bäuerliche Bevölkerung zu Schulden kommen ließen. Die Grenzvertheidigung war in gutem Zustand und die Last des Heerbanns drückte in diesen ersten friedlichen Zeiten der neuen Regierung weniger als je. Zugleich folgte Ludwig seiner Neigung, die ihm seinen Beinamen gegeben hat, ganz unbeschränkt. Er machte überall fromme Stiftungen oder bereicherte die schon vorhandenen. Er bestätigte aufs Bereitwilligste der Kirche ihre schon erworbenen Privilegien, besonders die Befreiung ihrer Güter von allen öffentlichen Lasten. Bei seinen Staatsgeschäften und im Privatleben umgab er sich fast ausschließlich mit Männern aus dem geistlichen Stande, die alle Bildung, Gelehrsamkeit und Geschäftsgewandtheit der Zeit im höchsten Grade sich zu eigen gemacht hatten. So wuchs die der Welt abgekehrte Richtung im Gemüthsleben des Kaisers, in dem wie in so vielen seiner Zeitgenossen Unlust an den weltlichen Geschäften überhaupt erwachte. Allmälig reifte sein Entschluß über kurz oder lang in ein Kloster zu gehen. Als ersten Schritt dazu betrachtete er eine vorläufige Theilung des Reiches unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, die er auf dem Reichstage zu Aachen 817 mit Einwilligung der geistlichen und weltlichen Stände und des fränkischen Volkes vornahm. Lothar, der älteste Sohn, sollte die Kaiserwürde und damit die Oberherrschaft über das ganze Reich erhalten, Pipin Aquitanien und Ludwig, der jüngste Sohn, Baiern.

Aber anstatt in ein Kloster zu gehn, vermählte sich der früh verwittwete Kaiser bald darauf mit Judith, der schönen und schlauen Tochter eines alamannischen Grafen Welf. Als 823 aus dieser Ehe ein Sohn, Karl, später Karl der Kahle, geboren wurde, sollte auch ihm ein Reichstheil als Erbe verschafft werden. So mußte die erste Theilung des Reiches umgestoßen werden, aber es gelang erst nach hartem Widerstand der dadurch Verletzten und nach einem völligen Sturz der bisher am kaiserlichen Hofe herrschenden Partei. Für sie trat jetzt der ausschließliche Einfluß Judiths und ihrer oft unwürdigen Günstlinge ein. Dies Alles brachte endlich eine förmliche Erhebung der mächtigsten geistlichen und weltlichen Großen zu Wege, die von Lothar und Pipin offen begünstigt wurde. Dadurch wurde Judith und ihr Anhang gestürzt und entfernt und Ludwig kam ganz in die Hände seiner

Digitized by Google

frühern Umgebung, bis ihn eine Gegenrevolution an deren Spitze sein jüngster Sohn Ludwig stand, rettete. Nun begannen wieder die alten Verhältnisse am Hofe und im Staate. Judith und ihr Anhang suchten ihren Feinden die angethane Schmach möglichst zu vergelten, und der Gedanke dem geliebten Sohne Karl einen unverhältnißmäßig großen Antheil am Reiche zu verschaffen, bildete den Mittelpunkt der Bestrebungen des Kaisers, wobei er selbst der Rechte seines Sohnes Ludwig nicht schonte. Da brach 833 ein Aufstand aller seiner Söhne los. Von allen Seiten verlassen, sah er sich gezwungen sich ihnen zu übergeben. Lothar und seine Partei, diejenige die einst unumschränkt am Hofe des Kaisers geherrscht hatte, wollten ihn nun ganz unschädlich machen. Sie zwangen ihn zu einer öffentlichen Kirchenbuße, wodurch er nach den Begriffen der Zeit unfähig wurde weiter zu regieren. Doch die unumschränkte Herrschaft Lothars behagte den beiden anderen Söhnen ebenso wenig wie die Judiths. So traten nun wieder Pipin und Ludwig gegen Lothar auf, befreiten ihren Vater und setzten ihn wieder auf den Thron. Alsbald begannen aber auch wieder die Intriguen für die Versorgung Karls. Nun suchte Judith Lothar zu gewinnen, den sein Vater in eine Art von Verbannung nach Italien verwiesen hatte, denn noch immer stand eine zahlreiche und mächtige Partei, die Blüthe der fränkischen Geistlichkeit und der Vasallenschaft hinter ihm, die in ihm den wahren Nachfolger Karls des Großen sah. Lothar gieng zum Scheine auf Judiths Pläne ein und nun wurde beschlossen daß die Söhne des kurz vorher verstorbenen Pipin ganz übergangen werden, Ludwig nichts weiter als Baiern, Lothar und Karl das ganze übrige Frankenreich zu gleichen Theilen erben sollten. Dagegen erhob sich Ludwig von Baiern mit Waffengewalt. Sein Vater beschloß ihn mit gleicher Gewalt zu züchtigen, starb aber im Beginn des Feldzuges 840 auf einer Rheininsel bei Ingelheim.

Nach Ludwigs des Frommen Tode zeigte Lothar sehr bald wie er es eigentlich meinte. Seine Partei wollte um jeden Preis mit ihm die wirkliche Einheit des Reiches aufrecht erhalten und von seiner Zersplitterung in mehrere gleiche Theile nichts wissen. So schlossen sich jetzt Karl und Ludwig an einander. Beide vereint boten am 25. Juni 841 dem kaiserlichen Heere bei Fontenaille die Spitze und behielten einen blutigen Sieg. Von nun an versuchte es Lothar weniger mit den Waffen als mit Unterhandlungen und allerlei Ränken, wodurch er die Brüder zu trennen hoffte. Als sie fest blieben, bequemte er sich endlich zu einer Theilung des Reiches nach gleichem Rechte aller Söhne. Sie wurde 843 zu Verdun abgeschlossen. Karl erhielt den westlichen Theil des Reiches bis zur Schelde, Maas, Saone und Rhone; Lothar, dem die Kaiserwürde und Italien blieb, das Land von den genannten Flüssen bis zum Rhein und den Alpen; die deutschen Landschaften rechts vom Rheine und ein kleines Stück des linken Rheinufers fielen dem bisherigen König der Baiern zu, der sich jetzt König der östlichen Fran-

Digitized by Google

ken nannte und gewöhnlich wegen der Nationalität seiner Unterthanen Ludwig der Deutsche geheißen wird.

Obgleich nun Friede zwischen Lothar, Karl und Ludwig bestand und öftere Freundschafts- und Treueschwüre sich zwischen den Brüdern wiederholten, so zeigte jener doch noch immer große Lust sich auf Ludwigs oder Karls Kosten zu bereichern. Aber er starb 855 und 869 sein gleichnamiger Sohn welchem das Land zwischen Maas, Schelde und Rhein zugefallen war, davon es Lotharii regnum, jetzt Lothringen, genannt wurde. Nun hätte sich Karl gerne dieses Landes bemächtigt, trotzdem daß noch einer von Lothars I. Söhnen, Ludwig, Kaiser und König von Italien, lebte, wäre nicht Ludwig der ostfränkische König dazwischen getreten, aber freilich auch nur um sich über eine Theilung mit Karl zu verständigen. Die Mosel und die Maas wurden nun die westlichen Grenzen Deutschlands, womit ungefähr die alte Grenze Austriens und Neustriens oder die noch ältere Sprachgrenze zwischen dem Romanischen und dem Deutschen erreicht war.

Schon während der letzten Hälfte der Regierung Ludwigs des Frommen, noch mehr aber während der Bruderkriege nach seinem Tode war die nördliche und östliche Grenze des ostfränkischen oder deutschen Reiches immer härter von ihren alten Feinden bedrängt worden. Die Norweger und Dänen, damals gewöhnlich unter den Gesammtnamen der Nordmannen gefaßt, machten die ganze Nordseeküste und alle Flußmündungen unsicher. Schon 842 überfielen sie Hamburg, wo durch Ludwig den Frommen ein Erzbisthum für die Bekehrung des Nordens gestiftet und einem sächsischen Priester, Anskar, untergeben worden war. Es mußte aus dem zerstörten und ganz unsicher gewordenen Orte nach Bremen verlegt werden, wo es fortan blieb. Im Osten widerstanden die karolingischen Marken nur mühsam dem Andrang der slavischen Grenzvölker. Namentlich erwiesen sich jetzt die Böhmen und Mähren unter Radislaw als die gefährlichsten Feinde Deutschlands. Um der bedrohtesten Grenzstelle näher zu sein behielt Ludwig auch als König von ganz Deutschland seine gewöhnliche Residenz zu Regensburg, der damaligen Hauptstadt Baierns. Er starb 876 und hat den Ruhm sein Reich gegen die heidnischen Feinde im Norden und Osten und gegen die noch viel gefährlicheren Intriguen seiner Brüder und Neffen, die meist auch trotz ihrer Frömmigkeit mit diesen Heiden gegen ihren Verwandten conspirirten, kräftiger geschützt zu haben als es einer von diesen an seinem Theile vermochte.

Kaum war er todt, so erschien auch sein Halbbruder Karl der Kahle, der kurz vorher durch schimpfliche Demüthigung vor Papst Johann VIII. die Kaiserkrone sich erworben hatte. Er wollte im raschen Ueberfall die deutschen Landschaften links vom Rheine die einst zu Lothars II. Reich gehört hatten erobern, ehe die drei hinterlassenen Söhne Ludwigs des Deutschen sich vertheidigen könnten. Aber Ludwig, der Jüngere genannt, des Verstorbenen zweiter Sohn, zog ihm mit einem sächsischen und ostfränkischen Heer-

haufen entgegen, überfiel ihn bei Andernach und schlug am 9. October 876 das französische Heer so, daß nur Trümmer entrannen. Aachen, Cöln und das ganze deutsche Rheinland ward sofort wieder befreit und die rechtmäßige Westgrenze Deutschlands wieder hergestellt. Darauf theilten die drei Brüder endgültig, wie es herkömmlich war. Der älteste, Karlmann, erhielt Baiern, Ludwig Ostfranken, Sachsen, Thüringen, Karl, der jüngste, der Dicke genannt, Alamannien als selbständige Reiche. Karlmann starb schon 880, Ludwig nach einer Regierung voller Kämpfe gegen die immer gefährlicheren Nordmannen 882, beide ohne ebenbürtige Erben, und Karl der Dicke wurde alleiniger Herrscher Deutschlands, nachdem er schon 881 Italien und die Kaiserwürde erworben hatte.

Der neue Kaiser und König war schon 882 gezwungen mit dem Heerbann von ganz Deutschland und mit seinen Vasallen gegen die Nordmannen zu ziehen. Sie pflegten sich bereits nicht mehr mit kurzen Ueberfällen und Streifzügen zu begnügen. Wie sie schon länger in dem westlichen fränkischen Reiche zu thun gewohnt waren, so errichteten sie auch jetzt in Deutschland befestigte Lager, besonders in den Niederrheingegenden, von wo sie Jahr aus Jahr ein die umliegenden Landschaften verwüsteten. Damals hatten sie ein solches in Aschloh an der Maas bezogen. Es wurde von dem großen deutschen Heere eng eingeschlossen und Jedermann erwartete daß sich die Nordmannen auf Gnade und Ungnade ergeben müßten. Da schloß plötzlich der Kanzler des Reiches, Bischof Liutward von Vercelli, der allmächtige Lenker des ganzen Staates, einen Vertrag mit den heidnischen Räubern ab, worin ihnen freier Abzug sammt ihrer Beute, außerdem noch ein Stück von Friesland als kaiserliches Lehen und 2000 Pfund Gold und Silber als angebliches Ehrengeschenk zugesichert wurden. Dafür sollten sie versprochen haben Christen zu werden, was nicht geschah, so wenig wie sie den beschworenen Frieden hielten, denn sie verbrannten noch in demselben Jahre Deventer und andere Städte und plünderten in den Rheingegenden wie früher. Karls Ansehen in Deutschland erlitt durch diesen schmählichen Handel einen Stoß von dem es sich nicht wieder erholte. Es nützte ihm nichts daß er die Kirche mit verschwenderischer Freigebigkeit bedachte, auch nicht daß er 885 von den Ständen und dem Volke Frankreichs zum König dieses Landes erwählt wurde, welches die Nordmannen dem Untergang nahe gebracht hatten. Ueberall im ganzen deutschen Reiche war Noth und Unglück, Feinde von außen, Empörungen und Fehden im Innern; selbst die geistlichen Würdenträger kamen zur Einsicht daß auch unter einem frommen König Alles zu Grunde gehn könne. Dazu war auch noch Liutward gestürzt und der erbittertste Feind Karls worden. Mit schlauer Gewandtheit brachte er ein förmliches Complot gegen den Kaiser in Deutschland zu Stande. Auf einem großen Reichstage zu Tribur bei Mainz kam es 887 zum Ausbruch. Er wurde als ein gänzlich Untauglicher seiner Herrschaft über das ostfränkische Reich entsetzt

und an seine Stelle Arnulf, ein Sohn Karlmanns von einer Concubine und daher nicht erbfolgefähig, zum König der Ostfranken gewählt.

Arnulf war bisher Grenzherzog der kärnthner Mark gewesen und hatte sich in fortwährenden Kämpfen mit den Slaven den Ruhm der höchsten Tapferkeit erworben. Er bewies sie bald auch gegen die Nordmannen. Im November 891 griff er ein großes befestigtes Lager derselben an der Dyle bei Löwen an, erstürmte es und vernichtete die Feinde. Von nun an wagte sich nur ein einziges Mal noch ein nordmannischer Haufe in das deutsche Land hinein und nur die Küsten wurden noch eine Zeitlang von ihnen gefährdet, während sie das westliche Frankenreich nach wie vor mißhandelten. Dagegen konnte er die Ausbreitung eines slavischen Reiches in Mähren und Böhmen unter Swatopluc, oder im deutschen Munde Zwentibold, nicht hindern. Dieses slavische Reich, von seinem Hauptsitze das großmährische geheißen, suchte sich durch Aneignung des Christenthums einen eigenthümlichen Halt zu geben. Oströmische Missionare waren schon lange für die Bekehrung der Slaven thätig und auch schon bis an die deutsche Grenze vorgedrungen. Damals arbeitete unter Swatopluc's Schutze insbesondere der griechische Mönch Methodius für die Gründung einer nationalen Kirche in Mähren. So wenig man sonst in Rom geneigt war die Gleichförmigkeit der kirchlichen Einrichtungen durch nationale Besonderheiten stören zu lassen, so wirkte man diesmal doch noch nicht direct der jungen slavischen Kirche entgegen. Doch Swatopluc konnte sich wohl der Angriffe des Königs Arnulf, aber schwerer der eines anderen Feindes erwehren.

Seit der Mitte des neunten Jahrhunderts waren die ungarischen oder magyarischen Nomadenhorden, dem finnischen Stamme angehörig und die nächsten Verwandten der Avaren, vielleicht auch entferntere Verwandte der Hunnen, vom Dniepr aus nach der mittleren Donau vorgerückt und waren immer weiter nach Nordwesten sich ausbreitend mit dem mährischen Reiche in Kampf gerathen, welches damals den größten Theil der Slaven im heutigen Ungarn beherrschte. So konnte Arnulf die östlichen Grenzlandschaften einstweilen sich selbst überlassen und sich einer anderen Aufgabe zuwenden.

Noch immer galt das große karolingische Reich nach der Ansicht der Zeit als ein einheitliches, obgleich es in der That schon in fünf selbständige Herrschaften auseinander gefallen war. Außer dem deutschen und westfränkischen Reiche hatte sich auch das italienische nach dem Tode Karls des Dicken 888 einen eigenen König gegeben. Schon vorher, 879, war der Südosten des westfränkischen Reiches unter dem Grafen Boso von der Provence gleichfalls ein eigenes Königreich, das sogenannte neuburgundische, später niederburgundische, geworden. Dazu kam noch seit 887 ein zweites, hochburgundisches Reich, auf beiden Seiten des Jura, welches Graf Rudolf, ein Seitenverwandter des karolingischen Hauses, gründete. Arnulf und sein Volk mit ihm waren der festen Ueberzeugung daß das deutsche Reich die wahre Fort-

Digitized by Google

setzung des Reiches Karls des Großen sei und daß dem deutschen König die Kaiserkrone und die Oberherrschaft über das Ganze gebühre. Jedenfalls durfte sich kein anderes der fünf karolingischen Reiche an innerer Kraft und äußerem Ansehen mit dem deutschen nur entfernt messen. So konnte es Arnulf wirklich dahin bringen daß ihm die Könige von Hoch- und Niederburgund, Frankreich und Italien als ihrem Oberlehnsherrn huldigten. Im Jahre 896 erhielt er auch an der herkömmlichen Stätte, in der Peterskirche zu Rom vom Papste die römische Kaiserkrone. Doch seine beiden Feldzüge in Italien, die er zur Erlangung der Kaiserkrone unternommen hatte, gaben wohl ein glänzendes, aber kein dauerhaftes Resultat. Kaum hatte er Italien den Rücken gewandt, so erhoben sich sogleich die von ihm niedergeworfenen Feinde der deutschen Oberherrschaft. Er vergeudete eine Menge deutschen Blutes und deutscher Kraft in Italien, die in den damaligen drohenden Zeitläuften viel besser anderswo hätten verwandt werden können. Als der Kaiser am 8. December 899 starb, war seine kaiserliche Würde und seine Oberlehnsherrlichkeit über das ganze karolingische Reich doch nur ein leerer Schall.

Arnulf hinterließ nur einen ebenbürtigen sechsjährigen Sohn Ludwig, deshalb Ludwig das Kind genannt. Seine Nachfolge in Deutschland setzte hauptsächlich Hatto, Erzbischof von Mainz durch, der dann auch als Pathe, Erzieher und Vormund des königlichen Kindes die ganze Leitung der Staatsgeschäfte in seiner Hand hielt. Unmittelbar nach dem Tode Arnulfs zerfiel seine Lieblingsschöpfung, das lotharingische Königreich. Er hatte es aus den Landschaften zwischen Rhein und Maas gebildet und seinem älteren Sohne Zwentibold gegeben, der ihm von einer slavischen Concubine geboren und daher in Deutschland nicht erbfähig war. Die Verhältnisse Lothringens waren von der Zeit an, wo das Land den Zankapfel zwischen dem ost- und westfränkischen Reiche gebildet hatte, noch immer tief zerrüttet. Die einheimischen Großen unter der Führung des Grafen oder Herzogs Reginar wollten nichts von dem neuen König wissen. Zwentibold fiel im Kampfe mit ihnen im Jahre 900. Nun schloß sich Lothringen wieder unmittelbar an das deutsche Reich an, aber das Ansehen und der Einfluß des deutschen Königs blieben hier zunächst nur schattenhaft.

Ueberhaupt verfloß die ganze Regierungszeit des Königs Ludwig, oder des Reichsverwesers Hatto in fortwährenden Kämpfen mit innern und äußern Feinden. Der Graf der ostfränkischen Mark, Adalbert, der damals zu Bamberg seinen Sitz hatte, war verfeindet mit Hatto und seinem Anhang unter den rheinfränkischen Großen. Als er nun noch Fehde mit dem Bischof Rudolf von Würzburg erhob, wurde er von dem König auf Hatto's Betrieb geächtet und zuletzt auch noch in seiner Burg belagert. Hatto brachte ihn durch Hinterlist in die Gewalt des Königs und ließ die Todesstrafe an ihm vollziehen, aber ganz Ostfranken wurde dadurch in die größte Aufregung

versetzt, wie auch die deutsche Sage und das deutsche Volkslied Jahrhunderte lang die Treulosigkeit des Bischofs nicht vergessen konnten.

Unter den äußeren Feinden des Reiches erwiesen sich jetzt die Ungarn mindestens ebenso gefährlich wie früher die Nordmannen gewesen waren. So lange sie noch mit dem großmährischen Slavenreiche zu kämpfen hatten, genoß die deutsche Ostgrenze Sicherheit vor ihnen. Aber als Swatopluc 894 todt war, widerstand sein Reich nur bis zum Jahre 906, wo es von den Ungarn vollständig zertrümmert wurde. Nun stürzten sie auf die deutschen Ostmarken los. Schon im Jahre 900 hatten sie dieselben angegriffen, doch ohne besonderen Erfolg. Um die Vertheidigungskräfte des deutschen Ostens zu sammeln wurde Graf Luitpold zum Herzog aller bairischen Marken gemacht. Aber im Jahre 907 erlitt sein Heer eine große Niederlage durch die Ungarn, wobei er selbst fiel. Sofort ergossen sich die Schwärme der ungarischen Reiter, wie einst die Avaren oder die Hunnen, unaufhaltsam über Baiern. Im nächsten Jahre 908 brachen sie durch Böhmen und das slavische Land zwischen der Elbe und der Saale in Thüringen ein, und auch hier erlag vor ihnen der Heerbann des Landes und der Mark sammt dem Grenzherzog Burchard. 909 drangen sie durch die steyrischen und tiroler Alpen nach dem südlichen Alamannien vor und 910 durch Böhmen nach Ostfranken. Sie verbreiteten solches Entsetzen daß es Niemand mehr wagte ihren unwiderstehlichen Reiterhaufen im offenen Felde entgegen zu treten. So konnten sie sich blitzschnell über das platte Land ergießen, denn mit der Belagerung der wenigen festen Orte des damaligen Deutschlands pflegten sie sich nicht aufzuhalten. Ueberall richteten sie die grauenvollsten Verwüstungen an, die das Andenken an die Zeit der Hunnen wieder auffrischten. Sie übertrafen selbst die Nordmannen weit an viehischer Rohheit und Grausamkeit. Wie sie, pflegten sie mit besonderem Ingrimm gegen Kirchen und Klöster und ihre Bewohner zu wüthen. Ebenso schleppten sie alle Gefangenen die sie nicht ermordeten oder verstümmelten als Sclaven mit sich fort.

Mitten unter diesen verstörten Zuständen im Reiche starb der junge König am 20. August 911 zu Frankfurt und mit ihm der letzte Karolinger welcher die Krone des ostfränkisch-deutschen Reiches getragen hat.

Nach dem früheren Brauch im karolingischen Reiche hätte der damalige König Karl der Einfältige von Frankreich das nächste Anrecht auf die deutsche Krone gehabt. Aber man berücksichtigte ihn nicht. Hatto's Einfluß setzte es durch daß der Graf oder Herzog Konrad von Franken zum deutschen König erwählt wurde. Ehe die Wahl auf ihn fiel, dachten die versammelten Großen des Reichs an den Herzog Otto den Erlauchten von Sachsen, aber Otto selbst lenkte die Blicke der Wähler auf den Franken. So lange noch Herzog Otto lebte, war die Stellung Konrads verhältnißmäßig günstig, doch Otto starb schon am Ende des Jahres 912 und nun brachen sogleich Mißhelligkeiten zwischen Otto's Sohn und Nachfolger Heinrich und Konrad aus

Digitized by Google

die für den König und das deutsche Reich verhängnißvoll wurden. Die nächsten Ursachen davon sind nicht zu ermitteln: man sieht nur daß der König nicht die ganze Macht Otto's auf dessen Sohn übergehn lassen wollte und daß sie dieser unter dem Beistand seines Volkes vertheidigte. Allerdings war kein Königthum im Sinne Karls des Großen neben einem solchen Herzogthum denkbar, um so weniger da das sächsische Herzogthum nicht allein stand, sondern auch anderwärts die großen deutschen Stämme unter eingebornen Herzogen sich zusammen- und von dem Reiche abzuschließen begannen.

In Alamannien waltete Burchard als Herzog, in Baiern Arnulf, der Sohn des großen Ungarnbesiegers Luitpold; in Franken, dem Kerne des Reichs, konnte ein einheitliches Herzogthum nicht wohl aufkommen, aber in einem großen Theile des Landes, in den Strichen an der Lahn und am Main, hatte das Haus des neuen Königs eine ähnliche Stellung erworben wie die der andern Stammherzoge.

Jedenfalls war unter Allen Heinrich von Sachsen der mächtigste und daher hätte sein Sturz oder seine Beschränkung dem König am meisten genützt. Das Geschlecht des sächsischen Fürsten Ekbert, eines Zeitgenossen Karls des Großen, hatte durch Ludolf, einen Zeitgenossen Ludwigs des Deutschen und seiner Söhne, zu seinem ursprünglichen reichen Stammbesitz eine Menge von königlichen Lehen und Schenkungen gehäuft. Ludolfs Sohn Otto der Erlauchte fand von 880 bis 912 Zeit und Gelegenheit genug seinen Reichthum und sein Ansehen durch neue Erwerbungen und durch glänzende Kriegsthaten gegen die Dänen, Slaven und Ungarn über alle andern Fürsten in Deutschland zu heben. Als der Markgraf Burchard von Thüringen im Kampf mit den Ungarn 908 gefallen war, gieng auch die Herrschaft in Thüringen an Otto über. Er gebot ohne ausdrücklich zum Herzog bestellt zu sein, aber doch anerkannt von den deutschen Königen und dem ganzen Reiche, als natürlicher Stellvertreter des Königs von dem Niederrhein bis zur Elbe und von der Eider bis zum Main. Auf eine solche Macht gestützt konnte Heinrich den wiederholten Angriffen des Königs Konrad widerstehn. Endlich mußte Konrad seine Angriffe aufgeben und Heinrich wenigstens thatsächlich anerkennen. Aber der ganze Norden des Reichs und die noch so jugendfrische Kraft des großen Sachsenvolkes war und blieb ihm verschlossen.

So war es natürlich daß er auch in den übrigen Theilen des Reiches trotz der größten persönlichen Tüchtigkeit und der rückhaltlosen Gunst der Kirche sich fruchtlos zu Tode arbeitete. In Alamannien wurde zwar Herzog Burchard gestürzt, aber seine Nachfolger, Erchanger und Berchthold, waren trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit dem König offene Empörer und als er sie 917 gefangen bekam und enthaupten ließ, trat ein neuer Widersacher des Königthums, Burchard, der Sohn des früheren gleichnamigen Herzogs, an ihre Stelle. In Baiern gelang es ihm zwar Arnulf zu vertreiben, aber dieser flüchtete sich zu den Ungarn und that von hier aus dem Reiche größeren

Schaden als zuvor. Nur in Franken konnte er sich auf seinen Bruder Eberhard und die Erzbischöfe von Mainz, Hatto und seinen Nachfolger Heriger, unbedingt verlassen. Doch damit hatte er weder die Herzoge bezwingen können, noch konnte er Lothringen wieder an das Reich bringen, das sich nach Ludwigs des Kindes Tode seinem angeblich rechtmäßigen Erben Karl dem Einfältigen unterwarf. Auf dem ganzen linken Rheinufer vermochte Konrad nur den Elsaß zu behaupten.

So durften auch die auswärtigen Feinde, die Ungarn, unter diesem mannhaften König gerade so furchtbar im Reiche hausen wie unter seinem unmündigen Vorgänger. Im Jahre 915 drangen sie bis Bremen vor, im Jahre 917 durch Baiern und Schwaben bis nach dem Elsaß und Lothringen. Der König sah daß er in keiner Art seiner Aufgabe gerecht werden könne, daß ihm das Glück und der rechte Sinn bei allen seinen Tugenden doch gefehlt habe. Aber als er den Tod herannahen fühlte, am 23. December 918, empfahl er seinem Bruder Eberhard und den Franken seinem großen Feinde, dem Herzog Heinrich von Sachsen, die deutsche Krone zu übertragen und ersetzte damit mehr als zur Genüge dem deutschen Volke alles das was er ihm mit dem redlichsten Willen nicht hatte geben können.

Kapitel V.

Deutschland unter den sächsischen und ersten salischen Herrschern. Die Weltmacht des deutschen Kaiserthums.

Der Erzbischof Heriger von Mainz und der Herzog Eberhard in Franken, die beiden einflußreichsten unter den Großen des Landes nebst anderen angesehenen Stammesgenossen, versammelten sich im Anfang des Jahres 919 zu Fritzlar um den Befehl des sterbenden Königs Konrad zu vollziehen. Nur Franken und Sachsen nahmen an der Wahl des sächsischen Herzogs Theil: die Baiern, Alamannen und Lothringer hielten sich fern. Konrad hatte den einzig rechten Mann bezeichnet der im Stande war Deutschland zu retten und wieder herzustellen. Denn niemals hat sich unser Vaterland in einer ähnlich verzweifelten Lage befunden wie im Jahre 919. Im Innern völlig zerrüttet und im Begriffe in eine Anzahl von Stammesfürstenthümern auseinander zu fallen, war es von außen rings von Feinden umlagert. Im Südosten konnte es sich täglich weniger der Ungarn erwehren, im Nordosten waren alle slavischen Nachbarn bereit über die deutsche Grenze

herzufallen, im Norden drohten stäts die Dänen, im Westen hatte Frankreich Lothringen, d. h. die Rheinlande geraubt.

Aber die Stellung Deutschlands war nur das Abbild der verzweifelten Situation des ganzen europäischen Westens. Er befand sich in der unmittelbarsten Gefahr von barbarischen und heidnischen Feinden verschlungen zu werden. Wenn Deutschland nicht mehr Widerstand leistete, konnten auch Frankreich und Italien sich nicht vor den Ungarn retten, wie sich das schon deutlich gezeigt hatte. In Italien reichten sie bereits den Arabern oder Saracenen die Hand, die sich damals von Nordafrika aus aller Inseln und vieler Küsten des mittelländischen Meeres bemächtigt und in den Seealpen bei Nizza Fuß gefaßt hatten, von wo sie bis nach der schweizer Grenze hin streiften.

Es ist das Verdienst der beiden ersten deutschen Könige aus sächsischem Stamme, Heinrichs und seines Sohnes Otto, alle diese Feinde nicht blos besiegt, sondern auch für immer unschädlich gemacht zu haben. Sie retteten Deutschland und Europa und gaben ihrem Vaterland die ihm gebührende Stellung als lebendige Mitte Europa's, als Schutzwehr gegen die Barbarei des Ostens und Nordens, als Hort der wiederaufkeimenden europäischen Gesittung. Diese zwei sind die größten und zugleich die reinsten Heldengestalten der deutschen und der ganzen mittelalterlichen Geschichte.

Zuerst sorgte der neue König der Franken und Sachsen für das Nothwendigste, für die Wiederherstellung der Einheit des deutschen Reichs. Ebenso klug als kühn wußte er durch passende Nachgiebigkeit und durch Entfaltung großer Kriegsmittel die Herzoge von Baiern und Alamannien zur Unterwerfung zu bringen. Lothringen freilich mußte er noch einstweilen bei Frankreich lassen, wie er überhaupt zunächst alles vermied wodurch er sich den westfränkischen König Karl noch mehr verfeindet hätte, der Heinrichs Wahl als einen neuen und schweren Eingriff in seine Rechte, wie einst schon die Arnulfs und Ludwigs des Kindes betrachtete. Denn in Frankreich hielt man noch immer an der Vorstellung fest daß das alte Reich Karls des Großen noch fortbestehe und damit auch das Erbrecht der directen Nachkommenschaft desselben in allen Theilen des Reiches. Nach dieser Auffassung war schon Arnulf ein Usurpator gewesen.

Schon im Jahre 924 mußte sich Heinrich gegen die Ungarn wehren. Sie richteten ihren Angriff gerade auf Sachsen. Der Sturm war so gewaltig daß ihm Heinrich nicht begegnen konnte. Er mußte sich in den festen Ort Werla bei Goslar einschließen und das Land verheeren lassen. Endlich gelang es ihm ein Abkommen mit den Feinden zu treffen, daß er selbst gegen Bezahlung eines jährlichen Tributes neun Jahre lang nicht mehr von ihnen angegriffen werden sollte. Diese neun Jahre benutzte der König zu Maßregeln gründlicher Abwehr und vor allem zu einer zweckmäßigen Umgestaltung der bisherigen Kriegsverfassung Deutschlands, namentlich Sachsens. Er ver-

wandte viele Mühe auf die Heranbildung einer kriegsgeübten Reiterei, deren Mangel die Einfälle der Ungarn bisher so furchtbar gemacht hatte. Jetzt wurde den großen geistlichen Würdenträgern, den Grafen, den gefreiten Herren, den größten Grundbesitzern überhaupt, die Stellung einer bestimmten Anzahl von wohlgerüsteten Reitern aufgegeben, die sich nach der Größe ihres Besitzes oder ihrer Beneficien richtete. Unwillkürlich wurde es von da an immer mehr Sitte den Dienst zu Rosse für weit ehrenvoller als den zu Fuße anzusehen. Mittelbar wurde dadurch die Ausbildung eines besonderen Standes bewaffneter Reiter, des ritterlichen Standes, mächtig befördert, daher denn auch das spätere Mittelalter den Ursprung des Ritterthums und seiner eigenthümlichen Einrichtungen auf König Heinrich zurückzuführen und sagenhaft auszuschmücken pflegte.

Nicht weniger Mühe verwandte der König gleichzeitig auf die Erneuerung und Erweiterung der karolingischen Marken welche die letzten unglücklichen Zeiten gründlich zerrüttet hatten. Dafür mußten zuerst die slavischen Nachbarn an der sächsisch-thüringischen Grenze wieder unterworfen werden. Es geschah während der neunjährigen Dauer des Waffenstillstandes durch eine ununterbrochene Reihe glücklicher Feldzüge in das Land der Abodriten, Wilzen, Heveller, Rhedarier, Lutizen, Dalemincier und Böhmen. So wurden nicht nur die alten Marken wieder erworben, sondern auch der Anfang zur Bildung neuer jenseit der Elbe und Saale gemacht, unter denen schon damals die Keime der künftigen Altmark und der Mark Meißen sich deutlich wahrnehmen lassen. Auch gegen die Dänen stellte ein glücklicher Krieg die Mark an der Eider, Schleswig, wieder her und gab zugleich die Hoffnung auf die Bekehrung dieses noch heidnischen Volkes. In den Grenzen der älteren Marken erhoben sich die zum Theil verfallenen Burgen wieder aus ihren Trümmern, viele neue entstanden auch auf feindlichem Boden und wurden mit ausgewählten Leuten aus der umwohnenden heerbannpflichtigen Bevölkerung besetzt. Wie in den Zeiten Karls des Großen gestalteten sich auch die Burgen Heinrichs häufig zu wichtigen Verkehrsmittelpunkten und später zu eigentlichen Städten, daher denn die dankbare Nachwelt den ersten sächsischen König als den großen Städtegründer für ganz Deutschland gefeiert hat. Für die südöstliche deutsche Grenze sorgte statt des Königs, der im Nordosten genug zu thun hatte, der Herzog Arnulf, der sich wieder im ungestörten Besitze des bairischen Herzogthums und des Oberbefehls über sämmtliche bairische Marken befand.

Als nun die Ungarn Erneuerung des Vertrags erwarteten, glaubte der König sich hinlänglich gerüstet und kündigte ihn auf. Ein ungarisches Reiterheer erschien bald darauf im Winter 932 auf 933 an der sächsisch-thüringischen Grenze, theilte sich und zog in einem Haufen durch Südthüringen, während der andere in Nordthüringen einbrach. Der erstere schwächere wurde von einer thüringisch-sächsischen Heeresabtheilung geschlagen, während der

Digitized by Google

letztere von dem königlichen Hauptheere westlich von Merseburg angegriffen und vernichtet wurde. Von nun an wagten die Ungarn nur noch einmal einen Einbruch in Sachsen. Neben dem Schrecken der Merseburger Niederlage wehrte sie auch die sorgfältige Bewachung der sächsischen und meißnischen Mark ab.

Unterdessen hatte auch Heinrich Lothringen dem deutschen Reich wieder erworben. Zwischen Frankreich und Deutschland schwankend schloß sich endlich Herzog Giselbrecht, Reginars Sohn, im Jahre 925 an Heinrich an, huldigte ihm und heirathete seine Tochter Gerberga.

Heinrich stand nun am Ziele seines Lebens. In seiner 17jährigen Regierung hatte er seinen Namen und den Namen der Sachsen zu dem berühmtesten des damaligen christlichen Europa gemacht. Es gelang ihm auch noch die Thronfolge nach Wunsch zu ordnen. Er hatte dafür Otto, seinen ältesten Sohn von seiner zweiten Gemahlin Mathilde aus dem Geschlechte des großen sächsischen Helden Widekind, bestimmt. Kurz darauf starb er zu Memleben in Thüringen, am 2. Juli 936. Begraben liegt er zu Quedlinburg.

Otto I. folgte seinem Vater kraft der Einwilligung der Großen und des Volkes in Deutschland. Erst in zweiter Stelle entschied für ihn auch sein Erbrecht, worauf die früheren Herrscher Deutschlands aus dem merowingischen und karolingischen Geschlechte ihre Ansprüche zunächst gegründet hatten. Der neue König ward feierlichst zu Aachen, der Hauptstadt des Reiches seit Karl dem Großen, von Hildebert, Erzbischof von Mainz, gesalbt und gekrönt, eine Weihe die Heinrich von sich abgelehnt hatte. Im Beginn der neuen Regierung schien die größte Einigkeit unter allen Gliedern des Reichs, die vollste Ergebenheit unter allen geistlichen und weltlichen Großen zu herrschen. Sogar die mächtigen Stammesherzoge, Arnulf von Baiern, Hermann von Alamannien, Burchards Nachfolger, und Giselbrecht von Lothringen, denen sich Eberhard, Konrads I. Bruder, Herzog in Franken, anschloß, waren alle nach Aachen gekommen und hatten zum Zeichen ihrer Vasallenschaft vor den Augen des Volkes den König bei seinem Krönungsfeste bedient.

Aber bald störte innerer Krieg die Ruhe. Zuerst zerfiel Eberhard aus mancherlei, zum Theil rein persönlichen Ursachen mit dem Könige. Er fand nicht blos in Franken, sondern auch in Thüringen und Sachsen, zunächst an Otto's älterem Bruder aus Heinrichs erster, von der Kirche nicht anerkannter Ehe, Thankmar, der sich zurückgesetzt und mißhandelt glaubte, Unterstützung. Auch hatte die eben erfolgte Ernennung Hermanns, eines tapferen und treuen Vasallen des sächsischen Königshauses, zum Herzog in allen sächsischen und dänischen Marken große Eifersucht und Erbitterung in der Umgebung des Königs erweckt. Aber Thankmar ward in der Eresburg in welche er sich geworfen hatte, getödtet und Eberhard, von seinen nächsten Verwandten verlassen, stellte sich dem König zu freiwilliger Haft nach deren Ueberstehung er wieder in seine Würden und Güter eingesetzt wurde.

Slaven und Ungarn hatten rasch diese Wirren im Reiche benutzt und Ueberfälle gewagt. Aber die Slaven wurden von Gero, dem glücklichsten und kühnsten Bändiger dieses Volkes, wieder bezwungen, zwei Ungarnheere geschlagen und vernichtet.

Jetzt aber erhob sich in dem Bruder des Königs, Heinrich, ein neuer Feind. Soviel sich erkennen läßt, waren es besonders Eberhard von Franken und Giselbrecht von Lothringen die ihn bearbeiteten, auch mag seine Mutter Mathilde, die verwittwete Königin, das Unternehmen ihres geliebtesten Sohnes wenn auch nicht offen begünstigt, so doch auch nicht mißbilligt haben. Er trat als Thronprätendent auf, weil Otto geboren sei ehe Heinrich I. König gewesen, er dagegen sei der älteste Sohn des Königs. Ostfranken, wo nicht blos Eberhard sondern auch der vornehmste Geistliche des Landes und des ganzen Reiches, der damalige Mainzer Erzbischof Friderich, für Heinrich sich erhob, und Lothringen waren mehrere Jahre in offener Empörung, der König einige Male dem Untergang nahe. Doch zeigten die Sachsen, besonders Herzog Hermann, die aufopferndste Treue, auch Baiern und Alamannien blieben fest. Mancherlei Versöhnungsversuche wurden gemacht, aber stets bewies sich Heinrich als hinterlistig und heimtückisch und verschmähte es sogar nicht gegen seinen Bruder Verrath und Meuchelmord anzuzetteln. Endlich, da seine Verbündeten umgekommen waren, wie Giselbrecht und Eberhard 939 bei Andernach, oder muthlos wurden, wie König Ludwig IV. von Frankreich, sah er sich 941 zu aufrichtig gemeinter Unterwerfung genöthigt.

Während der nächsten 9 Jahre, von 941—950 herrschte Ruhe im Innern, desto großartigere Thätigkeit entfaltete sich aber nach außen, namentlich in den slavischen Ländern. Die Slaven hatten unterdeß immerzu neue Aufstandsversuche gemacht, waren aber immerfort von den Deutschen niedergeworfen worden. Nach wie vor zeichnete sich Gero durch Glück und Kühnheit aus. Er war jetzt Herzog aller südsächsischen oder thüringischen Marken. Die slavischen Kriege erhielten durch blutige Rohheit und bestialisches Wüthen auf beiden Seiten, durch Verrath und Heimtücke auf slavischer Seite, eine so düstere Färbung daß sich schon jetzt ahnen ließ, sie würden nur mit dem gänzlichen Untergang der einen oder der andern Nation ihr Ende erreichen. In solche Zustände hinein wurde nun auch die Pflanzung einer christlichen Kirche auf slavischem Boden versucht. Havelberg, Brandenburg und Oldenburg in Wagrien wurden zu bischöflichen Sitzen gemacht und zu Mittelpunkten der Mission, deren Erfolge zunächst nur sehr gering waren.

Nach einer anderen Seite hin gab ein siegreicher Zug Ottos gegen die Dänen auf dem er bis an die Spitze Jütlands vordrang, dauernde Erfolge für die Sicherheit Deutschlands und die Ausbreitung des Christenthums im Norden. Auch hier entstanden auf Betrieb des deutschen Königs drei Bis-

Digitized by Google

thümer, Schleswig, Ripen und Aarhuus. Selbst der dänische König, Harald Blatand versprach die Taufe, verschob sie jedoch beinahe noch 20 Jahre lang.

Selbst nach Frankreich hin unternahm Otto 946 eine Heerfahrt. Dort war der König Ludwig IV., der die Wittwe Giselbrechts, die Schwester Ottos, Gerberga geheirathet hatte, von Graf Hugo, seinem mächtigsten Vasallen aufs Aeußerste bedrängt. Auch diesmal war der deutsche König siegreich. Hugo mußte sich 950 seinem rechtmäßigen Könige unterwerfen.

Dazu war jetzt auch Heinrich, der Bruder des Königs, durch die Uebertragung des Herzogsthums Baiern vollständig gewonnen. Da nun Otto seinem ältesten Sohne Ludolf das Herzogthum Alamannien und seinem Schwiegersohne Konrad, einem rheinfränkischen Grafen, das Herzogthum Lothringen übergeben hatte und somit alle Herzogthümer von Gliedern seiner Familie besetzt waren, schien er eine Höhe der Macht erreicht zu haben wie seit Karl dem Großen kein Herrscher in Deutschland.

Er sollte bald noch höher steigen. Im Jahre 951 rief ihn die Wittwe des Königs Lothar von Italien, Adelheid, um Hülfe an gegen den Feind Lothars und ihren Bedränger, den damaligen König Berengar von Italien. Otto leistete dem Hülferuf schnell Folge. In einem kurzen siegreichen Feldzug nach Oberitalien nöthigte er Berengar zur Unterwerfung und Lehenshuldigung. Adelheid wurde jetzt Ottos zweite Gemahlin, da seine erste, Edgith aus dem angelsächsischen Königshause kurz vorher gestorben war. Aus dieser Ehe wurde dem König Otto 955 ein Sohn geboren der ihm als Otto II. später nachfolgte.

Doch schon im Jahre 953 erhob sich von Neuem eine Verbindung von Unzufriedenen und zwar die furchtbarste von allen bisherigen gegen ihn. Sie bestand aus seinem eigenen Sohn Ludolf, seinem Schwiegersohn Konrad und dem alten Empörer Erzbischof Friderich von Mainz, von denen jeder aus anderen Ursachen mit dem Könige zerfallen war. Es gelang ihnen den König der sich der Gefahr gar nicht versehen hatte auf einem großen Reichstage zu Mainz in ihre Gewalt zu bringen. Aber ihres Sieges gewiß ließen sie ihn nach Sachsen ziehen, und von dort aus stellte er seine schwer erschütterte Macht wieder her. Auch stand jetzt sein Bruder Heinrich von Baiern treu zu ihm, allerdings im eigenen Interesse, denn sein Einfluß auf den König war es eigentlich über den die Empörung sich erhoben hatte. Ebenso besaß er an seinem dritten Bruder Brun, einem hochgebildeten Geistlichen und zugleich großen Staatsmann, eine treffliche Stütze im Westen des Reichs. 953 wurde Brun Erzbischof von Cöln und der König übertrug ihm dazu noch die Verwaltung von ganz Lothringen das Konrad durch seinen Treubruch verwirkt hatte. Nach vielerlei verunglückten Versöhnungsversuchen, Wechselfällen des Kampfes, Treffen und Belagerungen, erfolgte 954 die Unterwerfung der Empörer, aber Konrad und Ludolf verloren ihre Herzogthümer.

Ludolf hatte sich in der Hitze des Kampfes sogar so weit vergessen die Ungarn gegen seinen Oheim Heinrich von Baiern und gegen seinen Vater herbeizurufen. Sie konnten jetzt um so leichter in Baiern einbrechen, je mehr Herzog Heinrich mit der Unterstützung seines Bruders und mit der Bekämpfung einheimischer Feinde, vor allen des Pfalzgrafen Arnulf, Sohnes des ehemaligen Herzogs Arnulf von Baiern, beschäftigt war. Die Ungarn drangen damals von Baiern aus durch Franken bis über den Rhein vor, kehrten aber rasch wieder nach dem Osten des Reichs zurück.

Nun konnte sich Otto gegen den einzigen Feind der noch im Felde stand, gegen die Ungarn wenden. Er traf sie bei Augsburg das sie heftig berannten, und schlug sie am 10. August 955 auf dem Lechfelde südlich von dieser Stadt so vernichtend daß sie von da an alle Lust verloren noch einmal mit dem König zu kämpfen. In demselben Jahre sicherte ein ebenso glänzender Sieg über die Slaven wobei der slavische Fürst Stoinef, der gefährlichste Feind der Deutschen, blieb, die Ausdehnung der deutschen Herrschaft bis über die Oder. Selbst die polnischen Fürsten traten von nun an in ein Unterthänigkeitsverhältniß zu dem deutschen König, wie auch die böhmischen schon seit Heinrich I. Lehensleute des deutschen Reiches geworden waren. Hier wie dort war die Ausbreitung der deutschen Herrschaft mit der Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche verbunden. Für Polen wurde ein Bisthum zu Posen, für Böhmen ein solches zu Prag, dies jedoch vielleicht erst um das Jahr 973 gegründet. In Böhmen trug jetzt die abendländische Form des Katholicismus den Sieg davon über die morgenländische die von Mähren aus hier eingedrungen war. Auch in Mähren konnte sie sich vor jener nicht lange halten und so gieng die Besonderheit der nationalslavischen Kirche des Westens vor der Gleichförmigkeit des römischen Katholicismus spurlos zu Grunde.

Jetzt schien es dem König Zeit den folgenschweren Gedanken der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums aufzunehmen. Er betrat damit dieselbe Bahn welche Arnulf geöffnet hatte, aber weil er sich auf eine solidere Macht stützen konnte, mit mehr Erfolg als jener. Eine passende Veranlassung diesen Gedanken ins Werk zu setzen bot sich bald durch Berengar, den Lehenskönig von Italien. Er zeigte sich auf alle Weise untreu gegen Otto, feindselig gegen die Freunde seiner Gemahlin Adelheid und gegen die römische Kirche, als deren natürlicher Schutzherr der deutsche König, der wahre Nachfolger Karls des Großen galt. Um Berengar zur Rechenschaft zu ziehen sandte Otto im Jahre 956 seinen ältesten Sohn Ludolf nach Italien. Der italienische König versuchte zwar gewaltsamen Widerstand, erlag aber dem jungen Helden und unterwarf sich von Neuem. Aber schon 957 starb Ludolf dort, wie es hieß an Gift das Berengar gemischt haben sollte. Vier Jahre später, 961, erschien der König Otto selbst an der Spitze eines großen deutschen Heeres um Berengar zu bestrafen. Gegen eine solche Macht

Digitized by Google

konnte dieser keinen Widerstand leisten. Er verbarg sich in einer festen Burg und ließ das deutsche Heer ganz Oberitalien einnehmen. Darauf zog Otto in Rom selbst ein und erhielt am 2. Februar 962 aus den Händen des Papstes Johann XII. die Kaiserkrone.

Dem neuen Kaiser machte die Eroberung der Burgen in den Apenninen viel zu schaffen, welche Berengar noch besetzt hielt, noch viel mehr aber die Treulosigkeit des Papstes der ihn herbeigerufen und gekrönt hatte. Johann XII. war nämlich über den raschen und vollständigen Sieg des Kaisers nicht minder unglücklich wie über die Bedrängnisse die er früher von Berengar zu erdulden gehabt hatte. Er wollte ebenso wenig von dem Einen wie von dem Andern ganz abhängig sein. Das geistliche Haupt der Christenheit unterhandelte darum nicht blos mit Berengar und den Oströmern, die wegen ihres Besitzes in Unteritalien Otto mit sehr mißgünstigen Augen ansahen, sondern auch mit den Saracenen und den Ungarn, um den Kaiser von allen Seiten anzugreifen. Als seine Verrätherei entdeckt wurde, berief der Kaiser, wie einst Karl der Große, eine Synode nach Rom zum Gericht über den Papst. Hierbei kamen die gräßlichsten Anschuldigungen gegen ihn zur Sprache. Er war auch in der That der verruchteste einer langen Reihe verruchter Vorgänger, welche den Stuhl Petri aufs Gräulichste geschändet haben, wie niemals ein weltlicher Thron ähnlich geschändet worden ist. Der Papst wurde aller Verbrechen überführt und abgesetzt. An seine Stelle trat Leo VIII. mit dem eine etwas bessere Zeit für das Papstthum begann. Johann XII. erkannte natürlich seine Entsetzung nicht an, doch kam er bald darauf durch einen Tod um der seines Lebens würdig war. Sein Anhang stellte nun zwar einen Gegenpapst auf, aber Otto schützte Leo VIII. mit Gewalt. Nun konnte der Kaiser an die Heimkehr nach Deutschland denken, denn unterdessen hatte sich auch Berengar ergeben müssen, der ihm als Gefangener nach Deutschland folgte und 966 zu Bamberg starb.

Doch schon in demselben Jahre 966 sah sich der Kaiser zu einem neuen Feldzug nach Italien genöthigt. Auf Leo VIII. war nach dem kaiserlichen Willen Johann XIII. gefolgt, aber von feindseligen Parteien eben so hart bedrängt wie sein Vorgänger. Otto verschaffte ihm bald Sicherheit. Doch riefen ihn auch noch andere Geschäfte nach Italien. Es handelte sich um die Festsetzung der Grenzen zwischen dem abendländischen und morgenländischen Kaiserreich, die beide auf die Herrschaft über ganz Italien Anspruch machten. Schon seit längerer Zeit waren Unterhandlungen in Gang die diesen und andere Streitpunkte erledigen sollten. Mitunter durch kriegerische Demonstrationen unterbrochen, wurden sie endlich zu dem Schlusse geführt daß der Sohn und Nachfolger des Kaisers, Otto, seit 966 als Otto II. Mitkaiser und Mitregent seines Vaters, die Tochter des oströmischen Kaisers Romanus II. heirathen und Apulien und Calabrien als Heirathsgut erhalten sollte. Die Heirath kam 972 wirklich zu Stande, aber die Erfüllung der übrigen

Bedingungen wurde absichtlich verzögert und das Heirathsgut blieb in den Händen der Griechen.

Ueber die Angelegenheiten Italiens hatte der Kaiser auch in diesen seinen letzten Jahren Deutschland nicht aus den Augen verloren. Er beschäftigte sich namentlich mit den kirchlichen Einrichtungen in den neu erworbenen Ostmarken. Drei Bisthümer, zu Meißen, Zeitz und Merseburg und ein Erzbisthum zu Magdeburg, verdankten ihm ihre Gründung und reiche Ausstattung. Am 6. Mai 973 starb Otto der mit Recht der Große genannt wird, zu Memleben wie sein Vater. Begraben ist er zu Magdeburg. Zwei Monate vorher war ihm Hermann vorangegangen der seit 959 Herzog in Sachsen war und damit das wichtigste Amt im ganzen Reiche bekleidete. Es war der gerechte Lohn für seine ununterbrochene Treue gegen den Kaiser dem er mehr als einmal den Thron gerettet hatte. Gero war schon 965 in demselben Jahre mit Brun, dem jüngsten Bruder des Kaisers, gestorben.

Otto II., damals 18 Jahre alt, begann seine Regierung unter den günstigsten Verhältnissen. Deutschland und Italien waren jetzt schon so an die glorreiche Herrschaft des sächsischen Hauses gewöhnt daß keine ernstlichen Versuche gemacht wurden sie zu stürzen. Aber in der kaiserlichen Familie selbst erhoben sich bedenkliche Zwistigkeiten. Otto, seit 973 Herzog von Alamannien, Ludolfs Sohn, war wie sein Vater, mit der Familie des Herzogs Heinrich I. von Baiern, des Bruders Ottos I., verfeindet. Herzog Heinrich I. lebte schon lange nicht mehr. Er war kurz nach der Schlacht auf dem Lechfelde, am 1. November 955, gestorben und an seine Stelle sein Sohn Heinrich II. getreten. In den Fehden zwischen Herzog Otto und Heinrich II. nahm der Kaiser Partei für Otto. Herzog Heinrich, von beiden Feinden gedrängt, konnte sich in Baiern nicht halten und es half ihm auch nicht daß er Böhmen und Polen zum Abfall vom Reiche reizte. Er mußte sich endlich dem Kaiser ergeben und verlor sein Herzogthum, das mit Ausnahme der kärnthner Mark an Otto von Alamannien gegeben wurde, der somit zwei Herzogthümer besaß.

Unruhen in Niederlothringen benutzte der damalige französische König Lothar im Jahre 978, um wieder einmal die vermeintlichen Ansprüche des westlichen Reiches auf die deutschen Rheinlande geltend zu machen. Im raschen Ueberfall gelang es ihm sogar Aachen, die Hauptstadt des deutschen Reiches, zu erobern, aber der deutsche Kaiser trieb ihn ebenso rasch zurück und verfolgte ihn bis Paris, das er belagerte ohne es erobern zu können. Doch schon im Jahr 980 wurde Friede geschlossen, in welchem Frankreich die Rechte Deutschlands anerkannte. Auch die stäts feindseligen Dänen waren schon 974 von dem Kaiser in einem siegreichen Zuge wieder unterworfen worden und die slavischen Marken wurden auch nach Geros und Hermanns Tode wenigstens in ihrem bisherigen Umfange erhalten.

Nachdem der Friede in dem Kaiserreich nördlich von den Alpen wieder

Digitized by Google

hergestellt war, schien Otto II. ein Zug nach Italien unerläßliche Pflicht. In Rom selbst erhob sich immer drohender eine dem Kaiser und der deutschen Oberherrschaft feindselige Partei. In Unteritalien breiteten sich die Saracenen immer weiter aus und hatten bald den Oströmern nichts mehr übrig gelassen. Selbst die Stadt Rom war von ihnen aufs Aeußerste bedroht und wenn der Kaiser Apulien und Calabrien, sein versprochenes Heirathsgut, in Besitz nehmen wollte, so mußte er es ihnen erst entreißen. Die Ankunft des Kaisers mit einem der gewaltigsten deutschen Heere die je über die Alpen gestiegen sind, stellte in Rom rasch das Uebergewicht der deutschen Partei wieder her. Von da gieng es nach Unteritalien gegen die Saracenen die jetzt von ihren bisherigen Todfeinden, den Oströmern, gegen die Deutschen unterstützt wurden. Am 13. Juli 982 erfolgte an der calabrischen Küste eine entscheidende Schlacht zwischen dem deutschen und dem saracenischen Heere, die mit der gänzlichen Vernichtung des deutschen Heeres endigte. Eine Anzahl der vornehmsten geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands fiel dort, darunter auch der Herzog Otto, Ludolfs Sohn, und der Kaiser selbst entkam nur wie durch ein Wunder.

Aber sein Muth war noch nicht gebrochen. Auf einem großen Reichstag zu Verona sammelte er die Kräfte Deutschlands und Italiens zu einem neuen Feldzug. Doch ehe er ihn eröffnen konnte, starb er zu Rom am 7. December 983, 28 Jahre alt.

Ihm folgte sein einziger Sohn Otto III., damals erst 3 Jahre alt. Schon zu Verona hatten die Reichsstände von Deutschland und Italien ihm als ihrem künftigen König gehuldigt, aber die Zustände des Reiches waren verwirrt genug. Saracenen und Griechen spotteten der deutschen Herrschaft in Italien. In Rom selbst erhob sich wieder die den Deutschen feindliche Partei. An der slavischen Ostgrenze brach um die Zeit als Otto II. starb, ein lange vorbereiteter Aufstand unter der Leitung des abodritischen Fürsten Mistui aus, welcher der deutschen Herrschaft und mit ihr dem Christenthum in den nordöstlichen Marken für längere Zeit ein Ende machte. Dazu drohte noch der gefährlichste Zwiespalt in der kaiserlichen Familie über die Vormundschaft des königlichen Kindes und die Reichsverwesung. Nach dem Willen Ottos II. sollte sie Theophano führen die dazu in jeder Hinsicht befähigt war. Aber sie hatte eine starke Partei in Deutschland gegen sich. Dies benutzte der ehemalige Herzog von Baiern, Heinrich II., um aus seiner freien Haft bei dem Bischof Volkmar von Utrecht zu entweichen und mit dem Anspruch an die Vormundschaft als nächster männlicher Verwandter des Kindes hervorzutreten. Er bemächtigte sich seiner und glaubte nun sicher zu sein. Aber die Treue der Sachsen, namentlich Bernhards, des Sohnes und Nachfolgers des Herzogs Hermann, die Klugheit und Festigkeit des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Herzogs Konrad von Alamannien vereitelten die ehrgeizigen Pläne Heinrichs. Er mußte das Kind wieder herausgeben

und Theophano wurde in Deutschland und Italien allgemein als Vormünderin und Reichsverweserin anerkannt. Dem Herzog Heinrich blieb nichts übrig als sich mit ihr zu versöhnen. Zum Lohne für seine aufrichtig gemeinte Unterwerfung erhielt er sein Herzogthum Baiern 985 zurück. Von da an bis zu seinem Tode 995 erwies er sich immer unerschütterlich treu und überhaupt in seinem ganzen Leben und Thun als ein Anderer. Während man ihn früher den Zänker genannt hatte, hieß er nun der Friedfertige.

Theophano führte die Vormundschaft und Reichsverwesung, gestützt auf die genannten Herzoge von Sachsen, Alamannien und Baiern, vor allen aber auf den Erzbischof Willigis, den größten Staatsmann dieser Zeit, bis zu ihrem Tode 991. Diese Zeit gehörte zu den gedeihlichsten und friedfertigsten unserer ganzen mittelalterlichen Geschichte. Sie setzte sich fort unter ihrer Nachfolgerin, der Kaiserin Adelheid, der Großmutter Ottos III., neben der jetzt auch Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, die Tochter Adelheids, also die Tante des jungen Königs, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Reichsregierung erhielt. Unter der Pflege der drei kaiserlichen Frauen wuchs das Kind heran. Erzbischof Willigis und Herzog Bernhard überwachten die verschiedenen Seiten seiner Erziehung, den eigentlichen Unterricht ertheilte ihm Bernward, später Bischof von Hildesheim, der in allen Wissenschaften und Künsten der kirchlichen Bildung, d. h. der ganzen Zeitbildung, keinen seines Gleichen hatte. Es läßt sich begreifen welche Eindrücke das Kind erfüllten, denn auch die drei kaiserlichen Frauen, die Burgunderin oder Französin Adelheid, die Griechin Theophano, und die deutsche Mathilde übertrafen an umfassender und gründlicher Bildung und streng kirchlicher Richtung die meisten Männer der Kirche ihrer Zeit und Willigis war ebenso umfassend im damaligen Sinne gebildet wie Bernward. Neben diesem kirchlichen Elemente trat aber auch die Erinnerung an das Alterthum mit verstärkter Gewalt an die Seele des Kindes heran. Die ganze kirchliche Bildung war ja selbst nichts weiter als ein Nachklang des griechischen und römischen Alterthums. Seitdem Otto I. die Verbindung des westlichen und östlichen Kaiserreiches durch seinen Sohn Otto II. und Theophano so viel enger als früher gemacht hatte, wurden die antiken Bestandtheile der Zeitbildung unwillkürlich und durch directe Einflüsse von Constantinopel her, wo das ganze Alterthum noch versteinert fortlebte, merklich in den Vordergrund gedrängt. Griechische Literatur und griechische Kunst in ihrer byzantinischen Maske wurden in der deutschen Kirche und am sächsischen Kaiserhofe mit Vorliebe neben der sonst allgemein gültigen römischen gepflegt. Dazu kam noch daß Otto III. als Enkel des Wiederherstellers des abendländischen Kaiserthums und eines oströmischen Kaisers, als Sohn eines Kaisers und einzig berechtigter Erbe der Kaiserkrone aufwuchs.

Solche Ideale hatten auf den König gewirkt, als er 996, 16 Jahre alt zum ersten Mal Italien und Rom betrat. Es führten ihn gleiche Ver-

anlassungen wie seinen Großvater und Vater dorthin. Auch diesmal war die deutsche Partei und der dem sächsischen Hause ergebene Papst Johann XV. von der Gegenpartei hart bedrängt. Auch diesmal stellte die Erscheinung des Königs und seines deutschen Heeres rasch wieder den Gehorsam der Römer her. Da gerade Johann XV. starb, setzte der König auf Betrieb des Erzbischofs Willigis Bruno, den Enkel Herzog Konrads von Lothringen, also Urenkel Ottos I., als Papst ein, der sich Gregor V. nannte und seinen Vetter Otto III. zum römischen Kaiser krönte. Doch sobald der Kaiser die Stadt verlassen hatte, erhob sich wie herkömmlich die Gegenpartei, an ihrer Spitze der römische Patricius Crescentius. Otto selbst mußte 997 wieder in Rom erscheinen und seinen Papst mit Waffengewalt schützen. Dabei wurde Crescentius gefangen und hingerichtet. Gregor V. starb schon 999 und nun erhob Otto den bisherigen Erzbischof von Ravenna, den Auvergnaten Gerbert, als Sylvester II. zum Papste. Er galt mit Recht für den gelehrtesten Mann seiner Zeit, dem sogar übernatürliche Wissenschaft zugeschrieben wurde, aber in Rom befand er sich auf dieselbe Weise im Gedränge wie seine Vorgänger.

Im Jahre 1000 kehrte der Kaiser noch einmal nach Deutschland zurück, wie er selbst aussprach um Abschied von seinem Heimathlande zu nehmen. Er wollte Rom wieder in seiner alten Herrlichkeit auferstehen lassen und zum bleibenden Sitz des Kaiserthums machen. Erwägt man welche Einflüsse seine Erziehung bestimmt haben, so kann man es dem 20jährigen Jüngling verzeihen daß er sich von den damals noch unversehrten Trümmern der antiken Größe und Pracht in der Stadt Rom und der Formengewandtheit und Schlauheit der Italiener so verblenden ließ um ganz vergessen zu können, wo seine und des Reiches Kraft eigentlich ihre Heimath habe. Wenn ihn ein mindestens zweideutiger Franzose wie Gerbert damit bestricken wollte daß er ihn Grieche von Geburt, Römer an Macht nannte und absichtlich nicht wissen wollte daß er ein Deutscher war, daß die Deutschen allein durch ihre Kraft das Kaiserthum und die Kirche wieder aufgerichtet hatten; wenn das Gesindel welches damals wie jetzt zwischen den Tempeln und Palästen des alten Roms herumlungerte und sich als populus romanus mit burlesker Naivetät gebärdete, den Kaiser als einen Barbaren von oben herab behandelte, so läßt sich begreifen wie dies einem dermaßen überbildeten Geist und einer überreizten Phantasie imponiren mußte. Auch mischte sich in seine romantischen Träumereien von dem Glanze Roms und der Größe des römischen Kaiserthums auf die wundersamste Weise eine ascetische Schwärmerei ein, wofür gleichfalls in seiner Erziehung der Grund gelegt worden war. Es kam dazu daß damals die Vorstellung des Weltendes, das um das Jahr 1000 erfolgen sollte, alle Gemüther verwirrte und beängstigte. Wie der schlaue Gerbert Otto in seiner Abneigung gegen Deutschland und das deutsche Wesen zu bestärken wußte, so bemächtigte sich der böhmische Mönch Adalbert der frömmelnden Richtung im Gemüthe des Kaisers und verleitete ihn schon in Italien

zu allerlei abenteuerlichen Dingen. Als Büßender besuchte er dort die größten Heiligthümer des Landes, hoch gefeiert von der Kirche, aber im Stillen verlacht von den nüchternen Italienern. Auch sein Aufenthalt in Deutschland sollte eine Bußfahrt im größten Stile werden. Er durchzog überall festlich empfangen und gebührend geehrt den Süden und die Mitte des deutschen Reiches, dann gieng es nach dem slavischen Osten. In Gnesen huldigte ihm Boleslaw I. von Polen. Dort fand der Kaiser das Grab Adalberts, seines geistlichen Freundes und Leiters, der als Apostel der Polen und Preußen von den letzteren 997 erschlagen worden war. Damals ordnete der Kaiser die Besetzung neuer Bisthümer in den östlichen Ländern an, so weit sie zum Reich gehörten; Gnesen, Krakau, Breslau und Colberg wurden gegründet und dadurch die kirchliche Schöpfung seines Großvaters abgerundet. Von Gnesen aus wandte sich der Kaiser wieder nach Westen. Er besuchte Aachen, die Hauptstadt des Reichs, aber nur um sich das Grab Karls des Großen öffnen zu lassen. Ueberall im deutschen Lande fand der Kaiser Friede und Gedeihen, Treue und Gehorsam. Hätte er überhaupt vor seinem romantischen Nebel sehen können, so hätte er bemerken müssen wie hoch dieses Land und dieses Volk an Wohlstand und Bildung, an Kraft und Tüchtigkeit damals über allen Ländern und Völkern der Christenheit stand, namentlich über Italien. Aber der Kaiser hatte nur Augen für die heiligen Orte, für die Kirche und Reliquien. Als er alles Derartige gesehen und nach seiner überschwenglichen Weise verehrt hatte, trieb es ihn wieder nach Italien.

Dorthin zurückgekehrt mußte er mit Schmerzen hören daß seine geliebten, aber desto undankbareren Römer sich wieder einmal gegen ihn empört hatten. Er versuchte sie mit Milde zu gewinnen, was ihm natürlich als Schwäche ausgelegt wurde und sie desto kecker machte. Ehe er sich noch zu durchgreifenden Maßregeln entschlossen hatte starb er im Jahre 1002 zu Paterno, wie man in Deutschland fest glaubte, vergiftet durch die Wittwe des Crescentius. Er hatte weder einen Sohn hinterlassen noch sonst die Nachfolge im Reiche geordnet. Als seine Leiche nach Aachen gebracht werden sollte, mußten ihr treue deutsche Krieger durch das überall aufgestandene Italien mit dem Schwerte Bahn machen.

Es mußte also zu einer Wahl geschritten werden. Drei Bewerber um die Krone hielten sich ungefähr das Gleichgewicht. Es waren Eckart, Markgraf der thüringischen oder meißnischen Mark, der für den tapfersten Mann in Deutschland galt, denn seit Gero war kein anderer in fortwährenden Kämpfen gegen die Slaven so glücklich gewesen wie er. Ihm verdankten die innern Landschaften des Nordens und der Mitte von Deutschland die ungestörte Sicherheit ihrer Ostgrenze, wodurch sich ihr Wohlstand so sehr gehoben hatte. Der zweite Bewerber war Hermann, Herzog von Alamannien, gleichfalls ein berühmter Held und aus fränkischem Geschlechte. Da man noch immer die Vorstellung festhielt daß der eigentlich herrschende Stamm im Reiche

Digitized by Google

der fränkische sei, so empfahl ihn seine Herkunft neben seinen persönlichen Eigenschaften vorzüglich für die Krone. Vielleicht am wenigsten Hoffnung schien der dritte Bewerber zu haben, Heinrich, Herzog von Baiern, als solcher der dritte dieses Namens, der Sohn Heinrichs des Zänkers und Urenkel König Heinrichs I., der einzig noch lebende männliche Sprosse des glorreichen sächsischen Hauses. Er galt schon damals für einen der frömmsten Herren seiner Zeit und die Geistlichen in ganz Deutschland richteten mit Vorliebe ihre Augen auf ihn. Doch gerade deshalb waren seine Aussichten für den Thron nach der damaligen Stimmung der weltlichen Herren geringer, denn die Regierung Ottos III. hatte doch zuviel des geistlichen oder kirchlichen Elementes in sich gehabt als daß man seiner nicht einigermaßen überdrüßig geworden wäre. Immerhin war es werthvoll für ihn daß ein Mann wie der Erzbischof Willigis von Mainz eifrig für ihn wirkte, aber noch werthvoller war es daß die Sachsen, an ihrer Spitze der Herzog Bernhard, geneigt waren ihm kraft seiner Abstammung ein besonderes Anrecht auf die Krone zuzuschreiben und ihn vorläufig als König anerkannten.

Willigis setzte es durch daß Herzog Heinrich III. auf einer großen Versammlung des fränkischen Volkes zu Mainz als König gewählt wurde. Es waren bei dieser Wahl eine ganze Menge von Geistlichen betheiligt und ihre Stimmen gaben den Ausschlag. Darauf wandte sich Heinrich nach Thüringen und Sachsen, wo es ihm gleichfalls glückte, denn unterdessen war Eckart durch Meuchelmord umgekommen und damit der gefährlichste Nebenbuhler entfernt. Dann begab er sich nach dem Rheinlande und empfing auf einer großen Versammlung des lotharingischen Volkes die Anerkennung und Huldigung auch dieser Theile des deutschen Reiches. Nun trat auch Hermann von Alamannien zurück und unterwarf sich dem neuen König, der somit in ganz Deutschland anerkannt war.

Die Stellung des neuen deutschen Königs war von Anfang an eine mißliche. Nicht sein Erbrecht sondern der gute Wille der Großen des Reichs hatte ihn auf den Thron gehoben. Gewaltthätigkeit und Begehrlichkeit die sich mühsam zurückhielten so lange Otto III. lebte und in seiner Person die Ordnung einer besseren Zeit darstellte, brachen jetzt ungescheut hervor. Ueberall erhob sich wildes Fehdengetümmel, in welchem man am wenigsten der geistlichen Besitzungen schonte. Der neue König hatte im Anfang genug zu thun um sich nur zu behaupten. Erst allmälig und nach seiner Art vorsichtig, aber entschlossen und standhaft konnte er an die Wiederherstellung der zerrütteten Zustände im Reiche, an die Niederwerfung der übermüthigen Friedenstörer und an den Schutz der Bedrängten denken.

Er suchte mit Recht seine hauptsächlichste Stütze in den geistlichen Würdenträgern. Was seine großen Vorgänger, die ersten Ottonen, nur andeutungsweise gethan hatten, die Uebertragung weltlicher Gewalt, ganzer Grafschaften oder der Grafenrechte, auch einzelner königlicher Vorrechte auf die Bischöfe

des Reichs, das führte er umfassend durch. Er galt wie schon bemerkt für einen der frömmsten Herren im Sinne dieser Zeit. Seine kirchliche Bildung, sein musterhaftes Privatleben, sein demüthiges Bezeigen gegen die Diener der Kirche, seine grenzenlose Freigebigkeit gegen sie, erwarben ihm diesen Ruhm. Doch würde man sich irren wenn man nur solchen Gründen sein Verhalten gegen die Kirche zuschreiben wollte. Es war ein klar und richtig gedachter politischer Gedanke der ihn seine Stellung zu der Kirche gerade so nehmen ließ wie er sie nahm; denn unbeschadet seiner aufrichtigen Ergebenheit gegen sie, verlangte und erhielt er von ihr die Beweise des unbegrenztesten Gehorsams und einer großen Opferwilligkeit. Sie unterstützte ihn nicht allein mit ihren Gebeten, mit ihrem klugen Rathe, mit ihrem unermeßlichen moralischen Einflusse, sondern auch mit namhaften Geldsummen, womit er seine Feldzüge gegen innere und äußere Feinde bestritt, denn er war nicht gesonnen auch nur eines von den Rechten aufzugeben die ihm durch die Krone Karls des Großen zufielen.

Nach dem Tode Ottos III. erhob sich ganz Italien in offenem Aufstand gegen die deutsche Herrschaft. In Oberitalien wurde der Markgraf Harduin von Ivrea der Führer der Bewegung und trug zum Lohne den Namen eines Königs von Italien davon. Aber auch er hatte eine starke Partei gegen sich. Als Heinrich II. schon im Jahre 1004 an der Spitze eines stattlichen Heeres die Alpen überschritt um die Rechte des deutschen Reiches in Italien mit Gewalt durchzusetzen, wurde es ihm durch die einheimischen Feinde des italienischen Königs leicht gemacht. Heinrich eroberte ganz Oberitalien und empfieng die lombardische Krone. Harduin schloß sich in eine Burg ein und konnte erst nach der Rückkehr des Königs Heinrich wieder einige Bedeutung gewinnen.

Daß Heinrich nicht sofort nach Rom zog, wo die Verwirrung noch ärger war, wurde durch die Zustände im deutschen Reiche veranlaßt. Es war unumgänglich nöthig daß etwas für die Sicherung der deutschen Ostgrenze geschah. Der Herzog Boleslav Chrobry von Polen, der sich noch gegen Kaiser Otto als einen Lehensmann des Reichs bekannt hatte, trat nach dessen Tod mit den ehrgeizigsten und für das deutsche Reich gefährlichsten Eroberungsplänen heraus. Er bemächtigte sich der deutschen Ostmarken zwischen Elbe und Oder und sogar des ganzen böhmischen Landes. Ein Feldzug des deutschen Königs verdrängte ihn aus seinem Raube. Er mußte in einem Frieden zu Posen in sein früheres Unterthänigkeitsverhältniß gegen das Reich zurückkehren und Sicherung der deutschen Grenzländer geloben. Doch war er schon damals entschlossen auch nicht eine der ihm auferlegten Bedingungen zu halten sobald sich Gelegenheit dazu fände. Schon im Jahre 1007 fand er sie, als der deutsche König in dem äußersten Westen des Reichs durch eine sehr gefährliche Empörung seiner nächsten Verwandten, der Brüder seiner Gemahlin Kunigunde aus dem luxemburgischen Hause, mehrere Jahre beschäftigt wurde. Es gelang dem Polen nun, wo die Kräfte des Reichs nach der entgegenge-

setzten Seite hin gerichtet waren, die deutschen Marken bis zur Elbe mit Raub, Mord und Brand zu erfüllen. Er traf nur auf lässigen Widerstand und der König selbst gewann nur einmal im Jahre 1010 auf kurze Zeit Muße ein Heer gegen diesen Feind zu führen. Ein Friede im Jahre 1012 bestimmte zwar von Neuem daß der Pole dem deutschen Reich unterthänig sei, ließ aber einen großen Theil der Ostmarken als Reichslehen in seiner Hand.

Der deutsche König würde an der Ostgrenze wohl andere Erfolge davon getragen haben, wenn er nicht durch die Angelegenheiten Italiens und der römischen Kirche genöthigt gewesen wäre im Jahre 1013 wieder über die Alpen zu ziehen. In Oberitalien gelang es ihm leicht den noch immer nicht ganz besiegten Harduin zu verdrängen und die deutsche Herrschaft zu sichern. Auch in Rom stellte Heinrich die vielfach gestörte Ordnung, wenn auch nur durch einen harten Kampf in der Stadt selbst, wieder her. Am 14. Februar 1014 empfieng er aus der Hand des Papstes Benedict VIII. die kaiserliche Krone. Da auch Harduin seiner Rolle als Gegenkönig satt war und in das Kloster Fruttuaria bei Turin gieng, so blieb Italien von nun an dem Kaiser so weit gehorsam als es überhaupt nach dem Charakter der Nation möglich war.

Für Deutschland wurde nunmehr das Verhältniß des Kaisers zu dem König Rudolf von Burgund die wichtigste Angelegenheit. In Burgund hatte schon im Jahre 1006 der kinderlose König Rudolf III. seinem Neffen, dem deutschen König, die Erbfolge in seinem Reiche übertragen. Indessen traf er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand unter seinem einheimischen Adel. Dieser fürchtete von der Verbindung mit dem deutschen Reich eine Schmälerung seiner schrankenlosen Freiheit. König Rudolf glaubte sich endlich am besten helfen zu können wenn er noch bei seinen Lebzeiten seine Herrschaft auf seinen Neffen übertrüge. 1016 und 1018 that er es in der feierlichsten Form, aber trotz wiederholter Feldzüge konnte der deutsche Kaiser nicht dazu gelangen seinen Besitz anzutreten. Er mußte sich mit der Aussicht auf die dereinstige Nachfolge begnügen.

Daß der Kaiser an der Westgrenze des Reiches weniger Kraft entfalten konnte wie früher in Italien, oder in seinem ersten Kriege gegen Boleslav, wurde durch neue mit den burgundischen Händeln gleichzeitige Friedensbrüche des Polen veranlaßt. Noch zweimal zog der Kaiser trotz seiner körperlichen Leiden über die Elbe tief in das sarmatische Land hinein, beide Male ohne Ergebniß, denn nach der gewöhnlichen Kriegsweise der östlichen Barbaren hatten die Polen das ohnehin öde Land gründlich verwüstet. Bei Annäherung des Kaisers zogen sie sich dann in unzugängliche Verstecke zurück, thaten ihm durch Ueberfälle allen möglichen Schaden, hüteten sich aber wohl vor jedem offenen Kampfe, wie denn der gefeierte Nationalheld Boleslav niemals einem deutschen Heere im offenen Felde entgegen getreten ist. Natürlich mußte Mangel und Krankheit unter dem eingedrungenen Heere einreißen bis es sich zum Rückzuge entschloß, wobei es durch fortgesetzte Ueberfälle nach und nach

Digitized by Google

die bedeutendsten Verluste erlitt. So verstand sich der Kaiser im Jahre 1018 zu einer Erneuerung des Friedens vom Jahre 1012. Doch hielt Boleslav von nun an Ruhe.

Noch einmal mußte sich der Kaiser zu einer großen Kriegsfahrt rüsten. Mittelitalien und Rom wurde durch einen neuen Aufschwung der griechischen Macht in Apulien ernstlich bedroht. Papst Benedict VIII., ein treuer und thätiger Wahrer des kaiserlichen Interesses in Italien, kam selbst nach Deutschland um dem Kaiser die Gefahr vorzustellen. Er traf ihn in seinem damaligen Lieblingssitz, in Bamberg, wo er seine größte kirchliche Schöpfung, ein Bisthum zur Bekehrung der umwohnenden Slaven nach unendlichen Mühen 1012 zu Stande gebracht hatte. Der Kaiser folgte dem Rufe des Papstes, zog mit einem großen Heere bis tief nach Unteritalien und empfieng dort die Huldigungen der Fürsten in den noch bestehenden langobardischen Fürstenthümern von Capua, Salerno und Benevent, drängte die Griechen zurück und stellte überhaupt die Sicherheit an der Grenze so weit als möglich wieder her. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, ereilte ihn schon im Jahre 1024 zu Grona in Sachsen der Tod. Im Jahre 1146 wurde er vom Papst Eugen III. heilig gesprochen. Einige Zeit darauf seine Gemahlin Kunigunde die es ihm an streng kirchlichem Sinn und Beweisen der glänzendsten Frömmigkeit gleich gethan hatte, aber auch an Klugheit und Umsicht in weltlichen Dingen. Beide zusammen fanden ihre Ruhestätte in dem großartigen, aber leider bald durch Feuer zerstörten Dome zu Bamberg den der Kaiser zum Schmuck seiner Lieblingsstiftung mit großen Kosten erbaut hatte.

Nach dem Tode des kinderlosen Kaisers Heinrich II. verstand sich eine Königswahl von selbst. Die Vorbereitungen dazu wurden auf großen Landtagen der einzelnen Hauptstämme des Reiches getroffen. Die eigentliche Wahl wurde nach altem Herkommen in der Mitte des Reiches in der Gegend zwischen Oppenheim und Mainz vollzogen. Die vornehmsten Fürsten und Herren fanden sich dazu ein, an ihrer Spitze die Herzoge von Ober- und Niederlothringen, von Alamannien, Kärnthen, Baiern, Böhmen und Sachsen; nur die Franken hatten keinen Herzog an der Spitze, weil ihnen der König nach der alten Vorstellungsweise unmittelbar zugehörte auch wenn er kein Franke war. Daneben erschienen große Schaaren gemeinfreier waffenfähiger Leute, die sich noch in allen Theilen Deutschlands zahlreich erhalten hatten und noch immer die Masse und den Kern des deutschen Volkes bildeten. Die Vorberathung der Fürsten und Herren und die Einwilligung des Volkes waren die zwei nothwendigen Bestandtheile einer rechtmäßigen Königswahl. Sie leitete damals Erzbischof Aribo von Mainz, der als solcher und noch mehr wegen seiner persönlichen Eigenschaften schon unter Heinrich II. der vornehmste und einflußreichste Mann im Reiche war.

Es verstand sich beinahe von selbst einen Franken zu wählen, nachdem das Reich so lange bei den Sachsen gewesen war. Man schwankte nur

Digitized by Google

zwischen zwei gleich würdigen Männern aus diesem Stamme, beide Konrad genannt und beide Urenkel des Herzogs Konrad von Lothringen und der Liutgard, der Tochter Otto des Großen. Der eine jüngere Vetter besaß die Grafschaft Worms und verschiedene andere große Lehen und Eigengüter mit fürstlichen Rechten, daher ihm auch häufig der herzogliche Titel gegeben wird. Der andere ältere Vetter hatte große Eigengüter am Mittelrhein, namentlich in der Gegend von Speier, aber auch Reichslehen. Von hörigen und zinspflichtigen Bauern umgeben lebte er noch ganz nach ältester Weise als ein edeler hochfreier Mann in fürstlichem Glanze. Seine Vermählung mit Gisela, einer Nichte des Königs Rudolf von Burgund, Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, Wittwe des Herzogs Ernst von Schwaben, setzte ihn den ersten Fürsten gleich. Für ihn wirkte der Einfluß seiner Gemahlin und ihrer fürstlichen Verwandtschaft, den Ausschlag aber gab Aribo der sich für ihn erklärte. So wurde er, nachdem er sich mit seinem Vetter verständigt hatte, am 8. September 1024 gewählt und zu Mainz gekrönt. Er begann das salische Kaiserhaus, wie es von seinem eigenen, allerdings erst seit dem 14ten Jahrhundert gebräuchlichen Beinamen der Salier genannt wird. Die Bezeichnung besagt die hochfreie fränkische Abkunft des Mannes.

Mit der größten persönlichen Tüchtigkeit begabt, wie sie jene Zeit verstand und schätzte, schloß er sich in seinem politischen Systeme genau an die Ottonen und an Heinrich II. an. Er war bald der gefürchtetste und mächtigste Herrscher seiner Zeit, was von Heinrich II. nicht gesagt werden konnte, obgleich er es an ernster Arbeit für das Reich nicht hatte fehlen lassen. Es war doch zumeist das Verdienst seines Vorgängers daß Konrad im Innern des Reichs entweder überall Frieden und Ordnung fand oder bald wieder herstellen konnte. So durfte er schon im Jahre 1026 an eine Heerfahrt nach Italien denken, wo nach dem Tode Heinrichs II. die deutsche Herrschaft wie gewöhnlich wankte. Doch hatten die Italiener wenigstens so viel aus der kurz vorher beendigten Tragödie ihres Königs Harduin gelernt daß sie nicht an einen einheimischen Gegenkönig dachten, sondern ihre Augen wie so oft hülfesuchend nach Westen richteten. Bald war es der König Robert von Frankreich, bald der Herzog Wilhelm von Aquitanien, den sie dem deutschen König entgegen stellen wollten. Aber weder der Eine noch der Andere bezeugten Lust dazu. Für den deutschen König arbeitete eine mächtige Partei vorzüglich unter den Kirchenfürsten des Landes, die wohl wußten was sie den Ottonen und Heinrich II. verdankten. An ihrer Spitze standen die Bischöfe Aribert von Mailand, Leo von Vercelli und Heribert von Ravenna. Mit ihrer Hülfe besiegte Konrad leicht jeden Widerstand. Er empfieng zu Mailand die lombardische Königskrone und zu Rom am 26. März 1027 aus der Hand des Papstes Johann XIX. die Kaiserkrone. Die Idee der Weltherrschaft welche sich an den Besitz der Kaiserkrone knüpfte, erhielt bei der Krönung Konrads II. einen besonders anschaulichen Ausdruck. Es umgaben ihn nicht blos un-

Digitized by Google

zählige geistliche und weltliche Großen aus Deutschland und Italien, sondern auch zwei gekrönte Könige, Rudolf III. von Burgund und Knud der Große von Dänemark und England. Von Rom aus zog er weiter nach Unteritalien wo er die Huldigung der langobardischen Fürsten empfieng. So war das deutsche Reich in seinem weitesten Umfange dem Kaiser unterthänig worden.

Als er nach Deutschland zurückkehrte fand er seinen Stiefsohn Ernst, Herzog von Alamannien, in Begriff sich gegen ihn zu erheben. Ernst war schon einmal seinem Stiefvater in offener Empörung gegenüber gestanden, aber von ihm unterworfen und begnadigt worden. Auch jetzt war es derselbe Grund wie früher der ihn gegen Konrad untreu werden ließ. Er glaubte durch seine Mutter Gisela die nächsten Ansprüche auf Burgund zu haben, aber Kaiser Konrad war nicht gesonnen die Ansprüche aufzugeben die auf ihn als den Nachfolger Heinrichs II. im Reiche übergegangen waren. Diesmal scheiterte der Empörungsversuch des Herzogs Ernst gleich im Beginn. Seine Vasallen in Alamannien erklärten ihm: sie seien vor allem dem Kaiser zur Treue verpflichtet und würden ihn verlassen wenn er seine Treue bräche. So mächtig wirkte auch hier die Persönlichkeit des Kaisers und das Bewußtsein der Reichseinheit. Ernst mußte sich einem Fürstengericht zu Ulm stellen. Sein Spruch lautete auf Amtsentsetzung und freie Haft in der Reichsburg Gibichenstein. Nach einiger Zeit bot ihm sein Stiefvater Verzeihung und Wiedereinsetzung an, wenn er Bürgschaft geben wollte für seine künftige Treue. Als solche forderte der Kaiser daß sich Ernst offen von seinem Freund, Waffengenossen und Vasallen, Wernher von Kiburg lossage, der in dem obern Alamannien im Namen des Herzogs Ernst einen kleinen Krieg gegen den Kaiser führte. Ernst verweigerte es, entfloh und wurde nun in die Acht erklärt. Auch die Kirche zeigte dem Kaiser ihre bereitwillige Treue, indem sie Ernst und seine Anhänger mit dem Bann belegte. So trieb sich der einst so mächtige Herzog, der Nächste am Thron, vogelfrei in dem Schwarzwald umher, bis er im Sommer 1030 in einem Gefechte mit seinen Verfolgern fiel. Eine reiche Fülle von Sagen schloß sich an diesen abenteuerlichen und unglücklichen Helden an. In lateinischen und deutschen Gedichten ist der Herzog Ernst vielfach gefeiert, aber auch gegen die Geschichte zu einer Art von deutschem Odysseus umgebildet worden. Sein Herzogthum Alamannien gieng an seinen jüngern Bruder Hermann über, unter Vormundschaft des Landes-Bischofs, des von Constanz.

Im Jahre 1032 erledigte sich endlich die burgundische Frage, indem König Rudolf III. starb. Zwar wurde Odo, Graf von Champagne, ein Schwestersohn des vorigen Königs von einer Partei herbeigerufen und suchte sich auch gegen den Kaiser zu behaupten. Doch Konrad war schon im Anfang des Jahres 1033 mit Heeresmacht in Burgund und erhielt die Krone und die Huldigung der meisten geistlichen und weltlichen Großen. Odo sah sich genöthigt von seinen Ansprüchen abzustehn und Konrad anzuerkennen. Bur-

Digitized by Google

gund trat als ein selbständiges Nebenland wie Italien zu dem deutschen Reiche. Es galt für untrennbar verbunden mit ihm, behielt aber in allen Stücken seine eigenthümliche Verfassung und sein Recht, nur war fortan jeder rechtmäßig gewählte deutsche König zugleich auch König von Burgund.

Italien war unterdessen verhältnißmäßig treu geblieben, doch machten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Classen des Lehensadels die persönliche Einmischung des Kaisers im Jahre 1037 nöthig. Die kleinen Vasallen im oberen Italien, die Valvassoren wie man sie damals nannte, forderten von ihren Lehensherren, den Capitanen, die Anerkennung der unbeschränkten Erblichkeit ihrer Lehen. Die Capitane wurden in der Lombardei hauptsächlich vom Erzbischof Aribert von Mailand unterstützt, aber die Valvassoren, eine zahlreiche und kriegerische Classe, bedrängten ihn und seine Schützlinge, so daß er keine andere Hülfe sah als den Kaiser schleunig herbeizurufen. Konrad erschien an der Spitze eines furchtgebietenden Heeres, aber statt sich zum Werkzeuge des Erzbischofs Aribert machen zu lassen, trat er im vollen Bewußtsein seiner weltgebietenden Macht als Schiedsrichter auf. Er zerfiel darüber mit dem Erzbischof so sehr daß er ihn als Majestätsverbrecher gefangen setzen ließ. Doch Aribert entfloh und warf sich nach Mailand. Nun war der viel gehaßte Erzbischof auf einmal der Held des italienischen Volkes geworden. Mailand, schon damals die größte und festeste Stadt in Europa, widerstand der Belagerung des Kaisers. Er mußte sie am 28. Mai 1037 aufgeben. An demselben Tage erließ er als Nachfolger der alten Beherrscher der Welt eine kaiserliche Constitution, worin er den Streit zwischen den Valvassoren und Capitanen zu Gunsten der ersteren schlichtete. Den Valvassoren wurde die Erblichkeit ihrer Lehen und die Unabhängigkeit ihrer Gerichte zugesichert.

Die vergebliche Belagerung Mailands that dem Ansehen des Kaisers in Italien keinen Eintrag: es war jetzt fester als je gegründet. Der Kaiser selbst durchzog Mittel- und Unteritalien und ordnete die schwierigen Verhältnisse an der griechischen Grenze. Damals belehnte er auch den Normannen Rainulf mit der Grafschaft Aversa. Es war einer jener tapferen Abenteurer die seit der Regierung Kaiser Heinrichs II. in immer wachsender Zahl aus der Normandie den langobardischen Fürsten in Unteritalien zu Hülfe gegen Griechen und Araber gezogen kamen. Dann kehrte Konrad nach Deutschland zurück, wo er Alles in tiefster Ruhe fand; selbst das burgundische Reich gehorchte ihm unbedingt. Das Weihnachtsfest 1038 in Goslar, das Osterfest 1039 zu Nimwegen und das darauffolgende Pfingstfest zu Utrecht zeigten das Kaiserthum auf dem Höhepunkt seines Glanzes. Unzählige Fürsten und Herren aus allen Theilen des Reiches, huldigende und tributbringende Gesandte aus allen Theilen Europas umgaben den Kaiser. Aber am 4. Juni 1039, am 2ten Pfingstfeiertag, erlag er einem plötzlichen Gichtanfall. Er wurde begraben in seiner großartigsten kirchlichen Schöpfung, in dem Dome zu Speier,

Digitized by Google

den er in den kolossalsten Verhältnissen zu bauen angefangen hatte. Dort in der Nähe lag auch seine andere Lieblingsstiftung, das Kloster zu Limburg, das er auf einem seiner Stammgüter gründete und mit einer herrlichen Basilika schmückte.

Sein einziger Sohn Heinrich war schon im Jahre 1028 zu seinem Nachfolger erwählt worden. Er bestieg jetzt den Thron ohne daß sich in dem ganzen weiten Reiche irgend ein Widerspruch geregt hätte. Selbst der Erzbischof Aribert von Mailand hielt es für gerathen seinen Frieden mit dem neuen König zu machen, der staatsklug genug war um das Vergangene zu vergessen.

Nur der Herzog Bretislav von Böhmen verfolgte gegen den Willen des deutschen Königs weit aussehende Eroberungspläne in Polen. Dort war nach dem Tode des Boleslav Chrobry die rasch angeschwollene Macht ebenso rasch wieder verlaufen. Bretislav eroberte und zerstörte Gnesen, den Hauptort Boleslavs in seiner glänzenden Zeit. Das deutsche Reich war durch den Böhmen, obgleich er noch immer Unterthänigkeit gegen den König heuchelte, ebenso oder noch mehr bedroht wie durch Boleslav Chrobry von Polen. Ein unabhängiges böhmisch-polnisches Slavenreich, nach dem Bretislav trachtete, wäre der Verlust der mühsam zurück eroberten deutschen Länder zwischen Elbe und Oder gewesen, deren eingedrungene slavische Bevölkerung nur zu gern gemeinsame Sache mit ihren Stammverwandten machte. Doch bedurfte es zweier Feldzüge bis sich Bretislav 1041 unterwarf, auf Polen verzichtete und dem Reiche dessen Kraft er fürchten gelernt hatte, treu blieb.

Auch an der südöstlichen Grenze des Reiches beschäftigten die Verhältnisse Ungarns Heinrich III. lange Jahre. In Ungarn hatte Stephan der Heilige zur Zeit Heinrichs II. und Konrads II. den Sieg des Christenthums und des Königthums entschieden. Er war ein unabhängiger, aber im Ganzen wohlgesinnter Nachbar Deutschlands gewesen. Als er 1038 kinderlos starb, folgte ihm sein Neffe Peter. Sogleich erhoben sich Parteikämpfe und ein Gegner, Aba, zwang Peter bei Heinrich III. Hülfe zu suchen. Im Jahre 1042 unternahm Heinrich selbst einen Kriegszug nach Ungarn. Doch erst im Jahre 1044 gelang es ihm Peter auf den Thron zu heben, der seine Krone und sein Reich von ihm zu Lehen nahm. Allein schon 1047 wurde er durch einen neuen Widersacher, Andreas, gestürzt und ermordet. Dieser trat naturgemäß als Feind der deutschen Oberherrschaft auf und selbst wiederholte Kriegszüge des deutschen Königs konnten ihn nicht zur Unterwerfung bringen. Heinrich mußte sich begnügen die Ostmark an der Donau durch Vorrückung ihrer Grenze bis an die Leitha möglichst zu sichern.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Thätigkeit Heinrichs III. bildeten jedoch nicht diese und andere Heerfahrten, sondern die Wiederherstellung der tief zerrütteten Kirche. Daß sie an Haupt und Gliedern einer Verbesserung bedürfe und daß Niemand als Heinrich III., der echte Nachfolger Karls des

Großen und Otto des Großen, die Macht und das Recht habe eine solche zu bewirken, stand bei Geistlichen und Laien in ganz Europa fest. Drei Päpste auf einmal, Benedict IX., Silvester III. und Gregor VI., von denen der Letzte, der die päpstliche Tiara um Geld gekauft hatte, unter allen Dreien noch auf die ehrlichste Weise dazu gekommen war und sie noch auf die anständigste Weise trug, brachten Verwirrung und Aergerniß über die Christenheit. Heinrich III. berief aus kaiserlicher Machtvollkommenheit im December 1046 eine Kirchenversammlung nach Sutri. Hier und in ihrer Fortsetzung zu Rom wurden alle Drei verurtheilt und abgesetzt. Am Weihnachtstag 1046 erhob Heinrich den Sachsen Swidger, bisher Bischof von Bamberg, zum Papst. Der neue Papst, der sich Clemens II. nannte, krönte sogleich Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes von Aquitanien. Die Römer die bisher ein höchst tumultuarisches Recht der Papstwahl auszuüben pflegten, übertrugen dasselbe sowie das Patriciat, das in der Hand römischer Großen so viel Unheil gestiftet hatte, auf ihn und auf seine Nachfolger.

Der Papst gab sich redliche Mühe der Kirche zu helfen, doch schon nach kurzer Zeit wurde er seinem Berufe durch den Tod entrissen. Darauf besetzte der Kaiser nach seinem Rechte den päpstlichen Thron wieder mit einem deutschen Bischof, Poppo von Brixen, Damasus II., und als auch dieser bald starb mit dem Bischof Bruno von Toul, Leo IX., und endlich mit dem Bischof Gebhard von Eichstädt, Victor II. Diese vier deutschen Päpste waren die ehrwürdigste Reihe von Nachfolgern Petri welche die Geschichte aufzuweisen hat. Es ist schwer zu sagen wem größere Anerkennung gebührt, dem Kaiser, der sie blos nach ihrer Frömmigkeit wählte, oder ihnen, die unter dem bodenlos verdorbenen wälschen Klerus, in dem wahrhaften Sündenpfuhl des damaligen und jedesmaligen Roms doch ihrer guten deutschen Art nicht untreu wurden. Sie wurden keine Reformatoren der Kirche, denn dies konnte kein Papst werden, aber sie flößten ihr doch wieder Zucht und Gewissen ein und befähigten sie noch weiter zu existiren, was in der Mitte des 11ten Jahrhunderts unmöglich schien.

Die Wiederherstellung der Kirche vollendete den Glanz der Allmacht der Heinrich III. umgab. Doch bei genauerer Betrachtung zeigte sich so Manches, was darauf hinwies daß die Grundlagen des Thrones nicht so fest seien wie es seine Größe und Höhe erforderte. Zwar gelang es Heinrich III. die verschiedenen Empörungsversuche einzelner weltlicher und selbst geistlicher Großen niederzuschlagen, aber sie wiederholten sich nichts desto weniger. Sein Vater Konrad war jedenfalls fester in Deutschland gestanden. Er konnte es wagen große Herzogthümer erledigt zu lassen, Heinrich, der dasselbe System fortzusetzen gedachte, sah sich doch genöthigt eines nach dem andern wieder zu verleihen, so Baiern 1042, Alamannien das seit dem Tode seines Stiefbruders Hermann 1038 unbesetzt war 1045, Kärnthen 1047. Zwar behandelte er die Herzoge wie einst Karl der Große die Grafen als bloße Beamte,

Digitized by Google

aber sie lohnten es ihm durch versteckte, oder wenn sie es wagen durften, auch durch offene Feindseligkeit. Herzog Gottfried von Oberlothringen stand fast sein ganzes Leben hindurch in Waffen gegen den Kaiser. Oft besiegt und wieder begnadigt, fiel er immer von Neuem wieder ab. Nicht genug daß er ihm in Lothringen gefährliche Verwirrung anrichtete, war er auch in Italien gegen ihn thätig. Es gelang ihm die Hand der Beatrix, der Wittwe des Markgrafen Bonifaz von Tuscien, davon zu tragen. Bonifaz war die Hauptstütze der kaiserlichen Macht in Mittelitalien gewesen und Heinrich durfte es nicht dulden daß der hartnäckigste und verschlagenste aller Rebellen die ganze Lage der Dinge verändere. Er zog selbst 1055 nach Italien, Gottfried entwich vor ihm, aber Beatrix mit ihren Kindern führte er nach Deutschland. Doch schon 1056 erhielt Gottfried Verzeihung und seine Gemahlin zurück. Kurz darauf verfiel der Kaiser in ein hitziges Fieber, an dem er rasch noch nicht 39 Jahre alt am 5. October 1056 zu Bodfeld am Harz starb. An seinem Sterbebette stand auch der Papst Victor II., der treueste und verständigste Freund und Diener des Kaisers. Der Zufall hatte hier ein bedeutsames Sinnbild des eigenthümlichen Verhältnisses zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum dieser Zeit hingestellt, das sehr bald gründlich und weder zum Heil für das eine noch für das andere umgeändert werden sollte.

Das deutsche Kaiserthum hatte unter den Ottonen und den ersten Saliern eine völlig kirchliche oder geistliche Haltung als oberste Schirmherrschaft der Kirche angenommen und die Würdenträger der Kirche vom Papste an bis zu den Bischöfen und Aebten waren zu ersten Beamten des Staates worden. Sie durften es in einem Staatswesen in dem das Ideal des christlichen Staates noch vollkommener verkörpert schien als es selbst Karl dem Großen gelungen war. Ein Bruno von Cöln und Willigis von Mainz in der sächsischen Zeit, ein Aribo und die vier deutschen Bischöfe auf dem Stuhle Petri in der salischen Zeit sind die Musterbilder eines Schlages von kirchlichen Staatsmännern welchen an Umsicht und Bildung, gutem Willen, Muth und Treue kein Weltlicher gewachsen war, die jedoch immer und in allen Fällen sich zuerst als Glieder der Kirche fühlten und es auch konnten, ohne ihre Pflicht gegen das Reich zu verletzen.

Wenn ein Kaiser wie Heinrich II. sich den Namen eines Heiligen der Kirche verdiente, wenn ein Otto III., ja selbst ein Heinrich III. die ganze Strenge der kirchlichen Bußübungen wie nur irgend ein heiliger Mönch oder Anachoret auf sich nahmen, wenn ein Otto I. durch die Gründung und Dotirung so vieler Erzbisthümer, Bisthümer, Kirchen und Abteien, durch die Bekehrung großer heidnischer Völker, der Wenden, Polen, Böhmen und Dänen, der Kirche zu unerhörten Triumphen verhalf, so gab es keinen Papst seit Gregor dem Großen der sich an solchen Verdiensten um die Kirche mit diesen Männern des Schwertes nur irgend messen konnte, die auch als Herr-

Digitized by Google

scher und selbst als Krieger weit über das gewöhnliche Maß ihrer Zeit hinausragten.

Es war nur die natürliche Folge dieser gesättigten Harmonie zwischen Kirche und Staat, weltlichem und geistlichem Elemente, daß auch der innere Zustand der deutschen Kirche ihrem eigenen Ideale von sich selbst so nahe kam als es überhaupt möglich sein konnte. Denn daß sie selbst auch jetzt sich nicht genügte und mit sehnsüchtiger Andacht in die Vergangenheit oder mit banger Hoffnung in die Zukunft schaute und die Gegenwart verdammte, darf den späteren Beobachter nicht irre machen.

Niemals stand es besser um das äußere Ansehen und die Macht unserer deutschen Kirche, aber auch niemals besser um ihre Bildung im Allgemeinen, um ihre Wissenschaft und Kunst im Besondern.

Die deutsche Kirche bemühte sich Alles zu lernen und zu leisten was auf diesen Gebieten gelernt und geleistet werden konnte, und selbst der Einzelne in ihr sollte es und konnte es auch. Kein anderes Land der Christenheit durfte sich einer solchen stattlichen Reihe wahrer Sitze aller Wissenschaft und Kunst der Zeit rühmen wie Deutschland. Selbst das vor zweihundertundfünfzig Jahren noch heidnische Sachsen konnte seine Domschulen zu Magdeburg und Hildesheim, Paderborn und Osnabrück, seine Klosterschulen zu Corbey, Gandersheim, Quedlinburg, Herford neben die von Mainz und Cöln, von Straßburg und Passau, neben Reichenau, Tegernsee, Fulda, St. Gallen stellen. Im fernen Westen, aber noch rings umgeben von Reichslande blühte die berühmteste von allen, die Schule von Lüttich, von wo her Paris und Italien Lehrer empfiengen.

Die Zeit der Karolinger hatte in der deutschen Kirche nur etwa einen Walafrid Strabo von Reichenau, einen Haymo von Halberstadt, einen Hrabanus Maurus von Mainz, einen Notker Balbulus von St. Gallen, einen Regino von Prüm hervorgebracht, die sich mit den großen Gelehrten und Lehrern der damaligen gallischen, italienischen oder selbst der angelsächsischen Kirche vergleichen konnten. Aber seitdem war eine reiche Saat aufgewachsen mit welcher kein anderes Land zu wetteifern vermochte. Der große Staatsmann Brun, der Sohn und Bruder der größten Helden und Könige seiner Zeit, war in den Augen der Kirche noch größer durch seinen reichen Schatz von Gelehrsamkeit, ebenso Bischof Udalrich von Augsburg, Willigis von Mainz, Bernward von Hildesheim, der Erzieher Ottos III., Bruno von Augsburg, der Erzieher Heinrichs III., Meinwerk von Paderborn, Bruno von Toul, der nachherige Papst Leo IX., Gebhard von Eichstädt, der nachherige Victor II., Godehard von Hildesheim, Benno von Osnabrück und endlich, schon hart am Schlusse, ja eigentlich schon jenseit der Grenzen dieser Glanzperiode, Altmann von Passau. In bescheidener äußerer Stellung, aber an Bedeutung für die Kirche und die Wissenschaft den genannten mindestens gleich, standen neben ihnen Otrik von Magdeburg, der Cicero Sachsens ge-

heißen, unter Otto II., Widukind von Corbey, der Geschichtschreiber seines Volkes, Hermann der Contracte von Reichenau und die sächsische Hrotswitha, die Nonne von Gandersheim, die als epische Dichterin, Verfasserin von Schauspielen streng kirchlichen Gehaltes, aber nachgeahmt in der Form der antiken Komödie, als Geschichtschreiberin der Ottonen und ihres Klosters alle Gelehrten ihrer Zeit an Geschick und wirklicher Begabung übertraf und an wissenschaftlicher Bildung nur von wenigen übertroffen wurde.

Zwar erfand die Wissenschaft auch in der Zeit der Ottonen und Salier so wenig etwas Neues wie in der karolingischen Periode. Es war und blieb der Nachlaß des Alterthums sammt seiner Fort- und Umbildung in der Periode der großen Kirchenväter womit man sich vollständig begnügte. Man war bescheiden genug zu glauben daß man nicht einmal zu einem ausreichenden Verständniß dieser Schätze gerüstet sei. Dazu war noch seit Otto I. die Berührung mit der griechisch-byzantinischen Literatur und Wissenschaft gekommen, aber ohne weiteren Einfluß auf die Bildung der deutschen Kirche als daß jetzt auch ziemlich viele Bischöfe und Mönche neben der lateinischen Sprache die griechische erlernten und in ihren Schulen lehrten. Während früher die Kenntniß von einer Sprache allein schon den Ruf eines Gelehrten begründen konnte, gehörten jetzt für eine Zeitlang beide dazu.

Wenn man schön schreiben wollte, ahmte man noch immer den Lactantius oder Augustinus nach, wenn man dichten wollte, den Sedulius oder Prudentius. Aber man erreichte doch eine große Glätte und Gewandtheit der Form, welche sich symbolisch schon in den erhaltenen Handschriften der Zeit, der fleißigen Arbeit der Geistlichen und der Mönche, darstellt. Wie sie so zierlich rund und rein, ein wenig ängstlich und pedantisch, aber durchaus wohlthuend dem Auge geschrieben sind, so war auch die Haltung der Wissenschaft und Literatur. Auch wenn man noch so tiefe Gegenstände der theologischen Speculation behandelte, oder wenn man dichtete, war man nicht verworren oder aufgeregt, sondern stäts deutlich und verständlich, nüchtern und glatt.

Nicht minder allseitig und ruhig entfalteten sich die bildenden Künste im Dienste der Kirche. Ueberall im deutschen Lande, bei jeder größern Kirche und in jedem Kloster malten, meißelten, schnitzten, gossen und bauten Geistliche und Mönche. Dieselben Männer welche den Staat und die Kirche regierten, predigten, lehrten, gelehrte Bücher und Gedichte verfaßten, nahmen auch selbst den Pinsel und den Hammer in die Hand und waren auch hierin die Ersten ihrer Zeit. Auch in der Kunst begnügte sich die Kirche mit dem Erwerb der Vergangenheit, aber der derbere Stoff brachte gleichsam von selbst eine größere Belebung mit sich als sie der Wissenschaft und der Poesie gelingen wollte. Die stattlichen Kirchenbauten in Sachsen und am Rheine die sich aus dieser Zeit erhalten haben, verrathen bis ins Einzelnste die mehr oder minder geschickt nachgeahmten Muster des Alterthums, aber das Ganze mit organisch einge-

Digitized by Google

fügten Thürmen und Kuppeln ist doch etwas eigenthümlich Neues und Tüchtiges worden, dem das Gepräge der Zeit blos dann zu seinem Nachtheile geräth, wenn man es mit dem ursprünglichen Ausgangspunkt, der altchristlichen Basilica vergleicht. Fast dasselbe gilt auch für die beiden anderen Kunstgebiete der Malerei und Bildhauerei, oder würde für die erstere gelten, wenn wir außer bloßen Miniaturen etwas umfassendere Denkmäler davon vor Augen hätten. Ueberall offenbart sich auch hier der gebildete, verständige, etwas nüchterne, beschränkte und trockene Sinn der Kirche, nicht der Zeit im Allgemeinen, wie in den Zügen der Handschrift oder in dem Stile der Prosa und Poesie.

Für die weitere Entwickelung des deutschen Volkes hat die deutsche Kirche durch ihre gewissenhaften und wohlgemeinten Bemühungen nach universaler Bildung und Leistungsfähigkeit unleugbar Großes gewirkt. Sie war seine wohlgesinnte, wenn auch pedantische und einseitige Lehrmeisterin, als es noch durchaus der Lehre bedurfte. Nirgends aber hat sie sich entschiedenere Verdienste erworben als auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur.

Die Anregungen des größten kirchlich-weltlichen Helden des Mittelalters, Karls des Großen, haben wie sich zeigte zuerst die deutsche Kirche auf diese Bahn gelenkt. Sie betrat sie schüchtern und fast widerwillig, denn sie fühlte in dem ihrem Geiste so fremdartigen Idiom die deutlichste und kräftigste Aeußerung des in den Gemüthern ihrer Untergebenen noch fortlebenden Heidenthums. Aber als die Scheu und das daraus fließende Ungeschick überwunden war, ist es gerade die Pflege der deutschen Sprache und Literatur gewesen welche die Kirche am festesten in Deutschland eingebürgert hat. Hier gebührt dem schon genannten Hrabanus Maurus das erste Verdienst. Er nahm die gründlich gemeinten Anregungen Karls des Großen in seinem geschulten Geiste auf und regte selbst nach allen Seiten in diesem Sinne an. Seinem Einfluß verdankt der Schöpfer der selbständigen deutschen Literatur, Otfrid, Mönch zu Weißenburg im Unterelsaß, den bestimmenden Antrieb zu seinem Werke, dessen Bedeutung vom geschichtlichen Standpunkte aus kaum hoch genug angeschlagen werden kann. Ohne eigentliche Vorgänger und Vorarbeiter unternahm er es zur Zeit und gleichfalls unter der Begünstigung König Ludwigs des Deutschen, die ganze evangelische Geschichte in ein großes deutsches Gedicht zu bringen und damit zu zeigen daß auch die deutsche Sprache geeignet sei das Lob des Heilandes zu verkünden und nicht blos schlechte und obscöne, d. h. heidnische Motive zu behandeln. Er mußte dazu selbst seine Sprache sich schaffen. Denn diese war noch völlig ungepflegt, im Laufe der Zeit in immer mehr selbständig werdende Dialekte auseinander gegangen, besaß noch keine allgemein anerkannte und brauchbare schriftliche Form, sondern war recht eigentlich ein Conglomerat verwildernder Volksmundarten, die nur durch das instinctive Band des gemeinsamen Ursprungs sich aneinander schlossen. Otfrid griff naturgemäß zu seiner Mundart, der

rheinfränkischen, aber wie er sie behandelte, zeigt daß er mit genialem Verständniß gerade das allgemein Gültige in ihr zu treffen wußte. So wurde sie die wirkliche Grundlage einer festen Literatursprache die sich von da an regelmäßig mit Heranziehung neuer Elemente aus den andern Dialekten entfalten konnte und bis auf diesen Tag ohne gewaltsame Unterbrechung oder Sprünge entfaltet hat. Wenigstens für alle hochdeutsche Stämme und Dialekte war damit eine Gesetzmäßigkeit auch für das Aeußerliche der Schreibweise geschaffen die viel wichtiger für die Zukunft der Sprache und des ganzen Volkes geworden ist, als man gewöhnlich geneigt ist zu glauben, weil man sie nur für eine Aeußerlichkeit hält.

Zugleich verließ er auch gänzlich die bisherige Kunstform der deutschen Poesie, die Alliteration und die davon bedingten stehenden Formeln der Darstellung. Für den neuen Inhalt und Geist schuf er auch die neue Form der gereimten Verspaare, die er seinen kirchlich-lateinischen Vorbildern entlehnte. Daß er damit, insbesondere mit dem Reim, das Richtige getroffen, beweist daß seine Kunstform ebenso wie seine Sprachform bis zum heutigen Tage die deutsche Poesie lebendig beherrscht hat. Otfrid hat durch sein Werk für alle Zeiten das Uebergewicht des hochdeutschen Idioms über das niederdeutsche entschieden, obgleich auch dieses vielleicht schon vor ihm, vielleicht auch etwas später, ernste Versuche machte sich als Sprache der Kirche und zugleich des Volkes zu gestalten. Offenbar mit directem Hinblick auf die angelsächsische Literatur unternahm es ein Mann der Kirche in Sachsen die evangelische Geschichte als ein großes Volksepos mit dem ganzen heidnischen oder volksthümlichen Schmuck der Alliteration in den hergebrachten epischen Formeln darzustellen. Mag man vom ästhetischen Gesichtspunkt darüber urtheilen wie man will, vom geschichtlichen bleibt dieser Versuch eine Curiosität die nur dazu dient das gute Anrecht Otfrids und seiner hochdeutschen Sprache auf die Zukunft der deutschen Literatur in helleres Licht zu setzen.

Neben der Poesie lernte sich die Kirche jetzt auch einer deutschen Prosa für volksthümliche und sogar für gelehrte Zwecke bedienen. St. Gallen im 9., 10. und 11. Jahrhundert war der Hauptsitz dieser merkwürdigen Thätigkeit, die, wenn auch meist nur Uebersetzung für unsere Literatur und Sprache fast dieselbe Bedeutung hat wie Otfrids Wirken. Wie neben Otfrid viele Andere in kleinerem Umfang Aehnliches versuchten und leisteten, so wurde auch außer St. Gallen in den andern deutschen Klöstern sehr viel übersetzt und geschrieben und das allgemeine Ergebniß war daß um die Mitte des 11. Jahrhunderts keines der andern christlichen Völker des Abendlandes auch in seiner Literatur eine verhältnißmäßig so innige Verschmelzung des eigentlich kirchlichen und des eigentlich volksthümlichen Wesens vollbracht hatte wie das deutsche.

Digitized by Google

Kapitel VI.

Auflösung der kaiserlichen Gewalt durch ihren Kampf mit der Kirche und den Vasallen.

Als Kaiser Heinrich III. so frühzeitig starb, war das ganze Reich von einer dumpfen Gährung erfüllt, welche vielleicht nicht einmal dieser so kräftige und umsichtige Geist auf die Dauer hätte bewältigen können. Jetzt aber wo eine lange vormundschaftliche Regierung in Aussicht stand, mußte sie um so eher und um so verderblicher zum Ausbruch kommen. Der noch nicht sechsjährige Sohn des Verstorbenen, Heinrich IV., war seit 1054 von den Reichsständen bereits als Nachfolger seines Vaters anerkannt und seine Mutter Agnes als Vormünderin. Sobald diese ihre neue Stellung wirklich angetreten suchte sie unter dem Beirath des Bischofs Heinrich von Augsburg durch versöhnliche Maßregeln aller Art die drohenden Stürme zu beschwichtigen. So wurden die unmittelbar vor dem Tode Heinrichs III. oder seitdem erledigten Herzogthümer nach und nach wieder besetzt. Rudolf von Rheinfelden erhielt Alamannien und die Statthalterschaft in Burgund, Berthold von Zähringen Kärnthen, Otto von Nordheim, der mächtigste Vasall in Sachsen, Baiern, alle mit der Zusicherung der Erblichkeit ihrer Würde. Agnes glaubte der allgemein ausgesprochenen Stimmung dies Zugeständniß machen zu müssen und in den neuen Herzogen treue Anhänger ihres Sohnes zu gewinnen.

Offenbar aber reizte eine solche Nachgiebigkeit nur zu noch entschiedenerem Hervortreten aller der Königsmacht feindseligen Bestrebungen. Zuerst zeigte sich das 1062 sehr deutlich. Damals nämlich bemächtigte sich eine aus geistlichen und weltlichen Vasallen zusammengesetzte Partei, an ihrer Spitze der Erzbischof Hanno von Cöln, der Person des jungen Königs durch gewaltsame Entführung aus seiner Pfalz zu Kaiserswerth am Rheine. Keiner von den vermeintlich Getreuen auf die Agnes gerechnet hatte, erhob sich im Ernste gegen diesen frechen Streich. Doch mußte Hanno nur zu bald sehen wie sich seine aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzte Liga auflöste. Den Meisten kam es blos darauf an möglichst viele Reichsgüter an sich zu reißen, während Hanno alles nur für seine Cölner Kirche wollte und zu ihrem vermeintlichen Nutzen selbst die schreiendsten Verletzungen anderer Kirchen nicht scheute. Als er endlich seine unhaltbare Stellung erkannte, sah er sich nach anderen Verbündeten um. Er traf dabei eine für ihn selbst sehr verderbliche Wahl, indem er den Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen an sich heranzog. Adalbert galt in jeder Hinsicht für eine Zierde der deutschen

Kirche und war schon unter Kaiser Heinrich III. von größtem Einfluß am Hofe und im Reiche gewesen. Voll der weitesten und etwas phantastischen Pläne, die alle auf den Glanz seiner geliebten Bremer Kirche zielten, hatte er einen nach dem andern scheitern sehen und litt jetzt stark an unbefriedigtem Ehrgeiz. Durch eine unwiderstehliche Anmuth der äußeren Formen wußte er seine innere Verstimmung bestens zu verbergen, aber er brannte vor Begier wieder eine große Rolle in der Welt zu spielen und über seine Feinde zu triumphiren, zu denen er auch Hanno im Stillen zählte. Bei der Wahl seiner Mittel war er in der Art kirchlicher Staatsmänner nur so weit bedenklich, als sie öffentliches Aergerniß geben konnten. Uebrigens mußten ihm selbst seine Feinde zugestehn daß sein persönliches Verhalten stäts die strengste und untadelhafteste Sittenreinheit gezeigt hatte.

Adalbert wußte sich sogleich im Gegensatz zu dem starren und trockenen Hanno der geistigen Herrschaft über Heinrich zu bemächtigen, dessen Naturell dem seinigen möglichst verwandt war. Als der junge König im 15. Jahre seines Alters 1065 nach alter deutscher Sitte mit dem Schwert umgürtet und dadurch wehrhaft und mündig erklärt wurde, soll es sein erster knabenhafter Gedanke gewesen sein sich blutig an dem Cölner Erzbischof zu rächen, wovon er nur mit Mühe abgebracht wurde. Von nun an herrschte Adalbert ganz unumschränkt und gab sich seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen rücksichtslos hin. Insbesondere legte er den Haß welchen er gegen die Nachbarn und Feinde seines Erzstiftes, den Herzog Ordulf von Sachsen und die sächsischen Fürsten angesammelt hatte, in einer Menge von Kränkungen offen an den Tag. Nicht besser machte es der König selbst, der in allem Adalberts Beispiel folgte. Er gebärdete sich wie ein übermüthiger Tyrann und richtete sich nebenbei durch schlechte Gesellschaft und Theilnahme an ihrem wüsten Treiben in der öffentlichen Meinung vollständig zu Grunde. Man vergaß daß er erst 16 Jahre alt war und daß er durch die Schuld Hannos und seiner Mitverschworenen keine Erziehung gehabt hatte. So kam es daß man schon 1066 ernstlich an die Absetzung des Königs denken konnte, weil er sich der Krone unwürdig gemacht habe. Daß sich hinter diesen Vorwürfen andere Triebfedern versteckten, war natürlich und kam auch sehr bald zu Tage, als man dem König ankündigte daß ihn nur die Entfernung Adalberts retten könne. So entfernte Heinrich mit schwerem Herzen seinen zärtlich geliebten Freund und Berather, über den sogleich alle seine Feinde herfielen und ihm in einem Augenblick nichts weiter übrig ließen als den leeren erzbischöflichen Titel.

Hanno trat nun von selbst wieder in den Vordergrund und der König war eine Zeitlang so schlau sich ihm zu fügen. Der Cölner Erzbischof, gestützt auf Siegfried, seinen Mainzer Amtsbruder, und Herzog Otto von Baiern, glaubte sich so mächtig daß er jetzt den König nöthigte die ihm schon 1055 verlobte Tochter des Markgrafen Otto von Susa, Bertha, wirklich zu heira-

then, was Heinrich nur mit dem äußersten Widerstreben that. Doch allmälig fühlte der König daß er wieder Boden gewann und trat mit immer entschiedenerer Opposition gegen Hanno und seinen Anhang hervor. Zunächst verlangte er von seiner ihm aufgezwungenen, jedoch ebenso schönen als edeln Gemahlin getrennt zu werden, wogegen sich Hanno mit aller Macht sträubte, weil er sie als seine Creatur betrachtete. Uebrigens bereute Heinrich selbst bald sein Benehmen gegen Bertha und schon 1069 waren die beiden Gatten fest versöhnt und konnten nur durch den Tod von einander getrennt werden.

Um Hanno noch mehr zu untergraben suchte Heinrich seine beiden hauptsächlichsten Stützen, Siegfried und Otto, ihm zu entziehen. Siegfried gewann er durch ein leichtsinniges Versprechen, das ihm selbst verhängnißvoll werden sollte, ihm den Zehnten in Thüringen auf welchen die Mainzer Kirche bisher vergebliche Ansprüche erhoben hatte, unter jeder Bedingung zu verschaffen. Otto ward auf andere Weise beseitigt. Er wurde des Hochverraths und versuchten Königsmordes angeklagt, mit Formverletzung gerichtet, zur Absetzung verurtheilt und da er sich nicht fügte, gefangen. Mit ihm sein Freund Magnus, der Sohn des sächsischen Herzogs Ordulf. Adalbert von Bremen war schon länger wieder bei Heinrich und die Seele aller dieser Vorgänge, doch starb er bereits 1072.

Indessen hatte sein Tod keinen Einfluß auf das Benehmen des Königs, der jetzt Berthold von Kärnthen ohne die geringste rechtliche Form absetzte, blos weil er lange nicht am königlichen Hofe erschienen sei, und Rudolf von Alamannien dasselbe Schicksal drohte. Dabei dauerten die Klagen über die ärgste Bestechlichkeit an dem königlichen Hofe immer fort, namentlich über den schamlosen Handel mit geistlichen Würden und Pfründen der daselbst getrieben wurde. Am meisten hatte das sächsische Land von den Tyrannenlaunen des jungen Königs zu leiden. Am nördlichen Fuße des Harzes hatte er dem Beispiele seines Vaters folgend eine Anzahl von Burgen angelegt in denen er nach der Sitte der Zeit abwechselnd residirte. Man schrieb seinen häufigen Aufenthalt am Harze weniger einer Vorliebe für das Land Sachsen als vielmehr dem Plane zu das ihm besonders abgeneigte Volk durch seine Gegenwart und durch die Massen seiner Dienstmannen womit er die Burgen besetzt hatte zu knechten. So brach endlich im Jahre 1073 ein Aufstand des sächsischen Volkes aus, woran sich die Fürsten und Grafen, der niedere Adel, die Geistlichkeit und das Landvolk auf gleiche Weise betheiligten. Die Thüringer schlossen sich den Sachsen an, hauptsächlich weil sie wegen des kirchlichen Zehnten den er dem Mainzer Erzbischof versprochen hatte, aufs Aeußerste erbittert waren.

Der König wurde durch die Empörung der Sachsen und Thüringer vollständig überrascht. Er verlor alle Besinnung und floh von der fast uneinnehmbaren Harzburg bei Goslar in Todesfurcht nach Hessen, während mehrere seiner Burgen fielen und Herzog Magnus befreit wurde. Ueberall im Reiche

zeigte sich unverholene Freude über sein Mißgeschick und er selbst wußte keinen andern Rath, als daß er so schleunig wie möglich unter Vermittelung der vornehmsten Reichsfürsten Frieden mit den Aufständischen zu machen suchte. Aber die angeblichen Vermittler, die Herzoge Rudolf von Alamannien, Berthold von Kärnthen, Gozelo von Lothringen, Hanno von Cöln und selbst Siegfried von Mainz eilten die günstige Gelegenheit zu benutzen und sich des Königs überhaupt zu entledigen. Statt zu versöhnen reizten sie die Sachsen noch mehr und Siegfried schrieb schon einen Tag zu neuer Königswahl nach Mainz aus. Doch jetzt zum ersten Mal zeigte Heinrich die glänzenden Eigenschaften seines Geistes die ihn später im Kampf mit noch gefährlicheren Feinden so lange aufrecht erhielten. Er brachte eiligst einen Frieden mit den Sachsen und Thüringern zu Stande, worin er ihnen versprach ihre Beschwerden abzustellen, künftighin besser zu regieren und was ihnen das Wichtigste war, die Burgen die er noch im Besitz hatte herauszugeben. Dann eilte er an den Rhein. Dort wußte er in den zahlreichen und mächtigen königlichen Städten treue und muthige Anhänger des salischen Kaiserhauses, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Wirklich nahm er auch dort rasch eine so imposante Haltung ein daß zunächst aus der gedrohten Absetzung beinahe das gerade Gegentheil wurde. Die Herzoge Rudolf und Gozelo traten wieder auf seine Seite. Ihnen schloß sich Herzog Welf IV. von Baiern an, der seit 1070 an Ottos Stelle gesetzt war.

Der nächste Gedanke des Königs, der sich mächtiger als je fühlte, war sich an den Sachsen zu rächen. Sie hatten ihren Sieg auf die gröblichste Weise mißbraucht und besonders in der Zerstörung der ihnen übergebenen Burgen den König auf das Tiefste gekränkt. In der Harzburg hatten sie nicht einmal die Kirche und die Gräber der kaiserlichen Familie geschont. Damit war dem König nicht blos ein Vorwand, sondern auch ein triftiger Grund gegeben alle Getreuen im Reiche gegen sie aufzubieten. Er nahte mit einem gewaltigen Heere. Die Sachsen versuchten zwar bewaffneten Widerstand, wurden aber geschlagen und mußten sich unter Vermittelung mehrerer Reichsfürsten unterwerfen. Doch der König hielt sich nicht an die Bedingungen des abgeschlossenen Vertrages. Er ließ Viele von den Vornehmsten des Landes gefangen nehmen und zog ihre Besitzungen ein um sie als Lehen an seine eigenen Getreuen zu geben. Die zerstörten Burgen erhoben sich wieder und königliche Dienstmannen zogen in sie ein. Um das Land vollständig zu sichern setzte er den jetzt mit ihm versöhnten Otto von Nordheim, den tapfersten Kämpen, aber auch den schwankendsten Charakter dieser Zeit, zum Verweser des Herzogthums. Herzog Ordulf nämlich war schon 1071 gestorben und sein einziger Sohn Magnus wurde wieder als angeblicher Mitverschworener Ottos von Nordheim, vom Jahre 1070 her, gefangen gehalten.

Nun dachte der König ernstlich daran sich auch nach einer anderen Seite hin gegen den Papst Gregor VII. in seinem vollen Ansehen und in seiner

Digitized by Google

ganzen Kraft zu zeigen. Er war dem König schon längere Zeit durch seine kirchlichen Reformationspläne und durch seine Einmischung in die inneren Wirren des deutschen Reiches äußerst lästig geworden.

Gregor VII. seit 1073 Papst geheißen, nachdem er schon vorher unter einer Reihe von Päpsten die Kirche unumschränkt beherrscht hatte, dachte bei der Reformation der Kirche vorzüglich an die Abänderung der unleugbaren Mißstände welche durch die eigenthümliche Stellung der kirchlichen Würdenträger zu den weltlichen Machthabern in die ganze Kirche des Abendlandes gekommen waren.

Ueberall im Abendlande, namentlich aber in Deutschland und Italien hatte die Kirche die größten und reichsten Besitzungen an sich gebracht, dazu auch durch die besondere Gunst der deutschen Könige und Kaiser eine Menge von Privilegien und Regierungsrechten. So waren die kirchlichen Würdenträger weltliche Fürsten und Herren wie andere auch geworden und es hatte sich ganz unwillkürlich das Herkommen gebildet daß die Könige und Kaiser von Deutschland sie nicht anders wie ihre übrigen Vasallen behandelten und ihnen z. B. Heeresfolge und das Erscheinen auf den Hof- und Reichstagen zumutheten. Auch giengen die deutschen Herrscher von dem Grundsatz aus, daß die Uebertragung von weltlichen Gütern und Gerechtsamen nur an eine ihnen genehme geistliche Person stattzufinden brauche, nicht an jeden Beliebigen, mochte er auch nach dem Herkommen der Kirche noch so rechtmäßig gewählt und ordinirt sein. Auf diese Art hatten sie wie andere Herrscher ihrer Zeit stäts überwiegenden Einfluß auf die Besetzung der meisten höheren geistlichen Stellen geübt und sich gewöhnt dieselben nach ihrem Gutdünken zu vergeben. Dagegen war bisher weder von Seite der Päpste noch von Seite der übrigen Kirche Widerspruch erhoben worden. Von Seite der Päpste nicht, weil sie meist ihr Amt der Gnade des deutschen Kaisers und ihre Existenz seinem Schutze verdankten; von Seite der übrigen Kirche nicht, weil es in ganz Europa ebenso gehalten wurde und weil die deutschen Könige in den meisten Fällen sich ihres Rechtes zum wahrhaften Nutzen und Frommen der Kirche bedienten. Aber dies Gewohnheitsrecht lief der von jeher in der Kirche herrschenden Ansicht geradezu entgegen, wie sie jetzt von ihrem Haupte und Wiederhersteller Gregor VII. rücksichtslos geltend gemacht wurde. Gregor wollte auch hier nichts Neues, bis dahin Unerhörtes schaffen. Es war nur das alte, längst ausgebildete System der streng kirchlichen Theorie das er aus der Vergessenheit hervorzog, mit vollem Bewußtsein sich aneignete und in das Leben seiner Zeit mit aller Kraft einzuführen sich bemühte. Von seinem Standpunkte aus mußte der Papst König Heinrichs Verhalten gegen die Kirche besonders hart beurtheilen. An seinem Hofe vergab man auf schamlose Weise alle geistlichen Würden und Pfründen um Geld, und wenn der König auch für seine Person dies Verbrechen der Simonie nicht übte, so sah

er doch dem Treiben seiner Umgebung troß häufiger und ernster Warnungen des Papstes ruhig zu.

Aber erst 1075 glaubte Gregor die Zeit gekommen zu einem entscheidenden Schritt gegen den König. Auf einer großen Kirchenversammlung zu Rom ward der Beschluß gefaßt und als Kirchengesetz verkündet daß hinfort jede Uebertragung eines geistlichen Amtes durch einen weltlichen Fürsten verboten sei und diese sich der bisherigen symbolischen Form derselben, der Beleihung mit Ring und Stab oder der Investitur zu enthalten hätten; nebenbei wurde hier auch der Bann gegen fünf Räthe des Königs Heinrich ausgesprochen, die sich der Simonie im höchsten Grade schuldig gemacht hatten.

Die Beschlüsse der römischen Kirchenversammlung erzeugten in Deutschland eine noch nie dagewesene Aufregung der Geister. Der König selbst erkannte augenblicklich daß das Concil oder vielmehr der Papst den Umsturz der bisherigen Reichsverfassung ausgesprochen habe. Rasch wie er war, entschloß er sich den Papst sofort durch einen Zug nach Italien für seinen unerhörten Uebermuth zu strafen. Die großen und kleinen Herren in Deutschland standen aus leicht begreiflichen Gründen mit geringen Ausnahmen für den Feind des Königs, die Geistlichkeit zeigte sich am schwankendsten. Im Ganzen war sie in den höheren Kreisen so in weltliche Bestrebungen aufgegangen daß ihr alle ernstlichen kirchlichen Reformationspläne an sich zuwider waren. Doch durfte sie diese ihre Gesinnung nicht laut werden lassen und dann erschien auch ihr eine Beschränkung der königlichen Uebermacht und Willkür ebenso wünschenswerth wie den weltlichen Herren. Die niedere Geistlichkeit durfte es noch weniger wagen als Gegnerin des Papstes aufzutreten. Er wurde damals von der vollen Gunst der öffentlichen Meinung getragen, weil man wußte daß er der eingerissenen Sittenverderbniß in der Kirche, besonders im niederen Klerus mit nachsichtsloser Strenge Einhalt zu thun entschlossen sei. Man nahm es hier als einen gültigen Beweis für den Ernst und die Aufrichtigkeit seines Willens daß er die uralten kirchlichen Bestimmungen über die Ehelosigkeit der Geistlichen troß des heftigsten Widerspruches in der Kirche selbst wieder erneute und ohne Erbarmen durchführte. Eine lange Reihe zum Theil sehr blutiger Volksaufstände gegen beweibte Priester und ihre Beschützer in allen Theilen Deutschlands zeigte wie stark der Volksgeist von der idealen mittelalterlichen Auffassung der besonderen Weihe des geistlichen Standes erfaßt war. Uns mögen freilich die Mittel deren man sich bediente um den Geistlichen selbst das Bewußtsein davon wieder zu eröffnen, ebenso wenig zweckentsprechend erscheinen wie das gezwungene Cölibat als eine Beförderung und eine Garantie für die Sittlichkeit des Klerus.

Ehe noch der König seinen italienischen Zug antreten konnte, erschien schon im Anfang des Jahres 1076 ein päpstlicher Legat zu Goslar, wo er Hof hielt, um ihn zur Verantwortung nach Rom zu laden, weil er noch mit den gebannten Räthen Umgang gepflogen, auch gegen den letzten Concilien-

schluß geistliche Aemter verliehen und sich dabei der erwähnten symbolischen Form bedient habe. Der König war über diese zum ersten Mal so streng durchgeführte Consequenz des kirchlichen Herkommens nicht weniger erstaunt wie ganz Deutschland. Zur Antwort berief er selbst ein Concilium nach Worms, wozu er nach dem bisherigen Gebrauch befugt schien, denn viele seiner Vorgänger von Karl dem Großen an bis auf Heinrich III. hatten dasselbe gethan und die Kirche es anerkannt. Gänzlich unter königlichem Einfluß stehend, sprach das Wormser Concil die Absetzung des Papstes aus, ohne daß er gehört oder vertreten worden wäre. Zwei andere Concilien gleicher Art zu Piacenza und Pavia wiederholten die Wormser Beschlüsse. Nun bannte Gregor den König und zählte alle Reichsangehörigen ihres Gehorsams gegen ihn los. Es war nicht das erste Mal daß ein Papst Derartiges wagte, aber es geschah zum ersten Male gegen einen deutschen König und zukünftigen Kaiser.

Doch Gregor hatte bei seinem rücksichtslosen Auftreten sehr wohl die allgemeine Stimmung Deutschlands in Rechnung gezogen. Kaum war der König gebannt, so erhoben sich die Sachsen wieder, und die Reichsfürsten, darunter auch Otto von Nordheim, schrieben einen Tag zur Berathung über den gesprochenen Bann und die Absetzung des Königs aus. Auf diesem Tage zu Tribur konnten die Bevollmächtigten Heinrichs den Fürsten nur so viel abdingen daß sie versprachen ein Jahr mit einer Neuwahl zu warten. Wenn sich Heinrich unterdessen vom Banne lösen könne, so wollten sie ihn dann wieder als ihren rechten König betrachten. Einstweilen aber sei er suspendirt. Da sie fortwährend mit dem Papst in Verbindung blieben, so glaubten sie sicher zu sein daß er ihn nicht lösen werde. Aber auch Heinrich wußte das und beschloß deshalb zu versuchen welchen Eindruck sein persönliches Erscheinen auf den Papst machen werde. Den deutschen Fürsten lag Alles daran eine persönliche Begegnung zwischen Heinrich und Gregor zu verhindern und so mußte der deutsche König sich wie ein entlaufener Verbrecher im Winter 1076 aus Deutschland fortstehlen. Unter den größten Mühseligkeiten überschritt er die Alpen und erschien im Januar 1077 ganz unvermuthet, allein, als reuiger und von dem Gefühl seiner Schuld zerknirschter Sünder auf der Burg Canossa bei Reggio, wo sich Gregor damals aufhielt. Der Papst der sich nur mit Mühe von seiner Ueberraschung erholen konnte, löste ihn wirklich am 28. Januar 1077 vom Bann, aber er setzte mit schlauer Vorsicht hinzu sein Reich könne er ihm nicht wiedergeben, das sei eine innere deutsche Angelegenheit in die er sich nicht mische.

Aber derselbe Papst der in Canossa so zarte Rücksichtnahme auf die deutsche Freiheit bekundet hatte, schickte kurz darauf Bevollmächtigte nach Deutschland die ganz anders auftraten. Ein großer Theil der deutschen Fürsten erklärte nun daß die Lösung des Bannes Heinrich sein Reich nicht wiedergegeben habe, das sei durch seine früheren Vergehen längst verwirkt. Dem-

gemäß schritten sie in Forchheim zu einer neuen Wahl, wobei das Benehmen und die Erklärung der päpstlichen Legaten ihnen als ihr hauptsächlichster Rückhalt diente. So wurde jetzt der Herzog Rudolf von Alamannien, der mächtigste unter den Feinden Heinrichs, zum deutschen König gewählt, nachdem er erklärt und beschworen hatte daß das deutsche Reich ein unbedingtes Wahlreich sei und daß er als deutscher König auf die Investitur der Geistlichen verzichte, auch auf keine Art die Wahlfreiheit der Kirche antasten werde.

Der neue König versuchte darauf die übliche Rundreise durch das Reich zu machen. Die Vasallen geistlichen und weltlichen Standes in den fränkischen Landen huldigten ihm zum größten Theil, als er aber in die damalige Mitte des Reichs, in die Rheingegenden kam, traf er in den dortigen Städten auf den nachdrücklichsten Widerstand. Diese Städte griffen hier schon zum zweiten Mal bedeutsam in die Geschichte unseres Vaterlandes ein und bewiesen daß sie auf einen selbständigen Platz in ihr Anspruch zu machen gesonnen seien.

In den westlichen und südöstlichen Gegenden des Reichs hatten sich, meist auf den Trümmern der alten Römerstädte eine ganze Anzahl neuer deutscher Städte erhoben, die zum Theil schon ihre Vorgängerinnen an Volkszahl und Reichthum übertrafen. Das damalige Cöln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg konnten sich in jeder Beziehung mit einer römischen Colonia Agrippina, Magontiacum u. s. w. messen. Daneben war eine Reihe königlicher Villen, oder wie man sie mit dem aus palatium verdeutschten Ausdruck benannte, Pfalzen, wetteifernd mit ihnen zu Städten emporgekommen, so Aachen, Frankfurt, Ulm, Colmar, Oppenheim. Gewöhnlich waren jene alten Römerstädte zugleich bischöfliche Sitze und genossen dadurch der großen Vortheile welche die Gunst der mächtigsten und gebildetsten Herren der Zeit, wie es die Bischöfe waren, einer aufstrebenden Bevölkerung gewähren konnte. Schon seit der Zeit der sächsischen Kaiser wurden viele dieser Städte von dem bisherigen Gerichtsverband befreit und zu selbständigen Gerichtsbezirken erhoben. Statt des Grafen richtete nun ein bischöflicher, oder wenn es eine kaiserliche Pfalzstadt war, ein kaiserlicher Vogt in der Stadt selbst. Gleichzeitig bekamen die Einwohner auch nach und nach die Verwaltung des Gemeindegutes und die Aufsicht auf den Markt und Handelsverkehr von den Bischöfen oder Kaisern übertragen. Damit bildeten sich von selbst die Anfänge eines Gemeinderathes. Zur äußeren Sicherheit hatte man die alten Mauern und Bollwerke der Römerzeit wieder hergestellt, oder neue errichtet und sorgfältig verstärkt. Auch beflissen sich die Einwohner einer tüchtigen Waffenübung um ihre Burg oder Stadt selbst zu vertheidigen. Sie waren eben sowohl Burgmannen ihrer Stadt und wurden eben sowohl Bürger genannt wie die eigentlichen Dienstmannen welche die einzeln liegenden, oder in den Städten sich erhebenden befestigten Schlösser zu vertheidigen beauftragt waren. Stäts hatten diese Bürger die Kaiser geneigt gefunden den Bischöfen oder sonstigen Herren der

Digitized by Google

Städte die für sie geforderten Privilegien zu gewähren oder zu bestätigen. In ihren eigenen Pfalzstädten waren sie mit dem besten Beispiel vorangegangen. Daher galten sie als die natürlichen Freunde und Beschützer der städtischen Freiheit im Gegensatz zu vielen der bischöflichen und fürstlichen Herren die bereits mit mißtrauischem Auge auf die neu aufstrebende Bürgermacht zu sehen begannen. Insbesondere in den Rheinstädten und darunter wieder vorzugsweise in den beiden damals größten, Worms und Speier, genossen die salischen Kaiser einer großen Popularität. Schon einmal, als Kaiser Heinrich IV. 1074 abgesetzt werden sollte, hatten ihn die kriegstüchtigen Schaaren der Wormser Bürger gerettet und jetzt schlossen alle diese Städte unbekümmert um den Zorn ihrer Herren ihre Thore vor dem Gegenkönig.

Während die Städte sich weigerten den Gegenkönig aufzunehmen, zog Heinrich IV. aus Italien heran um seine Krone mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Er hatte dort ein großes wohlgerüstetes und glänzendes Heer gesammelt mit welchem er Rudolf aus Süddeutschland verdrängte. Der Gegenkönig wollte sich nun nach Niederdeutschland wenden. Heinrich suchte ihm zuvorzukommen und ihm den Weg zu verlegen. Aber in drei Hauptschlachten entschied jedesmal die unwiderstehliche Tapferkeit Ottos von Nordheim den Sieg für Rudolf. In der letzten davon die bei Merseburg am 15. October 1080 geliefert wurde, erhielt jedoch Rudolf eine tödtliche Wunde an der er schon den Tag darauf starb. Damit war auch seine Sache verloren. Unter seiner Partei war Niemand fähig seine Stelle einzunehmen und selbst die Sachsen neigten sich jetzt zum Frieden. Sie waren besonders durch das unaufhörliche Schwanken der päpstlichen Politik und die dabei angewandten Ränke und Geldprellereien aufs Aeußerste gegen Gregor VII. und seine Freunde erbittert. Der Papst hatte sich auch wirklich während des Kampfes zwischen Rudolf und Heinrich mindestens sehr zweideutig benommen. Es schien als ob er es blos auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen wolle, wer der in seinen Augen rechtmäßige deutsche König sei. Schon im Jahre 1077 war Heinrich als ein rückfälliger Sünder wieder gebannt worden. Darauf als das Glück Heinrich mehr begünstigte, trat er in Unterhandlungen mit ihm. Aber nach der zweiten verlorenen Hauptschlacht sprach der Papst selbst wieder Bann und Absetzung über Heinrich aus, nachdem er es im Jahre 1077 seinem Legaten überlassen hatte, den er zur Noth fallen lassen konnte.

Heinrich stieg nach dem Tode Rudolfs in Deutschland und Italien für geraume Zeit zu immer größerer Macht empor. In Deutschland war es besonders der neue Herzog von Alamannien oder Schwaben, wie Alamannien jetzt gewöhnlich bezeichnet wurde, der mit wachsendem Glücke für ihn kämpfte. Der König hatte zu diesem hohen und wichtigen Amte mit seinem durch harte Geschicke erworbenen Scharfblick einen bisher wenig bedeutenden Mann emporgehoben, den freien Herrn Friedrich von Büren in Schwaben, der von seinem Stammorte auf den Berg Stauf übersiedelt war, wovon er gewöhn-

Digitized by Google

lich Friedrich von Staufen, später von Hohenstaufen genannt wurde. Zu dem Herzogthum Schwaben ward ihm auch noch die Tochter des Königs, Agnes, gegeben. Er war in jeder Art der Mann um die Fülle der Gunst seines Herrn zu verdienen.

Nun ließ zwar auch die Gegenpartei nicht ganz ihren Muth sinken, sie brachte es sogar dahin im Jahre 1081 einen neuen Gegenkönig für den gefallenen Rudolf aufzustellen. Graf Herman von Luxemburg aus dem Hause Salm gab sich dazu her, aber er führte ein jammervolles Dasein, bis er im Jahre 1088 selbst der Last müde wurde und der Krone entsagte. Da unterdessen im Jahre 1083 Otto von Nordheim sein Leben geendet hatte, so war der gefährlichste Feind Heinrichs IV. in Deutschland glücklich beseitigt. Ein anderer beinahe ebenso gefährlicher, Bischof Burkhart von Halberstadt, starb im Jahre 1088. Selbst die deutschen Bischöfe waren fast sämmtlich nach und nach auf die Seite Heinrichs getreten. Im Jahre 1089 rechnete man nur fünf von ihnen allen die sich mit ihm nicht versöhnt hatten und darunter war nur einer, Bischof Altman von Passau, der als lauterer Charakter und Staatsmann von Bedeutung galt.

Auch in Italien erzwang die Beharrlichkeit Heinrichs ähnliche Erfolge. Der König beantwortete den neuen päpstlichen Bann und seine Absetzung durch die Verurtheilung und Absetzung Gregors VII., die er auf einer ihm ergebenen Synode zu Mainz 1080 vollziehen ließ. Darauf ward ein Gegenpapst als Clemens III. aufgestellt der im Jahre 1084 Heinrich und seine Gemahlin Bertha in der Peterskirche mit der kaiserlichen Krone schmückte. Gregor VII. mußte vor den Waffen des Kaisers aus Rom fliehen und starb in der Verbannung bei seinem Freunde und Beschützer, dem normannischen Fürsten Robert Guiscard zu Salerno 1085.

Aber weder in Deutschland noch in Italien gelang dem Kaiser ein vollständiger Sieg. Hier wie dort wüthete 30 Jahre lang ein Bürgerkrieg der durch seine entschiedene Beziehung zu kirchlichen Fragen beinahe die düstere Färbung eines Glaubenskrieges erhielt. Daher denn auch die Wildheit und Grausamkeit mit der von beiden Seiten gekämpft wurde, trotzdem daß der Kaiser selbst jetzt in seinen reiferen Jahren stäts durch große Milde und Menschlichkeit seine Gegner mehr zu versöhnen als zu vernichten bestrebt war. Aber seinen Anhängern und Bundesgenossen mußte er begreiflicher Weise Vieles nachsehen und darunter waren solche, wie die halbwilden Böhmen, die in Deutschland an Freund und Feind Greuel verübten welche denen der Ungarn im zehnten Jahrhundert nichts nachgaben. Auf Seite der Gegenpartei zeichneten sich Rudolf von Alamannien und Otto von Nordheim durch rohe Härte und tückische Grausamkeit aus. Es begreift sich leicht wie das Beispiel der Häupter auf ihren Anhang wirken mußte. Von dieser Seite her hatte namentlich die freie Landbevölkerung Süddeutschlands Furchtbares zu erdulden. Sie war durchweg gut königlich gesinnt und leistete dem

Digitized by Google

Aufgebot Heinrichs mehrere Male willig Folge. Dafür wurde sie von den Dienstmannen und Kriegsknechten Rudolfs so entsetzlich bestraft daß sie später in furchtsamer Stumpfsinnigkeit den Kampf gehn ließ wie er gehn wollte. Alles schien damals den vollständigen Untergang Deutschlands zu verkündigen. Auch die mühsam eroberten Marken litten bei der Zerrüttung des eigentlichen Reiches große Einbuße durch fortwährende und glückliche Empörungen der Slaven, daß die unter den Ottonen und ersten Saliern so fest gegründete deutsche Herrschaft auf dem rechten Elbufer kaum mehr dem Namen nach bestand. Niemand zog Vortheil von dieser furchtbaren Zeit als die reisigen Dienstmannen und Kriegsknechte um deren Gunst ihre Herren förmlich buhlen mußten. Selbst die Städte konnten sich wohl hinter ihren festen Mauern und mit ihren zahlreichen und trotzigen Bürgern vor ihren Feinden schützen, aber auch in ihnen tobten die heftigsten Parteikämpfe, veranlaßt durch kaiserliche und päpstliche Gegenbischöfe, Pröpste, Aebte u. s. w. wodurch die Gewissen verwirrt und alle schlechten Leidenschaften entfesselt wurden.

Nach Gregors VII. Tode setzte Urban II. den versöhnungslosen Kampf des Papstthums gegen Heinrich IV. fort. Aber wie zu Gregors Zeiten hatten auch jetzt noch der Kaiser und sein Papst das Uebergewicht in Italien. Urban griff zu allen Hülfsmitteln, wie sie sich ihm gerade darboten. Er war die Seele der schändlichen Intriguen durch welche im Jahre 1093 der älteste Sohn des Kaisers und sein anerkannter Nachfolger im Reiche, Konrad, zum Verrath an seinem Vater verführt wurde. Als selbst dies nichts half, mußte der Papst Italien ganz räumen. Er begab sich nach Frankreich, wo man ihn mit Freuden aufnahm um sich seiner gelegentlich als Werkzeug der französischen Politik zu bedienen. Aber Urban II., oder vielmehr das Papstthum dieser Zeit war von zu gewaltiger Kraft als daß es so tief hätte herabsinken können. Bereits hatte er sich durch den Aufruf zur Befreiung des heiligen Grabes an die Spitze der geistigen Bewegung der ganzen Christenheit gestellt. Es war ein Gedanke den schon Gregor VII. mit sehnsüchtigem Schmerze gehegt, aber vor dem Drang der nächsten Sorgen immer wieder zurückgeschoben hatte. Daß Urban jetzt auf der Flucht von der eigentlichen Heimath der Päpste es wagen konnte gleichsam als geistlicher Feldhauptmann der ganzen Christenheit aufzutreten, bewies daß er seinem Vorgänger Gregor an Selbstgefühl und Siegesgewißheit wenigstens nicht nachstand. Urban II. starb im Jahre 1099, in demselben Jahre das durch die Eroberung Jerusalems seinem großen Werke, dem ersten Kreuzzug, die Krone aufsetzte. Paschalis II., der auf Urban folgte, war in jeder Art würdig ein Nachfolger Gregors VII. und Urbans zu sein.

Jetzt zeigte es sich welche Vortheile das Papstthum von jener idealen Glorie mit der es die Kreuzzüge umgaben, auch in seinem fortgesetzten Kampfe um die Investitur zog. Heinrich IV. sah seine Angelegenheiten in

Deutschland und in Italien scheinbar immer noch in derselben vortheilhaften Lage wie vorher. Manches stand offenbar noch besser wie 10 Jahre früher. So hatte sich im Jahre 1095 sein mächtigster Feind unter den deutschen Fürsten, Welf IV. von Baiern, mit ihm versöhnt und im Jahre 1097 der kaum minder gefährliche Berthold II. von Zähringen. Dennoch fühlte er selbst daß seine Sache eigentlich verloren sei. Die öffentliche Meinung in Deutschland wurde erst kühler gegen ihn und allmälig ihm geradezu abgeneigt. Jetzt begann man zu glauben daß in seiner Person die einzige Schuld der rettungslosen Wirren zu suchen sei, unter denen Deutschland litt. Mißgestimmt wie man war machte man ihm Alles was er that oder unterließ zum Vorwurf, ebensowohl wenn er sich dringend um Versöhnung mit dem Papst Paschalis bemühte, wie wenn er es aufschob an der Spitze eines Kreuzheeres nach Jerusalem zu ziehen und statt dessen lieber mit seiner gewohnten Milde und Menschlichkeit die Juden schützte die von dem fanatisirten Pöbel der Rheinstädte und allerlei adelichen Proletariern, z. B. von dem Grafen Emich von Leiningen, grausam verfolgt wurden. So wurde der Kaiser von Jahr zu Jahr müder und gebrochener, obgleich er, im Jahre 1050 geboren, noch in dem kräftigsten Alter stand. Es war nicht blos die Gefahr vorhanden daß er sich aufriebe, sondern daß auch das Kaiserthum mit ihm aufgerieben würde. Dies sah der zweite Sohn des Kaisers, Heinrich, der nach Konrads Abfall und jämmerlichem Tode als König von Deutschland und Nachfolger seines Vaters anerkannt worden war. Ein harter und verschlagener Charakter wie kein zweiter in unserer Geschichte, beschloß er mit Aufopferung seines Vaters wenigstens für sich selbst das Reich zu retten. Durch heimliche Unterhandlungen mit dem Papst und mit allen Feinden des Kaisers deckte er sich nach allen Seiten, ohne sich zu binden; dann brach er plötzlich gegen seinen arglosen Vater auf, um, wie er angab, ihn zu zwingen sich mit der Kirche zu versöhnen. Heinrich IV., müde und gebrochen wie er bereits ganz und gar war, schwankte zwischen unbedingter Ergebung und einem letzten Entscheidungskampfe. Aber eine Reihenfolge der erschütterndsten Scenen brach ihm das Herz. Er starb zu Lüttich, wohin er sich zu dem treuen Bischof und den treuen Bürgern der Stadt geflüchtet hatte, am 7. August 1106. Die Rheinstädte blieben ihm auch noch nach seinem Tode treu und verabscheuten den Sohn der den Vater gemordet hatte.

Nun wurde Heinrich als Heinrich V. von allen Seiten anerkannt und man glaubte daß der große Kampf bald ein friedliches Ende nehmen werde. Aber Heinrich V. war in seinem Herzen noch weniger geneigt ein so wichtiges Recht der deutschen Krone wie die Investitur, etwa aus Dankbarkeit gegen den Papst Paschalis, seinen bisherigen Beschützer, zu opfern. Der deutsche König wußte daß er sich darin in voller Uebereinstimmung mit der Ansicht der deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten befand. Paschalis II. hatte an ihm einen demüthig gehorsamen Sohn der Kirche erwartet und fand

Digitized by Google

nun einen zähen und verschlagenen Widersacher der sich bald auch in allen eigentlich römischen Künsten als Meister zeigte. Er wußte so geschickt zu unterhandeln, Einwendungen zu erheben, doppelzüngige Erklärungen abzugeben und dabei doch immer den Schein der größten Andacht gegen die Kirche und der tiefsten Ehrfurcht vor der Person des Papstes zu wahren daß er Paschalis förmlich entwaffnete und lähmte. Aber als die Zeit gekommen war die ihm paßte, bewies Heinrich daß er auch noch etwas Anderes als ein unübertrefflich geschickter Diplomat war.

Im Jahre 1110 überschritt er mit einem gewaltigen deutschen Heere, unter dem man allein 30,000 Ritter zählte, die Alpen und drang unaufhaltsam durch Oberitalien geraden Weges in der Richtung auf Rom vor, indem er es ungewiß ließ ob er als Freund oder als Feind des Papstes komme. In seiner äußersten Rathlosigkeit griff Paschalis zu einem seltsamen Mittel um sich mit dem Kaiser über die Investitur zu verständigen. Er war nun doch zu der Einsicht gekommen daß ihn Heinrich vollständig getäuscht habe und nicht geneigt sei seinem Königsrechte das Geringste zu vergeben, am wenigsten an der Spitze eines solchen Heeres vor dem sich die keckſten Feinde der deutschen Herrschaft zitternd beugten oder versteckten. Der Papst sandte dem König Bevollmächtigte entgegen die ihm unmittelbar vor seinem Einzug in die Stadt Rom, am 4. Februar 1111, den Vorschlag machten die Kirche solle alles weltliche Gut und alle weltlichen Rechte die sie von den deutschen Königen habe, wieder zurückgeben. Damit fiele der Streitpunkt über die Investitur von selbst weg. Der Kaiser nahm das Anerbieten des Papstes rasch an und zog nun als demüthiger Sohn der Kirche in Rom ein um die Kaiserkrone zu empfangen. Aber in dem Augenblick wo Heinrich in der Peterskirche eben gekrönt werden sollte, sah sich der Papst durch den tumultuarischen Widerspruch der um ihn versammelten Cardinäle und anderer hoher Geistlicher gezwungen sein Vertragsanerbieten zurückzunehmen, worauf auch der König sein Wort zurücknahm. Die Erbitterung der deutschen Fürsten und Ritter die ihren König umgaben, veranlaßte sogleich eine heftige Scene welche mit der Gefangennehmung des Papstes und der Cardinäle endigte. Sie wurden erst nachdem Paschalis die Investitur dem König eingeräumt, freigelassen und nun Heinrich zum Kaiser gekrönt. Damit schien die Staatsmacht vollkommen über die Kirche gesiegt zu haben, und Heinrich kehrte nach Deutschland zurück. Aber schon 1112, auf einer Kirchenversammlung zu Rom, ließ sich der Papst wahrscheinlich nicht ungern von der streng-hierarchischen Partei nöthigen den Vertrag für ungültig zu erklären. Da er selbst geschworen den Kaiser niemals zu bannen, so that es der Erzbischof von Vienne.

Gleichzeitig ergriffen auch wieder die Sachsen unter ihrem Herzog Lothar von Suplinburg, den Heinrich V. selbst 1106 nach dem Tode des zuletzt mit Heinrich IV. versöhnten Herzog Magnus zu dieser Würde erhoben hatte, die Waffen gegen den Kaiser. Die alte Abneigung des Volkes gegen die salischen

Könige wurde durch angebliche Verletzung der Rechte die Herzog Lothar auf die Erbschaft der Grafen von Weimar haben sollte, neu angefacht. Die eigentliche Seele dieser und anderer Wirren in den westlichen Theilen des Reiches war jedoch nicht Lothar, sondern Erzbischof Adalbert von Mainz. Jetzt zeigte es sich auch was die Abneigung der Städte für den Kaiser bedeutete. Als er einst allgemein von den deutschen Fürsten anerkannt worden war, hatten sich auch die Rheinstädte, zuletzt von allen Cöln, ihm widerwillig unterworfen. Jetzt fielen sie sogleich von ihm ab und gaben hier den Ausschlag gegen den Kaiser. Auch gegen die Sachsen traf seine Waffen großes Unglück. Sein Feldhauptmann, der sagenberühmte Graf Hoyer von Mansfeld, der gefürchtetste Krieger dieser Zeit, erlitt am Welfesholze bei Eisleben am 11. Februar 1115 eine große Niederlage. Wären nicht die beiden Hohenstaufen Friedrich und Konrad, die Söhne des 1105 gestorbenen Friedrich I. von Schwaben, die Neffen des Kaisers, ihm in jeder Lage eine ebenso kräftige und treue Stütze geblieben wie einst seinem Vater Heinrich IV. ihr Vater Friedrich I., so wäre er unrettbar verloren gewesen. Doch mußte er es geschehen lassen daß sich in diesen neuen Wirren des Reiches und der Kirche, die Deutschland kaum minder verwüsteten wie die Bürgerkriege unter seinem Vater, in den weltlichen Reichsfürsten eine unabhängige Mittelmacht bildete welche endlich den streitenden Parteien den Frieden dictirte.

Diese Mittelmacht war es welche 1121 zu Würzburg die Versöhnung des Kaisers mit den Sachsen durchsetzte und im Jahre 1122 zu Worms den Investiturstreit zur endlichen Ausgleichung brachte. Die deutschen Fürsten waren wie ganz Deutschland durchaus nicht geneigt das Recht der deutschen Könige gegen die strengen Forderungen der Hierarchie Preiß zu geben, aber sie wollten auch nicht Heinrich V. zu einem vollständigen Sieg über die Hierarchie verhelfen. Beide Theile mußten daher, weil sie sich von ihren wichtigsten Verbündeten verlassen sahen, einige Concessionen machen. So wurde der Vertrag, das berühmte Wormser Concordat am 23. September auf folgende Punkte hin abgeschlossen. Der Kaiser sollte die kanonische Freiheit der Bischofs- und Abtwahlen nicht stören, wohl aber durch Abgeordnete überwachen dürfen, damit er sich überzeuge daß Alles gesetzmäßig zugegangen sei. Der Gewählte sollte vom Kaiser die Belehnung mit den weltlichen Gütern und Gerechtsamen des Stiftes durch symbolische Berührung mit Scepter und Schwert, nicht mehr durch Ueberreichung von Ring und Stab erhalten. Somit blieb das Lehens- und Abhängigkeitsverhältniß der deutschen Geistlichkeit von der Staatsmacht im Wesentlichen unverändert, denn die Befugniß der Ueberwachung und Prüfung der Wahl konnte sehr leicht zu einem wirklichen Einfluß auf dieselbe ausgedehnt werden.

Der Kaiser dachte nun daran seine unleugbar mißliche Stellung im Reiche zu verbessern. Es schwebte ihm das Bild seines Großvaters Heinrichs III. vor, und er glaubte in sich die Kraft zu tragen der kaiserlichen Krone ihren

Digitized by Google

alten Glanz wiederzugeben. Aber in den nächsten Jahren nach dem Abschluß des Wormser Vertrages hinderte ihn bald auswärtiger Krieg, bald der Wiederausbruch innerer Unruhen, und am 28. Mai 1125 riß ihn ein jäher Tod mitten aus seinen Entwürfen weg.

Kapitel VII.

Uebergangszeit unter Lothar und Konrad III.

Der Kaiser Heinrich V. war der letzte seines Geschlechtes. Er hinterließ sterbend alle seine Güter, Höfe, Burgen, Städte welche er besessen, seinem ältesten Neffen, Herzog Friedrich II. von Schwaben. Selbst die Reichskleinodien hatte er ihm übergeben und ihn damit offenkundig zum Thronfolger bestimmt. Aber so sehr auch Herzog Friedrich sich selbst der Krone würdig dünkte, so sehr er auch durch seinen Bruder Konrad unterstützt wurde, dem der vorige Kaiser das Herzogthum in Ostfranken gegeben hatte, so wenig glaubte er doch blos durch die Willensmeinung des Verstorbenen und durch seine eigene und seines Hauses Macht allein sicher sein zu können. Er wußte wohl daß die eigentliche Entscheidung bei jenen Fürsten lag die Heinrich V. einst in allen seinen großen Entwürfen hemmend in den Weg getreten waren, ohne seine offenen Feinde zu werden. Es kam nun darauf an daß sie sich nicht entschieden auf die Seite der Gegenpartei des vorigen Kaiserhauses und folglich auch der Hohenstaufen stellten. Unter der Gegenpartei war der alte Feind Heinrichs V., Erzbischof Adalbert von Mainz, wieder der rührigste und in seiner Hand lag herkömmlich die Leitung der Wahl. Sein Candidat konnte kein anderer sein als derjenige Fürst der fast unaufhörlich die Waffen gegen seinen rechtmäßigen Kaiser erhoben hatte, der Herzog Lothar von Sachsen. Sehr wichtig war es auch daß diesem Lothar die volle Gunst des Papstes zur Seite stand, ebenso die Frankreichs mit welchem der verstorbene Kaiser noch in seinen letzten Jahren in Krieg gerathen war.

Als nun die eigentliche Wahlhandlung in den herkömmlichen Formen einer feierlichen Versammlung der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes vorgenommen wurde, spielten die Intriguen Adalberts, des französischen Gesandten Suger und des päpstlichen Cardinallegaten so geschickt daß Lothar gegen alles Erwarten und wie es scheint zu seinem eigenen Erstaunen zum deutschen König gewählt wurde. Friedrich von Schwaben, der nicht minder erstaunt war, konnte doch die formelle Rechtmäßigkeit des Vorganges nicht angreifen und unterwarf sich dem neuen Könige.

Lothar hatte sich schon vor seiner Wahl von dem päpstlichen Legaten das Versprechen abnehmen lassen auf das königliche Recht der Belehnung mit Scepter und Schwert unmittelbar nach der Wahl zu verzichten und sie erst der Weihe nachfolgen zu lassen. Dem Scheine nach war dies nur eine geringe Abweichung von dem Wortlaut des Wormser Concordats, aber in der Wirklichkeit mußte dadurch jeder Einfluß der Staatsmacht auf die Besetzung der geistlichen Stellen im Reiche aufhören. Auch verpflichtete sich Lothar die für die Belehnung gewöhnlichen Taxen und Sporteln hinfort fallen zu lassen, und um seine Ergebenheit gegen die Kirche recht augenfällig zu machen sandte er zwei Bischöfe nach Rom, die Bestätigung des Papstes für seine Wahl einzuholen, ein im bisherigen deutschen Staatsleben unerhörtes Beginnen.

Die Einbuße die dadurch die königliche Macht offenbar erlitt, suchte Lothar auf andere Weise zu ersetzen. Schon im November 1125 berief er ein Fürstengericht um zu entscheiden welche Güter und Besitzungen aus dem Nachlaß Heinrichs V. dem Reiche angehörten und welche salisches Erbgut seien. Nur die letzteren habe der verstorbene Kaiser seinem Neffen, dem Herzog Friedrich von Schwaben, hinterlassen können. So sehr eine solche Scheidung des kaiserlichen Privatgutes und des Staatsvermögens uns in der Natur der Sache zu liegen scheint, so sehr war sie doch durch die bisherige Rechtsgewohnheit im deutschen Reiche erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Es verstand sich von selbst daß die salischen Kaiser und insbesondere Heinrich V. nicht die eigentlichen Güter und Rechte des Reichs als ihren Privatbesitz angesehen hatten, aber in den langwierigen Bürgerkriegen war so viel Gut herrenlos oder von der Krone eingezogen und mit den kaiserlichen Hausbesitzungen vereinigt, vieles vertauscht oder auf andere Art seine ursprüngliche Beschaffenheit unkenntlich gemacht worden, daß die unparteiischen Zeitgenossen es für unmöglich hielten Licht in diese Verwirrung zu bringen, die noch dazu schon länger als hundert Jahre dauerte und sogar in die Zeiten der Ottonen zurückgieng.

Herzog Friedrich von Schwaben war auch keineswegs gesonnen ein Stück von seinem vollen Rechte zu Nutzen seines Feindes aufzugeben. Er und sein Bruder Konrad begriffen wohl daß es sich nicht um eine oder die andere Besitzung, sondern um ihre ganze Stellung handelte und beschlossen mit den Waffen in der Hand sich zu behaupten. So begann im Jahre 1126 von Neuem eine Fortsetzung der unglückseligen Bürgerkriege unter den beiden letzten salischen Kaisern. Die Namen und Personen waren andere worden, das Wesen der Parteien aber dasselbe geblieben.

Lothar wäre weder als deutscher König, noch als Schützling des Papstes oder als Herzog von Sachsen im Stande gewesen den beiden Hohenstaufen die Spitze zu bieten. Doch er wußte sich mächtige Verbündete unter den deutschen Fürsten zu schaffen. In jeder Art der Erste darunter war Herzog Heinrich der Stolze von Baiern aus dem Welfischen Hause, der seit 1126 regierte.

Digitized by Google

Außer dem Herzogthum in Baiern besaß er in Deutschland die großen Stammgüter seines mütterlichen Hauses, der alten Welfen von Ravensburg in Schwaben, gleichfalls seit 1097 mit herzoglichen Rechten begabt. Dazu kam noch die reiche Erbschaft seiner Mutter Wulfhilde, einer der beiden Erbtöchter des Herzogs Magnus von Sachsen der keine Söhne hinterlassen und den Mannesstamm Herzog Hermans beschlossen hatte. 1127 heirathete er des Königs Lothar einzige Tochter Gertrude und gewann damit die Aussicht auf das große Suplinburgische Erbe das Lothar durch das ganze Erbe Ottos von Nordheim vermehrt hatte, indem er sich mit dessen einziger Enkelin und Erbin Richenza vermählte. Zuletzt erhielt er auch noch das Herzogthum Sachsen, das Lothar auch als König behalten hatte.

Ein zweiter, nicht ganz so mächtiger aber gleichfalls noch bedeutender Verbündete war Konrad von Zähringen. Sein Geschlecht war im oberen Schwaben oder Alamannien reich begütert und gleichfalls mit herzoglichem Rechte ausgestattet. Jetzt erhielt Konrad von dem König die große Grafschaft Burgund zu Lehen.

Aber trotz solcher Verbündeten schwankte die Entscheidung zwischen dem König und den Hohenstaufen doch viele Jahre lang. Anfänglich war das Uebergewicht auf ihrer Seite. Der König mußte in eiliger Flucht von der Belagerung der Burg Nürnberg vor den Brüdern entweichen und darauf schritten sie und ihre Partei sogar zur Wahl eines Gegenkönigs, welches mühsame und bedenkliche Amt der jüngere und rührigere Konrad übernahm. Er spielte den Krieg auch nach Italien, wo er zuerst die glänzendsten Erfolge davontrug. Aber sie waren nicht dauernd. Ein Unternehmen auf Rom mißglückte ihm: die Lombarden verloren schnell den Enthusiasmus mit dem sie den Widersacher des Papstes und des deutschen Königs aufgenommen hatten, als er Geld und Soldaten von ihnen verlangen mußte. So kehrte er nach Deutschland zurück, wo sein Bruder unterdessen den Kampf gegen Lothar und Heinrich den Stolzen zwar nicht unglücklich, aber doch ohne Erfolg geführt hatte. Die Entscheidung wurde aufgeschoben durch einen Zug nach Italien den Lothar im Jahre 1132 unternehmen mußte.

In Rom war um diese Zeit durch eine zwiespältige Papstwahl große Verwirrung. Die beiden Gewählten, Innocenz II. und Anaclet II., wandten sich an Lothar als an den mächtigsten König der damaligen Christenheit, um ihn jeder auf seine Seite zu ziehen. Doch Innocenz trug den Sieg davon. Für ihn wirkte namentlich der damalige Erzbischof von Magdeburg, der heilige Norbert. Als Innocenz von dem Gegenpapste und seiner Partei aus Rom vertrieben wurde, brachten es die Bemühungen seiner Freunde und seine eigenen dringenden Hülferufe dahin daß Lothar ihm die Wiedereinsetzung in Rom versprach. Jetzt konnte er sich nicht länger der Erfüllung seines Wortes entziehen, so nöthig auch seine Gegenwart in Deutschland gewesen wäre. Zwar gelang ihm die Wiedereinsetzung des Papstes nur unvollständig, denn

Anaclet behauptete sich in einem Theil der Stadt Rom, aber er erhielt doch von seinem Freunde Innocenz die kaiserliche Krone; freilich nicht an der herkömmlichen Stelle in St. Peter, weil dort Anaclet waltete, sondern im Lateran. Auch gelang ihm jetzt die Schlichtung eines alten Streithandels zwischen der Kirche und dem Reich. Die Markgräfin Mathilde von Tuscien, einst die größte Fürstin in Mittelitalien und die festeste Stütze Gregors VII. und seiner Nachfolger in ihrem Kampfe gegen den Kaiser, hatte sterbend ihren Besitz der Kirche vermacht. Dies geschah im Jahre 1115. Heinrich V. hatte das Testament nicht respectirt und die ganze Verlassenschaft als heimgefallene Lehen für das Reich eingezogen. Nach dem Rechte dieser Zeit konnte auch Mathilde über ihre Reichsleben keine Verfügung treffen und selbst die Päpste mußten das anerkennen. Aber die Schwierigkeit lag gerade darin Lehen und Allod von einander zu sondern. Es war ebenso unmöglich wie die Absonderung von Privat- und Reichsgut in der Verlassenschaft Heinrichs V. Jetzt belieh Innocenz II. den neuen Kaiser mit dem Allod der Mathildinischen Erbschaft, ohne sich auf das Einzelne einzulassen.

Unmittelbar nach seiner Kaiserkrönung kehrte Lothar nach Deutschland zurück um den Krieg gegen die Hohenstaufen zu Ende zu führen. Wirklich mußten sich auch die beiden Brüder im Jahre 1135 unterwerfen, doch erhielten sie alle ihre Würden und Besitzungen wieder zurück und waren somit wenigstens nicht die Besiegten. Der Kaiser hatte sich so versöhnlich gezeigt, weil er offenbar einsah daß er mit einem durch Bürgerkrieg gespaltenen Deutschland im Rücken in Italien nichts ausrichten könne. Schon im Jahre 1136 zog er, und diesmal mit ganz anderer Macht wie vier Jahre früher, nach Italien. Er und sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze verrichteten dort glänzende Kriegsthaten gegen die Freunde Anaclets, namentlich gegen den normanischen König Roger von Sicilien, aber der Kaiser selbst hielt es für gerathen nach Deutschland zurückzukehren und die Beendigung des Kampfes seinem Schwiegersohn zu überlassen, dem er Tuscien verlieh und dadurch auch in Italien eine glänzende fürstliche Stellung gab. Unterwegs jedoch starb er zu Breitenwang, einem Dorf der tiroler Alpen, am 3. December 1137.

Sein unerwarteter Tod machte Herzog Heinrichs sichere Hoffnung auf die Krone zu Nichte. Es trat genau der nämliche Fall ein wie nach dem Tode Heinrich V., nur daß Heinrich der Stolze seiner Sache noch sicherer war als einstmals Friedrich von Schwaben. Wie damals erregte die bedeutende Macht des Throncandidaten den Argwohn der deutschen Fürsten. Aber auch der Papst vergaß jetzt die großen Verdienste Lothars um die Kirche und um ihn und bedachte blos daß Heinrich als Besitzer von Tuscien ein gefährlicher Nachbar werden könnte. Wie im Jahre 1125 war es auch diesmal ein deutscher Erzbischof, Albero von Trier, und ein päpstlicher Cardinallegat die durch allerlei Schliche und Ränke den überraschenden Ausfall der Königswahl zu Wege brachten. Am 7. März 1138 wurde Herzog Konrad von Ho-

Digitized by Google

henstaufen zu Lützelcoblenz gewählt und so eilig als möglich schon am 13. März zu Aachen gekrönt. Heinrich der Stolze war so überrascht daß er auf die erste Mahnung des neuen Königs die Reichskleinodien auslieferte, welche ihm sein Schwiegervater auf seinem Sterbebette in Verwahrung gegeben hatte, und überhaupt auf jeden Einspruch verzichtete, obwohl er ihn leicht hätte erheben können, weil die Wahl Konrads weder an dem gesetzlichen Ort, Mainz war dafür bestimmt, noch zu der verkündeten Zeit, nicht zu Pfingsten, sondern im März, auch nicht im Beisein aller nach dem Herkommen dazu Berechtigten geschehen und selbst bei der Krönung manches Ungesetzliche vorgekommen war.

Aber ganz so wie Lothar einst seinen Gegner Friedrich nicht blos gehorsam sondern auch gestürzt sehen wollte, so wollte und mußte jetzt auch Konrad mit seinem Gegner verfahren. Er eröffnete ihm daß er nach dem Reichsherkommen nur ein Herzogthum besitzen könne, das andere also, und zwar Sachsen, herausgeben müsse. Aber nirgends findet sich eine reichsgrundgesetzliche Bestimmung worauf sich Konrad hätte berufen können. Natürlich weigerte sich Heinrich, und nun begannen dieselben Scenen welche zwischen Lothar und den Hohenstaufen sich ereignet hatten, durch dieselben Ursachen hervorgerufen und ebenso wie früher von den Reichsfürsten und Vasallen bestens für ihre Zwecke benutzt.

Auch jetzt fühlte sich der König zu schwach den Kampf gegen den Herzog allein zu beginnen, darum schuf er sich in den größten Vasallen desselben unauflöslich an ihn gekettete Bundesgenossen. In Sachsen war dies Albrecht von Ballenstädt, später Albrecht der Bär genannt. Er war bisher Markgräf der Nordmark oder der Mark Soltwedel, jetzt Salzwedel, gewesen. Als solcher stand er ebenso unmittelbar unter dem König wie ein Herzog, aber seine Stammgüter, die des Hauses Anhalt oder Ascanien, lagen innerhalb des sächsischen Herzogthums. Für Baiern war es Leopold V. von Babenberg, Markgraf der Ostmark, oder wie sie schon damals hieß, Oesterreich. Leopold war zugleich der Stiefbruder Konrads; dessen Mutter Agnes, die Tochter Heinrichs IV., hatte nach dem Tode ihres Gatten, des Hohenstaufen Friedrich I., Leopold IV. von Babenberg geheirathet und aus dieser Ehe stammte Leopold V.

Der König ächtete Herzog Heinrich den Stolzen als Ungehorsamen und gab das dadurch heimgefallene Herzogthum Sachsen Albrecht, das Herzogthum Baiern Leopold. Aber Beide erlangten zunächst nichts weiter als die leeren Titel, denn Heinrich behauptete sich in Baiern und in Sachsen, ja es gelang ihm sogar die Stammgüter Albrechts so wie einen großen Theil der Nordmark zu erobern. Nun starb zwar Heinrich frühzeitig schon im Jahre 1139, aber er hinterließ einen sechsjährigen gleichnamigen Sohn, für welchen sein Oheim, Welf VI., Graf von Altdorf, in Baiern den Kampf gegen den König fortsetzte, während sich Heinrichs Wittwe Gertrud, Lothars Tochter, und Richenza,

die verwittwete Kaiserin in Sachsen mit vielem Glück behaupteten. Konrad mußte endlich 1142 einen Vergleich mit dem Welfischen Haus eingehn, kraft dessen Heinrich des Stolzen Sohn, der später als Heinrich der Löwe so berühmt wurde, Sachsen behalten sollte, dagegen verzichtete er auf Baiern. Albrecht der Bär erhielt nur die Nordmark und seine Stammgüter wieder zurück und hatte also umsonst für Konrad gekämpft.

Leopold V. von Babenberg war 1141 gestorben und so gab König Konrad Baiern an dessen Bruder und Nachfolger Heinrich, welcher zur Besiegelung der Aussöhnung zwischen den kämpfenden Parteien die damals erst 26 Jahre alte Gertrud heirathete und somit der Stiefvater Heinrich des Löwen wurde. Doch dauerte es noch geraume Zeit bis er Baiern wirklich sein nennen konnte; denn Welf VI. erhob sich von Neuem und bereitete ihm mit dem mächtigen Anhang seines Hauses große Schwierigkeiten.

Nachdem Deutschland wieder zur Ruhe gekommen, mußte sich der König Konrad an seine Stellung als künftiger römischer Kaiser um so lebhafter erinnern, je größere Verwirrung damals in Rom und ganz Italien herrschte. Wieder einmal hatten sich die Einwohner von Rom im offenen Aufstand gegen ihren weltlichen Herrn, den Papst Eugen III. erhoben. Die Lehren des Arnold von Brescia, der wie Viele vor ihm und mit ihm in dem weltlichen Besitze der Kirche die Ursache ihrer allgemein empfundenen Verderbniß sah, hatten nirgends stärker als in Rom selbst gezündet. Dazu kamen noch die niemals verschwundenen Erinnerungen an die frühere Größe der Stadt und des Volkes, welche Arnold gleichfalls wieder anregte und die von der römischen Bevölkerung um so feuriger ergriffen wurden, je weniger sie Kraft und Recht dazu besaß eine bedeutende geschichtliche Rolle zu spielen. Es gieng so weit daß im Jahre 1145 Eugen aus Rom flüchten mußte. Die Römer glaubten daß der deutsche König dazu berufen sei ihre baroden Träume zu verwirklichen. Aber wenn Konrad III. auch ein Otto III. gewesen wäre, so war doch die ganze Umgebung der Zeit eine andere geworden.

Auch war der Schade den die Stellung des Papstes durch den Verlust seiner Hauptstadt erlitt, ebensowenig von Bedeutung wie damals als Gregor VII. und seine Nachfolger eine lange Reihe von Jahren Rom den Rücken kehren mußten. Noch immer stand das Papstthum an der Spitze der Bewegung der Geister. Ihr thatkräftigster Ausdruck, die Kreuzzüge, rissen mehr und mehr das ganze christliche Europa mit sich fort. Auch das deutsche Volk trat jetzt aus seiner früheren Theilnahmlosigkeit gegen die große Idee heraus. Der erste Kreuzzug des Jahres 1096 war beinahe spurlos an ihm vorübergegangen, aber jetzt wo die Nachricht von einem großen Unglück der christlichen Waffen im heiligen Lande, der Fall von Edessa, ganz Europa in Gährung versetzte, empfand man es auch in Deutschland als eine Verpflichtung der ganzen Nation den Christen im Orient zu Hülfe zu kommen. Nur der König Konrad selbst war zu sehr durch die nächsten Angelegenheiten des

Digitized by Google

Reiches und seines Hauses in Anspruch genommen als daß er sich mit voller Seele dem Zuge der Zeit und seines Volkes hätte hingeben können und doch war er der natürliche Mittelpunkt für jede große Thätigkeit seiner Nation, die ohne ihn ihre Gestaltungskraft verlieren mußte. Eine Reihe volksthümlicher Prediger aus dem Mönchsstande schürten die Flamme der Begeisterung so hoch wie möglich, aber es schien als sollte sie wie im Jahre 1096 nutzlos in rohen Pöbelexcessen, namentlich gegen die Juden verlodern, ohne daß dem heiligen Lande damit das Geringste geholfen wurde, denn der König zögerte noch immer. Da gelang es dem mächtigsten Redner der damaligen Kirche, Bernhard von Clairvaux, die Seele Konrads zu erheben und ihm nach schweren Kämpfen das Versprechen zu einer Kreuzfahrt abzunehmen. Mit ihm verpflichteten sich unzählige deutsche Fürsten, Herren und Ritter, und was bei Konrad am schwersten wog, auch der gefährlichste Feind seines Hauses und seiner Politik, der Graf Welf VI. von Altorf.

So kam der Kreuzzug von 1147, der zweite große Kreuzzug, wie man ihn gewöhnlich bezeichnet, der erste an welchem die Deutschen als Nation Antheil nahmen, zu Stande. Seine Ergebnisse waren wie bei den Kreuzzügen gewöhnlich außer allem Verhältniß zu den darauf gewandten Mitteln. Weder Konrad noch sein Gefährte, der französische König Ludwig VII. konnten Edessa wieder gewinnen, dessen Fall die Christenheit so sehr erschreckt hatte. Der größte Theil des herrlichen deutschen Heeres gieng in nutzlosem Umherziehen in Kleinasien und Syrien an dem Klima zu Grunde. Die glänzendsten Thaten einzelner deutscher Ritter brachten doch keine Entscheidung von Belang. Die Stadt Damask wurde vergeblich belagert und Konrad kehrte mit den Trümmern seines Heeres krank und verstimmt 1149 heim. Doch die einmal erregte Begeisterung für die allgemeine Sache der Christenheit wurde durch dieses erste Mißlingen in Deutschland mehr angefacht als gedämpft.

Den König trafen um diese Zeit noch andere Unglücksfälle. Sein ältester Sohn Heinrich der bereits 1147 als sein Nachfolger erwählt und gekrönt worden war und während der Abwesenheit seines Vaters die Reichsregierung geführt hatte, starb 1150. Auch der heimgekehrte Welf VI. erregte neue Unruhen. Selbst Heinrich der Löwe strebte jetzt unverholen nach dem Besitz des ihm entzogenen Herzogthums Baiern. Dazu drängte der Papst fortwährend um Hülfe. Mitten in diesen Schwierigkeiten wurde der König schon am 15. Februar 1152 durch den Tod seiner wenig gedeihlichen Wirksamkeit entrissen.

Kapitel VIII.

Die Glanzperiode der Hohenstaufen.

König Konrad hatte zwar einen noch sehr jungen Sohn Friedrich hinterlassen, aber die Reichskleinodien seinem Neffen, ebenfalls Friedrich geheißen, dem Sohne und Nachfolger seines 1147 gestorbenen gleichnamigen Bruders des Herzogs von Schwaben, übergeben und damit angezeigt daß er ihn zum Nachfolger wünsche. Seine persönliche Tüchtigkeit bezweifelte Niemand. Er hatte noch auf dem letzten Kreuzzuge Beweise der glänzendsten Tapferkeit gegeben. In der ersten Blüthe der Manneskraft stehend, etwa 30 Jahre alt, gewann er durch seine männliche Schönheit und durch die Majestät seiner Erscheinung alle Herzen. Auch galt er als einer der gereiftesten und verständigsten deutschen Fürsten. Doch würden ihm alle seine Vorzüge wenig geholfen haben, hätte er nicht auf die Unterstützung des welfischen Hauses rechnen können mit dessen damaligem Haupte, Heinrich dem Löwen, er von Jugend auf durch die innigste Freundschaft verbunden war. So wurde er mit gewissenhafter Beobachtung des alten Herkommens am 5. März 1152 einmüthig gewählt und einige Tage darauf in der Marienkirche zu Aachen mit der Krone Karls des Großen gekrönt.

Daß die Unterstützung des welfischen Hauses nicht uneigennützig war verstand sich von selbst und wurde durch die Vorgänge der nächsten Jahre deutlich bewiesen. Schon 1154 erhielt Heinrich der Löwe sein altes Herzogthum Baiern wieder zurück und von den rechtlichen Bedenken die einst seinem Vater, Heinrich dem Stolzen, den Besitz zweier Herzogthümer unmöglich gemacht haben sollten, war jetzt keine Rede mehr. Heinrich von Babenberg, der bisherige Herzog von Baiern, mußte sich wieder auf seine Ostmark beschränken, die 1156 den Titel eines Reichsherzogthums, des Herzogthums Oesterreich erhielt.

Gestützt auf die Freundschaft des welfischen Hauses konnte Friedrich für sich und sein Haus wichtige Erwerbungen machen und seine Stellung ansehnlich verstärken. Er selbst heirathete im Jahre 1156 Beatrix, die Erbtochter des Grafen Reinold III. von Hochburgund. Allerdings trat er damit den von ihm selbst anerkannten Ansprüchen des zähringischen Hauses in den Weg, aber er war mächtig genug um die Verstimmung des Herzogs Berthold IV. von Zähringen nicht fürchten zu dürfen. In demselben Jahre 1156 gab er die Pfalzgrafschaft am Rhein, die wichtigste in Deutschland, deren Sitz damals schon nach Heidelberg verlegt war, seinem Bruder Konrad.

Die Majestät des deutschen Königthums als des Trägers der Weltherr-

schaft, hatte sich in den letzten 100 Jahren fortdauernder innerer Zerrüttungen selten durch glänzende und eindrucksvolle Vorgänge der Phantasie der Zeit so faßlich darstellen können, wie unter den Ottonen oder unter den ersten Saliern. Alle christlichen Könige erschienen damals als die Vasallen des deutschen Königs und römischen Kaisers und ihre Reiche als etwas freier gestellte Glieder des großen Reichskörpers. Jetzt gab eine Reihe von Vorgängen wieder Gelegenheit diese Idee zu beleben. König Knud V. von Dänemark wandte sich, von einem Kronprätendenten Sven gedrängt, an den deutschen König, damit er als berufener oberster Richter der Christenheit diesen Streit entschiede. Knud und Sven erschienen zu Merseburg vor der deutschen Reichsversammlung und Friedrich fällte nach ihrem Ermessen einen Rechtspruch der von Beiden anerkannt wurde. Beide traten jetzt auch in ein förmliches Lebensverhältniß zu dem deutschen König und dem deutschen Reich. Ein ähnlicher Vorgang wie in Dänemark gab die Veranlassung daß auch die alte Abhängigkeit Polens von dem deutschen Reich wieder hergestellt wurde. Auch Polen ward förmlich und feierlich wieder zu einem Lehen des deutschen Reiches gemacht.

Konrad III. war gestorben ehe er den Römerzug zur Erwerbung der kaiserlichen Krone antreten konnte. Friedrich I. rüstete sich schon im Jahre 1154 zu gleichem Ziele und es begleitete ihn auf dieser immerhin gefährlichen Unternehmung das Glück welches seinem Vorgänger stäts gefehlt hatte. In Oberitalien zwar mußte er sich damit begnügen daß ihm die großen und mächtigen Städte der Lombardei wenigstens nicht offene Feindschaft bewiesen, aber in Mittelitalien gelang ihm die vollständige Wiederherstellung der fortwährend wankenden päpstlichen Herrschaft. Arnold von Brescia der noch immer den leicht beweglichen Geist des römischen Volkes verwirrte, suchte auch den deutschen König durch seine phantastische Romantik zu blenden. Aber dieser war kein Otto III. Er sah in Arnold nur den Ketzer und Rebellen und verachtete die Römer als feiges und unruhiges Gesindel. Er lieferte daher Arnold einem Beamten des Papstes aus der ihn hinrichten ließ und verlachte die Prahlerei der Römer die von dem deutschen Könige und seinem mächtigen Heere verlangten daß es nur mit ihrer Gunst und Bewilligung die Stadt Rom betreten sollte. Am 18. Juni 1155 empfieng er in der Peterskirche von dem Papste Hadrian IV. die kaiserliche Krone.

So war der Glanz des römisch-deutschen Kaiserthums vollständig wieder erneut und es fehlte nicht an ausdrücklicher Anerkennung des Vorranges den es vor aller anderen weltlichen Gewalt auf Erden zu genießen habe, sowohl von Seite fremder Fürsten, wie des Königs Heinrich II. von England, als auch von Seite der Wissenschaft, des Staatsrechts, das damals besonders in Italien eine sehr eifrige Pflege fand.

Aber während die Rechtsgelehrten der Schule zu Bologna Umfang und Begriff der kaiserlichen Gewalt nach den Grundsätzen des römischen Rechts

bestimmten und in die Wissenschaft einführten, war sie in der Wirklichkeit gerade in Italien schwankender und inhaltsloser als irgendwo geworden. Deutschland enthielt jetzt, wo das hohenstaufische und welfische Haus versöhnt waren, keine dem Kaiser feindseligen Elemente in sich und darum schien es ihm die dringendste Aufgabe und Pflicht seines Amtes dem Reiche auch jenseit der Alpen die Geltung wieder zu erringen die ihm gebührte. Vor allem waren die Städte in der Lombardei, damals die mächtigsten, reichsten und gebildetsten in ganz Europa, nach und nach zu einer Unabhängigkeit gediehen, welche kaum noch den Namen der deutschen Oberherrschaft duldete. Bei seiner ersten Romfahrt von 1154 übersah Friedrich ihren trotzigen Hohn, weil er sich zu schwach wußte ihn zu bestrafen, aber im Frühjahr 1158 erschien er ganz anders gerüstet an der Spitze eines der zahlreichsten und glänzendsten Heere welche jemals im Mittelalter über die Alpen stiegen, in der lombardischen Ebene. Doch ehe er seine Forderungen mit Gewalt durchsetzte, ließ er in einer Versammlung von Abgeordneten aus den Städten der Lombardei selbst unter Beiziehung der vier berühmtesten Rechtslehrer der Schule zu Bologna untersuchen, welche Rechte dem Kaiser in Italien, namentlich in den lombardischen Städten zustünden. Das Ergebniß war für ihn überaus günstig; es war in aller Form Rechtens gewonnen und stimmte völlig mit seinen eigenen Begriffen von seinem Amt und dessen Ansprüchen überein, und darum war er augenblicklich entschlossen es vollständig durchzuführen. Hätten sich die Städte gefügt, so wäre es um ihre Freiheit, ja um ihre ganze Existenz geschehen gewesen, daher sie sich im Vertrauen auf ihre festen Mauern, ihre unerschöpflichen Hülfsquellen an Geld und Kriegsvorräthen aller Art zu offenem Widerstand entschlossen. Wahrscheinlich wäre es dem Kaiser unmöglich geworden auch nur so weit gegen sie durchzudringen wie er wirklich durchdrang, wenn ihm nicht die alt einheimische Eifersucht zwischen den einzelnen Städten selbst die treuesten Verbündeten geschafft hätte, die Gut und Blut für den ärgsten Feind ihrer gemeinsamen Freiheit opferten um nur einer verhaßten Nachbarstadt zu schaden. Dagegen erstand für die widerspenstigen Städte in dem Papstthum der mächtigste Verbündete den es überhaupt gab. Städte und Päpste waren durch das drohende Uebergewicht der kaiserlichen Macht gleich erschreckt und gefährdet und reichten sich die Hand zum Bunde. Ein weiterer Verbündeter trat später noch in dem normannisch-sicilischen Könige heran. Sobald der Kaiser in Ober- und Mittelitalien seiner Herrschaft diejenige Festigkeit und Geltung erzwang welche ihr nach seinem Glauben gebührte, so mußte auch Unteritalien zu einem wirklichen und nicht blos zu einem nominellen Vasallenstaate des römisch-deutschen Reiches herabsinken.

So löste sich die frühere Freundschaft zwischen dem Papst und dem Kaiser gänzlich. Es kam bald zu sehr bitteren Erörterungen zwischen Beiden. Friedrich kehrte den ganzen Stolz des weltbeherrschenden Kaisers und des

Digitized by Google

ersten Ritters der Christenheit heraus und der Papst machte alle Ansprüche Gregors VII. auf die unbedingte Ueberordnung der geistlichen Gewalt über alle weltliche Macht in immer schrofferer Form geltend. Als Hadrian IV. 1159 starb, war er gerade in Begriff den Kaiser zu bannen der ihm einst seine weltliche Herrschaft wieder erworben und den er selbst gekrönt hatte. Nach seinem Tode erfolgte, wie man voraussehen konnte, eine zwiespaltige Wahl; die Majorität des Cardinalcollegiums erwählte den Cardinal Roland der sich Alexander III. nannte. Er galt schon in seiner früheren Stellung als der kühnste und strengste Vertreter der hierarchischen Interessen und als ein besonderer Feind des Kaisers. Die Minorität erwählte den Cardinal Octavian der sich Victor IV. nannte. Die Entscheidung des Kaisers konnte kaum zweifelhaft sein und wurde noch durch den Einfluß seines eigentlichen Leiters in allen kirchlichen Angelegenheiten, des Erzbischofs Reinald von Cöln, rasch gefördert. Auf einem von dem Kaiser zusammengerufenen Concil zu Pavia erschien Alexander nicht, weil er dessen Rechtmäßigkeit bestritt, wohl aber Victor der dafür feierlich als einzig rechtmäßiger Papst anerkannt wurde.

Die Macht und der Einfluß des Kaisers standen in dem Augenblick zu hoch in Italien als daß sich Alexander hier hätte halten können. Er floh nach Frankreich wie so Mancher seiner Vorgänger, wo er ungestört die Fäden seiner Verbindung mit den Lombarden, mit dem sicilischen König, mit allen anderen offenen und geheimen Feinden des Kaisers in allen Theilen der Welt in der Hand halten konnte. Zunächst aber stieg das Glück des Kaisers immer höher. Eine lombardische Stadt nach der anderen mußte sich unterwerfen und endlich fiel auch Mailand, dessen Bedeutung die aller anderen lombardischen Städte zusammen überwog. Nach einer der hartnäckigsten Belagerungen der ganzen Weltgeschichte deren Mühsale und Gefahren hauptsächlich von den Bürgern der Nachbarstädte getragen wurden, den Todfeinden der Mailänder, unterwarf sich die Stadt, die größte und reichste des damaligen Europas, am 1. März 1162 auf Gnade und Ungnade. Der Kaiser war anfänglich gesonnen die Mailänder die ganze Schwere seines Zornes fühlen zu lassen, doch ließ er sich durch dringende Bitten seiner deutschen Umgebung bewegen das Leben und das fahrende Gut der Einwohner zu schonen, aber die Stadt mußten sie räumen. Die Mauern und viele feste öffentliche Gebäude in ihr wurden gebrochen und selbst aus den Kirchen die Reliquien fortgeführt. Damals erhielt Erzbischof Reinald von Cöln aus der Beute von Mailand die Leiber der heiligen drei Könige, die er in seine Domkirche bringen ließ wo sie das größte Heiligthum im deutschen Lande wurden. Der Fall Mailands zog die Unterwerfung der anderen noch widerspenstigen Städte nach sich. Alle fügten sich den kaiserlichen Geboten und nahmen kaiserliche Beamte in ihre Mauern auf; aber ihre Unterwerfung war nur scheinbar. Sobald Friedrich den Rücken wandte, brach bald hier bald dort ein Aufstand aus. Dazu gewann Alexander III. immermehr Boden. Frankreich

und England erkannten ihn unbedingt an, auch in Italien galt er überall da, wo die kaiserlichen Waffen im Augenblick nicht herrschten, als rechtmäßiger Papst. Selbst die Mehrzahl der deutschen Bischöfe wandte sich ihm nach und nach zu. Als Victor IV. 1164 starb schwankte sogar der Kaiser ob er sich nicht mit Alexander versöhnen sollte, aber Reinald schritt auf eigene Hand zu einer neuen Papstwahl und der Kaiser erkannte den so gewählten Paschalis III. an.

Inzwischen hatte sich die Feindseligkeit Italiens so verstärkt, war namentlich der Einfluß Alexanders in Mittelitalien so gewachsen daß eine neue große Heerfahrt zur Wiedereroberung des Verlorenen und zum Schutze Paschalis III. unternommen werden mußte. Ein großes deutsches Heer unter der Anführung zweier deutscher Kirchenfürsten, des Erzbischofs Reinald von Cöln und des Erzbischofs Christian von Mainz, gewann bei Tusculum 1167 einen entscheidenden Sieg über die rebellischen Römer, in Folge dessen Rom selbst erobert wurde. Aber das ganze deutsche Heer, darunter auch der Erzbischof Reinald, ferner von weltlichen deutschen Herren Friedrich, der Sohn des Königs Konrad III., dem der Kaiser das Herzogthum Schwaben gegeben hatte und Welf, der einzige Sohn und Erbe Welfs VI. von Altorf, erlagen hier dem gewöhnlichen Schicksal deutscher Krieger in Italien, einer furchtbaren Seuche welche der Spätsommer brachte. Ganz Italien war nach der Vernichtung des deutschen Heeres so plötzlich wieder verloren wie es eben gewonnen worden und die meisten Städte der Lombardei schlossen sich in einer festen Bundesverfassung enger als je zusammen. An ihrer Spitze stand Mailand das den größten Theil seiner Einwohner in seinen rasch wieder hergestellten Mauern gesammelt hatte.

Als Friedrich Deutschland wieder betrat, fand er den Norden des Reiches in arger Verwirrung. Heinrich der Löwe verfolgte dort den Plan sich in den wendischen Landen einen großen deutschen Staat zu gründen. Die slavischen Landschaften an der Ostsee waren seit dem Aufstande Mistuis niemals wieder der deutschen Herrschaft dauernd unterworfen worden und bei den fortwährenden Empörungen der Abodriten konnte weder das Christenthum noch die deutsche Colonisation erhebliche Fortschritte machen. Heinrich dem Löwen gelang es einen Hauptfeind der Deutschen, Niklot, den Fürsten der Abodriten zu besiegen. Darauf folgte eine Ansiedelung von Deutschen auf slavischem Boden in bisher noch nicht dagewesenem Maße. Tausende von Flamingen, Holländern, Friesen und Westfalen verließen ihre alte Heimath und zogen in das Land der Abodriten und Polaben, das heutige Mecklenburg. Der Herzog begünstigte sie auf alle Weise. Die niederdeutschen Ritter, Bürger und Bauern fanden hier einen reichen und fruchtbaren Boden, wo sie ihre Burgen, ihre Städte und Höfe gründen konnten, ohne den Einbruch der Fluthen des Meeres wie an der Küste der Nordsee oder Uebervölkerung, wie sie in dem Niederrheinland damals wirklich schon

eingetreten war, fürchten zu müssen. Was Heinrich im Nordosten that, thaten andere norddeutsche Fürsten in ihrem Gebiete. So der Graf Adolf von Holstein in dem noch slavischen Wagrien; der Markgraf Albrecht der Bär in seiner Nordmark, die jetzt gewöhnlich nach ihrer Hauptburg Mark Brandenburg geheißen wurde. Wenn die Ströme der niederdeutschen Ansiedelung in diesen slavischen Landschaften etwas zu stocken schienen, so sandten die Fürsten Boten aus nach dem Westen des Reiches um sie durch glänzende, und was mehr war, durch treu eingehaltene Versprechungen wieder in vollen Fluß zu bringen. Es gelang ihnen so wohl damit daß die neuen Einwanderer sich hier bald so heimisch fühlten wie an den Ufern der Schelde, des Rheins und der Ems und daß die deutsche Nationalität in kurzer Zeit die ihr seit langen Jahrhunderten entrissenen Gebiete auf dem rechten Elbufer sich gründlich wieder aneignete. Aber das Glück Heinrichs so wie die Strenge mit welcher er seine wirklichen oder vermeintlichen Herzogsrechte gegen die größeren Herren in Sachsen, besonders gegen die Bischöfe des Landes durchsetzte, riefen im Jahre 1166 ein großes Bündniß norddeutscher Fürsten gegen ihn ins Leben. Der Erzbischof Wichman von Magdeburg, der Bischof Herman von Hildesheim, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und viele andere geistliche und weltliche Herren erhoben gleichzeitig die Waffen gegen Heinrich den Löwen. Er aber war stark genug sich ihrer Aller zu erwehren und die strengen Friedensgebote des Kaisers beendeten 1169 die große Fehde ohne daß Heinrichs Ansehen und Kraft dadurch geschwächt worden wäre. Er unternahm kurz darauf eine Wallfahrt ins gelobte Land und dadurch wurden weitere Reibungen mit seinen Feinden die es auch nach ihrer von dem Kaiser erzwungenen Sühne blieben, zunächst verhütet.

Als Heinrich zurückkehrte, beschäftigte sich der Kaiser eben mit der Aufbietung eines Reichsheeres. Er wollte Italien wieder gewinnen das seit 1167 für verloren gelten konnte. Dazu war ihm vor Allem die Hülfe Heinrichs als des mächtigsten Reichsfürsten dringend nöthig. Aber dieser wagte sie ihm unter allerlei Scheingründen zu verweigern. Selbst als der Kaiser den Herzog bei einer Zusammenkunft zu Partenkirchen 1175 fußfällig darum bat, blieb dieser unbewegt. Bei einer zweiten Zusammenkunft zu Chiavenna forderte der Herzog einen Preis für seine Hülfe den ihm der Kaiser nicht gewähren konnte. Er verlangte daß ihm die Reichsstadt Goslar, die bedeutendste im damaligen Sachsen, gegeben werde. So verzichtete Friedrich auf Heinrichs Beistand und begann den Krieg gegen die vortrefflich gerüsteten Lombarden mit einem verhältnißmäßig schwachen Heere. Schon im Jahre 1176 erlitt es bei Legnano eine furchtbare Niederlage aus welcher der Kaiser nur mit Mühe sein Leben rettete. Aber rasch und kräftig von Entschluß wie er war betrat er jetzt eine ganz neue Bahn zu seinem alten Ziele. Zunächst schloß er unter Vermittelung der Republik Venedig einen

Digitized by Google

sechsjährigen Waffenstillstand mit den Lombarden auf dem Fuße des gegenwärtigen Besitzstandes, dann einen fünfzehnjährigen mit ihrem und des Papstes Verbündeten, dem König Wilhelm II. von Sicilien. In einer Zusammenkunft mit dem Papst Alexander III. erkannte er ihn als den einzig rechtmäßigen Papst an und huldigte ihm als dem geistlichen Oberhaupt der Christenheit. Alles dies geschah zu Venedig 1177.

Nun aber wandte der Kaiser seine volle Kraft nach Deutschland. Es galt zu zeigen ob er oder Herzog Heinrich der Stärkere sei. Friedrich schlug ohne Weiteres den reichsverfassungsmäßigen Weg ein. Er lud Heinrich vor die Reichsversammlung um sich wegen der Verletzung seiner Vasallenpflicht zu rechtfertigen. Er wurde dreimal wie es herkömmlich war geladen und erschien unter allerlei nichtigen Vorwänden keinmal. Aus besonderer kaiserlicher Gnade wurde ihm noch ein vierter Tag zu Würzburg 1180 gesetzt. Erst als er auch hier ausblieb erfolgte die Acht und damit der Verlust aller seiner Würden und Güter. An seiner Stelle erhielt Bernhard von Anhalt, der Sohn des 1170 gestorbenen Albrecht des Bären, das Herzogthum in Sachsen, doch wurden sämmtliche sächsische Bischöfe davon befreit und bekamen die volle fürstliche oder herzogliche Gewalt in ihren Stiftslanden, das Erzbisthum Cöln sogar noch jenseit seiner Landesgrenzen über den Theil Engerns und Westfalens welcher zur cölnischen und paderbornischen Diöcese gehörte, mit Ausnahme der Stiftslande von Paderborn selbst. Das herzogliche Gebiet welches den cölner Erzbischöfen zufiel, wurde als Herzogthum Westfalen bezeichnet.

In Baiern trat der bisherige Pfalzgraf des Landes, Otto von Wittelsbach, einer der treuesten und tapfersten unter den vielen treuen und tapfern deutschen Fürsten dieser Zeit an die Stelle des abgesetzten Herzogs. Auch hier erhielten die Bischöfe und die vornehmsten weltlichen Herren, wie die Grafen von Andechs und Meran, Befreiung von der herzoglichen Gewalt und eine vollständige fürstliche Stellung.

Es kam nun darauf an dem Rechtspruche des Kaisers und der Reichsversammlung mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Heinrich verzichtete von vorn herein darauf Baiern zu vertheidigen. Desto furchtbarer mußte sein Widerstand in Sachsen werden. Er wartete nicht bis er angegriffen wurde, sondern stürzte sich zuerst mit seinem gewohnten Ungestüm auf seine Feinde. Aber als das Aufgebot des Reiches unter des Kaisers persönlicher Führung heran kam, mußte er in seine Grenzen zurück und sich auf die Vertheidigung beschränken. Jedoch innerhalb weniger Monate fielen die meisten Burgen und Städte Sachsens, nur Lüneburg, Lübeck und Stade hielten sich länger, wie überhaupt die von Heinrich so sehr begünstigten Städte des Landes ihm entschieden treu blieben. Während der höhere und niedere Adel des Landes sich größtentheils von ihm abwandte, opferten sich die wehrhaften Bürger für ihn, doch ohne ihn retten zu können. Endlich sah er sich genöthigt Stade,

Digitized by Google

seinen letzten Zufluchtsort zu übergeben und demüthig um die Huld des Kaisers zu flehen. Auf dem Reichstag zu Erfurt 1181 gewährte ihm der Kaiser seine Gnade und löste ihn von der Acht, aber seiner Würden und Besitzungen blieb er verlustig und wurde auf 3 Jahre des Reiches verwiesen.

Der rasche und vollständige Triumph Friedrichs wirkte nach allen Seiten zur Wiederherstellung seines alten Ansehens. Selbst die Lombarden vergaßen jetzt ihren Sieg bei Legnano und bequemten sich in einem Friedensvertrage zu Constanz 1183 dem Kaiser einen großen Theil der Rechte einzuräumen die sie ihm früher mit den Waffen in der Hand streitig gemacht hatten. So herrschte Friede in Deutschland, in Italien und in der Kirche und der Kaiser stand an der Schwelle des Greisenalters von einem Glanze umflossen da welcher keinem seiner Vorfahren zu Theil geworden war. Als er Pfingsten 1184 zu Mainz seinen beiden Söhnen, Heinrich, den man bereits als seinen Nachfolger anerkannt hatte und Friedrich, den er an die Stelle seines 1167 gestorbenen gleichnamigen Neffen zum Herzog von Schwaben gemacht hatte, den Ritterschlag ertheilte, war es ein Fest an welchem das ganze christliche Europa sich erfreute und begeisterte. Außer den geistlichen und weltlichen Fürsten des weiten Reiches erschienen hier 70,000 Ritter. Deutsche, provençalische und französische Dichter priesen wetteifernd diese Tage als das schönste und herrlichste Fest und den Kaiser als den mächtigsten und reichsten unter allen seinen Vorgängern und als die Zierde der christlichen Ritterschaft.

Aber der Kaiser wollte noch höher steigen. Es schien als sollte dem hohenstaufischen Hause das gelingen woran die Kraft der Ottonen und Salier zersplittert war. Nach langwierigen und mühsamen Unterhandlungen erhielt Friedrich für seinen Sohn, den König Heinrich, die Hand der einzigen Erbin des normannisch-sicilischen Königreiches, Constantia, der Tochter des Königs Roger und Tante des damals regierenden stäts kränkelnden Königs Wilhelm II., des letzten des normannischen Königsstammes. Damit war die Aussicht eröffnet daß die Hälfte von Italien sich in ein Erbgut des hohenstaufischen Hauses verwandeln werde. Am meisten wurde das Papstthum dadurch bedroht. Urban III., der damalige Papst, konnte trotz aller angewandten Mühe die Vermählung Heinrichs und Constantias nicht hindern, die 1186 zu Mailand mit nie gesehener Pracht vollzogen wurde, wo der Kaiser, der einst den Italienern so furchtbare Barbarossa, und die Bürger mit einander wetteiferten jede Erinnerung an die Vergangenheit verschwinden zu machen. Der Papst suchte nun zwar dem Kaiser in Italien und Deutschland Verwickelungen aller Art zu bereiten, aber Friedrich wußte sich ihnen geschickt zu entziehen ohne von seinem Rechte das Geringste aufzugeben. Ehe Urban seine begründeten Bedenken überwand, ob er den in den Augen der Welt vorwurfsfreien Kaiser bannen dürfe, starb er im Jahre 1187. Es war dasselbe Jahr in welchem Jerusalem durch Sultan Saladin erobert wurde. Dieses furchtbarste Ereigniß welches die Christenheit überhaupt treffen

Digitized by Google

konnte, vertagte auch den Ausbruch eines neuen Kampfes zwischen ihren beiden Häuptern. Gregor VIII., der Nachfolger Urbans, forderte von dem Kaiser nur schleunige und gründliche Hülfe für das heilige Land und Friedrich war augenblicklich bereit die Bahn seiner Jugend wieder zu betreten. Ein gewaltiges und vortrefflich gerüstetes deutsches Heer, die edelsten und tapfersten Fürsten und Herren, die Blüthe der Ritterschaft, versammelten sich um ihren Kaiser und zogen von Regensburg aus durch Ungarn nach dem Hellespont. Große Beschwerden mußten wie gewöhnlich auf dem Zuge durch das kleinasiatische Hoch- und Gebirgsland erduldet werden denen ein nicht geringer Theil des Heeres erlag. Endlich war die cilicische Küste und damit die Grenze der christlichen Reiche im Morgenlande gewonnen. Das Heer überschritt den Kalykadnus, jetzt Seleph bei Seleucia. Der Kaiser wollte sich rasch von seinem Rosse durch den Strom tragen lassen, da traf den beinahe 70jährigen Greis ein Schlagfluß an welchem er drei Tage darauf, am 13. Juni 1190 starb.

Ein großer Theil des deutschen Heeres kehrte nun um, den Rest führte Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn des Kaisers, weiter. Das deutsche Heer nahm einen glänzenden Antheil an der Belagerung von Acre, wurde aber von Feinden und noch mehr von dem Klima fast gänzlich aufgerieben. Während der Belagerung von Acre stiftete Herzog Friedrich den nachher so berühmten Ritterorden der deutschen Brüder, den Deutschherrenorden, nach dem Muster der schon länger bestehenden Templer- und Johanniterorden. Auch er sollte ein Mönchsorden sein der sich dem stäten Kampf gegen die Ungläubigen und der Pflege der Pilger deutscher Nation im heiligen Lande widmete.

Bald darauf erlag auch Herzog Friedrich der Seuche und so war diese große Unternehmung als gänzlich gescheitert zu betrachten, in welcher der deutsche Kaiser die ehrenvollste Stellung die nach der Lieblingsidee der Zeit ihm zukam, die eines obersten und ersten Ritters der Christenheit, mit so vielem Glanze eingenommen und so tragisch verloren hatte.

Für die Nachfolge im Reiche hatte Friedrich mit Einwilligung der Fürsten Heinrich, seinen ältesten Sohn, bestimmt der nun auch ohne Widerspruch als König auftrat, nachdem er sich mit Heinrich dem Löwen verständigt hatte. Dieser war nach Ablauf seiner dreijährigen Verbannung nach Deutschland zurückgekehrt, hatte aber 1188 wieder das Land räumen müssen, weil ihm der Kaiser nicht traute. Aber schon 1189 erschien er wieder und fiel mit gewaffneter Hand in Sachsen ein und bekriegte Heinrich als Stellvertreter seines Vaters und dann als selbständigen deutschen König. Doch beruhigte dieser den Herzog bald. Es war ihm darum zu thun in Deutschland Frieden zu haben um die sicilische Erbschaft anzutreten die gerade um diese Zeit durch den Tod Wilhelms II. frei wurde. Er gewährte Heinrich dem Löwen den Aufenthalt in Deutschland und den Besitz seiner Stammgüter. Dann zog er nach Italien und empfieng die kaiserliche Krone, konnte aber sein sicilisches

Digitized by Google

Reich nicht gewinnen, wo nach dem Tode Wilhelms ein Aufstand ausbrach und ein Gegenkönig, Tancred Graf von Lecce, aufgestellt wurde.

Er mußte schleunig nach Deutschland zurückkehren, weil auch hier seine Macht schwer gefährdet war. Als er in Unteritalien durch die Aufständischen mehrere Verluste erlitt und sogar die Nachricht sich verbreitete daß er gefallen sei, brach Heinrich der Löwe wieder los, unterstützt von einer ganzen Anzahl anderer, dem Kaiserhaus feindlicher Fürsten, darunter die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die Herzoge von Zähringen, Brabant, Limburg und Böhmen und der Landgraf von Thüringen. Sie traten in Verbindung mit Tancred von Lecce und dem Papste, der Alles anwandte um die gefürchtete Festsetzung der Hohenstaufen in Italien zu verhindern. Ihnen schloß sich auch der König Richard Löwenherz von England an, der ein Theilnehmer des Kreuzzuges von 1189 gewesen war. Als er das heilige Land wegen Zerwürfnisse mit den deutschen Fürsten vor Acre und dem dritten Theilnehmer des Kreuzzuges, dem König Philipp Augustus von Frankreich, verließ, benutzte er seinen Heimweg um in Sicilien die Rebellen gegen den Kaiser zu unterstützen, dann suchte er durch Süddeutschland zu Heinrich dem Löwen, seinem Schwager zu gelangen. Aber unterwegs hielt ihn Herzog Leopold VI. von Oesterreich an und lieferte ihn als einen Feind des Reiches dem Kaiser aus der ihn ungefähr ein Jahr lang gefangen hielt. Damit fehlte dem Bunde der Fürsten gegen den Kaiser seine eigentliche Seele, denn der nunmehr 64jährige Heinrich der Löwe war nicht mehr im Stande großen Schaden zu thun. Gleichzeitig trat das welfische Haus durch ein wunderliches Spiel des Zufalls mit dem hohenstaufischen in die engste Familienverbindung. Heinrich der Jüngere, ein Sohn Heinrichs des Löwen, erwarb die romantische Liebe und auch die Hand der Hohenstaufin Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Friedrichs I. So kam eine neue Versöhnung zwischen den Hohenstaufen und den Welfen zu Stande. Der Kaiser konnte nicht anders als die Heirath des jungen Welfen anerkennen und Heinrich der Löwe versprach wieder einmal auf die früheren Bedingungen hin Treue und Gehorsam. Ein baldiger Tod überhob ihn der Versuchung noch einmal sein Wort zu brechen.

Auch Richard wurde jetzt befreit, obgleich seine beiden größten Feinde, Philipp Augustus von Frankreich und sein eigener Bruder Johann ohne Land Alles anwandten seine Gefangenschaft zu verlängern. Hatte schon seine Gefangennehmung einen üblen Eindruck in ganz Europa gemacht, weil Richard als überaus tapferer und freigebiger Herr einer der volksthümlichsten Helden dieser Zeit war und weil man seine Intriguen und Feindseligkeiten gegen den Kaiser nicht kannte, so schadete die Art seiner Freilassung dem Rufe des Kaisers noch mehr. Er mußte ein fast unerschwingliches Lösegeld von 100,000 Mark Silber zahlen und sich zu einem jährlichen Zins von 5000 Pfund Sterling verpflichten, auch England von dem Kaiser zu Lehen nehmen. Der Kaiser konnte sich freilich darauf berufen daß ihm Philipp Augustus und Jo-

dann noch viel höhere Summen geboten hatten, wenn er ihn festhalten wollte. Aber überall schmähte man die im höchsten Grade unritterliche und unfürstliche Gewinnsucht Heinrichs und Richard erschien neben ihm trotz seiner Menge von Fehlern und wirklichen Lastern als ein Märtyrer der ritterlichen Ehre.

Unbekümmert um den Tadel seiner Zeitgenossen verwandte der Kaiser das Lösegeld des englischen Königs trefflich für seine Zwecke. Es diente ihm dazu das Heer zu bezahlen mit dem er sich in den Jahren 1194 und 1195 sein sicilisches Reich gänzlich unterwarf. Die Empörer bestrafte er dann mit einer Härte und Grausamkeit die weder in der Art seines Volkes noch seines Hauses lag. Aber sie erreichte ihr Ziel vollständig und befremdete in Italien nicht weiter, wo jeder andere an seiner Stelle es eben so gemacht haben würde.

Dann wandte er sich wieder den Reichsangelegenheiten zu. Er sah ein daß durch seine neue Stellung in Unteritalien als unumschränkter Gebieter eines großen Königreiches sich auch seine Stellung zum deutschen Reiche nothwendig verändern müsse und gedachte diese Veränderung nach seinem Sinne zu gestalten. Er machte daher den deutschen Reichsfürsten den Vorschlag ihm und seinem Hause ein Erbrecht auf das deutsche Reich, Burgund und Italien einbegriffen, zuzugestehn. Dafür wollte er Sicilien mit dem Reiche für alle Zeiten vereinigen und ihnen ihre Lehen als freies Eigenthum mit unumschränkter Vererblichkeit überlassen. Die geistlichen Fürsten wurden noch besonders gelockt durch das Versprechen des Kaisers auf das Spolienrecht zu verzichten, d. h. auf den herkömmlichen Gebrauch der deutschen Könige den ganzen Nachlaß eines geistlichen Fürsten einzuziehen. Viele deutsche Fürsten waren von dem Kaiser durch allerlei Mittel, namentlich auch durch Geld gewonnen, aber an dem entschiedenen Widerspruche anderer, besonders des Erzbischofs Konrad von Mainz, dem sich immer mehr offene und geheime Feinde des hohenstaufischen Hauses zugesellten, scheiterte zu Deutschlands Unglück der ganze Plan welcher das letzte Ziel der hohenstaufischen Bestrebungen allzufrüh offenbarte. Der Kaiser begnügte sich einstweilen mit der Wahl seines 1194 geborenen Söhnchens Friedrich zum Nachfolger im Reiche und wandte sich rasch der Ausführung eines anderen, noch großartigeren Gedankens zu.

Er gieng 1196 wieder nach Italien, wo er unbekümmert um päpstlichen Bann und Interdict überall mit Ausnahme einiger lombardischer Städte als unumschränkter Herr gebot, wie kein deutscher Kaiser vor und nach ihm. Er beschloß nun die Eroberung des griechischen Reiches und somit das ganze alte römische Weltreich unter deutscher Herrschaft wieder zu vereinigen. Alle Zurüstungen dafür waren schnell und umfassend getroffen und Constantinopel zitterte in rathloser Furcht. Da raffte den Kaiser am 28. September 1197 zu Messina im 32sten Lebensjahre ein frühzeitiger Tod dahin. Die Freunde des hohenstaufischen Hauses klagten um ihn wie um keinen andern Kaiser. Deutsch-

land müsse ewig seinen Tod bejammern, weil er das deutsche Volk mit den Schätzen anderer Länder bereichert und allen Nationen durch seine kriegerische Ueberlegenheit Schrecken vor dem deutschen Namen eingeflößt habe. Hätte ihn nicht ein so unselig früher Tod hingerafft, so würde er die Deutschen weit über alle andern Völker erhoben und das Reich durch seine Klugheit, Tapferkeit und Thatkraft zum alten Glanze gebracht haben. Was die zahlreichen Gegner, die streng hierarchische Partei, die Italiener, die Griechen, die fremden und einheimischen Feinde der Hohenstaufen von ihm urtheilten, läßt sich leicht errathen. Gewiß ist es daß er das Kaiserthum zu einer Höhe erhoben hatte auf der er es bei längerem Leben selbst mit Aufbietung seiner ganzen gewaltigen Geistes- und Charakterkraft nicht hätte halten können, sowenig wie sein Vorgänger, Ahne und Namensgenosse, der dritte Heinrich. Auch so war es schon nothwendig daß ein Katastrophe folgte; daß sie wie einstmals nach Heinrichs III. Tod durch zufällige Verhältnisse einen so traurigen Ausgang erhielt, war eine der in unserer Geschichte häufig bemerkbaren Tücken des Schicksals, durch welche jedoch niemals die Lebenskraft des deutschen Volkes und seine ganze Zukunft zerstört werden konnte.

Kapitel IX.

Untergang der Hohenstaufen. Blüthe und Verfall des Ritterthums.

Als Kaiser Heinrich VI. so unvermuthet früh gestorben war, gab es eine mächtige Partei in Deutschland die unbekümmert um das anerkannte Recht seines Sohnes Friedrich um jeden Preis die Krone des Reichs dem hohenstaufischen Hause entreißen wollte. Viele geistliche und weltliche Fürsten und Herren, darunter manche welche nach der Zertrümmerung der beiden welfischen Herzogthümer von Friedrich I. mit neuen fürstlichen Rechten ausgestattet worden waren, standen jetzt seinem Enkel feindlich entgegen. Ihre hauptsächlichste Stütze fanden sie an dem Papste Innocenz III. Am 8. Januar 1198 kurz nach Heinrichs Tode erwählt, war er ein Mann von dem Schlage Gregors VII. und Alexanders III. und entschlossen die ausgedehntesten Ansprüche seines Amtes auf Kosten des Kaiserthums durchzusetzen. Er erklärte offen daß das bisherige Kaisergeschlecht seiner Natur nach getrieben werde die Kirche Christi zu verfolgen, und um so heftiger und grimmiger, je größer seine Macht sei, wie dies das Beispiel Heinrichs VI. deutlich zeige, der der Mächtigste unter allen seinen Vorgängern und darum auch der größte Verfolger

der Kirche gewesen sei. Ebenso liege es in seiner Natur die göttlich geordnete Verfassung des Reiches umzustoßen und die Krone zu einem Familienerbgut zu machen. Als daher der rührigste und erbittertste aller Feinde des verstorbenen Kaisers, Erzbischof Adolf von Cöln, einen Prätendenten für die deutsche Krone aufstellte, war Innocenz von vorn herein geneigt ihm seine Gunst zu schenken. Dieser Prätendent war Otto, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen, bisher Graf von Poitou womit er von seinem Oheim, dem König Richard Löwenherz beliehen war. Mit Hülfe des Goldes das Richard spendete gelang es auch eine Anzahl anderer deutscher Fürsten, besonders in den westlichen Gegenden des Reiches, zur Wahl Ottos zu bewegen. Aber auch die hohenstaufische Partei war noch mächtig genug einen Throncandidaten aufzustellen. Das dreijährige Kind Friedrich konnte es in diesen Zeiten nicht sein, auch lastete auf ihm als dem Sohne Heinrichs zu viel Haß und Verdacht. Endlich wäre es nicht einmal möglich gewesen ihn aus Sicilien nach Deutschland zu bringen, denn unmittelbar nach dem Tode Heinrichs hatte sich ganz Ober- und Mittelitalien erhoben und die deutsche Herrschaft abgeschüttelt. So fiel die Wahl auf den jüngsten Bruder des vorigen Kaisers, Philipp, Herzog von Schwaben. Als er sah daß die deutsche Krone auf keine andere Weise seinem Hause erhalten werden konnte, nahm er sie an und rüstete sich sogleich den welfischen Gegenkönig mit Gewalt zu verdrängen.

So erneuerten sich die Scenen des Bürgerkrieges, nur bunter, vielgestaltiger als früher, um mit dem äußeren Glanze des Ritterthums das Unglück Deutschlands zu verbrämen. Denn jetzt war die Zeit gekommen in welcher diese eigenthümliche Schöpfung der aufgeregtesten und phantasiereichsten Periode des Mittelalters auch in unserm Vaterland sich vollkommen eingebürgert und das ganze geistige und gesellschaftliche Leben unseres Volkes wesentlich verändert hatte.

Die zu Rosse dienenden Kriegsmänner waren in der Zeit der Ottonen und der ersten salischen Kaiser wegen ihrer kostspieligen Ausrüstung für den angesehensten Theil des Heeres gerechnet worden. Bald kam es dahin daß alle diejenigen welche kriegerische Lehensdienste zu leisten hatten, es zu Rosse thaten, wie Jeder der sich vor der gemeinen Menge des Heerbanns auszeichnen wollte. Der Dienst zu Fuße blieb nun den Aermeren, namentlich den eigentlichen Bauern überlassen und da er so gering geschätzt wurde, so kam er auch mehr und mehr außer Uebung. Die deutschen Heere bestanden allmälig soweit sie wirklich schlagfertig waren, nur noch aus wohlgerüsteten und bewaffneten Reitern und der gemeine Heerbann der zu Fuße focht wurde immer seltener aufgeboten und leistete gegen die schweren Reiterschaaren immer weniger, bis man seinen Gebrauch und seine Bedeutung ganz vergaß. Es war natürlich daß sich der eigentlich waffenfähige Theil des Volkes, die Reiter oder Ritter, zu einem besonderen Stande zusammenschloß, mit eigenen Abzeichen und Gebräuchen, eigener Verfassung und Bildung. Er sonderte sich nicht

weniger schroff von dem übrigen Volke das anderen Beschäftigungen nachgieng, als dies der Klerus in früheren Zeiten gethan hatte. Aehnlich wie dieser schloß sich auch die Masse der Ritterschaft zu einer geordneten Verbindung, welche in stufenweiser Reihenfolge emporsteigend die eigentliche Ritterwürde oder das Schildesamt als ihre höchste Spitze anerkannte. Unter besonderen Feierlichkeiten, den genau durchgebildeten Cermonien des Ritterschlages, konnte es allein übertragen werden, natürlich nur von dazu befugten Personen, d. h. von allen denen die es selbst rechtmäßig erworben hatten, gerade so wie das Priesteramt auch nur nach Durchlaufung aller niederen Grade von selbst geweihter Hand ertheilt werden durfte. Als nothwendige Vorbedingungen für die Erlangung der Ritterwürde nahm man allgemein an eheliche Geburt, Unbescholtenheit und Ehrenhaftigkeit im gewöhnlichen Leben, Waffentüchtigkeit, welche sowohl im ernsten Kampfe als im Scheingefechte, den Turnieren, genügend erprobt sein mußte und allmälig auch die Wahl eines bloß kriegerischen Lebensberufes. Zuletzt kam noch eine neue Bedingung hinzu, welche die Abgeschlossenheit des Ritterthums als eines Standes vollendete: die Abstammung aus einem ritterlichen Geschlechte. Nur der Kaiser als oberster Ritter vermochte davon eine Ausnahme zu machen, indem er auch Nichtritterbürtigen die es verdienten den Ritterschlag ertheilte.

Dieser neue Stand ruhte wie man sieht nicht auf Besitz und Vermögen, aber auch nicht allein auf persönlichen Eigenschaften. Er umfaßte alle bisherigen Stände mit Ausnahme der Geistlichkeit die durch ihren Beruf von selbst dem Waffenhandwerk entzogen bleiben mußte. Nicht einmal die persönliche Freiheit oder Unfreiheit setzte der Fähigkeit in die Ritterschaft aufgenommen zu werden eine Grenze, denn ein großer Theil von ihr stammte von den unfreien Dienstleuten welche ihre Herren zu dem Reiterdienste bestimmt hatten. Aber eben sowohl gehörte auch der hohe Adel bis hinauf zu dem Kaiser der Ritterschaft an, hatte das Recht und die Pflicht das Schildesamt zu erwerben und stand bis er zu dieser Würde gelangte an socialem Range unter dem gewöhnlichen Dienstmann der wirklicher Ritter war.

Auch in dem übrigen Westeuropa entwickelte sich das Ritterthum aus denselben Keimen wie in Deutschland zu einem besonderen Stande. Es ist nicht schwer sie in ihrem letzten Ursprunge auf die Eigenthümlichkeiten des deutschen Wesens unserer Urzeit zurückzuführen, wo Krieg als die würdigste und edelste Beschäftigung des Mannes galt, wo Unbescholtenheit und Ehrenhaftigkeit mit der größten Feinheit empfunden wurden und wo der Begriff der Vererbung der Familientugenden durch das reine Blut eine so große Rolle spielte. Aber in den südwestlichen Ländern, namentlich in der Provence zeitigte das Ritterthum gleichsam durch die kräftigere Sonne des Landes viel rascher als in Deutschland, wo es verhältnißmäßig langsamer, aber auch gründlicher zur Reife kam. Dort erhielt es schon im Beginn der Kreuzzüge seinen eigenthümlichen idealen Inhalt, der hier erst seit der Mitte des 12ten

Jahrhunderts sich geltend machte, bis er sich in Friedrich Barbarossa so vollständig und glänzend verkörperte wie in keiner anderen Erscheinung vorher und nachher. Es war die Idee des christlich kirchlichen Ritterthums, die seinen äußeren Formen ihre Beseelung gab. Der Ritter welcher sein ganzes Leben den Waffen weihte, sollte nicht für seine eigne Ehre und seinen eignen Vortheil, sondern zum Dienste Christi und seiner Kirche streiten. Er sollte seinen Arm und sein Schwert zuerst für sie, die so hart Bedrängte, brauchen und das geschah am glänzendsten und großartigsten wenn er zur Befreiung des heiligen Landes sein Leben wagte. Eben so sehr war es aber auch Ritterpflicht gegen Unrecht und Bedrückung aller Art zu kämpfen und dem Dienst der Schwachen und Wehrlosen das Schwert zu leihen. Das ganze schwächere Geschlecht, die Frauen im Allgemeinen, hatten ein Recht auf den Schutz und Schirm der Ritterschaft. Indem die altdeutsche zarte und tiefsinnige Auffassung ihres geheimnißvollen Wesens und Werthes sich in dem Geiste der Zeit immer mehr verklärte, aber dabei auch immer luftiger und phantastischer wurde, entstand jene eigenthümliche Richtung des Empfindens und Denkens, deren Erscheinungen im äußeren Leben und Treiben so wie in der Poesie man vorzugsweise mit dem Namen der ritterlichen Romantik des Mittelalters bezeichnet.

Denn jetzt war auch die Zeit gekommen wo sich der ideale Drang und die phantastische Ueberschwenglichkeit des Ritterthums nicht blos in den neuen Formen, Verhältnissen und Gestaltungen des wirklichen Lebens zu offenbaren strebte. Je weniger sich die spröde Wirklichkeit den Forderungen der überreizten Phantasie fügen wollte, um so lieber und tiefer versenkte man sich in selbstgeschaffene dichterische Gebilde, in denen der Geist des Ritterthums sich ungestört und mit vollem Behagen genießen konnte. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die deutsche Dichtung dieser Zeit innerhalb weniger Jahre zusammengedrängt einen unendlichen stofflichen Reichthum, eine in ihrer Art unübertreffliche Kunstvollendung zeigt, die nur durch das äußere Band der Sprache und der Gesetze des Verses mit der Vergangenheit zusammenhängt, sonst aber ganz und gar ein Kind dieser Zeit selbst ist.

Das deutsche Ritterthum war der Zeit nach später ins Leben getreten als das der Provenzalen, der Anglonormannen und der Nordfranzosen. Es entlehnte darum von diesen eine Menge von Aeußerlichkeiten, das ganze Ceremoniell seines geselligen Verkehrs, die Turniereinrichtungen, viele Standesgebräuche und Standesauszeichnungen. Auch in seiner Literatur nahm es eine ähnliche Stellung ein. Es entlehnte ohne weiteres Bedenken und ohne etwa von nationalen Besonderheiten sich abgestoßen zu fühlen, die alle vor der Idee der einen großen christlichen Ritterschaft verschwanden, Stoff und Behandlungsart seiner Poesie von jener Seite her. Natürlicherweise mußte Inhalt und Form der deutschen ritterlichen Kunst Anfangs einen fremdartig steifen Charakter tragen, wofür die Werke des Heinrich von Veldeke, des Eilhart von Oberge, des Herbort von Fritzlar die besten Belege bieten. Aber

Digitized by Google

schnell ward diese Fremdartigkeit und Steifheit überwunden. Dafür giebt Hartmann von der Aue den vollkommensten Beweis, dessen Lebenszeit an die Wende des zwölften Jahrhunderts fällt.

Die Stoffe seiner Hauptwerke sind wie bei seinen Vorgängern auch noch der Fremde entnommen, aber er verstand es sie mit innerlicher Durchbildung der deutschen Kunst anzueignen und eine unübertroffene Formvollendung in Sprache und Darstellung zu erreichen. In ihm fließt die lauterste und reinste Quelle für die Sprache der deutschen ritterlichen Bildung. Die trüben Bestandtheile der Vergangenheit sind wie durch ein Wunder hier gänzlich abgeklärt. Diese Sprache, die mittelhochdeutsche wie man sie jetzt zu nennen pflegt, hat nichts mehr von der überschwenglichen Fülle des Althochdeutschen das selbst noch von Otfrid sich so schwer handhaben ließ. Auch noch bis zu den unmittelbaren Vorgängern Hartmanns herab hatte die deutsche Sprache, wenn auch nicht ihre alte Kraft und Klangfülle, so doch ihre Verworrenheit immer behalten. Aber die Zucht und das Maß, zwei Hauptbegriffe der ritterlichen Tugendlehre, verkörperten sich jetzt in der gebildeten Sprache des Ritterthums so kräftig wie nirgend anders. Gleiches gilt von der Art der Darstellung. Auch hier ist Alles krystallhell, zierlich und gewandt. Die phantastische Ueberschwenglichkeit welche die Geister damals erfüllte, hat sich nur in den Stoffen selbst halten können, die Form ist ganz gebändigt. Ihre bunte Fülle unzusammenhängender Begebenheiten, der Abenteuer, wie man die fremde Sache mit einem fremden Wort zu nennen pflegte, von Riesen und Zwergen, verfolgten Frauen, irrenden Rittern, wahnsinnigen Helden und allerwärts spielendem Zauber, sticht auf das Seltsamste ab von der beinahe nüchternen Glätte und unendlich gelenken Redefertigkeit, mit der dies Alles gleichsam als selbstverständlich der Phantasie des Lesers geboten wird.

In demselben Augenblicke in welchem die ritterliche erzählende Dichtung kaum entstanden auch sogleich ihre schönsten Früchte brachte, erwuchs auch eine selbständige ritterliche Lyrik. Nach ihrem eigentlichen Grundtone bezeichnet man sie als die Dichtung der Minnesänger, denn sie bewegt sich in ihrer kurzen Blüthezeit beinahe ausschließlich in jener Hauptrichtung des ritterlichen Geisteslebens, welche das Weib mit einer immer herrlicheren und reicheren Glorie zu umgeben bemüht war. Als höchstes Sinnbild der Weiblichkeit feierte der Minnesang die Mutter Gottes in Liedern voll der innigsten Wärme und der tiefsinnigsten Mystik. Aber auch hierfür galten die strengsten und verschlungensten Kunstformen des Verses und des Reimes, die jede Ausschreitung des Gefühls und der Phantasie bändigten. So durchlief der Minnesang alle Stufen in dem Verhältnisse des Weibes zum Manne, von der sinnlich naivsten an bis zu jener überirdisch geweihten, um gerade auf ihr mit besonderer Vorliebe zu verweilen. Damit eroberte die ritterliche Kunst große Gebiete des geistigen Lebens die bisher als eine Art von geschlossenem Heiligthum nur den Gliedern der Kirche zugänglich gewesen waren. Es ent-

stand eine geistliche Poesie des Ritterthums und das geistige Uebergewicht welches bis dahin der Klerus in Händen gehabt, gieng auf diesen neuen Stand über der damals recht eigentlich die Welt beherrschte.

Doch seine glänzendste Entfaltung sollte in unserm Vaterland nur sehr kurze Zeit dauern. Es war an sich schon natürlich daß eine solche Aufregung der Geister, ein solcher Geistesrausch, eben so schnell wie sie über die Zeit gekommen waren, auch wieder verrauchen mußten. Dazu wirkten noch die äußeren Ereignisse der deutschen Geschichte. Der Kampf der Gegenkönige lenkte die Aufmerksamkeit des Ritterstandes dessen Schwerter ihn ausfochten von allen in die Ferne reichenden Bestrebungen ab und trieb ihn wieder zur gewöhnlichen Wirklichkeit und ihren Interessen zurück. Die meisten Fürsten des Reiches betrachteten den Kampf allein von dem Standpunkte der Politik aus und stellten sich auf die Seite desjenigen Königs dessen Sieg ihren eigenen Vortheil, die Sicherung oder auch Vergrößerung ihres Besitzstandes und ihrer Rechte am meisten fördern zu können schien, oder der ihnen geradezu das meiste Geld bot. Ebenso gewöhnte sich auch die Ritterschaft bald die große Streitfrage nur nach dem materiellen Nutzen jedes Einzelnen, nicht mehr nach idealen Gesichtspunkten zu betrachten. Sie folgte dem Beispiel der über ihr stehenden Fürsten und ließ sich auch ihre Hülfe mit Gütern und Rechten, oder mit Geld bezahlen. Darum entsittlichte dieser Bürgerkrieg noch mehr als jeder andere das ganze Volk und die Ritterschaft mit ihm. Die Belastung der Gewissen durch die Einmischung der Kirche, die Bestechungen welche beide Könige übten, waren in dieser Weise früher nicht vorgekommen; dazu wirkte noch das Beispiel halb wilder Bundesgenossen, der Böhmen, die für Philipp öfters den Ausschlag gaben. Ihre gräulichen Verwüstungen und die entsetzliche Rohheit ihrer Kriegsführung mußten auf der einen Seite übersehen werden und wurden auf der anderen nachgeahmt. So zerbröckelte die ritterliche Zucht und Ehre an der traurigen Wirklichkeit einer wilden Zeit so vollständig daß man bald mit Recht sagen konnte, es gäbe so viele Räuber als Ritter in Deutschland. Mitunter mochte es wohl scheinen als strahle die Blüthe des deutschen Ritterthums noch immer in ihrer früheren Farbenfrische, als sie innerlich doch schon welk und zerfressen war. Dies gilt namentlich für die Poesie des Ritterthums. Noch hielten es Hoch- und Niedriggeborene für den schönsten Ruhm an ihr Theil zu nehmen und sie Jeder in seiner Weise zu fördern. Die sich bekämpfenden Gegenkönige, die meisten deutschen Fürsten und Herren, auch solche geistlichen Standes waren entweder selbst thätig im Minnesang, oder sie machten wenigstens ihre Höfe zu Mittelpunkten des regsten künstlerischen Lebens und Schaffens. Noch sind die zart sehnsüchtigen Strophen erhalten in denen der furchtbare Besieger Italiens, Heinrich VI, seine Dame feierte, und der Ton den er anschlug klang in unzähligen verloren gegangenen Liedern fürstlicher Dichter wieder. Auch zeigte sich jetzt die ritterliche Dichtkunst in ihrem stäts wachsenden Drange nach anregenden

Stoffen immer mehr bereit über ihre bisherigen Grenzen hinaus zu gehn. Sie beschränkte sich nicht auf die Helden und Abenteuer des Ritterthums selbst, sondern brachte auch die Helden des Glaubens und der Kirche und ihre Thaten und Leiden in umfassenden Erzählungen immer häufiger zur Darstellung. Ja sie griff sogar in die volksthümliche Heldensage deren Geist und Form doch ein zu einfaches und tiefes Gepräge trugen, als daß sich die Phantasie und das Gefühl des echten Ritterthums dadurch hätten befriedigt finden können. Aber jetzt formten ritterliche Dichter die Volksgesänge von den Thaten und dem Morde Sigfrids und seiner furchtbaren Rache um zu dem Liede der Nibelungen. Ebenso fanden die Geschichten von der Entführung der edeln Gudrun und ihrer Befreiung und vieles Andere dieser Art ihre ritterlichen Sänger. Sie konnten die trefflichen Grundlagen dieser naturwüchsigen poetischen Welt nicht zerstören, auch schonten sie meist die überlieferte volksmäßige Form der Darstellung, deren strophischer Bau sehr von den kurzen und glatten Versen der eigentlich gebildeten Kunst abwich. Dennoch nehmen sich alle solche Dinge in ihrer ritterlich romantischen Verkleidung seltsam genug aus, zumal da sie ihnen meist von ziemlich ungeschickten Händen angelegt wurde. Doch war es der einzige Weg auf dem sich diese interessantesten Denkmäler unseres Alterthums erhalten konnten, denn wie sie bisher nur mündlich fortgepflanzt wurden, so wäre es auch weiter geschehen und jedenfalls hätte eine Zeit kommen müssen wo ihre mündliche Ueberlieferung ganz aufhörte.

An den Höfen deutscher Fürsten lebten und dichteten gerade in der Zeit des Bürgerkrieges die hervorragendsten Vertreter der deutschen ritterlichen Poesie, ja der ganzen mittelalterlichen überhaupt, so weit sie von dem Ritterthum ausgieng: Wolfram von Eschenbach, Gotfrid von Straßburg und Walther von der Vogelweide. Auch setzt die Sage den bekannten Sängerkrieg auf der Wartburg in diese Jahre, an den Hof des größten Beschützers der ritterlichen Kunst, des Landgrafen Hermann von Thüringen, der als Fürst der gewinnsüchtigste und treuloseste Ueberläufer zwischen Otto und Philipp war. Aus dem Sängerkrieg kann man wenigstens als historische Wahrheit entnehmen, welch eine wichtige Angelegenheit die Poesie dem Ritterthum gewesen ist und mit welchem Ernste es dieselbe aufgefaßt wissen wollte.

Doch von jenen drei großen Dichtern zeigte Wolfram in seinem Parzival den Zeitgenossen ein anderes höheres Ideal der Ritterlichkeit als das eines abenteuernden, der Minne dienenden, oder auch gegen Ungläubige fechtenden Helden; Gotfrid brachte unbewußt in seinem Tristan die innere Hohlheit und Unlauterkeit des ritterlichen Minnewesens zur Darstellung, und Walther deckte in strafenden und lehrhaften Gedichten die häßliche Kluft schonungslos auf, welche schon damals das wirkliche Leben der Ritterschaft von ihrem Ideale trennte.

Doch schien es als sollte die innere Zerspaltung Deutschlands, die das Ritterthum entsittlichte und innerlich auflöste und die anderen Stände der

Nation in Jammer und Elend stürzte, nach einigen Jahren des Bürgerkrieges enden, denn Philipp gewann mehr und mehr die Oberhand. Seine ebenso glänzende als milde Persönlichkeit, das Ansehen seines Hauses und leider auch das reichlich von ihm gespendete Geld und die mit freigebiger Hand vertheilten Reichsgüter erwarben ihm in Deutschland mehr und mehr Anhang. Selbst sein Hauptfeind, Adolf von Cöln trat zu ihm über und die mächtigste Stadt des Reiches, überhaupt die größte und festeste des damaligen Europa, Cöln, unterwarf sich ihm 1206 freiwillig. Auch der Papst Innocenz III. begann jetzt den König, den angeblichen Verfolger der Kirche, mit günstigeren Augen anzusehen. Obgleich er ihn früher gebannt hatte, trat er jetzt doch wieder in Unterhandlungen mit ihm ein, er löste ihn sogar durch Legaten vom Banne. Nur Otto selbst verzweifelte nicht an seiner Sache, obgleich er mehr nach Art eines Freibeuters als eines Königs seinen Krieg fortführte. Da wurde Philipp am 21. Juni 1208 in dem bischöflichen Schlosse zu Bamberg von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet. Noch immer ist es nicht gelungen das Dunkel zu erhellen was über diesem Morde ruht. Otto von Wittelsbach, aus dem den Hohenstaufen so streng treuen bairischen Hause, war selbst einer der tapfersten und glücklichsten Kämpfer für Philipp. Daß er seine That nicht blos in einem Augenblicke leidenschaftlicher Aufwallung begieng, wozu er bei seiner heftigen Sinnesart wohl befähigt gewesen wäre, geht daraus hervor daß er Mitschuldige hatte.

Jetzt wurde der Welfe Otto überall in Deutschland, selbst von der hohenstaufischen Partei und dem hohenstaufischen Hause als König anerkannt. Der Papst Innocenz III., sein alter Beschützer, lud ihn ein nach Italien zu gehn und die Kaiserkrone zu empfangen. Otto leistete der Einladung Folge und wurde am 4. October 1209 in St. Peter gekrönt, nachdem er feierlich versprochen hatte auf die Ansprüche zu verzichten welche seine Vorgänger auf die Mathildinische Erbschaft, so wie auf andere angebliche Güter und Rechte des heiligen Stuhles zu erheben pflegten. Doch bald gereute es ihn, wahrscheinlich weil er die Reichsfürsten durch eine solche Schmälerung der Rechte des Reiches gegen sich aufzubringen fürchtete. Er reizte die Unzufriedenheit des Papstes auf alle Weise. Er gab nichts von dem Versprochenen heraus, ja er rüstete sich sogar Neapel, das Erbe der Hohenstaufen, anzugreifen, dessen König Friedrich damals nach dem Tode seiner Mutter Constanzia unter der Vormundschaft des Papstes, als des Oberlehensherrn von Sicilien stand.

Nun erfolgte 1210 der Bann gegen den eben erst gekrönten Kaiser und unmittelbar darauf regte sich die hohenstaufische Partei in Deutschland, welche diesmal von dem Papst möglichst unterstützt wurde. Sie rief das Kind von Apulien, wie er in Deutschland hieß, König Friedrich, Heinrichs VI. Sohn herbei. Er entschloß sich auf ausdrückliches Anrathen des Papstes nach Deutschland zu gehn. Unter mannigfachen Abenteuern und Gefahren durchzog er Mittel- und Oberitalien, wo Ottos entschiedenste Anhänger in den lombar-

dischen Städten zu finden waren, deren Politik sich diesmal weitsichtiger als die päpstliche erwies. Im August 1212 erreichte er die alte Heimath seines Geschlechtes die er bis dahin noch nicht betreten hatte. Die Erscheinung des 18-jährigen Königs zeigte die glänzendsten Vorzüge seiner Ahnen in einem Bilde vereinigt. Sein Benehmen wußte alle Stände der Nation förmlich zu bezaubern. Dies so wie die politischen Rücksichten welche alle für ihn und gegen Otto sprachen, verschafften ihm schnell einen so mächtigen Anhang daß Kaiser Otto gleichsam als lebendig todt betrachtet werden konnte, bis er endlich am 19. Mai 1218 auf der Harzburg bei Goslar wirklich starb.

Friedrich II. hatte dem Papste versprechen müssen das sicilische Reich seinem Söhnchen Heinrich zu überlassen, sobald er deutscher König geworden sei. Er verzichtete damit auf den Lieblingsgedanken der hohenstaufischen Politik den sein Vater beinahe verwirklicht hatte. Bei seiner Krönung zu Aachen 1215 legte er zugleich das Gelübde eines Kreuzzuges ab, denn Jerusalem war noch immer in den Händen der Ungläubigen. Aber bald darauf zeigte er daß er nicht gesonnen sei das sicilische Reich aufzugeben. Er wußte es zu veranstalten daß sein Sohn Heinrich als sein dereinstiger Nachfolger und einstweilen als deutscher König und sein Stellvertreter in Deutschland von den Reichsfürsten anerkannt wurde. Damit erhielt er einen Vorwand das sicilische Reich unter seiner unmittelbaren Herrschaft zu belassen. Doch ehe er in Deutschland die Wahl seines Sohnes durchsetzte, mußte er sich zu manchen Opfern an die Fürsten, besonders die geistlichen Standes, verstehn welche einflußreicher und mächtiger wie die weltlichen und dabei den Hohenstaufen im Ganzen abgeneigter waren. In einem Reichsgesetze von 1220 gestand er ihnen die hauptsächlichsten Rechte zu aus denen die spätere Landeshoheit erwuchs, auch verzichtete er auf das kaiserliche Spolienrecht, ohne die Gegenleistungen zu beanspruchen die sein Vater daran geknüpft hatte.

Seinen versprochenen Kreuzzug schob er unter allerlei Vorwänden ein Jahr nach dem anderen hinaus und der Papst Honorius III., der Nachfolger Innocenz III., ließ sich in der That immer wieder beschwichtigen, wenn er einmal Miene machen wollte zu zürnen oder zu drohen. 1220 krönte er ihn zum Kaiser und bewilligte ihm noch 1225 eine neue Frist von zwei Jahren. Aber auch sie verwandte Friedrich ebenso wie die früheren Jahre seit 1220 hauptsächlich dazu um in seinem sicilischen Reiche Ordnung und Friede wieder herzustellen, die beide während seiner Minderjährigkeit und während seiner Entfernung von Unteritalien in den Jahren 1212 bis 1220 schwer gelitten hatten. Eine Menge zweckmäßiger Einrichtungen in Recht und Gerichtsverfahren, in der Polizei und im Steuerwesen gaben dem sicilischen Reich in kurzer Zeit seine frühere Blüthe wieder und befriedigten das schöpferische Talent des Kaisers das dem damaligen Deutschland wegen der so hoch gestiegenen Selbständigkeit seiner Fürsten doch nicht hätte zu Gute kommen können. Wie seine Ahnen zeigte auch er sich als Freund und Kenner der Wissenschaften und

Künste. Sein Hof zu Palermo übertraf an Glanz und regem geistigem Leben alle andern des damaligen Europas. Hier vereinigten sich die Wissenschaften und Künste des christlichen Abendlandes mit denen welche Constantinopel noch pflegte, und sogar mit der arabischen Weltcultur, wodurch ganz neue Erscheinungen der europäischen Bildungsgeschichte einstweilen vorbereitet wurden.

Doch nur in Unteritalien gebot der Kaiser unbedingt. Die Städte in Ober- und Mittelitalien beharrten in ihrer alten trotzigen Feindseligkeit gegen ihren deutschen Gebieter der so wenig wie seine Ahnen gesonnen war auch nur das Geringste seiner Befugnisse aufzugeben. Jeden Augenblick konnte er sich mit Recht über irgend eine Verletzung des Constanzer Friedens beklagen. Selbst die Vermittlungsversuche des Papstes Honorius, welcher es aufrichtiger mit Friedrich gemeint zu haben scheint als dieser mit ihm, fruchteten bei den Bürgern der italienischen Städte nichts, denn sie verachteten die päpstliche Autorität als solche und schlossen sich ihr nur an, wo sie ihren Zwecken diente. Seit Jahrhunderten waren diese Städte die Sitze der ärgsten Ketzereien geworden von denen die Kirchengeschichte des Mittelalters berichtet. Waldenser, Patarener, Katharer, Albigenser und zahllose andere Secten erstickten hier das rechtgläubige Kirchenthum vollständig und weder eine geistliche noch eine weltliche Macht war stark genug sie zu bändigen.

In Deutschland führte seit 1222 Heinrich den Namen eines Königs und Reichsregenten. Für ihn leitete Erzbischof Engelbrecht von Cöln, eine ebenso großartige aber mildere Gestalt wie seine Vorgänger Hanno, Reinald und Adolf, die Geschäfte, ohne daß die Abwesenheit des Kaisers im Reiche schmerzlich empfunden worden wäre. Als er schon 1225 von seinem Neffen Friedrich Grafen von Altena in Westfalen heimtückisch ermordet wurde, fühlte das Reich bald seinen Verlust. Häufige Fehden einzelner Fürsten und Herren störten trotz aller gebotenen Landfrieden allenthalben die Ruhe. Doch im Allgemeinen gestalteten sich die Zustände mancher Klassen der Nation gedeihlich genug. Besonders hob sich der Reichthum und die Macht der Städte von Tag zu Tag. Der immer reger werdende Handel zwischen dem Orient und dem Norden und Westen von Europa, eine der sichtbarsten Wirkungen der Kreuzzüge, durchschnitt Deutschland in seiner ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden mit mehreren seiner belebtesten Straßen. Pisa und Genua am mittelländischen Meere und Venedig am adriatischen hatten sich schon zu großen Stapelplätzen des Weltverkehrs gestaltet und sandten die Erzeugnisse fremder Zonen und einer höher entwickelten Gewerbthätigkeit auf dem Landwege nach Deutschland, von wo sie dann weiter nach dem Norden und Osten verbreitet wurden. Mit ihnen auch die Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes die sich rasch vervollkommneten. Der Durchgangshandel und der eigene Handel warfen Gewinnste ab die zwar im richtigen Verhältniß zu den damit verbundenen Mühsalen und Gefahren standen, an sich aber be-

trachtet über alles Maß hinaus zu gehn scheinen. Alles dies kam ausschließlich der deutschen städtischen Bevölkerung zu Nutze.

Auch trieb die wachsende Rohheit, Rauflust und Raubsucht der Ritterschaft eine Menge Leute vom Lande hinter die festen Mauern der Städte wo die Person und das Eigenthum sich des sichersten Schutzes erfreuten den man überhaupt in der damaligen Zeit kannte. Dabei machte die Entwickelung der städtischen Verfassung immer raschere Fortschritte. Das Streben nach vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit in der Art wie sie die lombardischen Städte schon seit einem Jahrhundert besaßen, trat auch in Deutschland stäts offenkundiger hervor und führte nicht selten zu Empörungen und gewaltsamen Widerstandsversuchen gegen die fürstlichen Herren der Städte und ihre Beamten. Daher geriethen diese jetzt in wachsende Besorgniß vor ihrer steigenden Macht und wie sie sie früher als ein Gegengewicht gegen die Vasallen und die Ritterschaft begünstigt hatten, so suchten sie ihnen jetzt so viel wie möglich die Erlangung weiterer Rechte und Freiheiten abzuschneiden. Bis dahin hatte es gleichsam zum guten Ton bei den Landesfürsten gehört ihre schon vorhandenen Städte empor zu bringen oder neue zu gründen. Geistliche und weltliche Fürsten, norddeutsche und süddeutsche, wetteiferten mit einander die Städte ihrer Territorien mit den umfassendsten Privilegien auszustatten und die Kaiser, vor allen Barbarossa, waren stäts bereit ihre Einwilligung zu geben. Auch giengen sie in ihren eignen Städten und denen des Reiches mit dem besten Beispiel voran. Jetzt dagegen bemühten sich die Landesfürsten nicht blos durch ihre eigene Macht die Städte zu beschränken, deren Emporkommen zum großen Theil ihr Werk war, sondern auch den Kaiser Friedrich und seinen Stellvertreter, den König Heinrich, zu veranlassen ihnen dazu behülflich zu sein.

Friedrich hatte zunächst jedoch andere Angelegenheiten zu bedenken. Seine Stellung in Italien war seit dem Tode des Papstes Honorius und der Thronbesteigung Gregors IX. viel verwickelter und schwankender geworden. Der neue Papst der mit den Ansprüchen eines Innocenz III. und Gregor VII. eine nur ihm eigene Heftigkeit und Härte verband, drang sogleich auf die Ausführung des so lange versprochenen Kreuzzuges. Als der Kaiser endlich 1227 die größten Rüstungen dazu gemacht und ein zahlreiches Heer, darunter auch viele deutsche Fürsten, Herren und Ritter zu Otranto in Apulien versammelt hatte, mußte er wegen einer ausgebrochenen Seuche die viele der Kreuzfahrer wegraffte und auch ihn ergriff, die Abfahrt verschieben. Sogleich sprach Gregor den Bann gegen ihn. Friedrich beurtheilte diesen Bann blos nach der Wirkung die er auf die Masse seiner Zeitgenossen haben werde. Er selbst war geistig frei genug um dadurch weder in seinem Gewissen erschreckt, noch auch erzürnt zu werden. Eben deshalb entschuldigte er sich ehrerbietig bei dem Papste der jedoch für alle Vorstellungen taub blieb. Um zu zeigen daß er es ernstlich meine, trat er 1228 wirklich die Kreuzfahrt an und war auch

so glücklich Jerusalem in seine Gewalt zu bekommen. Weil er noch immer im Banne stand und kein Priester ihm nahen wollte, so setzte er sich selbst die Krone des heiligen Landes auf, kehrte aber bald nach Italien zurück, wo der Papst seine Abwesenheit benutzt hatte um sein Reich Sicilien anzugreifen.

Der König Heinrich, Friedrichs Sohn, war inzwischen immer mehr dem Interesse der Reichsfürsten dienstbar geworden. Daraus erklärt sich eine Reihe von Reichsgesetzen welche die angeblichen Uebergriffe der Städte beschränken sollten. Namentlich schärfte das zu Worms 1231 gegebene den städtischen Bürgerschaften aufs Strengste ein keine landesfürstlichen Unterthanen mehr zu Pfahlbürgern anzunehmen, d. h. zu Bürgern, welche ohne innerhalb der Mauern oder des Weichbildes der Stadt zu wohnen, doch die Rechte von wirklichen Einwohnern genossen und von der Stadt gegen ihre früheren Herren in allen Dingen geschützt wurden. Auch die Gründung städtischer Körperschaften oder Zünfte, die Ausdehnung der Rechte des Gemeinderathes auf andere als städtische Verwaltungsangelegenheiten, vor Allem aber die Verbindungen mehrerer Städte mit einander zu Schutz und Trutz, wurden aufgehoben wo sie etwa schon erfolgt waren und für die Zukunft verboten. Dem Kaiser scheint es nicht schwer gefallen zu sein diese Maßregeln seines Sohnes gut zu heißen, denn auch er war durch seine eignen Erfahrungen an den lombardischen Städten zwar nicht ein Feind der Städte überhaupt geworden, aber doch in Mißtrauen und Angst gerathen daß sich auch in Deutschland eine ähnliche Widersetzlichkeit gegen die kaiserliche Autorität in den freien Städten und den Städten überhaupt entwickeln möchte.

Es war nur die nothwendige Folge seiner einmal genommenen Stellung daß er nun auch den weltlichen Fürsten dieselben Rechte der Landesherrlichkeit gesetzlich zusichern mußte, wie sie die geistlichen Fürsten seit 1220 besaßen.

Die innere Ruhe Deutschlands wurde durch mancherlei Händel unterbrochen in die sich weder der Kaiser noch der König einmischten, weil Beide ihre selbständigen Ziele verfolgten. Dahin gehört die Ermordung des Dominikaners Konrad von Marburg. Er vertrat in Deutschland fast allein die anderwärts so ausgebreitete Thätigkeit seines Ordens in der Aufspürung und Verfolgung von Ketzereien. In den deutschen Städten dieser Zeit hatte der rege Verkehr mit der Lombardei und Südfrankreich, den Hauptsitzen des Abfalls von der Kirche, vielen ketzerischen Secten Eingang verschafft und die städtischen Obrigkeiten erwiesen sich in ihrer Verfolgung hier gewöhnlich ebenso lässig wie dort. Ehe Konrad im päpstlichen Auftrag mittelst eines förmlichen Ketzergerichtes nach dem Muster der seit Innocenz III. gegen die Ketzer in Südfrankreich errichteten Inquisition ihre Bestrafung übernahm, war er Beichtvater der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, bis zu ihrem Tode 1231 gewesen. Sein allmächtiger Einfluß auf das weiche Gemüth dieser Frau und ihres Gemahls, des Landgrafen Ludwig VI., wandelte ohne besondere Mühe den Hof auf der Wartburg, den Sitz der sprudelnd-

Digitized by Google

sten Weltlust, die classische Heimath der ritterlichen Bildung in eine Art von Conventikel um. Aber als sich Konrad in seinem rechtgläubigen Eifer auch an einige Leute aus dem unbändigen Adel dieser Zeit wagte, die in dem Geruche der Ketzerei standen, wurde er 1233 auf offener Straße erschlagen. Sein Tod hatte wenigstens die gute Folge daß sich sein Ketzergericht mit ihm auflöste. Die Wiederherstellung desselben wurde 1234 durch ein eignes Erkenntniß der Reichsfürsten untersagt.

Dasselbe Jahr 1234 das für die Sicherung der deutschen Freiheit vor einer so heimtückischen Beeinträchtigung merkwürdig geworden ist, brachte ihr von anderer Seite her einen schweren Schlag bei. In diesem Jahre wurden die Stedinger unterworfen. In ihrem Lande in dem heutigen Oldenburgischen hatte sich bis dahin die uralte deutsche Bauernfreiheit erhalten. Es gab hier keinen ritterbürtigen Adel und keine Städte. Die Grafen von Oldenburg und die Erzbischöfe von Bremen machten zwar kraft kaiserlicher Verleihungen Anspruch auf die landesherrlichen Rechte in diesem Gebiete, aber die freien Bauern erkannten sie nicht an. Auch weigerten sie noch immer mehrere neue kirchliche Abgaben, ja sogar den Zehnten. Der ganze Haß der Mächtigen dieses Zeitalters, der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit verfolgte sie, aber in ihrem unzugänglichen Marschland und in ihrer ungebrochenen altdeutschen Kraft des Leibes und der Seele verlachten sie ihn, oder wiesen ihn blutig zurück. So schon im Jahre 1198, wo der Erzbischof Hartwig von Bremen einen unglücklichen Versuch machte sie zu unterwerfen. Dann im Jahre 1230 wo viele Fürsten und Herren bei einem gleichen Unternehmen geschlagen und zum Theil getödtet wurden. Der Haß gegen sie wuchs endlich so sehr, daß 1233 mit des Papstes Erlaubniß das Kreuz gegen sie, als Ketzer, gepredigt werden konnte. Ihre Widersetzlichkeit gegen den Zehnten, ihre scharfe Selbsthülfe gegen den rohen und frechen Klerus ihrer Landschaft mußte als Vorwand dazu dienen. Aber erst im Jahre 1234 erlagen sie dem mit furchtbarer Wildheit geführten Kriege. Was von ihnen nicht erschlagen wurde, bequemte sich jetzt zur Anerkennung der oldenburgischen und bremischen Landeshoheit und der kirchlichen Anforderungen.

König Heinrich nahm zwar selbst keinen Antheil an dem Untergang dieser freien Bauerschaften die nur den Kaiser als ihren Herrn erkennen wollten, aber er that auch nichts um ihn zu verhindern. Noch weniger war Friedrich im Stande irgendwie in diese Angelegenheiten einzugreifen. Sein Hauptaugenmerk war auf seinen Sohn gerichtet, denn mit dem Papst hatte er sich wieder versöhnt und war vom Bann ledig worden. König Heinrich gieng offenbar mit dem Gedanken um sich von seinem Vater ganz unabhängig zu machen. Er buhlte in aller Weise um die Gunst der Reichsfürsten und verschleuderte die schon so sehr geschmälerten Güter und Rechte des Rei-

ches um sich Anhänger zu erkaufen. Auch ließ er sich in heimliche Verbindung mit den Lombarden ein die immer noch ihre frühere Feindseligkeit gegen den Kaiser bewahrten.

Friedrich kam den verrätherischen Entwürfen seines Sohnes zuvor. Ein Fürstengericht zu Regensburg 1235 überführte ihn und setzte ihn ab. Er wurde bis zu seinem Tode in Gefangenschaft gehalten. Hauptsächlich mit Hülfe der Städte welche in Heinrich und seiner Partei ihre gefährlichsten Feinde haßten und dem Kaiser ihre alte Treue bewahrten, wenn er sie auch nicht gehörig zu schätzen verstand, wurden alle Anhänger Heinrichs niedergeworfen. Aber der Kaiser sah sich genöthigt alle Gesetze und Verfügungen welche von seinem Sohne zum Nachtheil des Kaiserthums und des Reiches ausgegangen waren, feierlichst zu bestätigen. Nur so gelang ihm die Wahl seines zweiten Sohnes Konrad zum deutschen König.

Auch legte er jetzt um so weniger Gewicht auf die deutschen Angelegenheiten, je mehr er sich der Hoffnung hingab in Italien endlich durchzudringen. In der Lombardei glaubte er durch die nachdrücklichste und schonungsloseste Kriegsführung ans Ziel gelangen zu können, nachdem er alle Mittel der Versöhnung fruchtlos erschöpft hatte. Alle Kräfte des sicilischen Reiches und das Wenige was ihm Deutschland bieten konnte, wurde nur darauf verwandt. Wie früher waren auch jetzt die einheimischen Feinde der Städte die wirksamsten Bundesgenossen des Kaisers, namentlich die Reste des lombardischen Lehensadels die gegen die Allmacht der Städte um ihr Dasein fochten, an ihrer Spitze Ezzelin von Romano, der verschlagenste und glücklichste Krieger dieser Zeit. Friedrichs Anstrengungen gaben glänzende Erfolge. Nachdem das Heer der Städte bei Corte nuova eine gänzliche Niederlage erlitten, wollten sich die meisten unterwerfen, aber der Kaiser verlangte wie einst sein Großvater Ergebung auf Gnade und Ungnade. So wehrten sich Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia mit dem Muth der Verzweiflung und nun trat auch der eine Zeitlang mit dem Kaiser versöhnte Gregor IX. wieder als sein Feind auf. Er bannte ihn 1239 zum zweiten Male als Ketzer und Ungläubigen. Die geistige Freiheit Friedrichs die er sich durch seine vielseitige Bildung, namentlich durch seinen Verkehr mit gelehrten Arabern erworben hatte, konnte den Zeitgenossen leicht als Abfall vom Christenthum dargestellt werden. Selbst in Deutschland machte diese Art des päpstlichen Angriffes tiefen Eindruck bei den Massen welche von den neuen und schnell volksthümlich gewordenen Mönchsorden, den Franziskanern und Dominikanern, bearbeitet wurden. Auch als Gregor 1241 starb, konnte Friedrich sich nicht besser mit der Curie stellen. Der 1243 gewählte Papst Innocenz IV. galt zwar als Cardinal für einen Freund des Kaisers, aber als Papst wurde er, wie Friedrich richtig vorausgesagt, der heftigste und gefährlichste Feind desselben. Auch wendete sich jetzt das Glück in der Lombardei. Im offenen Felde blieben die Waffen des Kaisers siegreich, aber an den festen Mauern erlahmte ihre Kraft.

Kein Wunder daß er in solchen Bedrängnissen Deutschland noch mehr wie früher sich selbst überließ.

So gieng damals ohne sein Zuthun eine große Gefahr welche Deutschland bedrohte glücklich vorüber. Ein zahlloses mongolisches Heer, die Nachkommen derjenigen Mongolen welche unter Dschingischan im Anfang des 13. Jahrhunderts fast ganz Asien erobert hatten, erschien im Jahre 1241 nach der Unterwerfung von Rußland an der Grenze von Polen und Schlesien. Schlesien gehörte damals staatsrechtlich nicht unmittelbar zum deutschen Reiche. Die verschiedenen Fürsten des Landes stammten aus dem piastischen Königshause der Polen, wie die Einwohnerschaft etwa seit dem 6. Jahrhundert nach dem Abzug der hier seßhaften deutschen Vandalen und Silingen, polnischen Stammes war. Aber seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hatte sich auch hieher der Strom der deutschen Colonisation aus den fränkischen und sächsischen Landschaften gelenkt. Geistliche, Ritter, Bürger und Bauern begannen sich anzusiedeln und die Fürsten und ihr einheimischer Adel standen ganz unter dem Einfluß der deutschen ritterlichen Bildung dieser Zeit. Einer davon, Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien, stellte sich den Mongolen mit einem geringen, aber todesmuthigen Heere in der Nähe von Liegnitz, da wo später das Kloster Wahlstatt gegründet wurde, entgegen. Obgleich er selbst fiel und sein Heer größtentheils vernichtet wurde, so drangen die Mongolen doch nicht weiter nach Westen vor, sondern wandten sich nach Ungarn.

Innocenz IV. ließ es sein Hauptbestreben sein den mehrmals gebannten und des Reiches entsetzten Kaiser aus Italien nach Deutschland zu treiben. Zu diesem Behufe bemühte er sich die Wahl eines Gegenkönigs zu Stande zu bringen. Doch dauerte es bis 1246 ehe sich ein deutscher Reichsfürst zu dieser gehässigen und armseligen Rolle bewegen ließ. Endlich verstand sich der Landgraf Heinrich von Thüringen, Raspe benannt, der Schwager und Bedränger der heiligen Elisabeth, zur Uebernahme der Krone. Aber er konnte wenig Anhang gewinnen. Zwar erschienen päpstliche Legaten zum Oeftern in unserem Lande um das Kreuz gegen den Kaiser und sein Geschlecht zu predigen. Sie sparten dabei weder die Schätze des päpstlichen Heilsvorrathes noch auch baares Geld. Bettelmönche aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden zogen schaarenweise umher und erzählten die gräßlichsten Dinge von dem Kaiser und seinen Freunden. Alle möglichen Verbrechen und Unglücksfälle der Zeit wurden ihm Schuld gegeben. Der Assassine der 1231 den Herzog Ludwig von Baiern erdolcht hatte, war von Friedrich gedungen. Friedrich hatte seinen ältesten Sohn den König Heinrich ermorden lassen, ebenso seine eigene Gemahlin. Wer von hervorragenden Personen damals starb, sollte von dem Kaiser vergiftet sein. Er war schuld daß die Mongolen nach Ungarn einbrachen und dort so hausten daß die ganze Christenheit darüber in Entsetzen gerieth. Daß seine pfäffischen

Feinde solche heimtückische und giftige Märchen in Umlauf setzten, kann nicht befremden wenn man ihre unveränderliche Kampfesweise berücksichtigt, eben so wenig daß das gemeine Volk dadurch aufgeregt wurde, wohl aber daß es noch jetzt Leute giebt die sich anstellen als dürften auch sie daran glauben. Bei den Fürsten und Rittern dieser Zeit machte dergleichen keinen Eindruck. Hier griffen der Papst und seine Trabanten zu anderen Mitteln. Innocenz IV. erlaubte und empfahl seinen Anhängern Manches was er unter anderen Verhältnissen sofort mit dem Banne bestraft hätte. Er erlaubte die Einziehung der kleineren Stifter und Klöster, er theilte geistliche Einkünfte und Pfründen mit vollen Händen aus, ohne sich um die Gesetze des Kirchenrechtes im Geringsten zu bekümmern, er gieng endlich so weit zu erklären daß ein Jeder rechtmäßig die Güter Friedrichs und seiner Anhänger nehmen und behalten könne. Nachdem Heinrich Raspe sein trauriges Dasein als Gegenkönig 1247 durch den Tod beendet hatte, ließen sich auch wirklich die drei rheinischen Erzbischöfe durch die Drohungen und Verheißungen des Papstes bewegen einen neuen Gegenkönig aufzustellen. Es war der Graf Wilhelm von Holland, damals kaum dem Knabenalter entwachsen, der Heinrich Raspes Rolle fortsetzte, aber mit nicht besserem Glück als er.

Vor Allem wollten die Städte nichts von einem anderen König als einem Hohenstaufen wissen. Eine Menge von ihnen längs der Ufer des Rheines wo noch immer die größten und mächtigsten von ihnen zu finden waren, trat um diese Zeit zu einem rasch erstarkenden Bunde zusammen. Zunächst wollten sie ihren Handel schützen, ihre erste Lebensquelle, dann wollten sie sich gegenseitig ihre erworbenen Freiheiten und Privilegien vertheidigen helfen, auch diejenigen die sie sich gegen den Buchstaben der Reichsgesetze genommen hatten, endlich fest bei ihrem rechtmäßigen Kaiser stehen. Es war eine Macht in diesem Bunde welche die jedes einzelnen Reichsfürsten weit übertraf, wie auch König Wilhelm bald genug zu seinem Schaden erfuhr. Die rheinischen Städte blieben seine entschlossenen Feinde. Aachen, die Königsstadt, vermochte er erst nach einer Belagerung von 13 Monaten und nachdem das Kreuz gegen die Stadt gepredigt worden, zu erobern. Aber die Verwirrung im ganzen Lande überstieg bald Alles was bisher in der deutschen Geschichte vorgekommen war. Es begann jetzt die Zeit welche man sehr bezeichnend die des Faustrechts genannt hat. Dazu starben gerade in diesen Jahren eine Menge größerer Fürstenfamilien aus und die Streitigkeiten über ihre Verlassenschaft vermehrten noch das Unheil des Reiches. So erlosch das ruhmgekrönte babenbergische Haus der Markgrafen und Herzoge von Oesterreich. Der Letzte aus ihm, Herzog Friedrich der Streitbare, in der Zeit von 1236 bis 1240 ein gefährlicher Feind des Kaisers, fiel 1246 in einer Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn und sein Land wurde von dem Kaiser eingezogen. Eben so erlosch 1248 das Geschlecht der Grafen oder Herzoge von Andechs und Meran, das von der Grenze der Lombardei bis an den thüringer

Wald reich begütert war. Heinrich Raspe schloß auch die männliche Linie der Landgrafen von Thüringen. Nach seinem Tode kam es zwischen der Tochter der heiligen Elisabeth, Sophie Herzogin von Brabant und Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin, zu langwierigen und blutigen Händeln welche endlich zu einer Theilung des Nachlasses führten.

Der Kaiser Friedrich selbst kam viele Jahre lang bis zu seinem Tode der am 13. December 1250 zu Firenzuola in den Abruzzen unerwartet erfolgte, nicht mehr nach Deutschland, sondern sein Sohn, der König Konrad führte die Reichsverwaltung. Deshalb konnte die Volkssage: der Kaiser sei noch nicht gestorben, sondern habe sich mit seinen Schätzen und Freunden in ein fernes Land begeben, großen Anklang finden. Es hieß er werde zu seiner Zeit wieder erscheinen, den Uebermuth und die Nichtswürdigkeit der Pfaffen stören und die Herrlichkeit des Reiches wieder aufrichten. Sein Bild vermischte sich um so leichter mit dem seines Großvaters, Friedrich Barbarossa, weil Beide in der Fremde eines plötzlichen und geheimnißvollen Todes gestorben waren. Der Enkel stand dem deutschen Volke viel ferner, aber diese Sage allein wäre schon genug zu beweisen, welchen mächtigen Eindruck seine Persönlichkeit verbreitete, auch ist es von Wichtigkeit daß man an sein Wiederkommen, wie eben erwähnt, hauptsächlich die Hoffnung knüpfte die Pfaffen bestraft und gedemüthigt zu sehen.

König Konrad IV., an Leib und Seele ein echter Hohenstaufe, konnte nun nach dem Tode seines Vaters den Kampf gegen die päpstliche Partei und Wilhelm in Deutschland fortsetzen oder sich nach Italien wenden. Er that das Letztere, um das durch päpstliche Intriguen aufgeregte und zum Theil empörte sicilische Reich als den wichtigeren Besitz seines Hauses wieder zur Ordnung zu bringen. Seine persönliche Erscheinung schaffte ihm den Sieg über alle Feinde. Aber auch er starb nach kurzem Glücke frühzeitig 1254 in Apulien und hinterließ nur einen gleichnamigen zweijährigen Sohn den die Italiener Conradin nannten.

So lange noch König Konrad, wenn auch fern von Deutschland, lebte, hatte der Gegenkönig Wilhelm nur geringe Fortschritte machen können. Auch ein vortheilhaftes Ehebündniß das ihm der Papst vermittelte, half ihm nicht zur Besiegung der hohenstaufischen Partei. Seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig aus dem welfischen Hause, dessen sächsische Stammgüter von Kaiser Friedrich II. zu einem besonderen Reichsherzogthum erhoben worden waren, führte zwar seinen Schwiegervater und einige ihm befreundete Fürsten und Herren auf seine Seite, aber auch nicht mehr. Auch sie wie andere seiner Anhänger ließen sich ihren guten Willen durch die ungemessenste Verschleuderung von Reichsgut bezahlen die jemals Statt gefunden hat. Dies trug wesentlich dazu bei ein starkes deutsches Königthum auch für die Zukunft unmöglich zu machen, wie es in der

Gegenwart keines gab. Nach Konrads Tode durfte er sich mit einigem Rechte für den wirklichen deutschen König ansehen, denn die hohenstaufische Partei war nicht im Stande die Wahl Conradins durchzusetzen und ein anderer männlicher Sprosse des hohenstaufischen Hauses lebte wenigstens in Deutschland nicht mehr, überhaupt gab es keinen mehr aus echter Ehe. Doch verfeindete sich Wilhelm gerade um diese Zeit mit den rheinischen Erzbischöfen, seinen einflußreichsten Anhängern. Auch kam er schon am 28. Januar 1256 auf einem Kriegszuge gegen die westfriesischen Bauern um, die sich ihrer althergebrachten Freiheit eben so tapfer wie einst die Stedinger wehrten.

Wenige Wochen nachher faßten die rheinischen Städte auf einem großen Bundestage zu Mainz den Beschluß sich nur einem solchen Könige zu unterwerfen der von allen zur Wahl berechtigten Fürsten einmüthig erkoren sei, einstweilen solle jede Stadt das Reichsgut bestens schirmen. Aber die Fürsten waren von Anfang an uneins. Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Cöln, der Gründer des Domes in seiner jetzigen Gestalt, wählte für sich und im Namen des Erzbischofs Gerhard von Mainz der damals in einer Fehde gefangen war, einen fremden Fürsten, Richard Graf von Cornwallis, Bruder König Heinrichs III. von England und Schwager des verstorbenen Kaisers Friedrich II. Auch das wittelsbachische Haus trat dieser Wahl bei. Richard galt für einen der reichsten Herren der Zeit und mußte seinen Ruhm durch überschwenglich große Geschenke büßen die er an seine deutschen Anhänger vor und nach der Wahl austheilte.

Da somit eine deutsche Königswahl ein sehr einträgliches Geschäft geworden war, so verlieh auch der Erzbischof Arnold von Trier für sich und im Namen des Königs Ottokar von Böhmen und des Herzogs Albrecht von Sachsen einem anderen fremden Bewerber die Krone Karls des Großen dem König Alfons X. von Castilien, der gleichfalls in dem Rufe eines außerordentlich reichen und freigebigen Fürsten stand. Richard wie Alfons waren blos durch den leeren Schimmer der deutschen Krone angelockt und begnügten sich mit dem Namen von deutschen Königen, ohne in den Gang der Reichsangelegenheiten eingreifen zu wollen. Alfons kam sogar nicht ein einziges Mal nach Deutschland, während Richard doch öfters in den Rheingegenden erschien. Seine Ankunft wurde stets durch die leichtsinnigste Verschleuderung der noch übrigen Reichsgüter an seine Anhänger bezeichnet die sonst mit englischem Golde bei guter Laune erhalten werden mußten. Auch Alfons sandte Geld von Castilien aus, nur nicht so große Summen wie man erwartet hatte, daher auch seine Popularität bei seinen Anhängern rasch verschwand. Beide Könige suchten den Papst durch schrankenlose Anerkennung seines oberschiedsrichterlichen Amtes, durch große Geschenke und noch größere Versprechungen für sich zu gewinnen, aber auch von Rom aus erfolgte keine Entscheidung. Leider blieb der rheinische Städtebund seinem mainzer Beschlusse nicht treu, wodurch in den westlichen Theilen des Reiches, noch immer seiner eigentlichen

Digitized by Google

Mitte und Kraft, eine Art von Rechtszustand hätte erhalten werden können. Die Städte am Niederrhein erklärten sich gegen Geld und Privilegien für Richard, die am Mittel- und Oberrhein eine Zeit lang von ihren Bischöfen bestimmt für Alfons.

Jetzt wo sich jeder größere und kleinere Reichsfürst bei dem Mangel eines wirklichen Reichsoberhauptes durch eigene Kraft in seinem Besitze schützen mußte, war er mehr als je auf die Treue und Ergebenheit seiner Vasallen und der Unterthanen überhaupt verwiesen. Es war natürlich daß diese auch ihrerseits nach einer Sicherstellung und wo möglich auch nach einer Ausdehnung ihrer hergebrachten Rechte strebten. Fast überall errangen sie jetzt eine gewisse Theilnahme an der Landesregierung. In den meisten deutschen Territorien bildeten sich die Grundzüge der landständischen Verfassung welche in der nächsten Zeit in immer festeren Formen ausgeprägt wurde, je mehr sich die bisherige äußerliche Anhäufung von einzelnen Rechten und Gütern im Besitz eines fürstlichen Hauses zu einem Staatsganzen gestaltete. Die drei großen Stände des deutschen Volkes, die Geistlichkeit, die Ritter und die städtischen Bürger traten nun auch als solche den Landesfürsten gegenüber und erlangten von ihnen urkundliche Bestätigung ihrer Rechte. Allmälig schlossen sie sich alle zu einer Körperschaft zusammen unbeschadet ihrer eigenthümlichen Rechte und Privilegien, und wurden so wirkliche Landstände. Wo sich in größeren fürstlichen Territorien außer der Ritterschaft auch ein Theil des Herrenstandes der fürstlichen Oberhoheit nicht hatte entziehen können, bildete auch dieser einen besonderen Theil der Landstände. Der unterste Stand dagegen, der Bauernstand, war durchschnittlich schon überall so weit herabgedrückt daß er nur in wenigen deutschen Territorien sich neben den andern Ständen auch einen Antheil an der landschaftlichen Verfassung erwerben konnte.

Noch immer beherrschte die Form des Ritterthums und seiner Bildung die Oberfläche der Zeit. Aber trotz einzelner ehrenwerther Ausnahmen war der Ritterstand im Allgemeinen so beschaffen daß man ihn mit noch größerem Rechte als früher für gleichbedeutend mit einer Räuberbande ansehen durfte. Die Städte allein waren stark genug sich dieser ritterlichen Räuber zu erwehren und thaten es wie recht und billig mit unnachsichtiger Strenge. Sie behandelten die gefangenen ritterlichen Wegelagerer als das was sie waren, als Landfriedensbrecher und bestraften sie gewöhnlich mit dem Tode.

Am furchtbarsten hatte begreiflicher Weise die Bauernschaft zu leiden. Sie durfte sich noch glücklich preisen, wenn sie unmittelbar dem Landesfürsten, oder dem höheren landsäßigen Adel unterworfen war und nicht dem eigentlichen Ritterstande. In diesem Falle gab es für sie keinen Schutz an dem alten Herkommen, an den Dorf- und Hofrechten. Sie war den willkürlichen Erpressungen ihres Herrn und der Beraubung und Mißhandlung von seinen Nachbarn ausgesetzt. Da sie durchgängig als nicht waffenfähig angesehen wurde

und auch wirklich in den meisten Theilen Deutschlands zu einer wehrlosen Heerde herabgesunken war, so vermochte sie sich weder gegen die Einen noch gegen die Anderen zu schützen. Denn der Ritterstand dieser Zeit nahm allein das Recht in Anspruch die Waffen zu führen und gab sich das Ansehen, als verachte er selbst die wehrhaften Bürger der Städte, weil er sie nicht hindern konnte zu ihrem eigenen Schutze sich der tüchtigsten Waffenübung zu befleißigen und sie in unzähligen Kämpfen gegen Fürsten und Adel zu erproben. Sein Fehderecht das er sich trotz aller Landfriedensgebote der früheren Kaiser angemaßt hatte, konnte man ihm ohnehin nicht mehr bestreiten. Aber er pflegte sich bei seiner Ausübung jetzt auch immer seltener an die herkömmlichen Schranken des Ortes und der Zeiten zu kehren durch welche früher seine Gemeinschädlichkeit etwas gemildert wurde. Namentlich wenn es Bürgern und Bauern galt, kümmerten sich die Ritter nicht darum, ob die Fehde zu gehöriger Zeit angesagt war, ob sie in der zweiten Hälfte der Woche geführt wurde oder in den verschiedenen Festzeiten wo herkömmlich jede Fehde ruhen sollte, oder ob der Frieden des Dorfes innerhalb seiner Umzäunung gebrochen wurde.

Die Fehdelust und Raubsucht der Ritterschaft ließ sich um so weniger beschränken, da sie jetzt mehr und mehr ihre früheren Ansitze in größeren Orten, in Städten oder Dörfern aufgab und sich an unzugänglichen Stellen neue feste Häuser gründete von wo sie Land- und Wasserstraßen sperren und plündern konnte. Die meisten jener Felsennester, deren Trümmer jetzt eben so malerisch sind wie sie einst für die ganze Umgebung schrecklich waren, stammen aus dieser Zeit. Kein Landesherr war im Stande ihren Bau zu verhindern und wer Ruhe vor ihnen haben wollte, mußte sich entweder den Plackereien ihrer wegelagernden Besitzer fügen, oder oft mit schweren Kosten eine andere Befestigung zur Ueberwachung jener Räuberhöhlen bauen.

Als ein weiterer anschaulicher Beweis für den Verfall des Ritterthums dieser Zeit mag auch seine Literatur dienen. Sie gieng noch auf ihren alten Wegen und entwickelte äußerlich eine noch größere, fast unübersehbare Fülle. Aber die Form und Sprache ihrer Poesie begann jetzt schon von der alten classischen Reinheit und Kunstvollendung nachzulassen. In den klaren und geschmeidigen Fluß des echten Mittelhochdeutschen drängten sich allerlei Auswüchse der einzelnen Volksdialekte neben einer Geziertheit und Verschrobenheit der Phrase, die wenigstens Hartmann von der Aue und Gotfrid von Straßburg nicht gekannt und geduldet hatten, wenn sie auch schon an Wolfram ein geniales und desto gefährlicheres Muster fanden. Wie einst griff die ritterliche Dichtkunst nach allen möglichen Stoffen, aber mehr und mehr drängten sich die Legenden und Heiligengeschichten in den Vordergrund. Daneben entfaltete sich die lehrhafte und satirische Richtung unter dem Einflusse der Zeit in größeren Werken, nicht mehr blos in einzelnen Ergüssen augenblicklicher Stimmung. Schon aber waren es nicht mehr die Ritter al-

lein, welche die von ihnen gebildete Literatur zu handhaben verstanden. Auch einzelne Bürger und Glieder der niederen Geistlichkeit nahmen thätigen Theil daran. Ueberhaupt gewann diese jetzt durch ihre ernsten Bemühungen sich dem eigentlichen Volke wieder mehr zu nähern eine größere Bedeutung für die innere deutsche Geschichte, als sie in der eigentlichen Blüthezeit des Ritterthums beanspruchen konnte. Die beiden nunmehr ganz eingebürgerten Bettelorden der Franciskaner und Dominikaner die sich stäts in der Mitte der volkreichsten Städte ansiedelten und nicht wie die älteren Orden in vornehmer Zurückgezogenheit auf dem Lande hielten, trugen das Meiste dazu bei. Die Noth und das Elend der Zeit kam ihnen fördernd entgegen. Jetzt erstanden jene gewaltigen Volksprediger die an Gediegenheit und Wirksamkeit niemals übertroffen worden sind. Der Größte unter ihnen Allen, der Franciskanerbruder Berthold Lech aus Regensburg, den man ohne Bedenken den gemüthreichsten und herzlichsten aller Prediger der christlichen Kirche nennen darf, starb im Jahre 1272, gerade am Ende der eigentlichen Schreckenszeit. Der Erfolg seiner Predigten die überall wo sie gehört wurden als ein Ereigniß wirkten, für die keine Kirche und kein öffentlicher Platz groß genug waren, giebt einen hohen Begriff von dem geistigen Standpunkt seines Publikums das meistens der städtischen Bevölkerung angehörte. Denn ohne alle Knalleffecte, ohne jede Geschmacklosigkeit die sonst unerläßlich nöthig für solche Erfolge bei den Massen sind, wirkte er blos durch die Tiefe und Wärme seiner Gedanken, die in der zierlichsten und reinsten sprachlichen Form vorgetragen wurden, wie sie der damaligen deutschen Poesie schon lange abhanden gekommen war.

Kapitel X.

Die Versuche zur Wiederherstellung des Reiches durch Rudolf I., Adolf und Albrecht I.

Im Jahre 1272 starb König Richard und somit war das deutsche Reich auch dem Namen nach ledig, denn Alfons hatte man ganz vergessen und der letzte echt geborene Hohenstaufe, Konrads IV. Sohn Conradin, war von dem Franzosen Karl von Anjou, dem Räuber seines Erbes, mit frecher Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze durch einen Justizmord 1268 beseitigt worden. Die deutschen Fürsten zeigten jetzt einmal einen größeren Ernst zu einer Wiederbesetzung des Thrones. Es bestimmte sie hierzu haupt-

sächlich der entschiedene Wille der geistlichen Reichsfürsten deren Seele der damalige Erzbischof Wernher von Mainz war. Jetzt wo sie genügende Selbständigkeit und Unabhängigkeit errungen hatten, erheischte ihr Vortheil die Wiederherstellung des Reichsverbandes. Sie sahen wohl ein daß sie bei fortschreitender Auflösung aller Verhältnisse zuerst unterliegen mußten, denn der rohen Gewalt die sich als die einzige Kraft der Zeit geltend machte, waren sie auf die Dauer weniger gewachsen als ihre weltlichen Genossen.

Wernher wußte es dahin zu bringen daß die deutsche Krone einmüthig dem angesehensten und mächtigsten aller Angehörigen des Reiches, dem König Ottokar von Böhmen angeboten wurde, dessen Haus den königlichen Titel durch den Hohenstaufen Philipp und damit einen gewissen Ehrenvorzug vor allen übrigen deutschen Fürstenhäusern erhalten hatte. Doch Ottokar schlug diesen bedenklichen Antrag aus um in seinen großen Entwürfen nicht gestört zu werden auf denen sich seine wirkliche Macht gründete. Es vergieng nun ein ganzes Jahr in Unterhandlungen zwischen Wernher und den übrigen Fürsten, bis er es endlich durchsetzte daß man nicht Einen aus der Mitte der zur Wahl Berechtigten, welcher unfehlbar die Eifersucht aller Anderen gegen sich gehabt hätte, sondern Einen aus der Zahl der minder mächtigen Fürsten zum König zu machen beschloß.

Durch Friedrich III. von Zollern, Burggrafen zu Nürnberg, war die Aufmerksamkeit des mainzer Erzbischofs auf den rechten Mann gelenkt worden, auf Rudolf, Grafen von Habsburg und Kyburg, Landgrafen im Elsaß. Er war bereits 55 Jahre alt, als er am 29. September 1273 zu Frankfurt zum Könige erwählt und kurz darauf zu Aachen gekrönt wurde.

Bei seiner Wahl erschienen die dazu berechtigten Fürsten zum ersten Male als eine Art von geschlossener Körperschaft, als eigentliche Kurfürsten und als die Anfänge des Kurfürstencollegiums. Denn gerade in der Zeit der zwiespältigen Wahlen machte sich endlich das Bedürfniß geltend zu wissen, wem eigentlich ein Recht auf die Königswahl zustehe. Schon in der Zeit der Hohenstaufen hatte man den Antheil aller Fürsten und des ganzen Volkes blos auf ein stillschweigendes Recht der Anerkennung des gewählten Königs beschränkt. Je bedeutender einzelne Fürsten vor den andern sich heraushoben, desto ausschließlicher gerieth die eigentliche Wahl in ihre Hand. Schon die letzten Hohenstaufen wurden von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl gewählt, ohne daß es unter den übrigen Fürsten oder im Volke Anstoß erregt hätte. Wer aber zu dieser kleinen Anzahl gehören sollte war noch schwankend. Jedenfalls rechnete man dazu die drei mächtigsten geistlichen Fürsten, die drei rheinischen Erzbischöfe, auch den König von Böhmen als einzigen König, dann das bairische Haus das jetzt außer dem Herzogthum Baiern auch noch die Pfalz am Rheine besaß, den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg der den Herzogen gleichstand; Oesterreich, ein wirkliches Reichsherzogthum, konnte man nicht rechnen, weil es seit dem Erlöschen der Baben-

berger ledig stand. Diese genannten Wähler waren bei Rudolfs Wahl thätig, mit Ausnahme des Königs von Böhmen, der sich durch Gesandte hatte vertreten lassen und gegen die Person des Gewählten protestirte; doch achtete man nicht darauf, weil sich damals die Ansicht gebildet hatte Böhmen stehe allerdings die Kurwürde zu, aber sein König könne sie nur ausüben, wenn er ein geborener Deutscher sei, was Ottokar nicht war, der aus dem alten czechischen Fürstenhause des Landes stammte.

Sogleich nach seiner Krönung that Rudolf die ersten Schritte zur festen Begründung seiner persönlichen Stellung. Er vermählte seine Töchter Mathilde und Agnes an den Pfalzgrafen und Herzog Ludwig den Strengen von Baiern und den Herzog Albrecht von Sachsen. Zwei der mächtigsten reichsfürstlichen Häuser wurden so dem habsburgischen Grafenhause eng verbunden. Darauf wandte er sich in den ehrfurchtsvollsten Formen an den Papst Gregor X., zeigte ihm seine rechtmäßige Wahl an und bat um seinen Beistand zu künftiger Erlangung der kaiserlichen Krone und versicherte sich seiner Wohlgeneigtheit.

Zur Befestigung seines königlichen Ansehens in Deutschland bediente er sich einer nur ihm eigenthümlichen Mischung von vorsichtiger Milde und zäher Strenge. Er bestätigte allen Fürsten und Herren des Reiches Alles was sie von diesem in der Zeit der Erledigung des deutschen Thrones auf irgend eine Weise an sich gebracht hatten. Er rechnete diese Zeit von dem Bann und der Absetzung Friedrichs II. durch Innocenz IV. Aber was sie vorher unrechtmäßig an sich gerissen, war er ernstlich gesonnen wieder an sich oder an das Reich zu ziehen. Es durfte schon für einen wichtigen Schritt zur Befestigung des Rechtszustandes in Deutschland gelten, daß man sich jetzt von allen Seiten eifrig bemühte die königliche Bestätigung für Güter und Rechte einzuholen, die man zur Noth auch mit Gewalt vertheidigen konnte. Sonst wußte Rudolf geistliche und weltliche Fürsten durch eine Zuvorkommenheit zu gewinnen die ihm und dem Reiche nichts kostete, und sie durch allerlei persönliche Beziehungen an sich zu fesseln, ohne daß ihm dadurch die Hände gebunden wurden. Bei allen Ständen der Nation verschaffte ihm seine schlicht gemüthliche Außenseite die er mit vollem Bewußtsein pflegte, Liebe und Anhänglichkeit. Er verdeckte damit den furchtbaren Ernst und die kalte Strenge seines Wesens die ihm ein erfahrungsreiches Leben in der wildesten Zeit und in den schwierigsten Verhältnissen gereift hatte. Besonders verstand er es die Bürger der Städte im Reich für sich einzunehmen. Er schien völlig ihres Gleichen zu sein, wenn er in dem unscheinbarsten Aufzuge sich mitten unter sie mengte und seine derben Späße machte. Es war in seiner Art auch nicht die entfernteste Spur von dem exclusiven Prunke des Ritterthums und der verhältnißmäßigen Unnahbarkeit der früheren Kaiser, der geborenen ersten Ritter der Christenheit, die nur unter ihres Gleichen sich wohl fühlen durften und den Bürgern im besten Falle mit freundlicher Herablassung

zugethan waren. Rudolf wußte wohl was ihm seine Popularität unter diesem Stande, dem lebenskräftigsten und in jeder Weise bemitteltsten der Zeit werth war, doch hütete er sich mit unübertrefflicher Schlauheit die Fürsten und die Ritterschaft durch auffällige und übermäßige Bevorzugung der Bürger eifersüchtig zu machen, oder sich selbst damit Eintrag zu thun. Wenn er ihnen Freiheiten und Gnaden ertheilte, so war es meist nur die Bestätigung dessen was sie schon hatten, selten etwas Neues und dann gewöhnlich etwas Unbedeutendes. Aber er verstand so geschickt zu geben daß Alles den größten Eindruck bei den Empfängern hervorbrachte.

So wurde es ihm möglich den Kampf mit seinem einzigen wirklich gefährlichen Gegner, dem König Ottokar von Böhmen zu wagen. Rudolf machte geltend und konnte dabei auf die Zustimmung von ganz Deutschland zählen, daß es seine beschworene Königspflicht sei den Uebergriffen des Böhmen zu steuern. Nach dem Erlöschen der Babenberger hatte Ottokar die zwei Herzogthümer Oesterreich und Steiermark und andere Reichsländer im Südosten mit List und Gewalt an sich gebracht, ohne sich um die Rechte des Reiches zu kümmern. Auch hatte er sich nur durch Gewalt in seinem angemaßten Besitze erhalten können. Besonders kam es Rudolf zu Statten daß Ottokar dabei sich durchweg mit den geistlichen Herren in Oesterreich und den Nachbarländern verfeindet hatte. Ottokar zählte im vollen Vertrauen auf seine eigene Macht die er nach dem Umfang seines Gebietes, nach der Zahl seiner Vasallen und nach seinen Geldeinkünften schätzte. Darnach war sie allerdings nicht blos die erste im Reiche, sondern im damaligen Europa überhaupt, denn er herrschte beinahe von den Küsten des adriatischen Meeres bis an das Riesengebirge und die Sudeten unumschränkter als es ein anderer seiner königlichen und fürstlichen Zeitgenossen vermochte. Auch war er noch immer von der Nichtigkeit des deutschen Königthums überzeugt. Er selbst hatte es deshalb von sich gewiesen, weil er sich als König von Böhmen mächtiger fühlte.

Als ihn Rudolf in den herkömmlichen Formen im November 1274 vorlud auf einem zu Würzburg angesetzten Hoftage seine Lehen von ihm zu nehmen und sich wegen der Beschuldigungen die von allen Seiten gegen ihn vorgebracht wurden, zu rechtfertigen, blieb er einfach aus und glaubte damit die Sache abgethan. Aber Rudolf setzte sogleich einen neuen Tag zu Augsburg auf den 15. August 1275 fest. Ottokar wollte nun zeigen, wer er und wer Rudolf sei und schickte einen seiner Getreuen, den Bischof Wernhard von Seckau, dahin. Er griff in einer langen lateinischen Rede die Rechtmäßigkeit der Wahl und Krönung Rudolfs an und erbitterte durch Form und Inhalt gleich sehr die versammelten Reichsstände. Ottokar erschien jetzt durchaus nur als ein ungehorsamer und übermüthiger Vasall. Selbst der Papst an welchen er sich mit heftigen Beschwerden gegen Rudolf gewandt hatte, wurde von diesem bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Lausanne so vollständig von

seinem Rechte überzeugt daß er ihm freie Hand in seinem Verfahren gegen den böhmischen König ließ. Darauf erfolgte ein förmlicher und feierlicher Spruch der Reichsfürsten, wodurch dem König Ottokar nicht blos die widerrechtlich angemaßten Reichsländer, sondern auch als einem ungehorsamen Vasallen Böhmen selbst, also Alles was er besaß, aberkannt wurde. Rudolf milderte dies Urtheil dahin daß er blos jene Reichsländer herausgeben solle.

Auch in anderer Weise versuchte der deutsche König den Weg gütlicher Verständigung, ehe er zu den Waffen griff. Er sandte seinen treuen Freund und Rathgeber, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, um Ottokar zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Als er aber in seiner Verstocktheit beharrte, zeigte Rudolf daß er auch Gewalt zu brauchen verstehe, wenn er, wie hier, das Recht ganz auf seiner Seite hatte. Er rüstete schnell ein stattliches Heer. Wenn es auch nur einen mäßigen Zuzug von den aufgebotenen Vasallen des Reichs erhielt, so wußte er sich doch auf eigene Hand Ersatz zu schaffen. Es gab in dem damaligen Deutschland genug Leute aller Art, namentlich aus dem ärmeren Ritterstande, die für Geld Kriegsdienste leisteten und Geld hatte sich Rudolf insbesondere von den Reichsstädten verschafft. Als Rudolfs Heer nahete, erfolgte eine allgemeine Erhebung unter Ottokars bisherigen Vasallen in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Das deutsche Heer nahm alle diese Länder beinahe ohne Widerstand ein und Ottokar zeigte sich so überrascht und rathlos daß er um Frieden bat. Rudolf gewährte ihn mit seiner gewohnten klugen Mäßigung genau auf dieselben Bedingungen hin die er vor dem Krieg gestellt hatte. Der böhmische König verzichtete auf die angemaßten Reichsländer, d. h. auf die größere Hälfte seines Besitzes und huldigte für Böhmen. Die dem Reiche wieder erworbenen Länder ließ Rudolf einstweilen als sogenannte Reichsvogteien, als unmittelbaren Reichsbesitz durch Statthalter verwalten. Daneben bedachte er die geistlichen Stifte im deutschen Südosten mit einigen Stücken von seinen Erwerbungen, doch so daß dadurch seine weiteren Pläne für die Zukunft seines Hauses die wesentlich auf diese Länder gerichtet waren, nicht beeinträchtigt wurden.

Wie vorauszusehen, kam es über die Erfüllung der Friedensbedingungen zu neuen Zwistigkeiten zwischen Rudolf und Ottokar. Es war natürlich daß Ottokar seine Demüthigung und den Untergang seiner Macht nicht verschmerzen konnte und daß Rudolf ihn noch immer als einen persönlich furchtbaren und an Hülfsquellen reichen Nebenbuhler betrachtete.

So brach 1278 noch einmal der Krieg zwischen Beiden los. Diesmal war es Ottokar der sich wohl vorbereitet und seit längerer Zeit im Geheimen gerüstet hatte. Aber dennoch wurde er auch diesmal von Rudolf überrascht der fast noch ohne Heer schleunigst nach Oesterreich eilte und sich dort mit dem König Ladislaus von Ungarn vereinigte, einem alten Feinde des böhmischen Königs. Von deutschen Reichsständen waren nur die zwei stäts Getreuen um ihren König, der Bischof Heinrich von Basel und der

Burggraf Friedrich von Nürnberg. Mit geringerer Macht gieng Rudolf sogleich auf das große böhmische Heer los das unter Ottokars persönlicher Führung bis auf das Marchfeld, Wien gegenüber, vorgedrungen war. Hier erfolgte am 26. August 1278 die Entscheidungsschlacht in welcher Burggraf Friedrich von Zollern durch persönliche Tapferkeit und Feldherrngeschick das Beste that und Ottokar selbst fiel.

Mähren und ein großer Theil von Böhmen wurden von dem kaiserlichen Heere schnell erobert, doch erhielt schon im Laufe des Herbstes Ottokars Sohn und Nachfolger Wenzeslaus IV. einen Frieden von Rudolf, der ihm Böhmen und Mähren ließ.

Jetzt glaubte der deutsche König die Zeit gekommen wo er etwas für sein Haus thun könne um es auf gleiche Stufe der Macht und des Ranges mit den vornehmsten Reichsfürsten zu heben und dem deutschen Königthum eine feste Unterlage zu schaffen, denn es war natürlich daß auch Rudolf hoffte die deutsche Krone seiner Familie hinterlassen zu können, wie es den früheren Kaisern gelungen war. Im Jahre 1282 belehnte er zu Augsburg mit besonderer Einwilligung der Kurfürsten, wie sie jetzt bei wichtigeren Angelegenheiten üblich wurde, und unter Beistimmung der versammelten übrigen Fürsten und Herren, seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogthümern Oesterreich, Steier und Kärnthen, mit Krain und Zubehör, nahm sie in die Zahl der Reichsfürsten auf und ließ sich von ihnen huldigen. Daß er als König die dem Reiche ledig gewordenen Lehen vergeben durfte an wen er wollte, konnte ihm Niemand bestreiten. Aber sein rascher und vollständiger Sieg über Ottokar so wie diese Vergrößerung seiner Hausmacht erregten überall eine schlecht verhehlte Eifersucht, von welcher nur wenige unter allen damaligen deutschen Fürsten nicht angesteckt wurden. Auch traf Rudolf mit der Art seiner Verleihung den Willen des Volkes in jenen weiten Landschaften des deutschen Südostens keineswegs. Er sah sich deshalb zu allerlei Veränderungen genöthigt. So gab er 1286 Kärnthen an einen treuen Anhänger, den Grafen Meinhart von Tyrol, Oesterreich und Steier wurde Albrecht allein überlassen, weil der Adel und die Städte gegen das zweiköpfige Regiment protestirten. Rudolf der Sohn wurde dafür 1289 mit einem neu geschaffenen Herzogthum in Schwaben entschädigt.

Bis dahin hatte der König in seinen Bestrebungen für die Wiederherstellung der Rechte des Reiches nur die glänzendsten Erfolge errungen, aber von nun an sah er sich bei jedem Schritt durch die versteckte oder offene üble Gesinnung der andern Glieder des Reiches, nicht blos der Fürsten, gehindert. Er der mit der europäischen Macht eines Ottokar so schnell zu Rande gekommen war, konnte den kleinen würtembergischen Grafen Eberhart den Erlauchten nicht zur Unterwerfung bringen. Dieser Eberhart war einer der frechsten Räuber von Reichsgut und Rudolf befand sich im besten Rechte, wenn er ihn zur Herausgabe desselben anhielt. Aber trotz eines Kriegszuges

den der König in eigener Person 1286 und wieder 1287 gegen ihn unternahm, brachte es Rudolf doch nicht weiter als daß Eberhart in der endlichen Sühne einige Burgen abtrat.

Auch die deutsche Ritterschaft konnte sich auf die Dauer mit einem König nicht befreunden der mit furchtbarem Ernst und Nachdruck nicht blos ihrem Räuberleben steuerte, sondern sie auch zur Beschränkung ihres vermeintlichen Fehderechtes zu zwingen suchte. Das Erste hatte er in eigener Person in verschiedenen Landschaften des Reiches gethan, namentlich in Schwaben und Thüringen wo der Unfug der Ritterschaft am ärgsten war. Eine Unzahl von Burgen waren von ihm gebrochen worden und ihre räuberischen Besitzer ohne Gnade der Strafe des Stranges oder des Schwertes anheimgefallen. Das Andere that er durch die feierlichen Landfriedensgebote die er in allen Landschaften des Reiches ausgehn und von allen Landeseingesessenen beschwören ließ. Noch immer blieb das sogenannte Recht der Fehde erhalten, aber der König sorgte durch Einsetzung besonderer Landfriedenshauptleute daß der Ritterschaft der Vorwand zu Friedensbrüchen so selten wie möglich geboten wurde.

Selbst die deutschen Städte bei denen der König Anfangs ungemein beliebt gewesen war, wurden nach und nach kälter gegen ihn. Die Ursache davon ist in den Geldforderungen zu suchen die er an sie machen mußte um die Kosten für die Herstellung des Landfriedens und eines geordneten Rechtszustandes, überhaupt für die Wiederaufrichtung des Reiches zu bestreiten. Denn die Reichsfürsten leisteten, wie schon die Kriege gegen Ottokar bezeugten, ihrem König entweder gar keine oder so geringe und zögernde Kriegshülfe daß er zuerst unter den deutschen Herrschern gezwungen war sein Heer größtentheils aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Dafür brauchte er sehr viel Geld das er weder von seinem ärmlichen Hausbesitz, noch von den ebenso ärmlichen regelmäßigen Einkünften eines deutschen Königs ziehen konnte. Eben so wenig durfte er die Reichsfürsten damit in Anspruch nehmen. Selbst wenn sie besser gegen ihren König gesinnt gewesen wären, hätten sie es nicht gehabt. Baares Geld gab es damals nur in den deutschen Städten, das wußte Rudolf und darnach handelte er. Aber damit griff er den Bürgern an ihr Leben. Auch erbitterte oft die Art und die Größe seiner Forderungen. So war es ihm ein gewöhnlicher Kunstgriff daß er einer Reichsstadt mit Verpfändung an irgend einen benachbarten Fürsten drohte. Ehe die Stadt in ihren dann unvermeidlichen Untergang willigte, zahlte sie lieber über ihr Vermögen. Oder wenn er von allen Bürgern der Reichsstädte als einmalige Steuer den dreißigsten Theil ihrer gesammten Habe forderte, nachdem er vorher von den Kaufleuten noch besonders ein Achtel ihres Handlungscapitals verlangt hatte. Daher ereigneten sich öfters Aufstände gegen seine Vögte in den Burgen und Schlössern innerhalb der Reichsstädte, welche häufig zur Zerstörung derselben führten. Das Ende davon war gewöhnlich eine neue Geldschatzung

unter dem Vorwand der Strafe. Auch wird es eben daher begreiflich, wie ein gewisser Dietrich Holzschuch, der sich für den zurückgekehrten Kaiser Friedrich II. ausgab, gerade bei den Reichsstädten am Ober- und Mittelrhein eine enthusiastische Aufnahme finden konnte. Er erregte einen sehr gefährlichen Aufruhr im Jahre 1285 der erst mit seiner Gefangennehmung und Verbrennung endete und den Städten wieder sehr viel Strafgelder kostete.

Daher denn auch die zahlreichen Angriffe zeitgenössischer Dichter auf den König die damit bei ihrem ritterlichen und bürgerlichen Publicum großes Glück machten. Dem Einen gefiel seine hagere lange Gestalt nicht und seine große krumme Nase, der Andere schmähte über seinen Geiz und seine Habsucht, ein Dritter spottete daß er immer nach Italien ziehen wolle und doch nie dahin komme, daß er das Kreuz genommen habe und in Deutschland bleibe, ein Vierter brachte ein damals sehr geläufiges Witzwort in Verse; Sitze fest lieber Herrgott, damit Dich Rudolf nicht von Deinem Stuhl jagt. Alles dieses und Anderes waren Dinge die ein verständiger Mann, namentlich ein tüchtiger Bürger dieser Zeiten eher loben als tadeln mußte, aber Rudolf hatte den Geldbeutel allzu oft und allzu stark in Anspruch genommen und damit Alles verdorben. Daß man auch richtiger über ihn urtheilte bezeugen die begeisterten Verse des Konrad von Würzburg, des letzten großen Dichters unsres Mittelalters. In prachtvollen Strophen pries er den großen Wiederhersteller des Reichs dem keiner seiner Vorgänger und Nachfolger, wenigstens an Klugheit, gleich kam.

Nur die Bevölkerung des platten Landes blieb ihrem natürlichen Beschützer ohne Wanken zugethan, weil ihr seine kräftigen und ernsten Maßregeln für den Landfrieden am meisten Vortheil brachten. Doch da sie schon zu gänzlicher politischer Nichtigkeit herabgesunken war, half ihre Zuneigung dem König wenig. Seine Stellung wurde in den letzten Jahren seines Lebens immer mißlicher. So vermochte er nicht einmal seinen natürlichen Lieblingswunsch, die Wahl seines einzigen ihn überlebenden Sohnes Albrecht, Herzogs von Oesterreich und Steier, zum Reichsnachfolger durchzusetzen, ein in der bisherigen deutschen Geschichte unerhörter Fall. Doch blieb der König ungebrochen an Geist und Körper bis in sein 73. Jahr. Als er sein Ende herannahen fühlte, machte er sich rasch auf den Weg zu den Kaisergräbern im Dome zu Speier wo er ruhen wollte, doch starb er unterwegs zu Germersheim am 15. Juli 1291.

Albrecht von Oesterreich hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt daß er fürs Erste auf die Thronfolge verzichten müsse, doch war vorauszusehen daß jeder andere Gewählte, der ihn den mächtigsten Fürsten des Reichs zum Feinde hatte, eine von vorn herein unhaltbare Stellung haben werde. Wie gewöhnlich entschied auch jetzt der Einfluß der Erzbischofs von Mainz. Gerhard von Eppenstein, so hieß der damalige Erzbischof, war von dem Hauptfeinde Albrechts, seinem Nachbarn und Schwager König Wenzelaus von Böhmen, ge-

wonnen. Diese Beiden setzten auch bei den übrigen Kurfürsten am 5. Mai 1292 die Wahl des Grafen Adolf von Nassau durch. Er galt als ein tüchtiger Kriegsmann und ehrenhafter Ritter und hatte das in verschiedenen Fehden der geistlichen Herren am Rheine deren Lehensmann er war oder in deren Sold er trat, genügend bewiesen. Seine Stammbesitzungen waren nur gering und jetzt noch durch Erbtheilung zersplittert. Alles dies war bei Rudolf ungefähr ebenso gewesen und so konnte man hoffen einen zweiten Rudolf an ihm zu gewinnen. Aber bald sollte es sich zeigen daß man nicht aus jedem beliebigen deutschen Grafen einen deutschen König machen könne.

Im Anfang trat Adolf verständig auf. Er strebte zunächst nach einer Ausgleichung mit Albrecht der sich auch dazu bereitwillig finden ließ. Albrecht nahm seine Reichsleben von Adolf, womit er ihn als König anerkannte, auch lieferte er ihm die Reichskleinodien aus die er seit seines Vaters Tode in Verwahrung gehabt hatte. Aber es machte einen eigenthümlichen Eindruck in ganz Deutschland daß der österreichische Herzog, der reichste Fürst seiner Zeit, bei seiner Belehnung von dem glänzendsten Gefolge und unendlicher Pracht umgeben war, während der deutsche König nur ganz ärmlich aufzutreten vermochte. Um sich aus seiner drückenden Dürftigkeit zu reißen, bot sich ihm jetzt eine scheinbar sehr günstige Gelegenheit. Nach dem 1291 erfolgten Tode des Friedrich Tuta, des Brudersohns des Landgrafen Albrecht von Thüringen, war die Markgrafschaft Meißen, die Ostmark und Landsberg dem Reiche ledig worden. Zwar hatten die Söhne des Landgrafen Albrecht, Friedrich mit der gebissenen Wange und Theoderich oder Diezmann, bereits auf eigene Hand Besitz von der Verlassenschaft ihres Vetters ergriffen, indem sie sich als Nachkommen des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, ihres und zugleich Friedrichs Großvaters, das nächste Recht darauf zuschrieben. Adolf erkannte jedoch ihre Ansprüche nicht an, wie sie auch nach dem damals geltenden Lehenrechte nicht begründet waren, und trat dagegen in Verhandlungen mit dem Landgrafen Albrecht, ihrem Vater, der jedenfalls noch ein näheres Anrecht gehabt hätte. Er war schon längst mit seinen Söhnen zerfallen. Sogar zu offener Fehde war es schon öfter zwischen ihnen gekommen, hauptsächlich weil Albrecht den man billig den Unartigen oder Entarteten genannt hat, seine Gemahlin Margarethe, die Tochter Kaiser Friedrichs II., wegen einer Geliebten verstoßen hatte deren Sprößling er auf Kosten seiner rechtmäßigen Söhne Alles zuzuwenden strebte. Adolf bot Albrecht große Geldsummen, wenn er seine Rechte auf die genannten Landschaften ausdrücklich aufgeben und sich gegen seine Söhne erklären wolle, was er auch bereitwillig that. Aber seine beiden Söhne ließen sich dadurch nicht abhalten ihr vermeintliches Recht mit den Waffen zu vertheidigen, als der König ihnen mit Gewalt drohte.

Um Geld für die Ausrüstung eines Heeres und die Bezahlung des Landgrafen Albrecht zu erschwingen, verstand sich Adolf zu einem Bundes- und

Hülfsvertrag mit König Eduard I. von England der damals Philipp IV. von Frankreich bekriegte. Der deutsche König ließ sich für seine dereinstige Hülfe sogleich große Summen vorausbezahlen mit denen er ein Heer warb und im Herbst 1294 in Thüringen einbrach wo Friedrich und Diezmann viele Besitzungen hatten. Aber das Söldnerheer Adolfs hauste so fürchterlich daß allgemeine Entrüstung durch das ganze Reich gieng. Die günstige Meinung die Adolf wegen seiner Bemühungen um den Landfrieden, wegen seines Entgegenkommens gegen Herzog Albrecht von Oesterreich bisher genossen hatte, schlug mit einem Male in Haß und Verachtung um. Ohne viel in Thüringen gegen die beiden tapferen Brüder ausgerichtet zu haben, sah er sich nach einigen Monaten zur Umkehr genöthigt, weil er nach dem Vertrage mit König Eduard I. vom Oberrhein her in Frankreich einfallen sollte. Doch unterblieb dieser Feldzug und so erschien Adolf im Sommer 1295 wieder an der Spitze seiner Räuber- und Mordbrennerhorden in Thüringen, zog von da durch die Ostmark nach Meißen und unterwarf sich beide Länder bis zum Mai 1296. Friedrich und Diezmann konnten sich nur in einigen festen Orten halten.

Jetzt wo er an der Spitze eines siegreichen und furchtbaren Söldnerheeres stand das nur ihm gehorchte, glaubte er seine Stellung so befestigt daß er sich Manches gegen die Reichsfürsten, besonders gegen den mainzer Erzbischof Gerhard herausnahm, dem er doch die Krone allein verdankte. So machte er sich unnöthiger Weise überall gefährliche Feinde. Herzog Albrecht von Oesterreich der sich bis dahin zuwartend verhalten, aber sein Recht auf die Krone niemals aus den Augen verloren hatte, benutzte Adolfs Ungeschick rasch und klug. Er gewann die meisten seiner früheren Widersacher und erhob, als er sich hinlänglich gesichert glaubte, offene Klage bei den Kurfürsten daß der König Adolf seine Treue gegen ihn gebrochen, ihm nach seinem Lande getrachtet, Verrath und Aufruhr dort angezettelt, ungerechte Urtheile in den Streitigkeiten zwischen ihm und dem Erzbischof von Salzburg gefällt und ihn sonst geschädigt habe wo er nur konnte.

Gerade in derselben Zeit hatte sich Adolf mit seiner Soldateska die er noch immer meist von englischen Subsidien erhielt, nach dem Niederrhein in Bewegung gesetzt um König Philipp IV. in Flandern anzugreifen. Doch als er unterwegs erfuhr daß der Krieg bereits zu Ungunsten seines Verbündeten, des englischen Königs entschieden sei, kehrte er um und wandte sich gegen den Herzog Albrecht.

Herzog Albrecht kannte seinen Gegner gut genug um zu wissen daß er sich der an ihn ergangenen Vorladung der Kurfürsten nicht stellen werde. Um so mehr war er selbst bereit als Kläger aufzutreten, aber er wußte auch daß es zuletzt doch auf die Entscheidung der Waffen ankommen werde. So zog er anfänglich von einer unbedeutenden Heeresmacht umgeben von Oesterreich aus langsam durch Schwaben nach dem Oberrhein wo die Stammbesitzungen seines Hauses lagen. Dort fand er, namentlich an dem Bischof und den

Bürgern der Reichsstadt Straßburg, treue und eifrige Verbündete und gewann überhaupt Schritt für Schritt immer mehr Anhang. Adolf dagegen schwankte rathlos hin und her. Er dachte nicht daran sich vor den Kurfürsten zu Gerichte zu stellen, aber er traute sich auch nicht Albrecht anzugreifen, weil er nicht den Schein haben wollte, als habe er den Kampf begonnen. Auch Albrecht hütete sich aus demselben Grunde vor einem Zusammenstoß, doch seine Macht wuchs durch das Zögern und die seines Gegners nahm ab. Unterdessen wurde der nach Mainz anberaumte Gerichtstag wirklich abgehalten. Die Mehrzahl der Kurfürsten entschied daß die Beschwerden Albrechts gegen Adolf gegründet seien und daß Adolf deshalb und wegen anderer Vergehen das Reich verloren habe. An seine Stelle wurde Albrecht zum König gewählt.

Jetzt entschloß sich Adolf zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Er zog gegen Albrecht und traf ihn am 2. Juli 1298 auf dem Hasenbühl bei Göllheim wohl vorbereitet, während seine eigenen Soldaten durch einen Eilmarsch in große Unordnung gerathen waren. Dennoch begann er mit seiner gewöhnlichen Hitze und leidenschaftlichen Unbedachtsamkeit das Treffen das sich mit der Zersprengung seines Heeres und seinem und seines Sohnes Tode endete, nachdem Beide wacker gekämpft hatten. Albrecht der es seinem Gegner an persönlichem Muth gleich gethan, der ihn nach der Sage sogar selbst erlegt haben sollte, zog von dem Schlachtfeld nach Frankfurt wo noch einmal seine Wahl in den feierlichsten Formen vorgenommen wurde. Auch die Reichsstädte am Rhein die aus Feindschaft gegen die Fürsten meist zu Adolf hielten, erkannten ihn nun als König an.

Auch Albrecht mußte sich zu verschiedenen Zugeständnissen an seine Wähler verstehn um ihnen die Ehre der deutschen Krone zu bezahlen. Doch vermochte er als der reichste und mächtigste aller Fürsten im damaligen Deutschland ihnen gegenüber ganz anders aufzutreten als Adolf. Auch seine Persönlichkeit war eine andere als die seines Vorgängers. Er war in jeder Art der echte Sohn Rudolfs, klug und tapfer wie er, ebenso männlich und ernst, nur fehlte ihm das Gewinnende was sein Vater besessen hatte. Wie diesem warf man auch ihm zugleich Habsucht und Geiz vor. Da er etwa 50 Jahre alt war als er zum deutschen Thron gelangte, war nicht vorauszusehen daß er viel an seinem Wesen ändern würde. Seine Regierung in Oesterreich hatte mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen gehabt: Feindseligkeiten mit übermächtigen Nachbarn, wie Böhmen und Ungarn, oder minder mächtigen, wie Salzburg, hinter denen König Adolf stand, Unzufriedenheit des Adels mit den streng durchgeführten Landfriedensgeboten, aber auch der Städte und des Landvolks mit den Geldforderungen die der Herzog an sie stellte um die Sicherheit des Landes zu erhalten. Es war zu mehreren gefährlichen Ausbrüchen der allgemeinen Gährung gekommen, namentlich zu einem großen Aufstand der Wiener 1288. Aber Albrecht war Herr über

alle Schwierigkeiten geworden. Der erwähnte Aufstand in Wien wurde von ihm mit Gewalt gedämpft und kostete der Stadt ihre beinahe unumschränkte Freiheit die sie bis dahin den eigentlichen Reichsstädten gleichgestellt hatte. Ordnung und Recht drang in dem Volke allmälig durch das von 1246 bis 1282 stäts in einem provisorischen Zustand gewesen und darum so verwildert war.

Beim Antritt seiner Reichsregierung war Albrecht zunächst beflissen den allgemeinen Landfrieden in der Art wie ihn König Rudolf einst aufgerichtet wieder zu befestigen. Adolfs eigene Thaten, dann seine Absetzung und der Kampf um das Reich hatten nicht dazu beigetragen ihn zu stärken und Albrecht brachte von seinen Erblanden ganz andere Begriffe von öffentlicher Ruhe und Sicherheit mit, als er sie in Deutschland verwirklicht fand.

Dann wandte er sich, auch hierin dem Beispiel seines Vaters folgend, an den damaligen Papst Bonifacius VIII. ihm die Gründe der Absetzung Adolfs und die Vorgänge bei seiner Wahl darzulegen. Er gab zugleich die feste Versicherung, sobald nur Deutschland etwas geordnet sei werde er sich der italienischen Zustände mit allem Nachdruck annehmen. Wahrscheinlich hatte aber die schon lange geknüpfte Verbindung Albrechts mit Philipp IV. von Frankreich, das natürliche Gegenstück zu dem Bunde zwischen Adolf und Eduard I. von England, den Argwohn und Zorn des überaus argwöhnischen und zornmüthigen Papstes erregt, der damals schon mit Philipp in heftige Streitigkeiten gerathen war. Bonifacius hatte früher nichts für Adolf gethan, aber jetzt gab er sich auf einmal die Miene seines wärmsten Beschützers. Ohne Rücksicht auf Albrechts gründliche und wahrheitsgemäße Darlegung seines Verhältnisses zu Adolf und zum Reiche forderte ihn der Papst kurzweg nach Rom zur Verantwortung. Darauf hin schloß sich Albrecht noch enger an Philipp IV. an. Es fand eine Zusammenkunft beider Könige zu Quatrevaux in Lothringen Statt. Man beredete sich hier neben allgemeinen Zusicherungen gegenseitigen Beistandes über eine Heirath zwischen Albrechts ältestem Sohne Rudolf und Blanca, der Schwester König Philipps, dann aber auch über eine genauere Grenzbestimmung zwischen den beiderseitigen Reichen. Namentlich brachte der deutsche König die französischen Uebergriffe in den burgundischen Reichslanden zur Sprache welche seit dem Anfang des Jahrhunderts nie aufgehört und manches schöne Stück Land, eigentlich schon Alles südlich von Lyon und Lyon selbst, dem deutschen Reiche entfremdet hatten. Von Seite Frankreichs wurden glatte Versprechungen gegeben, aber thatsächlich blieb Alles beim Alten.

Auch an einer andern Stelle versuchte der König Albrecht die wohlbegründeten Rechte des Reichs durchzusetzen. Er zog die Länder Holland und Seeland sammt Frisland nach dem Aussterben ihrer bisherigen Grafen als lediges Reichsgut ein. Aber es gelang ihm nicht den Grafen Johann von Hennegau, der Erbansprüche darauf behauptete und rasch Besitz

ergriffen hatte, daraus zu verdrängen. Er machte zwar selbst im Jahre 1300 einen Feldzug gegen ihn, kehrte aber schnell wieder um, wahrscheinlich weil er den Ausbruch eines Krieges in seinem Rücken fürchtete.

Die rheinischen Fürsten waren schon seit einiger Zeit in heimlichem Einverständniß mit einander gegen den König der ihnen zu kräftig und selbständig auftrat. Namentlich erregte sein Gebot ihre neu eingeführten Rheinzölle abzuthun ihr höchstes Mißfallen. Die Rheinzölle die sie als Reichslehen besaßen, bildeten bei dem ungemein blühenden Handel im Herzen des Reichs, im Rheinlande, ihre ergiebigsten Einnahmen und zugleich die größte Last für die Städte. Bei jeder Gelegenheit suchten sie sie zu steigern, und dem trat Albrecht entschieden entgegen. Die Seele des Complots gegen den König war Diether, Erzbischof von Trier, ein Bruder Adolfs von Nassau. Neben ihm standen die beiden anderen rheinischen Erzbischöfe und der Pfalzgraf am Rheine, Ruprecht, auch der König von Böhmen, der alte Feind Albrechts, hatte sich ihnen angeschlossen.

Schon im Jahre 1301 kamen die Feindseligkeiten zum Ausbruch. König Albrecht stützte sich hauptsächlich auf die Städte in dortigen Landen. Ihre großartigen Hülfsquellen an Geld und kriegsgeübter Mannschaft waren es vorzüglich denen er einen raschen und vollständigen Sieg verdankte. Er rettete sich dadurch die Krone, denn die verbündeten Fürsten bezeichneten ihn bereits als einen des Reiches Entsetzten. Nun aber mußten sie froh sein daß er ihnen Verzeihung und Friede gewährte und die königlichen Befehle wegen Abstellung der neu eingeführten Zölle wurden wenigstens für einige Zeit ohne Weigern vollzogen. Der König von Böhmen war in der Sühne nicht eingeschlossen und deshalb richtete Albrecht 1304 einen Heereszug gegen ihn, jedoch ohne sonderlichen Erfolg.

Aber schon im Jahre 1305 starb Wenzeslaus IV. von Böhmen und nun schloß sein gleichnamiger Sohn Friede mit Albrecht. Auch Wenzeslaus V. fand bald seinen Tod. Er wurde 1306 ermordet. Sofort erschien der deutsche König in Böhmen das er als ein heimgefallenes Leben ansehen durfte, weil Wenzeslaus der letzte männliche Sprosse des eingeborenen Fürstenhauses gewesen war. Der deutsche König belieh damit seinen ältesten Sohn, Herzog Rudolf, welcher dafür auf Oesterreich das er bisher inne gehabt zu Gunsten seiner Brüder verzichten mußte. Doch eine zahlreiche Partei in Böhmen blieb der österreichischen Herrschaft abgeneigt und richtete ihr Augenmerk auf Herzog Heinrich von Kärnthen, den Gemahl der ältesten Schwester des Königs Wenzeslaus V., der gleich nach dem Tode seines Schwagers als Thronprätendent in Böhmen aufgetreten, aber bei Albrechts Annäherung schleunigst entwichen war.

Als jedoch König Rudolf von Böhmen schon im folgenden Jahre starb, kam Heinrich von Kärnthen sogleich wieder in das Land wo ihm Alles zufiel und er eiligst zum König gekrönt ward. Ehe noch König Albrecht sich

von dem Schrecken über einen anderen großen Unfall der ihn um diese Zeit betraf, erholen konnte, war auch Böhmen für sein Haus verloren.

Dieser andere Unfall traf den König, als er die Rechte des Reichs auf Meißen durchsetzen wollte, wo nach König Adolfs Tode Friedrich und Diezmann wieder hervorgetreten waren und fast das ganze Land eingenommen hatten. Am 31. Mai 1307 wurde eine königliche Heeresabtheilung von dem Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange bei Lucka in der Nähe von Altenburg so gründlich geschlagen daß sich noch auf Jahrhunderte hinaus die Erinnerung an die Flucht der Schwaben bei Lucka, d. h. des meist süddeutschen königlichen Heeres im Volke erhielt. Albrecht kam nun zwar selbst nach Thüringen, zog aber nach einigen Wochen wieder von dort ab nach Böhmen, wo er gleichfalls nichts ausrichtete. Er entschloß sich für dieses Jahr sowohl die Bestrafung Friedrichs wie die Heinrichs aufzugeben und gieng in die alten Stammlande seines Hauses, wo er im Laufe des Winters große Rüstungen für den Feldzug des nächsten Sommers anstellte. Aber ehe er den Feldzug beginnen konnte wurde er von seinem Neffen Johann, dem Sohne seines jüngsten Bruders Rudolf, der 1290 gestorben war, in Verbindung mit einigen wilden Gesellen aus dem Ritterstande überfallen und ermordet. Es geschah auf offenem Felde, dem Stammschloß Habsburg gegenüber auf der Landspitze zwischen Aar und Reuß am 1. Mai 1308.

Johann glaubte sich von seinem Oheim der zugleich sein Vormund war übervortheilt, worin er sich höchst wahrscheinlich irrte. Seine Erbitterung und seine jugendliche Unbesonnenheit wurde dann von einigen echten Vertretern des Ritterstandes den König Rudolf einst massenweise als eine Räuber- und Mordbrennerhorde auf das Schaffot oder an den Galgen geschickt hatte, benützt um die entsetzlichste That der Wegelagerei auszuüben die jemals geschehen ist. Sie erregte im ganzen Reiche, selbst bei Albrechts zahlreichen Feinden, ungemischtes Grausen. Albrechts Nachfolger auf dem deutschen Thron nahm sich der Rache für den schändlich Ermordeten ernstlichst an. Johann, der gewöhnlich zur wohlverdienten Auszeichnung Parricida, der Vatermörder, genannt wird, verkam nach einigen Jahren ruhelosen Umherstreifens in Italien. Seine adelichen Mordgesellen traf einen nach dem andern ein schmählicher Untergang.

Ungefähr um die Zeit des Königsmordes vertrieben die freien Bauern und Hirten in einem Theil des oberen Alamanniens, in den Thälern von Schwyz, Uri und Unterwalden die Vögte die ihnen Albrecht gesetzt hatte, und erneuten wieder einmal ihren alten Bundesvertrag zu gemeinschaftlicher Wahrung ihrer Rechte und zur Behauptung ihrer Reichsunmittelbarkeit. Sie war in keiner Art anzuzweifeln, aber da sie rings von habsburgischen Vogteien und Erblanden umgeben waren und der Zug der Zeit entschieden nach der Unterdrückung aller solcher Reste der ältesten deutschen Freiheit hingieng, wie sich das an dem tragischen Untergang der Stedinger gezeigt hat, so wa-

ren diese alamannischen Bauern und Hirten wohl befugt vorsichtig zu sein. Ob die Vögte die ihnen Albrecht gegeben hatte und die nur Reichsvögte sein konnten, ihre Pflicht gegen das Reich hintenan setzten und das Hausinteresse Albrechts im Auge hatten, oder ob sie sonst Unrecht thaten, ist nicht mehr zu ermitteln. Denn Alles was von den Veranlassungen des Aufstandes, von dem Schwur auf dem Grütli, von Geßler und Tell erzählt wird, ist bis zum 15. Jahrhundert nur in der mündlichen Ueberlieferung fortgepflanzt und dann erst mit absichtlichen Ausschmückungen aufgeschrieben worden, so daß sich der thatsächliche Kern aus allen diesen keineswegs unverfälschten Volkssagen nicht mehr herausschälen läßt.

Kapitel XI.

Heinrich VII. und Ludwig von Baiern.

Es ließ sich voraussehen daß keiner von Albrechts Söhnen die deutsche Krone erlangen werde. Auch täuschten sich die österreichischen Herzoge selbst keineswegs über den Stand der Dinge. Während der Zeit in welcher sich die Kurfürsten zu Frankfurt versammelten um eine Neuwahl vorzunehmen, beschäftigten sie sich mit der Verfolgung der Mörder ihres Vaters. Auch schlossen sie jetzt einen Friedensvertrag mit Heinrich von Kärnthen den sie als König von Böhmen anerkannten.

Unter den Kurfürsten waren die Stimmen anfangs weit auseinander gegangen. Doch endlich überwog der Einfluß des Erzbischofs Balduin von Trier den Peter Aspelt, Erzbischof von Mainz, unterstützte. Die Beiden setzten es durch daß Balduins Bruder Heinrich, Graf von Luxemburg, zum deutschen König gewählt und gekrönt ward. Es war also wieder ein Graf und ein tüchtiger Kriegsmann wie seine Vorgänger Rudolf und Adolf. Die österreichischen Herzoge Friedrich und Leopold, die zwei älteren der fünf Söhne Albrechts, erkannten ihn sogleich an und somit blieb die Ruhe im Lande erhalten die sie wohl hätten stören können.

Wie bei seinen Vorgängern war auch bei ihm der gute Ruf ritterlicher Tugenden der beste Besitz den er aufweisen konnte. Darum mußte auch er sich nach solideren Erwerbungen umsehen. Eine Gelegenheit dazu bot sich in Böhmen. Dort war Heinrich von Kärnthen als König zwar von den österreichischen Herzogen anerkannt, aber noch immer galt rechtlich die Bestimmung ihres Vaters der das Land als lediges Reichslehen angesehen hatte. Auch kümmerte sich Heinrich in Böhmen nicht darum, ob ihn der neue deutsche

König als rechtmäßig oder unrechtmäßig betrachte. Es fiel ihm nicht ein um die Belehnung nachzusuchen und die Huldigung zu leisten. Doch war es bekannt daß der böhmische König trotz seiner kurzen Regierung sich bereits gründlich verhaßt gemacht hatte. So konnte es dem deutschen König nicht schwer werden, wenn er auch bei den Reichsfürsten wenig Unterstützung fand, die Rechte des Reiches in Böhmen durchzusetzen und seinem eigenen Vortheil dabei zu dienen. Da ihm der Reichthum der trierer und mainzer Kirche zu Gebote stand, so fehlte es ihm nicht an Soldaten, wenn er sie haben wollte.

Aber doch zog es ihn noch stärker nach einer anderen Seite hin. Seine drei Vorgänger hatten sich im scharfen Gegensatz zu dem letzten großen Kaiserhause der Hohenstaufen blos auf Deutschland beschränkt und Italien sich selbst überlassen. Sie hatten deshalb schweren Tadel der Zeitgenossen ertragen müssen, denn diese wollten nicht begreifen daß ein deutsches Königthum ohne das Kaiserthum, ein deutsches Reich ohne Italien und Rom bestehn könne. Im Munde des Volks lief schon damals das berühmte Gleichniß um welches König Rudolf über sich und Italien gebraucht haben sollte. Er citirte um begreiflich zu machen weshalb er immer nicht seinen Römerzug antrete, die uralte Fabel von dem Fuchs und der Löwenhöhle zu der alle Fußstapfen hineinwärts und keine einzige herauswärts zeige. König Heinrich VII. aber war nicht so vorsichtig wie Rudolf, sondern ein kecker und glanzliebender Wallone. Er betrachtete die mühseligen und prosaischen Geschäfte der Reichsregierung in Deutschland als die Nebensache und die Gefahren und die Romantik der Kaiserkrone als die Hauptaufgabe seines Lebens.

Schon im Jahre 1310 begann Heinrich seinen Römerzug. Aber gleichzeitig zogen Erzbischof Peter von Mainz und Berthold der Weise, Graf von Henneberg, die in der Abwesenheit des Königs die Geschäfte des Reichs führten, mit einem tüchtigen Heere nach Böhmen. Heinrich von Kärnthen war schon vor ihrer Ankunft durch einen Aufstand aus dem Lande vertrieben worden und seine dünn gesäeten Anhänger wurden mit leichter Mühe unterworfen. Heinrich VII. beabsichtigte nicht Böhmen als unmittelbares Reichsland für sich selbst zu behalten. Schon lange hatte sich das Herkommen gebildet daß die Könige ledig gewordene Lehen von größerem Umfang wieder vergeben mußten. Aber er hatte seinen Sohn Johann zum König von Böhmen bestimmt den die beiden väterlichen Räthe und Freunde, Peter und Berthold, mit dorthin nahmen. Johann befestigte sich in seinem neuen Königreich durch die Klugheit seiner beiden Leiter und auch durch seine Vermählung mit Elisabeth, der jüngsten Schwester des ermordeten Königs Wenzeslaus V., die von Vielen immer noch als die rechtmäßige Thronerbin angesehen wurde. Gegen seine Nachbarn suchte er sich gleichfalls möglichst sicher zu stellen. Die österreichischen Herzoge gewann er durch große Geld-

Digitized by Google

zahlungen zu freundschaftlichem Verhalten. Der tapfere Nachbar im Norden, Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange erhielt jetzt von dem Vater des böhmischen Königs die Anerkennung seiner Rechte auf Meißen und Thüringen und die Aufhebung der Reichsacht in die er seit der Zeit des Königs Adolf gefallen war.

Der Römerzug Heinrichs VII. bot anfänglich eine Reihe von glänzenden Erfolgen. In der Lombardei fand er nirgends einen Widerstand wie die früheren Kaiser, sondern überall wenigstens den Schein des Gehorsams und der Ergebenheit. Doch kümmerte er sich auch wenig um die inneren Verhältnisse der großen Städte des Landes und ihrer fürstengleichen Herren. Er begnügte sich damit daß man ihm huldigte und auch mit einigen Geldmitteln unterstützte. Nicht viel anders hielt er es in Toscana, nur daß ihm hier durchaus nicht jener ungetheilte Enthusiasmus entgegenkam den er in der Lombardei getroffen hatte. So gelangte er im Frühjahr 1312 nach Rom und wurde am 29. Juni desselben Jahres an der herkömmlichen Stelle und in der herkömmlichen Weise zum Kaiser gekrönt, nur daß ihm nicht der Papst selbst, sondern seine Legaten die Krone des römischen Reiches aufsetzten. Denn seit dem Jahre 1305 residirte Clemens V. nicht mehr in Rom, sondern in Avignon.

Bisher war Heinrich VII. Alles über Erwarten gelungen und die kaiserliche Partei in Italien sah in ihm den großen gottgesandten Wiederhersteller des Reiches und ihres Vaterlandes. Dantes gewaltige Verse im Paradies bezeugen wie sehr man nicht blos die Macht, sondern auch die Person des Kaisers überschätzte. Denn was sich in Rom sogleich nach der Krönung begab, paßte schlecht zu dem bisherigen Triumphe. Auch Rom hatte seine zwei großen Parteien unter dem städtischen Adel und dem Volke, eine ghibellinische und eine guelfische, d. h. eine deutsche oder kaiserliche und eine antideutsche oder antikaiserliche, die deswegen jedoch um nichts italienischer und freisinniger war wie die andere. Die guelfische Partei in Rom lehnte sich wie überall an den König Robert von Neapel aus dem Hause Anjou. Er galt durch ganz Italien als das geborene Haupt der Guelfen. Sein Haus besaß durch den Mord Conradins das Erbe der Hohenstaufen, das jeder ihrer Nachfolger auf dem Kaiserthron von rechtswegen als lediges Reichsgut zurückfordern mußte. Auch ohne dies zeigte die Politik ihrer normannischen Vorgänger auf dem sicilischen Thron den Anjous wie sie sich gegen die deutschen Kaiser und die deutsche Herrschaft in Italien zu verhalten hatten. Sie mußten die Festsetzung jeder fremden Macht in Italien möglichst zu verhindern suchen und als eine fremde Macht galt ihnen natürlicher Weise auch der deutsche Kaiser.

Das Geld und die Aufhetzungen des Königs von Neapel brachten die Guelfen in Rom, an ihrer Spitze das mächtige adeliche Haus der Orsini, zum Aufstand gegen den Kaiser. Er sah sich gezwungen die Hauptstadt seines

geträumten Weltreiches zu verlassen und nach Toscana zurück zu weichen. Aber auch hier regten sich überall die Guelfen. Namentlich war die Stadt Florenz, damals streng guelfisch gesinnt, dem Kaiser schon bei seinem Zuge nach Rom feindlich entgegen getreten. Jetzt griff er diese Stadt an die in Toscana dieselbe Rolle spielte wie einst Mailand zu Kaiser Friedrich I. Zeit in der Lombardei. Aber er konnte sie nicht bewältigen. Er mußte nach Pisa zurück, der Nachbarin und ärgsten Feindin von Florenz, dem alten Mittelpunkte der ghibellinischen oder kaiserlichen Partei in Toscana. Dort rüstete er sich zu einem Hauptschlage gegen den König von Neapel um mit ihm die Guelfen in ganz Italien zu besiegen. Aber seine bisherigen Anhänger unterstützten ihn nur mäßig. Der erste Enthusiasmus war lange verraucht und der Kaiser war durch seine Geldforderungen lästig, durch seine romantischen Wiederherstellungspläne gefährlich und im Ganzen langweilig geworden. Auch aus Deutschland konnte er nur unbedeutende Hülfe ziehen. Doch brachte er ein Heer zusammen mit dem er im Sommer 1313 sich auf den Weg zur Bekämpfung des Königs Robert machte, aber er war noch nicht weit gekommen als er zu Buonconvento bei Siena plötzlich heftig erkrankte und am 24. August 1313 starb. Selbst unter der Umgebung des Kaisers und noch mehr in Deutschland glaubte man an eine Vergiftung. Bezeichnend ist es daß man einen Dominikaner der ihm die Hostie im Abendmahl gereicht hatte, für den Thäter hielt; doch ist der Verdacht wahrscheinlich grundlos.

Nach Heinrichs VII. Tode zeigten die beiden österreichischen Herzoge Friedrich und Leopold entschiedene Neigung die Krone ihres Vaters nicht wieder in fremde Hände gelangen zu lassen. Daß der Sohn Heinrichs VII. keine Aussicht habe den Platz seines Vaters einzunehmen, wußte er selbst und Jedermann in Deutschland. Die deutsche Krone war eben doch noch mehr als ein leerer Name, wenn sie ein einigermaßen gewandter und tüchtiger Mann trug. Daß die kleinen Luxemburger Grafen jetzt das große Königreich Böhmen besaßen, verdankten sie nur allein dem Glücksfall der Heinrich VII. zum deutschen König machte. Auch das habsburgische Haus hatte zu seinem Schaden während der vorigen Regierung mehrmals erfahren müssen was es bedeute daß ihm die Krone abhanden gekommen war. Mit ihr war ihm auch Böhmen verloren gegangen, das König Albrecht bei längerem Leben gewiß nicht seinem Hause hätte entgehn lassen. Darum bemühten sich die Habsburger jetzt ebenso eifrig einen von ihnen und zwar den älteren Bruder Friedrich zur Wahl zu bringen, wie sie nach ihres Vaters Tode Gleichgültigkeit gegen die scheinbare Ehre und wirkliche Last gezeigt hatten.

König Johann von Böhmen, sein Oheim Erzbischof Balduin von Trier, und sein Beschützer Peter Aspelt, der Erzbischof von Mainz, waren jedoch entschlossen keinen Habsburger König werden zu lassen. Sie stellten darum in dem Herzog Ludwig von Oberbaiern einen Thronbewerber auf, der keine Eifersucht der übrigen Fürsten erregen konnte und doch mit ihrer Hülfe

dem habsburgischen Hause gewachsen war. Auf dem Wahltag zu Frankfurt wurde er auch wirklich durch fünf unbestrittene Kurstimmen gewählt, am 20. October 1314. Sein Gegner Friedrich von Oesterreich, der sich an demselben Wahlort eingefunden, erlangte nur zwei für sich. Da jedoch damals die Entscheidung nach der Mehrzahl der Kurstimmen noch nicht gesetzlich ausgesprochen war, so konnte Friedrich und seine Partei die Rechtsgültigkeit der Wahl Ludwigs wohl bezweifeln. Dazu kam daß Ludwig zwar an dem herkömmlichen Orte, aber nicht von dem cölner Erzbischof der Friedrich gewählt hatte, sondern von dem mainzer gekrönt wurde der nicht dazu befugt war.

In Folge der zwiespältigen Königswahl traten überall zwei Parteien, eine bairische oder luxemburgische und eine österreichische hervor. Sie gruppirten sich so daß in Süddeutschland die meisten größeren Fürsten zu dem Baier hielten, ebenso die meisten und wichtigsten Städte. Die kleineren Fürsten und der Ritterstand waren eben darum überwiegend österreichisch gesinnt. In Norddeutschland hatten die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Ludwig gewählt. Die übrigen Fürsten, die Ritterschaft und die Städte nahmen einstweilen keinen eigentlichen Antheil an dem Streite, sondern warteten für wen sich das Glück erklären würde. Denn da eine gütliche Beilegung des Streites unmöglich schien, hatte man von beiden Seiten zu den Waffen gegriffen.

Hiebei war der Vortheil auf Ludwigs Seite. Das österreichische Haus erlitt im Jahre 1315 zwar an einer anderen Stelle, aber doch zu seinem großen Schaden für den Kampf auch mit diesem Gegner eine schwere Niederlage durch dieselben Bauern der drei oberdeutschen Landschaften welche 1308 die Vögte König Albrechts vertrieben. Heinrich VII. hatte ihr damaliges Vorgehn schon aus natürlicher Eifersucht gegen das habsburgische Haus für recht erkannt und ihre Reichsfreiheit feierlich bestätigt. Aber ihre Streitigkeiten mit ihrem habsburgischen Nachbar waren dadurch nicht beendet worden. Von habsburgischer Seite behauptete man daß die drei Landgemeinden die vogteilichen und landesherrlichen Rechte die Habsburg auf allen Grenzen jener drei Gemeinden zustanden, öfters gröblich verletzt hätten, indem sie mehrere nicht unmittelbar freie, ja sogar persönlich unfreie Bauerschaften, Gemeinden und Bezirke in ihre Eidgenossenschaft aufnahmen und ihnen damit ihren Schutz gegen ihre bisherigen Herren zusicherten, Alles unter der Begünstigung Heinrichs VII. Jetzt nach Heinrichs Tode glaubte Herzog Leopold die Zeit gekommen wo er die Uebergriffe der Eidgenossen bestrafen könnte. Er führte ein glänzendes Heer, die Blüthe des umwohnenden Adels gegen sie, wurde jedoch in dem vorhin genannten Jahre im Engpaß von Morgarten von den süddeutschen Bauern und Hirten ebenso vollständig geschlagen wie die norddeutschen Fürsten und Ritter von den niedersächsischen und frisischen Bauern so oft geschlagen worden waren. Im Süden war es aber der erste Fall dieser Art, darum erregte er überall das größte Aufsehen

und wirkte nach allen Seiten hin ungünstig auf die Angelegenheiten des Hauses Oesterreich. Auch sonst begünstigte das Glück Ludwig den Baier. Im Jahre 1320 wurde die Mark Brandenburg durch den Tod des letzten Markgrafen aus dem Hause Albrecht des Bären ledig. Der deutsche König zog sie einstweilen ein und gab sie später seinem ältesten Sohn Ludwig.

Doch erholte sich das österreichische Haus nach und nach wieder von den verschiedenen Unfällen die es getroffen hatten und Friedrich und Leopold beschlossen ihren Feind von zwei Seiten her gleichzeitig, von Schwaben und Oesterreich her anzugreifen. Den Angriff von Oesterreich her leitete Friedrich selbst. Er traf auf Ludwig und seine Bundesgenossen bei Ampfing oder Mühldorf, erlitt jedoch eine gänzliche Niederlage und wurde selbst gefangen am 28. September 1322. Leopold setzte indessen den Kampf noch immer und nicht unglücklich fort. Er fand bald an dem Papst Johann XXII. einen einflußreichen Verbündeten, wenn gleich die Zeiten vorüber waren in denen das Papstthum unumschränkt über die Geister geboten hatte.

Der Papst Johann XXII., der wie Clemens V. in Avignon unter dem Schutz und in der Abhängigkeit von Frankreich residirte, war schon darum ein Feind Ludwigs, weil Frankreich das österreichische Haus begünstigte. Es kam noch hinzu daß Ludwig sich in Italien mit den ghibellinischen Parteihäuptern in Verbindung eingelassen und einen Reichsvicar eingesetzt hatte. Das Eine wie das Andere schien der päpstlichen Politik gleich gefährlich zu sein. Aber anstatt sich auf gütliche Vorstellungen einzulassen gieng Johann sogleich mit den schärfsten Waffen seines Amtes gegen den König vor. Er gebot ihm bei Strafe des Bannes sich der angemaßten Reichsverwaltung zu enthalten und alle seine Regierungshandlungen innerhalb dreier Monate zu widerrufen. Er selbst werde die streitige Wahl untersuchen und seiner Zeit die Entscheidung geben. Dazu ließ er noch den Verdacht der Ketzerei mit einfließen, weil Ludwig sich mit den als Ketzer gebannten Ghibellinen in Verbindung gesetzt habe. Dagegen legte Ludwig am 18. December 1323 auf einem großen Reichstage zu Nürnberg eine feierliche Protestation und Appellation an ein freies und allgemeines Concil ein welches über dem Papst stehe. Auch behauptete er unter Beistimmung der Reichsstände daß dieser kein Recht habe die Bestätigung des durch die Mehrzahl der Kurstimmen gewählten Königs zu verweigern wenn er darum angegangen werde, überhaupt nur dann als Richter anerkannt werden könne, wenn beide Parteien selbst ihn dazu beriefen. Unmittelbar darauf, 1324, erfolgte Bann und Interdict, jedoch ohne großen Eindruck in Deutschland zu machen, denn man wußte hier sehr gut daß der Papst nur ein Werkzeug in der Hand Frankreichs sei. Auch andere päpstliche und französische Intriguen scheiterten um diese Zeit. Die Reste der österreichischen Partei hatten eine Zusammenkunft nach Bar sur Aube ausgeschrieben um dort einen französischen Prinzen zum deutschen König an der Stelle des gefangenen Friedrich zu wählen. Indessen sie kam

Digitized by Google

nicht zu Stande. Auch andere Verbündete förderten die Sache des österreichischen Hauses nicht. Auf unmittelbares päpstliches Geheiß machte der König von Polen einen Einbruch in die Mark Brandenburg um sie dem Sohne des gebannten Ludwig zu entreißen. Er verwandte zu diesem Kreuzzug hauptsächlich heidnische Horden: Cumanen und Tataren, die hier ebenso hausten wie einst die Mongolen in Ungarn.

Unter dem Eindruck dieser Dinge gelang es Ludwig endlich nach mühseligen Unterhandlungen eine Aussöhnung mit seinem Gegner zu Stande zu bringen. Am 5. Septbr. 1325 erkannte Friedrich Ludwig als den rechtmäßig gewählten König und künftigen Kaiser an. Dafür erhielt er selbst den Namen eines römischen Königs und Antheil an der Reichsregierung unter Ludwigs Oberaufsicht. Er trat also in dieselbe Stellung zu ihm wie die Söhne früherer Kaiser die bei Lebzeiten ihrer Väter zu Nachfolgern gewählt wurden. Als 1326 auch Leopold der diesem Vergleiche nicht beitrat starb, schien die Ruhe in Deutschland gesichert.

Statt aber die Gunst der Verhältnisse zu einer nachhaltigen Kräftigung des königlichen Ansehens in Deutschland zu benutzen, wandte sich Ludwig auf die falsche Bahn seines Vorgängers. Im Jahre 1327 trat er seinen Römerzug an; der König Friedrich führte an seiner Stelle die Regierung in Deutschland. Ludwig konnte in Italien den Papst der ihn so sehr belästigte, am wirksamsten bekämpfen, aber darauf gedachte er sich nicht zu beschränken. Er wollte Alles erreichen was den früheren Kaisern in ganz anderer Zeit nicht erreichbar gewesen war.

Aehnlich wie Heinrich VII. gelang es auch ihm mit Hülfe der ghibellinischen Partei in Ober- und Mittelitalien das Uebergewicht über die Guelfen zu erringen, deren Haupt auch jetzt wie 20 Jahre vorher König Robert von Neapel war. Er zog in Rom ein und empfieng die Kaiserkrone. Dann eröffnete er in der Art eines Otto I. und Heinrich III. eine feierliche Gerichtshandlung gegen den Papst der sich natürlich nicht stellte. Er wurde verurtheilt und abgesetzt, worauf das römische Volk einen neuen, Nicolaus V. genannt, erwählte. Zu seinem Unglück war Ludwig von einer Anzahl italienischer Rechtsgelehrten umgeben welche die maßlosesten Ansprüche der kaiserlichen Gewalt aus dem römischen Rechte, oder gar aus der Politik des Aristoteles begründeten und seine schwache Urtheilskraft völlig verblendeten. Aber kaum war er zum Kaiser gekrönt, so sah er auch wieder wie Heinrich VII. sich genöthigt der Hauptstadt seines Weltreiches den Rücken zu wenden. Auch in Mittel- und Oberitalien gieng es ihm nicht besser. So kehrte er 1330 ohne den geringsten Gewinn außer dem des Kaisertitels nach Deutschland zurück und selbst dieser wurde überall da nicht anerkannt, wo man den Papst Johann XXII. anerkannte.

Kurz vor seiner Zurückkunft nach Deutschland war König Friedrich gestorben und das wunderliche Verhältniß der Doppelregierung somit beseitigt,

ohne daß es Ludwig bisher Nachtheil gebracht hätte. Das österreichische Haus blieb auch nach Friedrichs Tode seiner Sühne mit Ludwig getreu und der alte Gönner und Anhänger des Baiern, Johann von Böhmen, gab sich große Mühe im Ausland für den Kaiser zu wirken. In Frankreich und bei dem Papste unterhandelte er fortwährend in diesem Sinne. Aber Johann XXII. war persönlich zu erbittert gegen Ludwig und sein Nachfolger Benedict XII. seit 1334 stand so gänzlich unter französischem Einfluß, dem Alles daran gelegen war das deutsche Reich nicht wieder zu innerer Festigkeit gelangen zu lassen, daß sich alle angeknüpften Unterhandlungen bald wieder zerschlugen.

Doch wurde dadurch des Kaisers Ansehn in Deutschland nicht beeinträchtigt. Er glaubte sich jetzt so stark, daß er sogar mit dem luxemburgischen Hause zu brechen wagte. Im Jahre 1335 zog er Kärnthen, Krain und Tyrol, nach dem Tode des letzten Herzogs von Kärnthen als heimgefallene Mannslehen ein und vergab sie an die Herzoge Albrecht und Otto von Oesterreich, wahrscheinlich in Folge geheimer Tractate schon vom Jahre 1325 und 1326. König Johann versuchte dagegen Einspruch, denn sein Sohn Johann Heinrich war an die einzige Tochter des letzten Herzogs, Margarethe, die berüchtigte Maultasch wie sie von einer Burg bei Meran heißt, vermählt und hoffte auf die Nachfolge in dem reichen Erbe seines Schwiegervaters. Der böhmische König erhob sogar offene Fehde gegen den Kaiser, mußte sich jedoch bald zur Nachgiebigkeit verstehn und sich damit begnügen daß er Tyrol für seinen Sohn und seine Schwiegertochter erhielt.

Ueberhaupt fanden auch in Deutschland jetzt die Ansichten der italienischen Bearbeiter und Lehrer des Staatsrechts immer mehr Eingang, wenigstens so weit sie die Rechte des Staates gegen die Uebergriffe der römischen Curie vertheidigten. Selbst die Stimmen aus der Kirche erklärten sich größtentheils für den Kaiser und gegen den Papst in Avignon, dessen Dienstbarkeit unter Frankreich man immer mehr in ihrer wahren Natur zu durchschauen begann. Auch wirkte eine Partei unter den Franciskanern eifrig für den Kaiser, die schon länger mit den Dominicanern in Streitigkeiten über Ordenseinrichtungen gerathen war und sich vom Papste beeinträchtigt glaubte. Aber der Kaiser benutzte alle diese Vortheile nicht. Er dachte jetzt nur an eine Aussöhnung mit dem Papste durch die Vermittelung des französischen Königs. Für die Einbuße in der öffentlichen Meinung die er dadurch erlitt, schien er sich durch eine schrankenlose Vergrößerung seiner Hausmacht entschädigen zu wollen. So vereinigte er 1340 Niederbaiern nach dem Tode des minderjährigen Herzogs Johann, trotz des Widerspruchs seiner Brudersöhne, der Pfalzgrafen am Rhein, mit seinem Erblande Oberbaiern. So trennte er 1342 aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe zwischen Margarethe von Tyrol und Johann Heinrich von Luxemburg und vermählte sie nach ihrem Wunsche mit seinem Sohne Ludwig, dem Kurfürsten von Brandenburg, um seinem Hause Tyrol zuzuwenden. Ludwig, der neue Gemahl der Maultasch, war mit ihr

Digitized by Google

im dritten Grade verwandt, doch kümmerte das den Kaiser nicht, er ertheilte wiederum aus kaiserlicher Machtvollkommenheit Dispens. Obgleich diese Handlung des Kaisers von seinen Hofjuristen und Hoftheologen vertheidigt wurde, so schadete sie ihm doch in Deutschland außerordentlich, denn er erregte damit ebenso sehr die wohlgegründete Besorgniß aller Reichsfürsten, wie er den Rechtssinn des Volkes tief verletzte.

Vielleicht war es das Bewußtsein davon was ihn von nun an zu immer demüthigeren Aussöhnungsversuchen mit dem Papste Clemens VI., dem Nachfolger Benedicts XII. seit 1342, trieb, denen dieser immer unverschämtere Forderungen entgegensetzte. Auch sonst schien der Kaiser alle Besinnung verloren zu haben. Als der Graf Wilhelm von Holland im Jahre 1345 ohne Nachkommen starb, so machte Ludwig für seine eigene Gemahlin Margarethe, die eine Schwester Wilhelms war, Ansprüche an die Verlassenschaft. Aber als nun auch die andern Schwestern mit solchen hervortraten, zog er schleunigst Holland, Seeland und Frisland als ledig gewordene Mannslehen ein, während doch das Haus Graf Wilhelms von der weiblichen Seite her die genannten Länder ererbt hatte.

So gelang es endlich dem Papst 1346 die Wahl eines Gegenkönigs zu Stande zu bringen der fünf Kurfürsten für sich hatte, nämlich alle außer Pfalz und Brandenburg. Es war Karl, Markgraf von Mähren, Sohn des Königs Johann von Böhmen. Die Kurfürsten waren zum Theil vom Papste geradezu erkauft, wie Sachsen und Cöln, was in Deutschland allgemein bekannt war und nicht dazu beitrug Karl zu empfehlen. Er konnte deshalb im übrigen Reich nicht die geringsten Fortschritte machen, während auch Ludwig rath- und thatlos in Baiern verweilte, bis er ganz plötzlich auf einer Jagd in der Nähe von München am 11. October 1347 starb.

Kapitel XII.

Deutschland unter den luxemburgischen Herrschern.

Ludwigs Hinscheiden führte Karl einige neue Anhänger zu. Auch stieg seine Hausmacht durch den kurz vorher erfolgten Tod seines Vaters Johann über die aller andern deutschen Reichsfürsten und der Papst und Frankreich boten Alles auf um ihm zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen. Aber das bairische Haus war nicht gesonnen nachzugeben und durch Kaiser Ludwig reich genug ausgestattet um seinen Willen durchzusetzen. Es verstand sich von

Digitized by Google

selbst daß keiner der Söhne Ludwigs auf die Krone rechnen konnte, so wenig wie die Söhne Rudolfs I., Albrechts I. oder der Sohn Heinrichs VII. nach dem Tode ihrer Väter. Die bairische Partei im Reiche mußte daher auf einen anderen Thronbewerber denken. Zuerst richtete sie ihre Augen auf den König Eduard III. von England, einen Fürsten der als tapferer und glücklicher Feind Frankreichs und des französischen Königshauses auch ein natürlicher Feind der Luxemburger war. Aber wenn auch die deutsche Königs- und Kaiserkrone jeden Herrscher der damaligen Zeit anlocken mußte, so wagte es Eduard III. doch nicht sich in das Parteigetriebe Deutschlands zu mischen und als Gegenkönig aufzutreten.

Nun wandten sich die bairischen Fürsten an Markgraf Friedrich den Ernsthaften von Meißen. Aber auch er, ein Nachbar Böhmens und von Karl durch große Geldsummen gewonnen, lehnte ihre Anerbietungen ab. Zuletzt bewog man den Grafen Günther von Schwarzburg, einen rechtschaffenen Rittersmann, aber an Macht und Besitz einen der unbedeutendsten unter dem deutschen Herrenstand, zur Annahme der Krone. Doch wollte auch er sich nicht eher dazu verstehn, bis die Mehrzahl der Kurfürsten, mit Zuziehung anderer Reichsfürsten und Herren, in einem förmlichen Rechtspruch den deutschen Thron für erledigt erklärt und seine Wahl in herkömmlicher Weise vorgenommen hätte. Da die bairische Partei im Augenblick über die Mehrzahl der Kurstimmen verfügte, so war es nicht schwer seinem Verlangen zu genügen. Aber Günther war nicht glücklich in seinem Kampfe mit Karl; auch verließen ihn seine Anhänger mehr und mehr, sogar einer seiner Wähler, der Pfalzgraf Rudolf aus dem bairischen Hause. Darum verstand er sich zu einem Vergleiche mit seinem Gegner, dem auch Ludwig, Kurfürst von Brandenburg, und Heinrich von Virneburg, der von Clemens VI. abgesetzte, aber noch allgemein anerkannte Erzbischof von Mainz, beitraten. Günther machte sich verbindlich die Krone niederzulegen gegen 20,000 Mark Silbers. Der mainzer Erzbischof sollte von Karl unterstützt werden gegen den päpstlicherseits aufgestellten Gerlach von Nassau, die übrigen Zwistigkeiten zwischen Karl und Ludwig von Brandenburg wollte man baldigst erledigen. Kurz nach diesem Vergleiche starb Günther, wie man glaubte auf Karls Veranstalten vergiftet, wozu dieser jedoch keine denkbare Veranlassung hatte.

Ludwig von Brandenburg würde sich wohl schwerlich bequemt haben dem Luxemburger den Weg auf den deutschen Thron zu bahnen, wenn dieser ihm nicht entsprechende Gegenleistungen gewährt hätte. In der Mark Brandenburg hatte sich die bairische Herrschaft immer noch nicht befestigt. Das Volk harrte auf die Wiederkunft Waldemars II., des vorletzten ascanischen Markgrafen, der wie es hieß nicht gestorben, sondern blos wie Kaiser Friedrich II. außer Landes gegangen sein sollte. Wirklich trat auch ein Mann auf der sich für den zurückgekehrten Waldemar ausgab. Er gewann rasch allgemeinen Zulauf unter dem Volke, doch hätte er damit allein dem Kurfürsten Ludwig

Digitized by Google

wenig geschadet, wenn nicht die Politik anderer Reichsfürsten sich seiner angenommen und ihn als Werkzeug gegen das bairische Haus gebraucht hätte. Die Ascanier, die Stammesvettern der ausgestorbenen brandenburger Markgrafen, in Sachsen und in den anhaltinischen Fürstenthümern, das Meklenburgische Haus und der Erzbischof von Magdeburg, vor allen aber König Karl von Böhmen, erkannten ihn als den echten Waldemar an und unterstützten ihn so kräftig mit Geld und Mannschaften daß Kurfürst Ludwig sein ganzes Land bis auf einige Städte an ihn verlor.

Jetzt versprach König Karl den Prätendenten fallen zu lassen und sich auch bei den anderen Nachbarn der Mark in diesem Sinne zu verwenden. Von nun an gelang es Ludwig wieder in den Besitz seines Landes zu kommen, doch mußte er es Schritt für Schritt seinem Gegner und dessen zahlreichen Anhange abkämpfen. Endlich räumte jener kühne und gewandte Mann die Marken und begab sich zu den anhaltinischen Fürsten nach Dessau wo er bis zu seinem Tode als Stammesvetter und Kurfürst gehalten wurde. Daß er nicht der wirkliche Waldemar, sondern ein Betrüger war, ist ebenso gewiß, wie es ungewiß ist ob die alte Behauptung Glauben verdient daß er Jakob Rehbock geheißen habe und ein Müller gewesen sei.

Nachdem sich das bairische Haus mit König Karl versöhnt hatte, stand seiner allgemeinen Anerkennung nichts mehr im Wege. Er wurde noch einmal mit genauer Beobachtung des Herkommens gewählt und gekrönt und hieß von nun an Karl IV., als deutscher König und später auch als römischer Kaiser.

Doch in derselben Zeit waren alle anderen Gedanken und Bestrebungen durch den Schrecken ungeheurer Naturereignisse in den Hintergrund gedrängt. Es schien als solle die ganze europäische Menschheit vertilgt werden, so wütheten Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs und furchtbare Krankheiten. Keine Zeit der beglaubigten Geschichte hat eine ähnliche Fülle von Verderben auf den Raum weniger Jahre zusammengedrängt aufzuweisen. Auch Deutschland wurde davon so hart wie die anderen europäischen Länder mitgenommen. Das größte Entsetzen unter allen Weltplagen erregte jene geheimnißvolle Seuche welche unter dem Namen des großen oder schwarzen Todes sich dem Gedächtniß aller Zeiten eingeschrieben hat. Sie verbreitete sich schon im Jahre 1347 von Westen und Südwesten her, von Frankreich und Italien in die Rheinlande und Alpenlandschaften und von da aus über ganz Deutschland. Sie forderte wie sich begreifen läßt die meisten Opfer in den volkreichen Städten die alle eng gebaut und hinter gewaltige Mauern vergraben waren. Viele von den rheinischen Städten verloren neun Zehntheil ihrer Bevölkerung und manche davon haben während des ganzen Mittelalters und bis auf unsere Tage ihre damaligen Verluste nicht wieder ersetzen können.

Im nächsten Gefolge dieses entsetzlichen Ereignisses gieng eine Menge von Zügen rohester Ausschweifung, wie sie die Verzweiflung bei einer ähn-

lichen Auflösung aller bestehenden Verhältnisse und bei der Aussicht auf den unvermeidlichen Untergang immer erzeugt hat. In unserem Vaterlande ließ man sich besonders zu blutigen Verfolgungen der Juden hinreißen, denen der Glaube des Volkes die Schuld an dem ganzen Unheile zuschrieb. Es wurde ihnen die Vergiftung der Brunnen und Lebensmittel vorgeworfen und sie massenweise, namentlich in den Rheinstädten, ihren alten Lieblingssitzen, aufs Grausamste geschlachtet.

Aber auch ernste und vorbedeutungsvolle Erscheinungen zeigten sich welche einen baldigen großen Umschwung in dem Denken und in der Gesinnung unseres Volkes ankündigten. Von dieser Art waren die Gesellschaften der Geiseler, die schon früher bei ähnlichen Veranlassungen hervor zu treten pflegten, aber niemals vorher in dieser großartigen Ausdehnung wie während und nach dem schwarzen Tode. Eine Anzahl von Leuten, oft mehrere Tausende, thaten sich in Verbindungen zusammen die eine vollständige körperschaftliche Verfassung hatten. An der Spitze einer solchen Geiselbrüderschaft stand ein Meister, der wie die Brüder ein Laie zu sein pflegte und wie sie gewöhnlich den unteren Ständen angehörte. Ihr Zweck war durch eine Reihe genau geordneter Bußübungen, namentlich durch Geiselungen, die sie zur Erbauung des Volkes mitten in den Städten anstellten, den Zorn Gottes der auf Deutschland lastete zu versöhnen. Sie und ihre andächtigen Zuschauer schienen ganz vergessen zu haben daß sich die Kirche allein das Amt der Versöhnung vorbehielt. Es war darum ein ernstes Zeichen wie wenig die kirchlichen Heilsanstalten in ihrer damaligen Verwaltung den religiösen Bedürfnissen des Volkes genügten, besonders wenn eine große Noth die Gemüther erregte.

Die Geistlichkeit sah dem Treiben der Geiseler Anfangs gleichgültig zu. Ihr war es meist nur darum zu thun das Leben vor der Pest zu retten, daher sie sich möglichst allem Verkehr mit dem Volke entzog. Endlich aber wurde ihr die Sache bedenklicher, denn die Kirchen standen leer und Niemand wollte mehr die lateinische Messe und die lateinischen Hymnen hören die man dort allein hören konnte. Alles Volk strömte zu den Umzügen und Bußübungen jener Laien, um sich an dem noch neuen Genusse religiöser Gesänge in deutscher Sprache, echter Volkslieder von der größten Zartheit und Tiefe, zu erquicken und die Ermahnungen des Meisters zu vernehmen, der gewöhnlich besser zu reden verstand als die Geistlichen auf der Kanzel. Die Anschuldigungen der Geistlichkeit drangen leicht bis zu dem Papst Clemens VI. Er war sehr schnell bereit eine strenge Bulle gegen diese und ähnliche, angeblich ketzerische Verbindungen zu erlassen, worauf denn auch die weltliche Obrigkeit gegen sie einschritt der sie sich als Störer der öffentlichen Ruhe und des Geschäftsverkehrs mißliebig gemacht hatten. Doch wurden sie dadurch nicht unterdrückt. Sie traten von selbst in den Hintergrund als die Gemüther sich wieder beruhigten. Aber sie hielten sich in mancherlei Formen und zum

Theil in größter Verborgenheit immer noch lebendig, um plötzlich wieder hervorzutreten wenn eine ähnliche Veranlassung wie einst der schwarze Tod sie wieder zum Volksbedürfniß werden ließ.

Nach dem Aufhören dieser furchtbaren Plagen brachte die Vergrößerung der oberdeutschen, oder wie sie später auch genannt wurde, der schweizer Eidgenossenschaft meist auf Kosten Herzogs Albrecht von Oesterreich große Bewegung in die südwestlichen Gegenden des Reichs. Schon 1332 hatten die drei Landgemeinden die Stadt Luzern in ihren Bund aufgenommen über welche Oesterreich die Vogtei gehabt, ohne Vorbehalt der habsburgischen Rechte. 1351 trat die Reichsstadt Zürich hinzu; da sie im Reichsverband so gut wie die Eidgenossenschaft selbst blieb, so fiel es Niemandem, am wenigsten dem König ein sie daran zu hindern. 1352 aber trat auch Stadt und Land Zug bei, welche Habsburg gehörten, in demselben Jahre das Land Glarus wo Herzog Albrecht als Vogt des Klosters Sedingen Gerechtsame hatte. Der Herzog suchte die neuen Orte von den alten mit Waffengewalt zu trennen, aber da sich das mächtige Zürich ihrer annahm, so richtete er in wiederholten Feldzügen nicht viel aus und wandte sich endlich an den König der 1353 selbst nach Zürich kam und erst gütlich zu vermitteln suchte, aber da beide Parteien nicht nachgeben wollten, sich genöthigt sah seinem gethanen Versprechen gemäß die Waffen anzuwenden. Indessen gelang es ihm nicht die Stadt Zürich zu erobern, hauptsächlich weil seine Truppen die größtentheils aus den Mannschaften der oberdeutschen Städte bestanden, wenig Lust hatten für die Fürsten und die Ritterschaft gegen eine Reichsstadt zu fechten.

Ohne den Ausgang abzuwarten gieng Karl im Sommer 1354 nach Italien, nachdem er sich vorher dem Papste feierlichst verpflichtet hatte nichts in den dortigen Verhältnissen zu ändern. Er wurde zu Mailand zum lombardischen oder italienischen König gekrönt und benutzte seinen Aufenthalt in der Lombardei nur um durch schlaue Unterhandlungen große Geldsummen von den verschiedenen Parteien herauszulocken, was ihm auch über Erwarten gut gelang. Dann ward er zu Rom Ostern 1355 von einem päpstlichen Legaten zum Kaiser gekrönt, verließ jedoch die Stadt noch denselben Tag und zeigte nicht die geringste Lust auf die abenteuerlichen Ideen von der Wiederherstellung der ewigen Stadt und des römischen Weltreichs einzugehn, welche die damaligen Römer ihm wie so Manchem seiner Vorgänger seit Otto III. entgegen brachten. Unmittelbar vorher hatten diese Phantastereien durch den mehr als halb tollen sogenannten Volkstribunen Cola Rienzi den Gipfel des Unsinns erreicht. Es verstand sich von selbst für einen Mann wie Karl IV., eine durchaus nüchterne wenn auch überaus eitle Natur, daß er sich darauf nicht einlassen konnte. Er eilte von Rom so schnell als möglich nach Böhmen zurück wo er sich allein ganz heimisch fühlte. Ueberhaupt pflegte er dies Land nur im höchsten Nothfall zu verlassen. Auf seine Vergrößerung und Hebung bezog sich eigentlich seine ganze mühselige und über-

dachte politische Thätigkeit. Es gelang ihm auch nach Wunsche damit. So konnte er jetzt Schlesien mit seinem Erbkönigreich Böhmen vereinigen. Nachdem schon früher einzelne schlesische Fürstenthümer, deren einstmalige Abhängigkeit von Polen ganz aufgehört hatte, als Lehen an Böhmen gekommen waren, fiel auch das letzte unabhängige Fürstenthum Jauer-Schweidnitz nach dem Tode des letzten Herzogs Bolko II., dessen Nichte und Erbin Karls Gemahlin war, an das luxemburgische Haus. Schlesien trat auf diese Weise als ein Nebenland des Reichslandes Böhmen auch in politische Beziehung zu dem deutschen Reiche, doch wurde es weder damals noch später förmlich in den Reichsverband aufgenommen. Ein weiteres Nebenland der Krone Böhmen erwarb Karl IV. in der Niederlausitz die bis dahin den brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach gehörte.

Doch zeigte der Kaiser hie und da noch immer daß er, so weit es das Interesse Böhmens und seine daraus fließenden Geschäfte erlaubten, sich mit Nachdruck und Umsicht der Reichsangelegenheiten anzunehmen wußte. So brachte er auf dem großen Reichstage zu Nürnberg 1356 eine Anzahl der wichtigsten Gegenstände der Reichsverfassung zur Sprache und zur Entscheidung welche in einem Reichsgesetze, der berühmten goldenen Bulle, von dem Goldsiegel der Originalurkunde so genannt, niedergelegt wurde.

Die goldene Bulle beschäftigte sich wie billig mit der wichtigsten Verfassungsfrage der Zeit, mit der Stellung der Kurfürsten. Sie ordnete zuerst die äußeren Formen der Wahl des deutschen Königs, deren Leitung nach dem alten Herkommen dem Kurfürsten von Mainz als dem Reichserzkanzler zuerkannt wurde. Dann entschied sie daß schon die Stimmenmehrheit und nicht ihre Einstimmigkeit zur Gültigkeit der Wahl genüge. Alle bisher noch streitigen Ansprüche verschiedener Linien desselben fürstlichen Hauses auf die Führung der Kurstimme wurden jetzt für immer erledigt. Für das wittelsbachische Haus erhielt sie die pfalzgräfliche Linie am Rhein, für das askanisch-sächsische die wittenbergische, die böhmische Kur wurde noch einmal feierlich anerkannt, nachdem schon König Rudolf I. seinen eigenen früheren Rechtsspruch, wodurch er sie auf Baiern übertrug, 1290 zurück genommen und die böhmische Kurwürde von Neuem bestätigt hatte. So war die wirkliche Siebenzahl hergestellt und alle bisherigen Gelegenheiten zu Irrungen und Protestationen abgeschnitten. Um auch für die Zukunft jede Möglichkeit abzuschneiden daß mehr als sieben einzelne Personen Kurstimmen führten, setzte die goldene Bulle fest daß die Länder auf welchen die Kurstimmen hafteten untheilbare Reichslehen seien und nach dem Rechte der Erstgeburt auf die männlichen Nachkommen der jetzigen Besitzer übergehn sollten. Diese Kurlande erhielten noch andere große Begünstigungen. Sie wurden für alle kaiserlichen Gerichte geschlossen und die landsässigen Grafen, Herren, Ritter, Bürger, Bauern in ihnen konnten von nun an allein vor ihrem Landesgerichte zu Rechte stehen. Den Kurfürsten wurden alle kaiserlichen Regalien in

Digitized by Google

ihren Landen, so viel sie davon durch ausdrückliche kaiserliche Verleihung noch nicht an sich gebracht hatten, zuerkannt, Bergwerke und Salinen, Münze, die herkömmlichen Zölle, Judenschutz. Ihren Personen gab das Gesetz dieselbe Heiligkeit und Unverletzlichkeit wie dem Kaiser, daher der Begriff der Majestätsverbrechen der bisher nur auf den Kaiser selbst Bezug hatte, auch auf sie sich ausdehnte. Bei einer zukünftigen Erledigung des Thrones sollte bis zur Wahl eines neuen Königs der Pfalzgraf am Rhein die Reichsregierung als Reichsvicar in der südlichen Hälfte des Reichs, in den Ländern des fränkischen Rechtes führen und der Kurfürst von Sachsen in gleicher Eigenschaft in der nördlichen Hälfte, in den Ländern des sächsischen Rechtes. Auch wurde das alte Herkommen bestätigt daß der Kaiser in Civil- und Criminalfällen vor dem Pfalzgrafen am Rhein zu Recht stehn müsse.

Der zukunftreichste Theil des neuen Staatsgrundgesetzes trat jedoch nie recht ins Leben. Dies war die Anordnung daß sich die Kurfürsten alle Jahre während der ersten 4 Wochen nach Ostern versammeln sollten um mit dem Kaiser über Reichsangelegenheiten zu berathschlagen. Wäre dies durchgeführt worden, so wäre die Reichsregierung an eine Oligarchie von sieben Männern gekommen und der Reichstag würde bei Seite geschoben worden sein. Er hätte nur zu genehmigen gehabt was die Kurfürsten mit dem Kaiser beschlossen hatten.

Um den Landesfürsten insgemein seinen guten Willen für ihre landeshoheitlichen Rechte darzuthun, nahm der Kaiser auch die alten reichsgesetzlichen Bestimmungen gegen alle Arten von Eidgenossenschaften welche ohne Genehmigung des Landesherrn eingegangen waren und gegen die Pfahlbürger in die goldene Bulle auf. Diejenigen schon bestehenden Eidgenossenschaften die soviel Kraft fühlten um sich auf eigene Faust behaupten zu können, zeigten sich auch nicht geneigt dem kaiserlichen Gesetze zu gehorchen. So blieben Luzern, Zug und Glarus bei der oberdeutschen Eidgenossenschaft trotz aller kaiserlichen Mandate und die mächtige Reichsstadt Bern trat ihr bei.

Inzwischen gerieth das bairische Haus immermehr in Verfall und Karl benutzte diese Gelegenheit aufs Beste um sein Haus zu vergrößern, wie auch die Habsburger 1363 durch einen Vertrag mit Margaretha Maultasch Tyrol den Wittelsbachern entzogen und an sich brachten. Der Kaiser nahm Antheil an den Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Ober- und Niederbaiern, Söhnen des Kaisers Ludwig, um sich von der oberbairischen Linie die Erbanwartschaft auf die Mark Brandenburg welche ihr gehörte versprechen zu lassen. Zwar gereute das den letzten Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach, Otto den Faulen, bald wieder, aber der Kaiser zwang ihn 1373 das Land sogar noch bei seinen Lebzeiten abzutreten. Die Erblande der Luxemburger, darunter zwei Kurfürstenthümer, Brandenburg und Böhmen, erstreckten sich jetzt von der Grenze Meklenburgs und Pommerns bis nahe an die Donau und bildeten eine zusammenhängende Masse, wie sie bisher noch kein deutsches

Fürstenhaus besessen hatte. Um so weniger kümmerte sich der Kaiser fortan um die Interessen des Reichs und des Kaiserthums. Regalien, Reichsgüter und Privilegien aller Art wurden von ihm immer freigebiger vertheilt, je mehr er des guten Willens der Fürsten für die Erhaltung und Vergrößerung seiner Hausmacht bedurfte. Er verpfändete und versetzte unbedenklich die kleineren Reichsstädte, bei denen er es wagen konnte, um Geld für seine eigenen Bedürfnisse zu gewinnen. Ueberall suchte er Lehen der Krone Böhmen zu errichten und scheute sich auch nicht Reichslehen in böhmische zu verwandeln. Auch begann er zuerst unter allen deutschen Kaisern häufiger Standeserhöhungen als bloße Titel zu vertheilen, wovon früher sehr wenige Beispiele vorgekommen waren. Er schuf unter anderm fünf neue Herzogthümer: Meklenburg, Luxemburg, Bar, Jülich und Berg, ohne den Besitzern derselben andere Rechte zu geben als sie bisher schon hatten, der zahlreicheren geringeren Titulaturen gar nicht zu gedenken, die er meist für baares Geld, niemals ohne sich einen Vortheil dabei zu bedingen, nach allen Seiten hin ausstreute.

Solche Mittel halfen ihm auch zu einem großen Erfolge der allen deutschen Herrschern seit dem Untergang der Hohenstaufen gefehlt hatte. Es gelang ihm 1376 seinen ältesten Sohn Wenzel der nach ihm die böhmische Krone tragen sollte auch zum deutschen König wählen zu lassen. Man war schon so sehr entwöhnt im deutschen Reiche den Sohn auf den Vater folgen zu sehen daß wie nach einem Rechtsherkommen der Satz sich gebildet hatte: hier folge niemals der Sohn auf den Vater. Doch Karl wußte auf seine gewöhnliche Weise durch Ertheilung von Gnaden, Privilegien und Reichsgütern, ja selbst durch Geld und noch größere Versprechungen die Kurfürsten zur Wahl zu bewegen. Auch der Papst Gregor XI. wurde von ihm um seine Einwilligung gebeten und gab sie, was nach dem deutschen Staatsrecht gänzlich überflüssig war. Doch liebte es die Politik des Kaisers eher einen Schritt zu viel als zu wenig zu thun, besonders wenn es blos glatte Worte kostete wie hier.

In demselben Jahre 1376 bildete sich gegen den Wortlaut der goldenen Bulle eine Verbindung von 14 schwäbischen freien Städten zur Aufrechthaltung und Vertheidigung ihrer Privilegien und Freiheiten gegen Jedermann, namentlich aber gegen den Grafen Eberhart den Greiner von Wirtemberg, der sie wie seine Vorgänger auf jede Weise bedrängte und zur Unterwerfung unter seine Landeshoheit zu nöthigen suchte. Er that ihrem Handel und ihren Gewerken durch Wegelagerei im großen Stil allen möglichen Abbruch und schnitt dadurch ihre eigentliche Lebensquelle ab. Zu dem neuen Städtebund gehörten St. Gallen, Ulm, Constanz, Rotweil, Ueberlingen, Reutlingen, Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, Kempten und andere kleinere. Ihnen that Gemeinsamkeit Noth, weil sie, obwohl blühender und volkreicher als heute, doch nur Mittelstädte und nicht im Stande waren der Macht des wirtembergischen Grafen und seiner Ritterschaft auf die Dauer zu widerstehn.

Digitized by Google

Der Kaiser ließ sie nach seiner gewöhnlichen Politik die sich den Fürsten so gefällig wie möglich zeigte, nicht blos ohne Unterstützung, sondern nahm selbst Theil an den Feldzügen die Graf Eberhart unter dem Vorwand einer Reichsexecution gegen sie machte. Doch erlitt Graf Ulrich, der Sohn Eberharts, 1377 durch das städtische Heer bei Reutlingen eine schwere Niederlage. Darauf trat Karl als Vermittler ein und stellte den Städten eine Versicherung aus daß sie hinfort vom Reiche bei ihren Freiheiten geschützt und niemals mehr verkauft und verpfändet werden sollten, wiedrigenfalls sie das Recht hätten sich auf eigene Hand zu wehren und einander dabei beizustehn. Somit erkannte der Kaiser die selbstwüchsige Staatsbildung des schwäbischen Städtebundes an, die schon in den ersten Jahren ihres Bestehens sich mehr als verdoppelte.

Kurze Zeit darauf am 29. November 1378 starb Karl IV. auf der Rückkehr von einer Reise nach Frankreich begriffen, mit dessen Königen er von frühester Jugend an, gemäß der luxemburgischen Hauspolitik, in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden hatte.

Wenzel trat nach dem Tode seines Vaters sogleich als König in Deutschland auf. Ungefähr um dieselbe Zeit gab eine zwiespältige Papstwahl der Kirche zwei Häupter, wovon eines zu Rom, Urban VI., das andere zu Avignon, Clemens VII., residirte. Ein solches Ereigniß welches die ganze christliche Welt in Bestürzung und Verwirrung setzte, durfte Wenzeln als künftigem römischen Kaiser nicht gleichgültig sein. Doch dachte er zunächst an eine neue Ordnung der deutschen Verhältnisse, ein Gedanke, den er viele Jahre hindurch mit Vorliebe, aber nach seiner Art ohne Nachdruck verfolgte, bis er an seinen eigenen Fehlgriffen scheiternd die Reichsangelegenheiten gänzlich aufgab und sich auf sein Erbkönigthum Böhmen sammt Schlesien beschränkte. Von dem übrigen Besitze des luxemburgischen Hauses war die Mark Brandenburg an seinen zweiten Bruder Sigmund, Görlitz, Schweidnitz und die Niederlausitz an den dritten, Johann gekommen und durch diese Erbtheilung das Uebergewicht des luxemburgischen Hauses auf einmal zerstört. Denn auch Karl IV. der die Untheilbarkeit der Kurlande in der goldenen Bulle festgesetzt hatte, konnte sich doch von der Sitte seiner Zeit nicht losmachen. Er stattete alle seine Söhne mit Land und Leuten aus, wie es die anderen fürstlichen Zeitgenossen auch zu thun pflegten.

Wenzel war gesonnen das Streben nach selbständigen Einigungen welches sich in ganz Deutschland zeigte als Grundlage eines neuen deutschen Reichsgebäudes zu benutzen, da er einsah daß alle Gesetze dagegen es nicht zu unterdrücken, wohl aber dem ganzen Reichsverbande gefährlich zu machen vermocht hatten. Der schwäbische Bund verstärkte sich bis 1379 auf 34 Städte; die Städte im Elsaß erneuerten alte Verbindungen zur Aufrechthaltung des Landfriedens und viele von den mittelrheinischen thaten dasselbe, so daß jetzt der große rheinische Städtebund des 13. Jahrhunderts in neuer Gestalt auflebte. Sie-

ben von ihnen, Straßburg, Mainz, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau und Weißenburg traten daneben auch mit dem schwäbischen Bunde in Eidgenossenschaft und gaben diesem noch eine bedeutende Verstärkung. Die fünf zuerst genannten waren die größten Städte im südwestlichen Deutschland und brauchten schon einzeln den Kampf mit keinem Reichsfürsten, er mochte sein wer er wollte, zu scheuen. So war der schwäbische Städtebund die vorherrschende Macht in jenem Theile Deutschlands geworden. Es schien als sollten alle Landesherren sammt dem Adel vor ihm erliegen.

Diese drohende Gefahr veranlaßte andererseits die Fürsten und Herren, so wie den Ritterstand zunächst in jenen Gegenden sich ebenfalls zu Verbindungen zu gestalten um ihre wirklichen oder vermeinten Rechte zu wahren, die von den Städten in der That sehr oft verletzt wurden. So entstanden um diese Zeit oder schlossen sich fester zusammen die Ritterbünde welche sich nach ihren gemeinschaftlichen Abzeichen oder Wappen die Gesellschaften vom Löwen, vom Schlägel, mit den Hörnern, vom Falken, von St. Wilhelm u. s. w. nannten und sich nördlich bis an den Niederrhein und nach Westfalen, von dort den ganzen Lauf des Rheins entlang über Schwaben, Baiern und Franken bis an den thüringer Wald hin erstreckten, während das eigentliche nördliche Deutschland sowie die österreichischen und luxemburgischen Erblande wenig oder gar nicht daran Theil nahmen. Die Hauptbedingung eines solchen Verbandes war daß jedes Mitglied gegen die anderen auf sein Fehderecht verzichte. Für die Schlichtung der Streitigkeiten, für die sogenannten Austräge wurden Richter erwählt, deren Aussprüchen sich Jeder unbedingt unterwerfen mußte. Außerdem gab es noch Hauptleute und Räthe nach Bezirken und Revieren, um die Interessen des Bundes mit Güte oder Gewalt zu wahren. Als Mittelpunkt des Ganzen ordnete man jährliche Versammlungen mit freier und gleicher Vertretung aller einzelnen Mitglieder, wo man die Bundesangelegenheiten berieth, über die Beute und die Lösung der Gefangenen verhandelte.

Im Jahre 1382 erfolgte der merkwürdige Versuch zu einer einstweiligen Verständigung dreier solcher Rittergesellschaften, der vom Löwen, St. Wilhelm und St. Georg, sammt dem Grafen Eberhart dem Greiner auf der einen Seite, mit dem schwäbischen Städtebunde auf der anderen. Es trieb dazu eine geheime Furcht vor den unabsehbaren Fehden und unauflöslichen Wirren welche bei dem ersten Zusammenstoß solcher großen Massen erfolgen mußten. Die Einigung zwischen Rittern und Städten sollte als eine Art von Waffenstillstand für zwei Jahr gelten. Durch Austrägalgerichte wollte man die Streitigkeiten zwischen beiden Parteien vergleichen, inzwischen aber keine feindseligen Handlungen gegen einander vornehmen. Die Städte verpflichteten sich noch besonders keine Unterthanen der betheiligten Ritter und Fürsten als Pfahlbürger zuzulassen, was so häufig die Ursache der heftigsten Fehden geworden war.

Nunmehr glaubte König Wenzel den günstigen Zeitpunkt gekommen um selbstthätig einzugreifen. Auf einem großen Reichstage zu Nürnberg 1383 schlug er den Abgeordneten der Städte und Ritterbünde vor einem allgemeinen Landfrieden für ganz Deutschland auf 12 Jahre beizutreten dessen Haupt er selbst werden wolle. Es sollte eine Befestigung und Ausdehnung des Vertrages von 1382 über das ganze Reich sein, darum wollte er auch die damals geordneten Austrägalgerichte beibehalten. Die Genossen des Landfriedens sollten ohne des Königs Einwilligung keiner weiteren Verbindung beitreten, obwohl die bisherigen Bündnisse noch fortbestehn durften. Wäre Wenzels Plan durchgegangen, so würden sie bald überflüssig geworden sein. Aber die Städte hatten aus mancherlei Ursachen den König in Verdacht daß er mit seinem Vorschlag nur den Nutzen der Fürsten und der Ritterschaft bezwecke und lehnten den Beitritt ab. Wenzel konnte nichts zu Stande bringen als eine Erneuerung des Vertrags von 1382, die zu Heidelberg auf vier Jahre verabredet ward.

Beide große Parteien sahen nun, da die Vermittlungsversuche verunglückt waren, daß es bald zu einem Zusammenstoß kommen müsse und suchten sich in der Zwischenzeit möglichst zu verstärken. So traten viele Fürsten den Ritterbünden bei, aber auch manche dem schwäbischen Städtebund dem sich 1385 die Städte der oberdeutschen oder schweizer Eidgenossenschaft anschlossen, jedoch die Landgemeinden betheiligten sich nicht daran. Eben deshalb zog er auch keinen besonderen Vortheil von seinem neuen Zuwachs. Als 1386 die Landgemeinden von dem Herzog Leopold III. von Oesterreich angegriffen wurden, erhielten sie von dem schwäbischen Städtebunde, ja selbst von der eidgenössischen Reichsstadt Bern keine Unterstützung. Doch erfochten sie am 9. Juli desselben Jahres bei Sempach mit ihren wie immer nur aus Fußvolk bestehenden Schlachthaufen einen vollständigen Sieg über das zahlreiche und glänzende Ritterheer, wobei Herzog Leopold selbst fiel. Von dieser Zeit an verbreitete sich der Glaube an die Unüberwindlichkeit des schweizerischen Fußvolks der 130 Jahre lang bis zur Schlacht von Marignano nicht zerstört wurde, während die Furcht vor der Ritterschaft immermehr erlosch. Die Schlacht von Sempach gab dafür keinen triftigen Grund, denn sie war nur verloren worden, weil die Ritter wegen der Bodenbeschaffenheit abgesessen waren und zu Fuße kämpften. Doch zeigte die weitere Kriegsgeschichte daß das Urtheil, wenn auch falsch abstrahirt, im Wesen richtig war.

Leopolds gleichnamiger Sohn machte bald darauf einen Versuch den Tod seines Vaters zu rächen und die Eidgenossen wegen unaufhörlicher Verletzung der Rechte seines Hauses zu bestrafen. Aber auch er wurde geschlagen 1388 bei Näfels. Darauf wurde ein Waffenstillstand auf 7 Jahre geschlossen in welchem Oesterreich den Eidgenossen die gemachten beträchtlichen Eroberungen überlassen mußte.

In demselben Jahre 1388 gewannen jedoch die Fürsten und die Ritterschaft in einem anderen Theile von Alamannien, im eigentlichen Schwaben für einige Zeit die Oberhand. Der schwäbische Städtebund nahm sich eines seiner fürstlichen Mitglieder an, des Erzbischofs Pilgrin von Salzburg den der Herzog Friedrich von Baiern hinterlistig gefangen hatte. Auf ausdrückliche Aufforderung des Königs Wenzel griff der Bund den bairischen Herzog mit großem Nachdrucke an. Aber jetzt erhoben sich die Fürsten und die Ritterschaft von Süddeutschland um der gemeinsamen Gefahr zu begegnen. In Schwaben stellte sich der älteste und erbittertste Feind der Städte, Graf Eberhart der Greiner an die Spitze der Ritterbünde und schlug mit ihrer Hülfe das städtische Heer am 23. August 1388 bei Döffingen. Auch in Franken und am Rheine erlitten die Städte zu gleicher Zeit durch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, den Burggrafen von Nürnberg und den Pfalzgrafen am Rhein schwere Verluste. Sie wurden in mehreren Treffen geschlagen und einige von ihnen, wie Schweinfurt, Windsheim, Rothenburg erobert. Durch große Summen mußten sie Waffenstillstand von den Gegnern erkaufen welche gesonnen waren alle Städtebündnisse zu sprengen.

König Wenzel wartete bis 1389, wo die Noth der Städte aufs Höchste gestiegen war, um beide Parteien zu einem großen Hoftage nach Eger zu laden. Er schlug Städten, Fürsten und Rittern vor alle ihre Bündnisse aufzulösen. Als die Städte trotz ihrer Bedrängniß sich dessen weigerten, erklärte er den schwäbischen Städtebund für aufgehoben und befahl seinen Mitgliedern in einen allgemeinen Landfrieden einzutreten den er eben damals auf sechs Jahre errichtete. Doch wollten sich nur sehr wenige Städte dazu verstehn, aber sie wagten auch keinen Versuch ihren Bund zu erneuern.

Damit der König im Stande gewesen wäre den gebotenen Landfrieden aufrecht zu erhalten, hätte er von dem guten Willen der Fürsten und von einer starken Hausmacht unterstützt sein müssen. Aber Beides fehlte ihm, insbesondere das Letztere. Er lebte schon seit langer Zeit mit seinen Vettern, den mährischen Markgrafen, in offenem Unfrieden. Sie benutzten das Mißvergnügen welches Wenzels derbe und gewaltsame Art bei dem böhmischen Adel hervorgerufen hatte um ihm in seinem Erbkönigreich Schwierigkeiten zu bereiten. Es kam bis zu offenem Aufstand der mit der Gefangennehmung des Königs endete. Nur durch große Versprechungen vermochte er sich zu befreien, aber sein Ansehen stellte sich nicht wieder her. Diese Händel lenkten seine Aufmerksamkeit von den Reichsangelegenheiten ab. Mitunter versuchte er wohl noch zu zeigen daß er deutscher König sei, indem er Landfriedensgebote erließ und neue oder wieder auftauchende Verbindungen untersagte. Aber Niemand kümmerte sich um seine Mandate, denn man wußte daß er keine Macht hatte zu zwingen und daß er selbst darüber spottete. Jeder suchte sich durch freie Einung nach alter Weise zu schützen so gut er konnte. Doch unterschieden sich die jetzt auftauchenden Verbindungen

Digitized by Google

darin von den früheren daß die Fürsten und die Ritterschaft auf der einen Seite und die Städte auf der anderen nicht mehr so schroff getrennt standen. Die Städte schlossen sich nun enger an die Fürsten an, die mehr von den Unabhängigkeitsbestrebungen der Ritterschaft wie von denen der Bürger fürchten mußten. Auch hatten die Städte in dieser Zeit genug mit Unruhen und Wirren in ihrer eigenen Mitte zu thun die ihnen die Geneigtheit und die Fähigkeit benahmen sich nach außen hin um die politischen Verhältnisse zu kümmern. Jede Stadt konnte insgemein zufrieden sein, wenn sie von ihren fürstlichen Nachbarn in Ruhe gelassen wurde und diese hatten auch nichts gegen die herkömmliche Selbständigkeit der Reichsstädte und die anerkannten Rechte der landsässigen Städte einzuwenden, wenn sie sich nur mit dem begnügen wollten was sie besaßen und nicht nach fortwährender Erweiterung auf Kosten der Landesfürsten strebten.

Bei den damaligen inneren Kämpfen handelte es sich unter den mannigfachsten Formen überall um das Eine, um die Theilnahme der Gewerbtreibenden an der städtischen Verwaltung und Regierung. Beides war von Anfang an den altfreien oder freigewordenen Gründern und Bewohnern der Orte aus denen die späteren Städte erwuchsen allein eigen gewesen. Bei dem ungemeinen Wachsthum der deutschen Städte seit dem 11. Jahrhundert, das meist durch Einwanderung von außen her erfolgte, übertrafen die neuen Einwanderer die ursprüngliche Gemeinde sehr schnell an Zahl. Wenn sie auch meist von unfreier Herkunft waren, so verlor sich doch dieser Nachtheil auch bei ihnen wie bei der schon von früher her vorhandenen unfreien Bevölkerung einer solchen Stadt, denn überall wurde der Grundsatz durchgeführt daß es innerhalb der Ringmauern nur freie Leute geben könne, oder wie man sich ausdrückte daß in der Stadt die Luft frei mache. Die neuen Einwanderer gehörten dem Gewerbstande an und vereinigten sich nach ihrer Beschäftigung zu verschiedenen Gilden oder Innungen. Die ältere Gemeinde beschäftigte sich mit dem Groß- und Geldhandel und mit dem Ackerbau, nur ausnahmsweise auch mit einem Gewerbe. Als sich erst der Gegensatz zwischen dem Ritterthum und den anderen Ständen herausgebildet hatte, lebten die Altbürger meist nach ritterlicher Weise und beanspruchten auch wegen ihrer altherkömmlichen Waffenfähigkeit die Ritterbürtigkeit. So standen sie als festgefügte Geschlechter oder Patricier den gewerbtreibenden Innungen oder der Gemeinde im neueren Sinn in einer ähnlichen Stellung gegenüber wie einst die Patricier im alten Rom den Plebejern. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts machten die Innungen die ersten Versuche sich einen Antheil an dem städtischen Regiment mit Güte oder Gewalt zu verschaffen. Schon im Jahre 1300 mußte der patricische Rath der Stadt Worms einen Vergleich mit der Gemeinde eingehn, worin er ihren Forderungen nachgab. Von da an verbreiteten sich diese Verfassungskämpfe immer weiter und führten häufig zu großem Blutvergießen in den Städten. Trotz aller

Digitized by Google

Schwankungen im Einzelnen war bis zum Schlusse des Jahrhunderts die Gemeinde fast überall im Vortheil und der Rath zur Nachgiebigkeit genöthigt.

Während der Süden und der Westen Deutschlands aufs Tiefste durch die Einigungsversuche und Kämpfe der verschiedenen Stände bewegt wurde, gieng der Norden seinen selbständigen Weg, ohne mehr als dem Namen nach an dem Reichsverbande Theil zu nehmen. Hier gab es eine Anzahl umfangreicher Territorialherrschaften welche schon zu größerer Abrundung und festerem Zusammenschluß gediehen waren wie die im Süden und im Westen. Denn hier fand sich weder eine so zahlreiche und unbändige Ritterschaft, noch eine solche Menge von Städten wie dort. Dafür waren die verhältnißmäßig weniger zahlreichen Städte hier noch unabhängiger und noch mehr auf sich selbst gestellt. Die Städtebündnisse im Süden erlagen den Fürsten und der Ritterschaft und dem Ungeschick oder dem übeln Willen der deutschen Könige, aber den großen Städtebund im Norden, die deutsche Hanse, wagte weder ein König noch ein Ritter anzutasten.

Seine ersten Anfänge waren noch unscheinbarer wie die ähnlicher Verbindungen im Süden. Im Jahre 1241 schlossen die Städte Hamburg und Lübeck ein Bündniß zur gewaffneten Bedeckung ihres Handels eine Anzahl von Kriegsschiffen und Mannschaften zu unterhalten mit denen sie die Räuber zu Wasser und zu Land vertilgen könnten. Auch gelobten sie sich überhaupt allen möglichen Beistand zum Schutz und zur Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame und Freiheiten zu leisten. Der Vertrag war öfters erneuert und umgestaltet worden, besonders als allmälig immer mehrere Städte sich daran betheiligten. So erwuchs die Hanse, die Vereinigung zwischen Lübeck und Hamburg bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu der großen deutschen Hanse, dem Bunde deutscher Küsten- und Binnenstädte von den Ufern des Niederrheins bis zu denen der Düna. Es war jetzt nicht mehr eine bloße Verbindung zum Schutze des Handels, sondern eine förmliche Staatsbildung aus an sich gleichberechtigten und unabhängigen Mitgliedern. Die gemeinsamen Angelegenheiten wurden ähnlich wie in dem schwäbischen Städtebund durch freie Vereinbarung erledigt. Eine imposante Kriegsflotte gab dem Bunde nach außen hin die Stellung einer europäischen Macht; um die Reichsangelegenheiten kümmerte er sich nur in soweit als sein Hauptziel die Blüthe des deutschen Handels dadurch gefördert oder beeinträchtigt wurde.

Die Hanse hatte bereits mehrere Kriege mit den scandinavischen Königen siegreich bestanden. Sie mußten ihr als Friedenspreis die außerordentlichsten Handelsprivilegien und Monopole in Dänemark, Schweden und Norwegen einräumen. So herrschten die Kriegs- und Handelsflotten des niederdeutschen Städtebundes in der Ost- und Nordsee noch unumschränkter wie die venetianischen und genuesischen im mittelländischen und schwarzen Meere.

Indem die Hanse unbedingt über die Ostsee gebot, wurde es möglich die deutsche Colonisation an ihren Ufern weit über die Grenzen des Reichs bis

Digitized by Google

an den finnischen Meerbusen hin vorzuschieben. Kühne Seefahrer aus Lübeck und Bremen gründeten an den Gestaden zwischen der Weichsel und Düna einige Niederlassungen. Sie öffneten dadurch diese unwirthlichen und noch von Heiden bewohnten Länder dem Christenthum und der deutschen bürgerlichen Gesittung. Tiefer im Binnenland arbeitete der deutsche Orden seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts nach demselben Ziele hin. Er war wie schon erwähnt als der jüngste von den drei großen Ritterorden im heiligen Lande zur Bekämpfung des Islam gestiftet. Aber kaum 30 Jahre nach seiner Gründung entzog er einen Theil seiner Kräfte dieser hoffnungslosen Aufgabe und wandte sie anderwärts hin, wo sie für unser Vaterland und die Sache der Cultur die herrlichsten Früchte tragen sollten. Von polnischen Fürsten und Geistlichen gerufen zum Schutz gegen ihre heidnischen Nachbarn lettischen Stammes, die Preußen und Litthauer, siedelten sich deutsche Ordensritter an der mittleren Weichsel an und gründeten Thorn als erste deutsche Burg und Stadt in dem fremden Lande. Von da an folgten blutige Vertilgungskriege die das Land entvölkerten, aber auch bis an das Meer und an den Niemen dem Orden unterwarfen. Er that sein Möglichstes um deutsche Ansiedler heranzuziehen und es gelang ihm eben so gut wie jenen großen deutschen Fürsten des 11. und 12. Jahrhunderts welche das Land zwischen Elbe und Oder wieder für Deutschland eroberten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts traf man in Preußen die blühendsten deutschen Städte, eine zahlreiche Ritterschaft deutschen Ursprunges, sehr reiche Landgemeinden und eine begüterte und gebildete Geistlichkeit. Unter allen Ländern welche damals von Deutschen bewohnt wurden erfreute sich dieses des größten Gedeihens. Die ebenso verständige wie kräftige Aristokratie des Ordens hielt alle Ausbrüche der Fehdelust unter dem Adel nieder und räumte damit das Hinderniß des bürgerlichen Wohlstandes aus dem Wege das im übrigen Deutschland trotz aller Anstrengungen nicht beseitigt werden konnte. Die größeren Städte des Landes erkannten zwar die Oberhoheit des Ordens an, blieben aber dadurch in ihrer sonstigen Freiheit unbeirrt; mehrere von ihnen gehörten zur Hanse. Noch weiter nach Nordosten fand man eine ganz ähnliche deutsche Staatsbildung nur in etwas kleinerem Maßstabe. Der Ritterorden der Schwertbrüder, eine Stiftung norddeutscher Kaufleute zum Kampfe gegen die Heiden im Norden, hatte die lettische und finnische Bevölkerung von Liefland, Kurland und Esthland unterworfen und bekehrt und Burgen und Städte gegründet in denen das deutsche Leben eine gesicherte Heimath fand. So giengen die beiden großen Hälften Deutschlands in jener Zeit jede ihren besonderen Weg der Entwickelung. Die nördliche genoß mehr bürgerliche Ordnung und daher auch größeren Wohlstand als die südliche; die südliche dagegen zeigte eine reichere Entfaltung aller Bestandtheile des deutschen Wesens, wenn auch auf Kosten der materiellen Interessen.

Als der König Wenzel allmälig auf seine Bemühungen für eine neue

Digitized by Google

Geſtaltung des Reichs verzichtete, erinnerte er ſich daß es ſeine Pflicht ſei die Spaltung in der Kirche zu beenden die auch nach dem Tode Urbans VI. und Clemens VII. fortdauerte. Er trat mit dem König Karl VI. von Frankreich in Verbindung der ihn bewog auf den Vorſchlag der Pariſer Univerſität einzugehn und beide Päpſte, den zu Rom und den zu Avignon, zur Niederlegung ihres Amtes zu zwingen. Kaum aber hatte dies Bonifacius IX. erfahren, der zu Rom reſidirte und bisher von Wenzel und dem deutſchen Reiche anerkannt worden war, als er beſchloß Wenzel zu ſtürzen und dadurch ſich Deutſchland gehorſam zu erhalten. Er knüpfte mit den geiſtlichen Kurfürſten, beſonders mit dem Mainzer Johann von Naſſau, Unterhandlungen an. Sie glückten ihm ſo ſehr daß Wenzel von den drei geiſtlichen Kurfürſten und dem Pfalzgrafen Ruprecht zu einem Tage nach Lahnſtein vorgeladen und da er nicht erſchien am 20. Auguſt 1400 abgeſetzt wurde. Die Beſchwerden die in dem Abſetzungsurtheil aufgezählt waren, daß er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, die Rechte des Reiches in Italien und den Landfrieden in Deutſchland nicht gewahrt und in Böhmen grauſam und tyranniſch regiert habe, klangen wie Ironie und wurden von Jedermann als nichtig anerkannt.

Dennoch gewann der neu gewählte König, der Kurfürſt und Pfalzgraf Ruprecht III., welcher eben über Wenzel zu Gericht geſeſſen, die Anerkennung der meiſten Reichsfürſten, aber ein großer Theil der Städte hielt eben deshalb noch an Wenzel feſt. Ruprecht mußte ſich eifrig zeigen das was ſeinem Vorgänger zur Laſt gelegt wurde wieder gut zu machen. Schon im Jahre 1401 unternahm er einen Zug nach Italien gegen Johann Galeazzo Visconti den Wenzel zum Herzog von Mailand und Reichsvicar in Italien gemacht hatte. Aber das Heer des deutſchen Königs das weder zahlreich noch wohlgerüſtet war, wurde von dem mailändiſchen in der Nähe des Gardaſee's am 21. October 1401 geſchlagen und Ruprecht mußte im nächſten Jahre unverrichteter Dinge nach Deutſchland heimkehren wo ſein Anſehen durch dieſes Mißgeſchick einen furchtbaren Stoß erlitt.

Zwar verſuchte er mit ernſtem Willen den Landfrieden beſſer als ſein Vorgänger zu erhalten und verbot deshalb alle Sonderbündniſſe, aber er vermochte die beſtehenden nicht aufzulöſen und die Bildung neuer nicht zu verhindern. Es entſtand im Jahre 1405 ein ſolcher Bund, von dem Erzbiſchof von Mainz, Ruprechts ehemaligem Gönner und nunmehrigem Hauptfeinde, von dem Markgrafen von Baden, dem Grafen von Wirtemberg und 18 Städten am Rhein und in Schwaben zu Marbach gegründet, deſſen offen ausgeſprochener Zweck war alle Uebergriffe des pfälziſchen Landesherrn, d. h. des Königs ſelbſt, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen zurückzuweiſen. Der Marbacher Bund verſtärkte ſich in den folgenden Jahren durch den Hinzutritt neuer Glieder immer mehr und der König Ruprecht mußte es noch für ein großes Glück halten daß ſich der Erzbiſchof von Mainz und der Mark-

Digitized by Google

graf von Baden zu gütlichen Unterhandlungen mit ihm verstanden. Sie versprachen für sich und im Namen der übrigen Bundesglieder Friede, doch blieb der Bund nach wie vor bestehn. Der König mußte jetzt sogar erklären daß solche Verbindungen und Einungen um des Friedens willen auch ohne seine Erlaubniß gestattet seien.

Einige Zeit darauf sah sich der König veranlaßt die Einrichtung einer anderen, gleichfalls zum Schutz des öffentlichen Friedens dienenden Genossenschaft seiner Prüfung zu unterziehen. Die sogenannten Frei- oder Vemgerichte auf rother Erde in Westfalen hatten schon seit längerer Zeit mannigfache Beschwerden gegen ihre Uebergriffe hervorgerufen, die Ruprecht zum Einschreiten veranlaßten. Diese Frei- oder Vemgerichte erschienen der damaligen Zeit als eine ganz abnorme Einrichtung, während sie doch nichts weiter waren als eine eigenthümliche Fortbildung der alten Grafengerichte über schöffenbarfreie Männer. Ihren Namen Freigerichte führten sie, weil sich in ihrer Heimath in Westfalen die Landeshoheit und in Folge dessen die Unterthänigkeit der Landeseinwohner nicht so stark hatte ausbilden können wie in anderen Gegenden Deutschlands. Denn hier bestand noch immer das alte dem Erzstift Cöln gehörige Herzogthum in Westfalen, das seine Oberhoheit über die Fürsten, Grafen und Herren des Landes bis zu einem gewissen Grade behauptete ohne selbst zur eigentlichen Territorialgewalt zu werden. So fühlten sich die freien Einwohner des Landes noch mehr wie anderswo als unmittelbare Angehörige des Reichs und ihre Gerichte als reichsunmittelbare Gerichte in denen der Kurfürst von Cöln als Herzog und Stellvertreter des Kaisers unter dem Namen des obersten Stuhlherrn den Vorsitz und die Oberaufsicht führte. Diese Freigerichte dehnten allmälig ihre Befugnisse über die Grenzen ihrer Heimath und des Standes der Schöffenbarfreien aus. Einerseits nahmen sie freie Männer aus allen Theilen des deutschen Reiches unter ihre Beisitzer oder Schöffen auf; andererseits behaupteten sie die Rechtsgültigkeit ihrer Urtheile über ganz Deutschland und alle Stände, mit Ausnahme der Geistlichkeit. Durch ihre überall zerstreuten Mitglieder, die Freischöffen, ließen sie auch überall ihre Urtheile vollziehen wo der verurtheilte Verbrecher getroffen wurde.

Im Zusammenhang damit bildete sich in ihnen ein von der älteren deutschen Weise vielfach abweichendes Rechtsherkommen und Gerichtsverfahren. Sie beschränkten sich nur auf den Blutbann, nur auf die Verbrechen die zu Lebensstrafen führten, also hauptsächlich auf die schwereren Friedensbrüche. An den Gerichtsverhandlungen nahmen nur diejenigen Theil die unter besonderen Formen und Symbolen sich dazu hatten einweihen lassen und einen Eid auf die Bewahrung des Geheimnisses abgelegt hatten, daher hießen die Freischöffen die Wissenden und die geheimen Symbole und Formeln woran sie sich erkannten die geheime Losung. Vielleicht bezeichnet auch der Name Veme nichts weiter als die Abgeschlossenheit des Verfahrens.

In dem Gerichte konnten nur Wissende als Ankläger und Vertheidiger auftreten. Wer, wie die Mehrzahl der Geladenen, nicht erschien verfiel als Ungehorsamer der Strafe die auf dem Verbrechen stand, also regelmäßig der Todesstrafe welche nach uraltem Brauche mit dem Strange vollzogen wurde.

Es läßt sich begreifen daß schon damals eine Menge abenteuerlicher Vorstellungen über die Veme in Umlauf waren. Die Zerrüttung aller rechtlichen Zustände in Deutschland dehnte ihre Wirksamkeit immer weiter aus, selbst über die eigentlichen Grenzen des Reiches in die deutschen Colonien Schlesien und Preußen. Ueberall war der furchtbare Bund thätig, erließ Citationen und vollstreckte seine Todesurtheile an den überführten oder verfemten Verbrechern jedes Standes.

Ruprecht ließ sich auf 29 Fragen die er an Wissende stellte ausführliche Antwort ertheilen. Er erklärte darauf daß die kaiserlichen Freigerichte so wie sie seien zu Rechte bestünden. Begreiflich erhielt die Veme dadurch womöglich noch größere Ausdehnung und Ansehen. Noch auf lange Zeit blieb sie das einzige allgemein wirksame Schutzmittel gegen die Zügellosigkeit des zu einer Räuberbande gewordenen Herren- und Ritterstandes. Aber die Klagen gegen sie dauerten auch nach dem kaiserlichen Rechtspruch fort und wurden leider bald begründeter als damals. In einer Menge erweislicher Fälle war es nicht das Recht was die Freischöffen mit dem Strange durchsetzten, sondern nur eine Privatrache. Namentlich gerieth die meist wohlgeordnete Justiz der Städte in harte Kämpfe mit der Veme die auch ihre Mauern nicht respectirte, so wenig wie die der ritterlichen Burgen. Jemehr sich Recht und Ordnung in den einzelnen deutschen Territorien befestigten, desto mehr schrumpfte das natürliche Gebiet der Veme zusammen. Aber gerade dadurch ließ sie sich zu immer weiter gehenden und immer haltloseren Ansprüchen verleiten. Was sonst selten geschehen war, daß ein Mann aus dem Stande der Reichsfürsten citirt wurde, geschah später häufig wegen der geringfügigsten Ursache. Selbst ein Kaiser, Friedrich IV., wurde mehrere Male vorgefordert. Aber solche Vorladungen schreckten bald Niemand mehr. Am Ende des 15. Jahrhunderts war die Veme eine zwar lästige aber keineswegs gefährliche Sonderbarkeit die eben deshalb sich beinahe bis zu unsern Tagen das Leben fristen konnte, während sie im Anfange des Jahrhunderts die Blicke des Kaisers und des ganzen Reiches auf sich gezogen hatte.

Kaum hatte Ruprecht diesen für die damaligen deutschen Zustände so denkwürdigen Rechtsspruch erlassen so entstand für ihn eine ungeahnte große Verwickelung durch die Angelegenheiten der Kirche. Ein Theil des Cardinalcollegiums beider Päpste schrieb auf eigene Hand im Jahre 1409 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa aus zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens. Beide Päpste, der römische, Gregor XII., und der Avignoner, Benedict XIII., wurden in Pisa abgesetzt und an ihre Stelle

Digitized by Google

Alexander V. gewählt. Gregor und Benedict protestirten gegen das Verfahren des Concils das auch von vielen anderen unparteiischen und einsichtigen Männern mißbilligt wurde. Denn nun waren statt zweier drei Päpste da. Deutschland wandte sich wie Frankreich größtentheils zu Alexander V. und seinem Nachfolger Johann XXIII.

Ruprecht hatte sich verbindlich gemacht nicht von dem Papste Gregor XII. abzufallen bis seine Sache auf einem ordentlichen Concil entschieden sei. Der König durfte die Versammlung in Pisa nicht wohl für ein solches halten und war alles Ernstes entschlossen die Wiederanerkennung seines Papstes mit den Waffen zu erzwingen, aber der Tod der ihn schon 1410 im kräftigsten Mannesalter dahin raffte verhinderte das Schlimmste was Deutschland geschehen konnte, den Ausbruch eines offenen Krieges zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reiches.

Nach Ruprechts Tode machte Wenzel wieder einmal einen Versuch seine Königswürde geltend zu machen die er gar nicht verloren zu haben behauptete. Aber seine Protestationen und Mandate blieben ohne Wirkung. Als jedoch zu einer neuen Wahl geschritten wurde, erfolgte auch hier eine zwiespältige. Sigmund, der zweite Sohn Karls IV., Titularmarkgraf von Brandenburg und durch Heirath mit Marie, Tochter des Königs Ludwig des Großen von Ungarn, selbst König von Ungarn, wurde von der einen Partei der Kurfürsten, Jodoc oder Jost, Brudersohn Karls IV., Markgraf von Mähren und gegenwärtig Besitzer der von seinem Vetter Sigmund an ihn verpfändeten Mark Brandenburg, wurde von der anderen Partei gewählt, doch starb Jodoc unmittelbar nach seiner Wahl, am 8. Januar 1411.

Nachdem abermals Wenzels Einsprache unberücksichtigt geblieben, wurde Sigmund noch einmal und zwar einmüthig gewählt. Es gelang ihm mit seinem ältesten Bruder Wenzel ein Abkommen zu treffen, wonach dieser gegen einige Vergünstigungen und Ehrenrechte auf die Reichsregierung verzichtete.

Sigmund hatte sich bei seiner Wahl verbindlich gemacht die Herstellung des kirchlichen Friedens sein erstes Geschäft sein zu lassen. Er brachte es mit unendlicher Mühe und seinem unübertrefflichen diplomatischen Geschick dahin daß Johann XXIII. ein allgemeines Concil und was noch wichtiger war nach einer deutschen Stadt, nach Constanz, ausschrieb. Der Papst gab an bodenloser Verderbtheit keinem seiner verruchtesten Vorgänger etwas nach. Er hatte daher am meisten von einer gründlichen Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu fürchten. Wäre er nicht durch die politischen Verhältnisse Italiens genöthigt worden sich gänzlich dem Schutze Sigmunds anheim zu geben, so hätte er mit den in Rom und Italien geläufigen Kunststücken jede solche allgemeine Kirchenversammlung unmöglich zu machen gewußt.

Das Concilium wurde im November 1414 wirklich vom Papste und dem König eröffnet. Es konnte mit größerem Rechte als irgend eines der im

Mittelalter gehaltenen auf den Namen eines allgemeinen Anspruch machen. Aus allen Ländern des römisch-katholischen Europas hatte sich eine Menge geistlicher und weltlicher Herren eingefunden, denn auch diesen war gegen den Gebrauch der letzten Jahrhunderte Sitz und Stimme neben jenen eingeräumt worden. Doch überwog noch immer die Zahl der italienischen Prälaten. Sie hielten zu Johann XXIII. der ihnen als Repräsentant jener verhängnißvollen Suprematie ihrer Nationalität in der römischen Kirche galt wodurch das Christenthum zu Grunde gerichtet worden ist, wie sich für jede unbefangene Beurtheilung der Geschichte ergiebt. Daher war es der erste entscheidende Schritt der Versammlung, als auf den Vorschlag der Franzosen, namentlich der Vertreter der Pariser Universität unter Beistimmung der Deutschen die Gliederung der ganzen Masse der Berufenen und Erschienenen in vier große Abtheilungen durchgesetzt wurde, welche man nach ihren Hauptbestandtheilen die deutsche, französische, englische und italienische Nation nannte. Damit war die Ueberzahl der Italiener beseitigt, denn jede solche Nation berathschlagte unter sich nach Stimmenmehrheit, aber in den allgemeinen Sitzungen wurde jede nur für eine Stimme gerechnet.

Durch festes Zusammenhalten der deutschen, französischen und englischen Nation sah sich Johann schon am 2. März 1415 genöthigt abzudanken und damit die Ueberordnung des Concils über den Papst anzuerkennen. So war die große Frage der letzten Jahrhunderte von der ehrwürdigsten Versammlung der Christenheit zum Nachtheil des Papstthums beantwortet. Der Papst wußte daß sich das Concil nicht mit seiner Abdankung begnügen würde, sondern gesonnen sei ihm den Proceß zu machen und ihn förmlich abzusetzen. Dem zu entgehn wählte er einen wunderlichen Ausweg der Verzweiflung. Er entfloh zu Herzog Friedrich von Oesterreich mit dem er sich schon in Verbindung gesetzt hatte, um das Concil durch seine Entfernung zu sprengen. Aber das Concil sprach gegen seinen Beschützer den Bann und der Kaiser die Acht, deren Vollziehung er sofort den Schweizer Eidgenossen, seinen Erbfeinden, auftrug. Sie vor allen thaten es so kräftig daß Friedrich aus allen seinen Ländern verjagt wurde und die Gnade des Kaisers suchen mußte. Er lieferte den Papst aus, der nun am 29. Mai 1415 wirklich abgesetzt wurde.

Ehe aber das Concil zu der Reformation der Kirche übergieng, erledigte es erst den schon länger schwebenden Proceß des Johannes Huß und zeigte durch seine Entscheidung daß es nicht gesonnen sei einen Reformationsversuch zu dulden der außerhalb der kirchlichen Aristokratie entstanden war.

Huß war als Professor der Theologie an der Prager Universität durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit und als Prediger durch seine glänzenden Redegaben und seine tadellose Frömmigkeit unter dem Volke der Stadt Prag zu mächtigem Einfluß gelangt. Er hatte ihn zunächst benutzt um seine Nationalität, die czechische gegen die deutsche geltend zu machen. Denn noch unter Karl IV. war Alles was sich von Bildung in Böhmen vorfand, oder was

Digitized by Google

von ihm dafür gethan wurde aus deutscher Wurzel entsprungen und meist von Deutschen selbst angepflanzt und gepflegt. So namentlich die Prager Universität, die Lieblingsschöpfung Karls IV., in der er die Einrichtung der Pariser Universität nachahmte. Das Bürgerthum in den Städten war wie überall auf slavischem Boden auch in Böhmen nur von Deutschen gegründet. Der Adel des Landes hatte sich schon seit Jahrhunderten an die deutsche ritterliche Sitte gewöhnt und war äußerlich eben so deutsch geworden wie seine Standesgenossen von verwandter polnischer Herkunft in Schlesien. Der ganze Norden des Landes war entweder nie aus dem Besitz der Deutschen gerathen oder seit unvordenklichen Zeiten wieder von ihnen eingenommen. So fristete sich die czechische Nationalität nur in einem Theil des Landes und unter den niedersten Ständen. Aber seit der Zeit Karls IV. begann ein Umschwung einzutreten. Karl IV. war selbst weder ein Deutscher noch ein Czeche, sondern wenn überhaupt irgend etwas, nach seiner Herkunft, Anlage und Bildung ein halber Franzose. Aus politischer Speculation begünstigte er jedoch das czechische Element, weil er glaubte daß es sich leichter regieren lasse als das deutsche und weil er in der Spaltung der Nationalitäten eine Bürgschaft für die Sicherheit des Königthums sah. So wuchs ein mit deutscher Bildung genährtes Geschlecht heran in welchem die nationalen Abneigungen zwischen deutschem und slavischem Wesen geflissentlich herausgetrieben waren. Auch Huß gehörte ihm an und war der einflußreichste Wortführer des Czechenthums, als es den Versuch machte sich der angeblichen Uebermacht der Deutschen an der Prager Universität zu entledigen. Hauptsächlich durch ihn wurde die Verfassung der Universität verändert und so kam es hier im Jahre 1409 zu offenem Bruche zwischen Czechen und Deutschen. Die Letzteren, viele Lehrer und Tausende von Studirenden verließen Prag und wandten sich nach Leipzig wo sie eine ähnliche gelehrte Corporation oder Universität gründeten. Dies Ereigniß erregte überall großes Aufsehen und Hußens Name wurde schon damals bitter gehaßt.

Dazu kam noch daß er in seinen Vorträgen und auch in Büchern sich der als ketzerisch verdammten Lehre des Engländers Wycliff in einigen Punkten annahm und den päpstlichen Hof und die rechtgläubigen Theologen anderer Universitäten auf sich aufmerksam machte. Zu seinem Unglück hielt er es für seine Pflicht einen 1412 verkündeten päpstlichen Ablaß als ungültig und ketzerisch zu bezeichnen. Darin war er mit den meisten Theologen seiner Zeit einer Meinung, aber keiner hatte sie so schroff auszusprechen gewagt. Nun erfolgte der Bann gegen ihn, er aber griff als Antwort darauf in einer Schrift über die Kirche die unbedingte Gewalt und Unfehlbarkeit des Papstes an. Auch darin sprach er nur dieselbe Ansicht aus welche die berühmtesten Theologen der Zeit theilten und die auf der Costnitzer Kirchenversammlung die herrschende war. Deshalb erschien er auch auf derselben um sich vor ihr als der über dem Papste stehenden Vertretung der ganzen Kirche

Digitized by Google

gegen den Papst zu rechtfertigen. Er wurde jedoch von Anfang an mit großem Mißtrauen von seinen Richtern behandelt. Es steigerte sich noch als sich zeigte daß seine Schüler und Anhänger in Böhmen während seiner Abwesenheit die Consequenzen seiner Lehrsätze immer schroffer herauskehrten und sich sogar für berechtigt hielten das Abendmahl wieder unter beiden Gestalten auszutheilen, weil es in der Kirche bis zum 12. Jahrhundert allgemein so üblich gewesen war. Deswegen hauptsächlich, nicht wegen der von ihm selbst gelehrten Sätze, verurtheilte ihn das Concil am 6. Juli 1415 als Ketzer zum Feuertode und bewog den König Sigmund, welcher ihm freies Geleit zugesichert hatte, die Strafe vollziehen zu lassen. Alle seine Anhänger wurden desselben Verbrechens der Ketzerei für schuldig erkannt, wenn sie ihre Irrthümer nicht widerriefen.

Unterdessen war es den unausgesetzten Bemühungen Sigmunds gelungen den einen der beiden in Pisa abgesetzten Päpste zur Entsagung zu bewegen, Gregor XII.; Benedict XIII. dagegen blieb unerschütterlich. Es wurde ihm daher der Proceß gemacht und er noch einmal förmlich abgesetzt, worauf ihn alle seine noch übrigen Anhänger verließen.

Jetzt wäre es Zeit gewesen die eigentliche Reformation der Kirche vorzunehmen, aber die Italiener, denen an der Erhaltung der bisherigen Mißbräuche Alles gelegen war, wußten die französische und englische Nation zu gewinnen daß sie gegen die deutsche vorerst die Wahl eines neuen Papstes durchsetzten. So wurde am 11. November 1417 Martin V., wieder ein Italiener gewählt. Damit war das frühere System im Wesentlichen gerettet. Er schlug mit der seiner Nation geläufigen Pfiffigkeit den richtigen Weg ein das Concil unschädlich zu machen, indem er sich an die einzelnen Nationen wandte und mit jeder besonders unterhandelte. Auf diese Art brachte auch die deutsche Nation ein Concordat mit dem Papste zu Stande in welchem er sich wenigstens zu einiger Beschränkung der Uebergriffe der Curie bei Besetzung der geistlichen Aemter bequemte. Denn so weit war man bereits von dem freien Wahlrecht abgekommen daß es als eine Ausnahme von der Regel angesehen wurde, wenn der Papst nicht durch sein bloßes Decret ein erledigtes Erzbisthum, Bisthum oder überhaupt eine einträgliche Pfründe vergab, natürlich immer gegen hohe Bezahlung. Schon im folgenden Frühjahre benutzte der Papst die erste Gelegenheit um das Concil zu schließen. Eine in der Stadt ausgebrochene Epidemie mußte ihm am 22. April 1418 den Vorwand dazu bieten. Zwar hatte man gleich anfänglich bestimmt daß von nun an alle 10 Jahre regelmäßig ein Concil und das nächste schon nach 5 Jahren stattfinden solle, aber es ließ sich voraussehen daß der Papst und die Partei der Curie diese ihnen so gefährliche Anordnung zu vereiteln wissen würden.

Auf eben diesem Concil zu Costnitz ertheilte der König Sigmund dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Zollern die Beleh-

Digitized by Google

nung mit der Kurwürde und der Mark Brandenburg. Sie war nach dem Tode des Markgrafen Jost wieder an Sigmund zurückgefallen und Burggraf Friedrich von ihm als sein Statthalter eingesetzt worden. Im Jahre 1415 übertrug er sie ihm und seinem Hause zu wirklichem Besitze, aber unter der Form des Wiedereinlösungsrechtes gegen die Zurückzahlung einer auf das Land angewiesenen Summe. Der König glaubte mit Recht in ihm der sich bisher schon als den ergebensten und tüchtigsten aller Großen des Reichs gezeigt hatte, die beste Stütze für die drohenden Wirren der nächsten Zukunft gefunden zu haben. Auch waren die Verhältnisse in der Mark seit dem Tode Karls IV. so zerrüttet daß Sigmund selbst einsah es könne ihm aus ihrem Besitze weder ein finanzieller noch ein politischer Vortheil entspringen.

Hußens Verurtheilung war in der übrigen christlichen Welt entweder gebilligt oder übersehen worden, aber in Böhmen hatte sie allgemeine Entrüstung erregt. Die daraus entstandene Bewegung griff immer weiter und führte bis zum Tode des Königs Wenzel am 16. August 1419 schon zu den wildesten Auftritten in der Hauptstadt Prag. Bereits hatten sich die Anhänger des Reformators zu einer eigenen kirchlichen und politischen Partei gestaltet in welcher die Erbitterung gegen die alte Kirchenform und der aufgestachelte Haß der Czechen gegen alles Deutsche gleich großen Fanatismus erzeugten. Bei Wenzels Tode war sie schon so mächtig daß sie das sonst unanfechtbare Erbrecht Sigmunds für aufgehoben erklären konnte. Er glaubte zuerst durch Unterhandlungen mit ihren Führern zum Ziele zu gelangen, sah sich jedoch bald genöthigt es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. Aber trotz aller Reichshülfe und der Macht Ungarns konnte Sigmund die Hussiten nicht besiegen. Selbst als sie sich wieder in religiöse Secten und politische Parteien spalteten, gelang es ihm nicht sich mit einer derselben zu verständigen und durch sie Böhmen zu gewinnen. Sobald sich ein Reichsheer zeigte, machten Alle gemeinschaftliche Sache, bis es mit großem Verluste aus den Grenzen des Landes geschlagen war, worauf dann die innern Fehden von neuem begannen.

Um sich einen der mächtigsten Reichsfürsten und noch dazu einen Nachbar des aufrührerischen Landes besonders zu verpflichten verlieh Sigmund das 1422 erledigte Kurfürstenthum Sachsen 1423 an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen aus dem Hause Wettin trotz des Widerspruchs des lauenburgischen damals noch blühenden Seitenzweigs des sächsisch-askanischen Hauses.

Aber auch in den folgenden Jahren blieb der Sieg bei den Hussiten, die von nun an zum Angriffskrieg übergiengen. Sie brachten die grauenvollsten Verwüstungen über alle benachbarten Länder, Oesterreich, Ungarn, Schlesien, Sachsen, Thüringen, Brandenburg, Meißen und Franken und zeigten daß sie mit ihrer Feindseligkeit gegen das deutsche Wesen auch jede Spur

Digitized by Google

von menschlicher Gesittung und Art abgestreift hatten. Besonders wütheten sie gegen die kirchlichen Stiftungen mit raffinirter Grausamkeit, aber auch die übrigen Einwohner dieser Länder wurden bald nicht besser von ihnen behandelt, wenn sie nicht durch hohe Lösegelder ihr Leben oder ihre Gliedmaßen retteten. Denn der angebliche Religionskrieg war nichts weiter als eine Reihe von Räuber- und Mordbrennerzügen im großen Stil. Die niederen Volksklassen in dem czechischen Theile Böhmens zogen es in ihrer angeborenen Arbeitsschen vor sich statt der Bebauung ihrer Felder oder dem Betrieb ihrer Gewerbe dem organisirten Banditenleben zu widmen. Tüchtige Führer wie sie sich in solchen Fällen immer finden brachten einen gehörigen Zusammenhang und die Uebung vieler Jahre eine große Schlagfertigkeit in diese unerschöpflichen Massen. Dagegen konnte die bisherige Art der Kriegführung, die saumselige und zersplitterte Hülfe der aufgebotenen Vasallen des Reichs oder Ungarns nichts ausrichten und allmälig kam es so weit daß die mit allen Segnungen der Kirche geweihten Kreuzheere schon bei dem Anblick der hussitischen Wagenburgen und bei den ersten Tönen ihres wilden Schlachtgesanges die Flucht ergriffen.

Kaiser und Reich mußten endlich verzweifeln ein aus religiösem und nationalem Fanatismus, eben so sehr aber auch aus Blutdurst und Beutegier wahnsinnig gewordenes ganzes Volk mit Gewalt zu unterwerfen. So knüpfte man mit den etwas gemäßigteren Parteien welche von den wüthenden Secten im Lande selbst das Meiste zu fürchten hatten, namentlich mit einflußreichen Priestern der national-czechischen Kirche neue Unterhandlungen an. Zugleich sollten ihre kirchlichen Forderungen auf einem allgemeinen Concile geprüft werden das zu Basel 1431 eröffnet wurde.

Wirklich erschienen daselbst hussitische Abgesandte von der gemäßigten Seite mit denen sich Sigmund verständigte. Jetzt regte sich auch die unterdrückte altkatholische Partei in Böhmen sammt dem Adel, welchem das demokratische Element im Hussitenthum von Anfang an widerwärtig gewesen war. Eine blutige Schlacht bei Böhmisch Brod vernichtete 1434 die fanatischen Secten und ihre Führer. Darauf erkannte Böhmen Sigmund als König an, nachdem er eine Amnestie erlassen, die Selbständigkeit der hussitischen Kirche anerkannt und den Genuß des Abendsmahls unter beiden Gestalten mit Billigung des Baseler Concils zugestanden hatte; doch konnte Sigmund die Herrschaft über Böhmen eben nur antreten, denn er starb schon 1437.

Das Baseler Concil verfolgte unterdessen den von ihm mit großem Eifer eingeschlagenen Weg einer Reformation der Kirche immer kühner und entschiedener. Es stand schon in offener Feindschaft mit dem Papst Eugen IV., denn es griff den eigentlichen Lebensnerv des damaligen Papstthums an, die schrankenlose Ausdehnung seiner Gewalt in der Kirchenregierung. Hier so wenig wie in Costnitz kam es irgend einem Mitgliede des Concils in den Sinn die eigentliche Lehre der Kirche anzutasten oder zu fragen ob nicht die

Digitized by Google

Grundlagen selbst auf denen das Gebäude der ganzen Kirchenverfassung ruhte der Verbesserung bedürften. Man verstand unter Reformation nichts weiter als eine Beschränkung der päpstlichen Despotie zu Gunsten der bischöflichen Aristokratie. Aber eine solche Reformation wollte man auch bis zu den alleräußersten Consequenzen.

Eugen IV. kam so ins Gedränge daß er einen unbedeutenden Vorwand benutzte um das Concil von der freien deutschen Stadt Basel hinweg nach Ferrara zu verlegen wo sich seinen Intriguen ein sicheres Spiel eröffnete. Aber die Väter in Basel kamen dem päpstlichen Streiche zuvor. Sie erklärten daß sie nicht eher aus einander gehn würden bis die Reformation geendet sei und eröffneten einen Proceß gegen den Papst als den Störer des Concils und des kirchlichen Friedens.

Dies geschah in demselben Jahre 1438 in welchem eine neue Königswahl in Deutschland mühsam zu Stande kam. Sie fiel nach manchem Schwanken auf Herzog Albrecht von Oesterreich, den Eidam und Erben Kaiser Sigmunds, dessen Tochter Elisabeth ihm die Anwartschaft auf die Kronen Ungarn und Böhmen zugebracht hatte. Albrecht wußte den Werth der deutschen Krone für seine übrige europäische Stellung wohl zu schätzen, doch drängte er sich nicht dazu, sondern er ließ seine und seines Hauses Freunde für sich arbeiten. So schien es als habe das Reich und nicht er Vortheile von seiner Wahl zu erwarten. Albrecht war unter den deutschen Fürsten dieser Zeit als Staatsmann und Krieger ohne Frage der Erste und die Aufgaben die seiner harrten bedurften auch des allertüchtigsten Mannes. In Böhmen erhob sich eine hussitische Partei unmittelbar nach Sigmunds Tode gegen den habsburgischen und deutschen Erbfolger. Die Czechen stellten sogar einen polnischen Gegenkönig auf, wie sie schon zu der eigentlichen Hussitenzeit den slavischen Instinct der Polen gegen ihre deutschen Feinde mit Glück öfters zu benutzen versucht hatten. Aehnliches gieng in Ungarn vor und dazu drängten seine neuen furchtbaren Nachbarn, die Türken, ärger wie je. Im Reiche war gleichfalls Alles in endloser Verwirrung und Jeder erwartete von dem neuerwählten Kaiser eine gründliche Heilung aller Schäden und zwar so, daß kein eigennütziges Interesse dadurch beeinträchtigt würde. Endlich drohte auch ein neuer Zwiespalt in der Kirche. Albrecht begann mit gutem Willen und dem reifsten Verstande sich der Angelegenheiten des Reiches anzunehmen, ohne seinen eigenen Vortheil dabei aus dem Auge zu verlieren, den ein überlegener staatsmännischer Geist wie der seine recht wohl mit dem des Reiches vereinigen konnte. Die Türkengefahr nöthigte ihn jedoch einen Feldzug an der ungarischen Grenze zu machen. Die Anstrengungen dieses Feldzuges zogen ihm eine tödtliche Krankheit zu an der er schon den 27. October 1439 starb und das Reich und Europa in einem wüsten Durcheinander ohne gleichen zurückließ.

Digitized by Google

Kapitel XIII.

Deutschland unter Friedrich IV. Die verunglückten Reformversuche in Kirche und Staat.

Nach Albrechts II. Tode fanden es die Kurfürsten gerathen bei dem österreichischen Hause zu bleiben, wahrscheinlich nur weil es in der Auflösung aller Verhältnisse nicht einmal einen hervorragenden Throncandidaten gab und der verstorbene Kaiser und eine Anzahl früherer aus jenem Hause gewesen waren. So wurde 1440 der älteste unter den drei damals regierenden Habsburgern Friedrich gewählt der ein Vetter des vorigen Königs war und in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß.

Seine und des Reiches Aufmerksamkeit beschäftigte zunächst der offene Zwiespalt zwischen dem Papst und dem Concil. Schon Albrecht II. hatte kurz vor seinem Tode auf einem Reichstage zu Mainz die Ansicht der Reichsstände darüber vernommen. Mit ihrem Willen wurde der Beschluß gefaßt die Reformationsdecrete des Concils für die deutsche Kirche einstweilen anzunehmen, aber sich um den Proceß gegen den Papst nicht zu kümmern, sondern neutral zu bleiben. Eugen IV. wußte diese halbe Maßregel auf das Gewandteste zu benutzen. Er zog zuerst Friedrich IV. an sich der ihm bereitwillig entgegen kam, denn auch er bedurfte in aller Weise eines Rückhaltes. Eugen gewährte ihm gegen das Versprechen ihm treu zu bleiben große und was noch mehr wirkte sehr einträgliche Vergünstigungen auf Kosten der Diöcesanbischöfe in Oesterreich und im Reiche selbst. Die deutschen Kurfürsten schwankten noch längere Zeit zwischen ihrer Neutralität und der Anerkennung aller Beschlüsse des Baseler Concils, also auch der inzwischen erfolgten Absetzung des Papstes. Aber plumper und unverständiger Eigennutz, päpstliches Gold und die feinen Künste des von Eugen IV. gewonnenen Vertrauten Friedrichs IV., des Italieners Aeneas Piccolomini, oder wie er sich nannte Aeneas Sylvius, sprengten ihren Bund und bewogen Einem nach dem Andern dem Kaiser zu folgen. Allmälig verstanden sich die meisten deutschen Fürsten zu dem Versprechen den Papst Eugen IV. wieder anzuerkennen, wenn er die Baseler Reformationsdecrete annehmen wolle, wofür man ihn von Reichswegen vollständig zu entschädigen sich verpflichtete. Den Papst kostete es keine Mühe auf diese Bedingung einzugehn. Eine von Reichswegen abgeordnete Gesandtschaft erkannte so am 7. Februar 1447 Eugen IV. feierlichst als rechtmäßigen Papst wieder an. Wenige Tage darauf, am 23. Februar, starb er und Nicolaus V. trat an seine Stelle. Ueber die päpstliche

Entschädigung sollte auf einem Reichstage im nächsten Jahre verhandelt werden, wenn nicht der Kaiser allein im Namen des Reiches ein Concordat mit dem Papste bis dahin zu Stande gebracht hätte. Natürlich war der Papst so klug schleunigst mit dem Kaiser abzuschließen, den er durch einige Vortheile und durch die Schlauheit des Aeneas Silvius zu jeder Art von Nachgiebigkeit auf Kosten des Reiches bringen konnte. Am 17. Februar 1448 vollzog Friedrich in Wien den Vertrag mit dem Papst worin im Wesentlichen nur das Concordat von Costnitz wiederholt und somit der ganze Gewinn des Baseler Concils geopfert war.

Noch aber durfte sich der Papst nicht für sicher halten. Er ließ mit jedem der größeren Reichsstände besonders unterhandeln und brachte einen nach dem andern durch allerlei Vergünstigungen, wie sie dem Kaiser Friedrich schon geworden waren, zur besonderen Annahme des Concordats. Hätte er es auf einem Reichstage zur Bestätigung vorlegen lassen, was der Rechtsgang erforderte, so wäre ihm wohl schwerlich die Zustimmung der Reichsstände geworden. Mit der Annahme des Concordats war dem Baseler Concil der letzte Boden entzogen. Es löste sich 1449 selbst auf. Der von ihm erwählte Papst Felix trat unter den ehrenvollsten Formen ab und erkannte Nicolaus V. als rechtmäßigen Papst an.

So hatte sich der oberste Schirmherr der deutschen Kirche, der Kaiser dazu hergegeben gegen einige Geldvortheile die deutsche Kirche um ihre eben gewonnene Freiheit zu betrügen. Nicht viel besser verstand er seine Pflicht als oberster Schirmherr des Rechts und des Friedens im Reiche. Er hätte wohl gern einen allgemeinen Landfrieden gehabt dessen er selbst bedurfte. Aber der erste Gegenstand seines Denkens und seine eigentliche Herzenssorge waren die Interessen seines Hauses. Wo sie mit denen des Reiches in Conflict kamen, was gewöhnlich geschah, opferte er diese mit der schmählichsten Gewissenlosigkeit. Als ein kluger und erfahrener Mann hegte er wohl seine Pläne über die Gründung eines gesicherten Rechtszustandes im Reiche, aber er hatte vor seinen habsburgischen Angelegenheiten weder Zeit dafür noch den Muth die Mißgunst dieses oder jenes Reichsstandes auf sich zu nehmen der durch die Reform im Reiche sich beeinträchtigt hätte fühlen können.

Daß die Reichsstände selbst keineswegs noch geneigt waren sich in ihrer trotzigen Rauflust irgend zu beschränken, zeigte gerade diese Periode an einer Reihe wahrhaft erschreckender Vorgänge. So tobte in den Jahren 1445 bis 1450 im mittleren Deutschland ein mit furchtbarer Erbitterung geführter Krieg zwischen Kurfürst Friedrich von Sachsen der den Beinamen des Sanftmüthigen führt und zwischen seinem Bruder Wilhelm. Der Krieg diente nur dazu die Macht der Ritterschaft auf Kosten der Landesfürsten in Sachsen, Thüringen und Meißen zu erhöhen. Eine Erbtheilung endete den Bruderkrieg der wegen Erbstreitigkeiten entbrannt war.

Gleichzeitig flammte auch die alte Feindschaft zwischen Fürsten und

Digitized by Google

Städten höher auf als jemals zuvor. Noch größere Massen wie 100 Jahre früher stellten sich einander gegenüber. Auf der einen Seite standen beinahe alle Reichsfürsten des südwestlichen, mittleren und nördlichen Deutschlands, voran der Markgraf Albrecht aus dem Hause Zollern, dessen Beiname Achilles sein Wesen vollständig bezeichnet. Nach seines Vaters, des Kurfürsten Friedrich I. Tode, hatte er 1440 mit seinem ältesten Bruder Johann die Lande in Franken und die Burggrafschaft in Nürnberg geerbt, während der mittlere Bruder Friedrich II. die eigentliche Mark Brandenburg und die Kurwürde erhielt. Den Fürsten gegenüber schlossen sich 32 Städte zusammen, geführt von Nürnberg dem Albrechts Haß am meisten galt. In acht bedeutenden Treffen siegte das fürstliche Heer, aber in dem neunten und größten bei Pillenreuth dicht vor Nürnberg erlitt es eine gänzliche Niederlage aus der Albrecht Achilles nur mit Mühe entkam. Darauf folgte im Jahre 1450 eine Ausgleichung zu Bamberg die zwar die unzähligen Streitigkeiten zwischen beiden Theilen, namentlich zwischen dem Burggrafen von Nürnberg und seiner Stadt nicht erledigte, aber doch ein Zeichen war und als ein solches auch von beiden Theilen fortan geachtet wurde, daß die Kräfte der Fürsten und der Städte sich die Wage hielten und daß sie sich nur zerfleischen aber nicht besiegen könnten.

Einige Jahre darauf wurden die Rheingegenden der Schauplatz noch ärgerer Verwirrung. Der Erzbischof von Mainz, Diether, war mit dem Papst in Streit gerathen und von Pius II., dem ehemaligen Aeneas Silvius, 1461 gebannt und abgesetzt worden. Der Papst und der Kaiser der sich seinem ehemaligen Secretair aus guten Gründen noch immer gefällig erwies wollten Adolf von Nassau an Diethers Stelle schieben, aber Diether war nicht gesonnen sich, den ersten Kurfürsten und Primas der deutschen Kirche, von einem Papste den er kaum als seines Gleichen anerkannte so mißhandeln zu lassen. Er sah sich nach Verbündeten um und fand deren genug. Darunter war der bedeutendste Friedrich der Siegreiche von der Pfalz der sich gegen den Willen des Kaisers als Kurfürst behauptete. Aber auch Adolf fand Verbündete. Mit ihrem Beistand griff er die Stadt Mainz an die zu Diether hielt. Zwar schlug Friedrich der Siegreiche andere Verbündete Adolfs bei Seckenheim 1462, aber kurz darauf wurde die Stadt Mainz von Adolf durch Verrath erobert und zur Strafe ihrer Freiheiten beraubt die sie bisher thatsächlich zu einer eigentlichen Reichsstadt gemacht hatten. Doch Diether gab den Kampf noch nicht auf, bis Friedrich der Siegreiche von ihm abließ, dann erkannte er seinen Gegner Adolf als Erzbischof an.

Aber auch Baiern und Schwaben waren voll Krieg. Der Herzog Ludwig von Baiern griff nach allen Seiten, besonders auf Kosten der Reichsstädte um sich; wegen einer offenbaren Vergewaltigung der Reichsstadt Donauwörth wurde die Acht über ihn gesprochen und Albrecht Achilles, der für gewöhnlich der kaiserlichen Politik diente, mit ihrer Vollziehung beauftragt.

Daraus entspannen sich vieljährige Fehden in denen der kaiserliche Feldhauptmann einen guten Theil seiner Kraft und seines Geldes zusetzte und wenig Ruhm gewann. Nach verschiedenen Unterbrechungen durch Waffenstillstand war das Ende, ein Friede im Jahre 1463, weder für Albrecht Achilles noch für den Kaiser ersprießlich. Herzog Ludwig gab zwar zum Scheine nach und die Stadt Donauwörth heraus, aber er blieb in seiner drohenden Haltung gegen Friedrich und Albrecht.

Am meisten Verwirrung herrschte jedoch in den kaiserlichen Erblanden. Friedrich lebte in stätem Zwist mit seinem Bruder Albrecht, dem Mitbesitzer Steiermarks, Kärnthens und Krains, und seinem Vetter Sigmund, dem Herrn von Tyrol. Im Jahre 1457 fiel das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich den beiden Brüdern wieder zu, indem Ladislaus, der nachgeborne Sohn Kaiser Albrechts II., daher gewöhnlich Ladislaus posthumus genannt, damals starb, der Oesterreich, Ungarn und Böhmen unter der Vormundschaft Kaiser Friedrichs besaß. Nun wurde der Streit zwischen den beiden Brüdern erst recht heftig. Zwar starb Herzog Albrecht schon 1463 ohne Erben, aber der österreichische Adel und die Städte setzten ihre Unbotmäßigkeit gegen den Kaiser und Landesherrn mit stäter Unterstützung des Auslandes bis zu offenem Kriege fort. Wenn Friedrich draußen im Reiche sehr wenig galt, so galt er zu Hause in Oesterreich gar nichts.

Nach dem Tode des Ladislaus trennten sich Böhmen und Ungarn von ihrer unwillig geknüpften und ertragenen Verbindung mit Oesterreich und wählten sich eingeborene Könige. Die Wahlen trafen die beiden bedeutendsten Männer beider Reiche. In Böhmen wurde Georg von Podiebrad, der bisherige Statthalter und wirkliche Regent des Landes, auch dem Namen nach König. Er stützte sich auf die hussitische Partei und auf das national-czechische Element, aber er vermied mit großer Schmiegsamkeit und Schlauheit Alles was ihn zu einem offenen Feind der Kirche und des deutschen Reiches oder der deutschen Nation hätte stempeln können. Bald hatte er im Reiche eine große Partei die ihn sogar zum Kaiser statt Friedrich IV. wünschte, doch sah er selbst ein daß ihm damit für die Hauptsache, für seine Stellung in Böhmen, nichts gedient sei. So that er lieber Alles um den Kaiser zu untergraben und ihn für alle Zukunft unschädlich zu machen, während er äußerlich stäts die Formen der achtungsvollsten Ergebenheit und Dienstbeflissenheit zur Schau trug. Friedrich wußte sich in keiner Art vor einem solchen Gegner zu decken. Da kam ihm der Papst Pius II. zu Hülfe. Es nutzte Georg Podiebrad nichts daß er seine Anhänglichkeit an die Kirche betheuerte und sich auf seine gerechte Regierung berief. Der Papst verlangte daß der König die Hussiten vertilgen sollte und als er es aus politischen Gründen verweigerte, sprach er den Bann über ihn und ließ das Kreuz gegen ihn predigen. Georg behauptete sich zwar bis an sein Lebensende als König, bis 1471, aber seine Kraft wurde durch den aufflammenden Fanatismus der katholischen

Digitized by Google

Partei und den daran schließenden Trotz des Adels gebrochen. Für Friedrich war er nicht mehr gefährlich, auch nicht mehr für Deutschland, das in seiner damaligen wüsten Zerfahrenheit durch eine zeitweilige Uebermacht des czechischen Nachbarreiches nicht weniger wie in der Periode der Hussitenkriege schwer bedroht wurde.

In Ungarn wählte der Adel Matthias, mit dem Beinamen Corvinus den Sohn des großen Türkenbesiegers Johann Hunyad Corvinus. Matthias war gegen Friedrich und das deutsche Reich um nichts besser gesinnt als Georg Podiebrad. Aber einstweilen stand er für gewöhnlich seinem Nachbar und Nebenbuhler im Osten, dem böhmischen König entgegen, auch dem Nachfolger Georgs, dem polnischen Prinzen Wladislaw. Dann mußte er stäts vor den Türken auf der Hut sein. Auch gelang es ihm sein Reich vor ihnen zu schützen, allerdings auf Kosten seines deutschen Nachbarn, des Kaisers. Denn da sie Ungarn nicht bewältigen konnten, griffen sie die österreichischen Grenzlande an. Im Jahre 1469 machten sie ihren ersten verheerenden Einfall und von da an wiederholten sie ihre Raubzüge bis in die Salzburger Alpen hinein, ohne daß sie der Kaiser oder sonst Jemand daran hinderte.

Aber gerade diesem von allen Seiten bedrängten und von Jedermann für nichts geachteten Friedrich IV. gelang es seiner Hausmacht die glänzendste Zukunft zu eröffnen. Es geschah durch die Verbindung des habsburgischen und burgundischen Hauses.

Das burgundische Haus stammte von einem jüngeren Sohn des französischen Königs Johann des Guten, der mit dem Herzogthum Bourgogne oder französisch Burgund beliehen war. Er und seine Nachkommen hatten die deutschen Reichslehen und Länder: Limburg, Brabant, Luxemburg, Holland, Namur und die deutsche Grafschaft Burgund, die sogenannte Franche Comté, an sich gebracht. Endlich hatten sie auch noch Flandern, das reichste Land des damaligen Europas erworben, das trotz der deutschen Herkunft und Art seiner Einwohner doch von jeher größtentheils ein Lehen der französischen Krone gewesen war. Die Kriege zwischen England und Frankreich am Ende des 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts schufen den burgundischen Herzogen eine mächtige und völlig unabhängige Stellung in der sie gewöhnlich den Ausschlag gaben. Ihr Unterthänigkeitsverhältniß zu der französischen Krone erlosch bis auf den bloßen Namen des Lehensverbandes. Aber auch gegen das deutsche Reich behaupteten sie sich gleich unabhängig und suchten hier nicht einmal den Schein zu bewahren als seien sie Vasallen des Kaisers; sie nahmen weder ihre Lehen vom Reiche, noch leisteten sie ihre Reichspflichten. So wuchs Burgund zu einer selbständigen Mittelmacht zwischen Frankreich und Deutschland, wie es im Beginn des Mittelalters auf kurze Zeit das lothringische Reich gewesen war. Seit Ludwig XI. in Frankreich regierte, drohte für Burgund von daher eine größere Gefahr, denn dieser König zeigte in jeder Regierungshandlung die entschiedenste Absicht und auch die Fähigkeit

die Macht des Königthums auf Kosten der Vasallen zu heben. Darum schloß sich die burgundische Politik enger an das deutsche Reich an von dem nichts zu fürchten war.

Der Herzog Karl der Kühne von Burgund, der Zeitgenosse Friedrichs IV., kannte die Machtlosigkeit des Kaisers sehr wohl, um so eher rechnete er darauf ihn zum gefügigen Werkzeug seiner Plane zu machen. Sie bezweckten nichts weniger als die Erwerbung der noch übrigen nicht burgundischen Reichslande auf dem linken Ufer des Rheins. Zuerst aber sollte der Kaiser, wie er es nach dem Herkommen konnte, dem mächtigen burgundischen Staatsgebäude durch die Königskrone den Schlußstein aufsetzen und es damit auch an äußerem Rang Frankreich gleich machen. Kaiser Friedrich gieng unbedenklich darauf ein, denn der Herzog von Burgund verstand es ihn durch einen überschwenglichen Preis zu locken. Er eröffnete freilich noch sehr unbestimmte Aussichten auf die Hand seiner Erbtochter Maria für des Kaisers einzigen Sohn und Erben Maximilian. Eine Zusammenkunft beider Fürsten zu Trier 1473 sollte die schwebenden Verhandlungen zum Abschluß bringen. Karl erschien dabei mit mehr als königlichem Prunk und der Kaiser noch armseliger als es seine Umstände nöthig machten, aber statt die Krönung zu vollziehen reiste der Kaiser heimlich ab, weil er dem Burgunder nicht traute und ließ Karl beschämt und aufs Höchste erbittert zurück.

Nun suchte der Herzog auf eigene Hand sich am Rheine auszubreiten und festzusetzen. Er mischte sich in die Händel zwischen dem rechtmäßig abgesetzten Erzbischof Ruprecht von Cöln und seinem Lande und Capitel. Er führte dem Erzbischof sein Heer zu Hülfe das an Größe, Kriegstüchtigkeit und glänzender Ausrüstung nicht seines Gleichen hatte. Mit seiner furchtbaren Artillerie die er zuerst zu eigentlicher Wirksamkeit in der Kriegskunst erhoben hat, setzte er der kleinen cölnischen Stadt Neuß in einer regelmäßigen Belagerung zu. Aber diese zeigte welch unermeßlicher Schatz von Kraft und Heldenmuth in dem damaligen deutschen Bürgerthum lag, wenn man nur das Geschick besaß ihn zu heben. Sie widerstand vom 29. Juli 1474 an bis zum 15. Juni 1475 der Artillerie und den Stürmen des burgundischen Heeres. Es hatte schon ungeheure Verluste erlitten, als endlich auch Reichshülfe unter dem Markgrafen Albrecht Achilles heranzog. Der Kaiser konnte nicht wohl anders als daß er sich jetzt gegen Karl erklärte, aber er wußte es doch dahin zu bringen daß das Reichsheer nicht zum Schlagen kam, sondern ein Vertrag vermittelt wurde wonach Karl abzog und sich nicht mehr in die Angelegenheit Ruprechts zu mischen gelobte.

Aber Karl setzte seine Vergrößerungspläne zum Schaden des Reichs nichts desto weniger fort. Es gelang ihm die Geldverlegenheit des Erzherzogs Sigmund von Tyrol zu benutzen und dessen Besitzungen im Elsaß pfandweise an sich zu bringen. Er schaltete dort so daß man deutlich sah er wolle sich hier dauernd festsetzen. Außerdem verfolgte er auch seine schon früher

ersonnenen Pläne auf das Herzogthum Lothringen mit gesteigerter Rücksichtslosigkeit. Kaiser Friedrich hatte weder gegen das Verfahren des Herzogs im Elsaß, noch gegen den Angriff etwas einzuwenden den er in demselben Jahre 1475 wo er den Vertrag mit ihm schloß auf Nancy unternahm. Wieder einmal war ihm die Hand der Prinzessin Maria in der Ferne gezeigt worden. Im Reiche fühlte man sehr wohl die Größe der Gefahr, aber bei den damaligen verwirrten Zuständen und der verrätherischen Haltung des Kaisers konnte man nichts dagegen thun. Aber schon standen andere Feinde Burgunds im Felde. Der König Ludwig XI. von Frankreich durfte es für gewöhnlich nicht wagen mit dem viel mächtigeren und kriegsgewaltigeren Herzog offen zu brechen, doch im Geheimen arbeitete er überall rastlos und glücklich gegen ihn. Er zeigte der Schweizer Eidgenossenschaft wie sehr auch sie durch die weitere Ausdehnung der burgundischen Macht bedroht sei, namentlich wenn sie sich im Elsaß und in Lothringen festsetzte. Karl selbst in seinem grenzenlosen fürstlichen Hochmuth hatte kein Hehl daß er den oberdeutschen Bauern, den Schweizern, ihren Uebermuth gegen die Fürsten und Herren gründlich niederlegen wolle. Ludwig XI. war es der den Herzog von Lothringen, Renatus, zu muthigem Ausharren bestimmte und der den Herzog Sigmund von Tyrol gegen Karl reizte. In Folge davon brach in den burgundischen Pfandschaften im Elsaß ein Volksaufstand aus worin der Statthalter des Herzogs, der Ritter Peter Hagenbach, gefangen und durch ein ordentliches Rechtsurtheil als Verräther an der deutschen Nation hingerichtet wurde. Die Schweizer von französischen Subsidien unterstützt zogen dem Herzog von Lothringen zu Hülfe, aber sie konnten den Fall von Nancy nicht verhindern. Darauf rückte der Herzog mit furchtbaren Heeresmassen ihnen nach um sie in ihrem eigenen Lande zu züchtigen. Er brach in die westlichen Gebiete der Eidgenossenschaft ein und belagerte die Burg Granson am Neuenburger See. Mit Hülfe seiner unwiderstehlichen Artillerie eroberte er sie, aber einige Tage später am 2. März 1476 brachten ihm die oberdeutschen Bauern eine schwere Niederlage bei, der nach wenigen Monaten am 22. Juni eine noch schwerere bei Murten folgte worin sein ganzes Heer vernichtet wurde. Die Eidgenossen ließen sich durch den Rath des französischen Königs bestimmen ihrem geschlagenen Feinde den letzten Stoß zu geben. Sie zogen ihm nach Lothringen nach und brachten ihm am 5. Januar 1477 die dritte und schwerste Niederlage bei Nancy bei, wo er selbst auf der Flucht umkam. Ganz Deutschland frohlockte über die Siege der Eidgenossen. Sie galten überall als Nationalsiege der Deutschen über die Wälschen, denn Karls Heer bestand aus Wallonen, Italienern, Engländern und anderen fremden Söldnern und die gegen ihn fochten waren ohne Ausnahme wie er sie höhnisch nannte: oberdeutsche Bauern. Karl selbst war nicht blos nach seiner Herkunft und Sprache ein echter Franzose, sondern auch in seinen Hauptfehlern, in seiner grenzenlosen Anmaßung, seinem gewaltthätigen Uebermuth

Digitized by Google

und seiner kalten Grausamkeit. Nur der Kaiser Friedrich dachte anders darüber wie seine ganze Nation. Nach der Schlacht bei Granson hatte sich Karl herbeigelassen ihm den ersehnten Preis zu gewähren. Er verlobte jetzt seine Tochter Maria mit dem Erzherzog Maximilian. Kaum war aber Karl gefallen, so schritt der König Ludwig XI. ein. Er hatte vor dem Herzog so lange er lebte stäts gezittert und gekrochen, jetzt wo er todt war erschien er sofort mit Heeresmacht in Burgund. Er verlangte die Lehensvormundschaft über Maria, die er seinem mißgestalteten Sohne Karl zu vermählen gedachte. Aber Maria rief ihren Verlobten Maximilian herbei der in der Blüthe seiner Kraft und Schönheit stand. Er kam augenblicklich, vermählte sich schon im August des Jahres 1477 mit ihr und schützte in einer Reihe der glänzendsten Thaten im erhabensten Stile der Ritterlichkeit seine Dame und zugleich sein eigenes Recht gegen ihren feigen und heimtückischen Bedränger. Er schlug den französischen König am 7. August 1479 bei Guinegate so daß er sich gern zu einem Waffenstillstand bequemte. Doch aller sein Kriegsmuth und seine Ritterlichkeit konnte Maximilian nicht vor andern Unfällen bewahren. Schon am 27. Mai 1482 starb Maria. Sie hinterließ ein einziges Söhnchen Philipp, nachher Philipp der Schöne genannt, auf welchen das Erbe seiner Mutter unter Vormundschaft seines Vaters übergieng. Dessen Stellung wurde dadurch sehr mißlich. Alle Stände und Parteien im Lande waren gegen ihn den Fremden einig. Auf Hülfe von Seite des Kaisers seines Vaters durfte er niemals rechnen, denn Friedrich bedurfte selbst der Hülfe. So mußte er sich mit seinem gefährlichsten Feinde Ludwig XI. so gut setzen als es gehn wollte. Noch im Jahre 1482 verstand er sich im Frieden zu Arras trotz seiner glänzenden Siege über die Franzosen zu Abtretung von Artois, der Bourgogne und der Franche Comté. Doch besserte sich dadurch seine Stellung zu den Ständen, zu dem Adel und der Bürgerschaft in Flandern nicht. Es kam so weit daß ihn die aufrührerischen Bürger von Brügge 1488 gefangen nahmen. Dies war doch selbst zu viel für die Geduld des Kaisers Friedrich und die zähe Gleichgültigkeit des Reichs, die es stäts bewies wo es sich um seine Ehre und Würde handelte, denn Maximilian war schon seit zwei Jahren zum römischen König gewählt. Rasch wurde ein stattliches Reichsheer zusammen gebracht welches noch 1488 unter Anführung des Herzogs Albrecht von Sachsen, des zweiten Sohnes des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, nach den Niederlanden zog. Die Bürger von Brügge waren unterdessen doch ängstlich geworden und hatten Maximilian wieder losgelassen, ohne sich ihm zu unterwerfen. Aber mit Hülfe des Reichsheeres setzte er ihnen und ihren Genossen in Gent und Ypern, den reichsten und größten Städten unter den unzähligen reichen und großen Städten des Landes, so heftig zu daß sie sich schon 1489 zur Ergebung genöthigt sahen. Von nun an bekam seine vormundschaftliche Regierung trotz der fort wühlenden französischen Ränke einen besseren Zug.

Während der langen Regierung des Kaisers hatten tausend Vorgänge

innerhalb und außerhalb der Reichsgrenze Jedermann die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung der Reichsverfassung dargethan. Der Ruf darnach der sich schon zu Sigmunds Zeiten erhoben, war nun allgemein bei den Fürsten, bei den Städten und bei dem Adel geworden. Auch der Kaiser selbst gab seinen besten Willen dafür zu erkennen, doch wollte er nicht das Geringste daran setzen. Wenn er einmal ganze 25 Jahre lang sich nicht im Reiche zeigte, weil er andere dringendere Geschäfte, die seiner Hauspolitik, abthat, so läßt sich schließen was er für die Reichsreform zu opfern gesonnen war. Darum giengen die langwierigsten Unterhandlungen zwischen den einzelnen Reichsständen und zwischen ihnen und dem Kaiser furchtlos hin und her. Es kam weder zu einem allgemeinen Reichsgericht das unabhängig von dem Kaiser den Landfrieden schützen und aller Fehde für immer ein Ende machen sollte, noch zu einer allgemeinen Reichssteuer auf welche man allein die unerläßlich nothwendige Umgestaltung der Reichskriegsverfassung hätte gründen können. Das thatsächliche Ergebniß war nichts weiter als eine freie Einung zwischen den Fürsten, den noch bestehenden Ritterbünden und den Städten im südwestlichen und südlichen Deutschland unter dem Namen des schwäbischen Bundes. Dafür arbeitete der Kaiser aus Gründen seiner Hauspolitik eifrig und geschickt und seine Bemühungen brachten seit 1487 die neue Einung zu Stande. Dies war das letzte größere Ergebniß der Thätigkeit des Kaisers für das Reich, oder eigentlich auch wieder für das Haus Oesterreich. Sein Sohn Max war sein gesicherter Nachfolger und Burgund ihm gewonnen. Alle seine furchtbaren Gegner waren nunmehr todt; der letzte, Matthias von Ungarn 1490 gestorben und damit Friedrich wieder in den Besitz Oesterreichs gekommen das die Ungarn ihm lange Jahre vorenthalten hatten. So starb er am 19. August 1493 nach 54jähriger Regierung in freudigster Zuversicht auf das von der Vorsehung bestimmte Glück seines Hauses, woran er auch in seinen ärgsten Bedrängnissen unerschütterlich festgehalten hatte.

Kapitel XIV.

Deutsche Zustände am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts macht in der Geschichte aller europäischen Völker einen großen Abschnitt. Die Entdeckung unermeßlicher überseeischer Länder erweiterte den Gesichtskreis der Zeitgenossen in eine ungeahnte Ferne, die Auffindung neuer Bahnen des Weltverkehrs durch die

Digitized by Google

Eröffnung des Seewegs nach dem Osten von Asien und nach dem neuentdeckten Westen brachte eine gänzliche Umwälzung des bisherigen Handels und aller darauf gegründeten Verhältnisse. Je größer die Welt wurde, desto näher traten die einzelnen Bestandtheile des bisherigen geschichtlichen Lebens, die europäischen Völker und Staaten aneinander heran. Die Jahre der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien begründeten in Europa die Anfänge eines zusammenhängenden Systems der Politik und der gegenseitigen Beziehung aller Staaten und Völker die sich bisher nur zeitweilig und zufällig mit einander zu berühren pflegten. Um so mehr war es nöthig daß sich die einzelnen Glieder des werdenden Körpers möglichst durchzubilden und zunächst mit ihrer Constituirung als wirkliche Staaten und Völker zum Abschluß zu kommen suchten. Endlich brach die von allen Seiten genährte Bewegung der Geister in der Kunst und Wissenschaft und in dem für die Zeit wichtigsten Gebiete, der Religion, mit den bisherigen Formen und versuchte auch hierin ihr eigenthümliches Wesen als Neuzeit gegen das hinter ihr liegende Mittelalter durchzusetzen.

Unser Volk hat an allen diesen Bewegungen seinen Antheil genommen. In die Mitte Europas gestellt und der eigentliche Träger und Leiter der bisherigen Gestaltungen der Geschichte mußte es schon deshalb unter allen seinen Nachbarn davon am tiefsten erfaßt werden. Nur haben nicht alle jene großen treibenden Kräfte gleich stark auf dasselbe gewirkt. Aeußerliche und innerliche Ursachen bewirkten daß es sich an denjenigen Neubildungen am ernstlichsten und gründlichsten betheiligte die sich von der Oberfläche des äußeren Lebens abwandten und in die eigentlichen Tiefen der geistigen und vor Allem der sittlichen Interessen drangen.

Auf einem solchen Wendepunkt der Geschichte rechtfertigt sich wohl ein Rückblick auf die bisher durchlaufene Bahn und eine Umschau über die damals sichtbaren Ergebnisse in der Entwickelung unseres Volkes. Fünfzehn Jahrhunderte lagen nunmehr hinter ihm, seitdem es zum ersten Male aus seiner naiven Ursprünglichkeit herausgetreten und mit der Weltcultur der Zeit, der römischen, in Berührung gekommen war. Es erfüllte seinen ersten großen geschichtlichen Beruf, indem es das römische Reich, den entsittlichten Weltdespotismus vernichtete. Aber es that noch mehr: seine durchaus auf fruchtbare, echt sittliche Thätigkeit gerichtete Sinnesart ließ es an der Stelle der untergegangenen Formen des Lebens neue setzen in denen Alles was von den alten noch für die Zukunft taugte mit aufgenommen, erhalten und weiter entwickelt werden sollte. Darunter hauptsächlich das Christenthum und die christliche Kirche die hier ihre eigentliche Heimath fanden. Das neue Blut das Europa durch die Ausbreitung der Deutschen über alle seine Theile durchströmte, frischte die alten Nationalitäten auf die für sich dem Untergang verfallen gewesen wären, indem es sie leiblich und geistig umwandelte. Die Kelten und Römer mußten verschwinden und an ihre Stelle traten, als die

Digitized by Google

Mischung vollbracht war, die romanischen Völker in deren Wesen die älteren nationalen Bestandtheile mit den neueren, den deutschen, so ganz eins geworden sind daß es ein vergebliches Bemühen wäre sie sondern zu wollen. Diese neugegründete Völkerwelt wurde darauf durch die Kraft des deutschen Volkes so lange vor allen äußeren zerstörenden Einflüssen bewahrt, als sie sich selbst noch nicht schützen konnte. Der Islam und das Heidenthum mit seiner zukunftslosen Barbarei prallten an einem Karl Martell, Heinrich dem Sachsen und Otto dem Großen ab, um für die Zukunft auf ihren Zerstörungstrieb verzichten zu müssen. Doch das deutsche Volk rettete nicht blos den äußeren Bestand seiner Schöpfung eines neuen Europas, es rettete auch die großen Einrichtungen auf denen sich ihr inneres Leben, ihr Geist und ihre Sittlichkeit gründete. Die christliche Kirche in der aus dem Alterthum überlieferten Form wurde mit in die neue Welt herübergenommen, aber sie enthielt von ihrer früheren Umgebung her schon so viel Krankheitsstoff daß sie nicht blos durch das Einströmen einer frischen Luft genesen konnte. Im 9. und 10. Jahrhundert drohte ihr in ihrer eigentlichen Heimath, in Italien und Rom, dieselbe Auflösung die das römische Reich und das römische Volk innerlich schon vernichtet hatte ehe es von seinen äußeren Feinden überwältigt wurde. Wieder waren es die großen Repräsentanten des deutschen Volksgeistes, die Ottonen und Salier, die sich auch hier als die Retter Europas bewährten. Die von vornherein verkehrten Grundlagen auf denen der Bau der römischen Kirche ruhte, vermochten sie nicht zurecht zu rücken, aber sie thaten was gethan werden konnte. Ihr Verdienst ist es daß das Papstthum nie mehr so tief sank als es bis zu ihrer Zeit gesunken war. Es hat noch viele nichtswürdige Päpste bis zum fünfzehnten Jahrhundert gegeben, aber die Zeit des römischen Hurenregiments, wie man es derb aber wahr genannt hat, ist nicht wiedergekehrt.

So gewaltige Schicksale auch über unser Volk in den ersten anderthalb Jahrtausenden seiner Geschichte ergangen waren, so läßt sich doch selbst in äußerlichen Dingen die Anknüpfung an seine älteste Vergangenheit leicht bewerkstelligen und um so viel mehr in dem eigentlichen Kern seines Wesens. Vertieft, entfaltet, allseitig befruchtet und vergeistigt, war es auch damals noch immer das alte und noch immer befähigt durch seine Kraft die Hülfe zu bringen deren diese Zeit bedurfte.

An der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien konnte Deutschland weniger Antheil nehmen als die westlichen europäischen Nationen die durch ihre geographische Stellung dazu vorher bestimmt waren. Doch hat auch hierfür deutscher Geist und deutscher Muth mehr geleistet als sich auf der Oberfläche der Begebenheiten wahrnehmen läßt. Die Ausbildung des europäischen Staatensystems erfolgte wohl unter der Mitwirkung Deutschlands, aber die eigenthümliche Gestaltung seiner eigenen politischen Zustände verhinderten es den Ton dabei anzugeben. Hätte

Digitized by Google

es dies thun können, so wäre ohne Frage die weitere Gestaltung der europäischen Staatengemeinschaft unter günstigeren Auspicien erfolgt, als so wo ihr die sittlich befruchtende Führerschaft Deutschlands entzogen war. Die Feststellung der inneren politischen Zustände des Reichs wurde, wie es in anderen Staaten der Zeit geschah, auch hier ernsthaft und gründlich in die Hand genommen, aber sie konnte aus denselben Ursachen nicht die gehofften Ergebnisse bringen, obgleich sie nicht ohne solche blieb. Dagegen auf dem Gebiete der idealen Interessen, der großen geistigen und sittlichen Angelegenheiten hat Deutschland durch die Reformation die von ihm ausgieng und von seinem Geiste erfüllt blieb, seinen alten Beruf bewährt.

Für das Verständniß der großen Ereignisse die in der Reformation ihren Gipfelpunkt erreichten scheint es darum zweckmäßig sich die Umrisse des Bildes zu vergegenwärtigen welches damals das Leben des deutschen Volkes darbot. Die Zustände die hier überschaut werden sollen sind die nächsten Ursachen des Folgenden gewesen, aber man darf nicht vergessen daß sich ihre eigentlichen und letzten Wurzeln durch den ganzen Raum unserer Geschichte erstrecken. Wie bei ähnlicher Gelegenheit wird es auch hier am gerathensten sein von den äußerlichen Erscheinungen der Zeit auszugehn und nach und nach zu ihrem innerlichen Getriebe vorzudringen.

Wie im Beginn seiner Geschichte nahm unser deutsches Volk auch jetzt die Mitte von Europa ein. Aber einstmals entsprach sein Wohnsitz nach allen Richtungen hin, abgerechnet den Norden, nur sehr unvollständig den von der Natur selbst vorgezeichneten Grenzlinien. Dies hatte sich unterdessen vortheilhaft verändert. Fast überall waren jene großen natürlichen Marksteine erreicht. Daß sie nicht überall erreicht wurden, daß damit nicht eine der Grundbedingungen einer ungestörten Entwickelung des Volks- und Staatswesens sich erfüllte war durch verschiedene Ursachen, hauptsächlich aber durch die eigenthümlichen Vorstellungen von der Natur des kaiserlichen Amtes und des Reiches veranlaßt welche das deutsche Mittelalter hegte. Sie richteten den Blick in die Weite und ließen das Näherliegende übersehen. Das Reich sollte grundsätzlich einen kosmopolitischen Charakter haben wie das römische Reich, als dessen unmittelbare Fortsetzung es galt, auch gehabt hatte. Es war von Deutschen gegründet und Deutsche gaben ihm seine Herrscher, aber sonst konnte die deutsche Nationalität in ihm keine Ausschließlichkeit beanspruchen. Ueberhaupt war dem Mittelalter die besondere Betonung der Nationalität fremd. Viel höher standen ihm die Vereinigungspunkte welche die Kirche oder selbst die einzelnen Stände gewährten. Daß eine Nationalität die andere systematisch zu unterdrücken versuchte, war vollends dem Mittelalter unerhört und vertrug sich am wenigsten mit dem gerechten und milden Sinn des deutschen Volkes den es stets bewährt hat, auch wenn es sein offenbarer Schaden gewesen ist.

So konnten fremde Völkerschaften inmitten des deutschen Volkes unge-

Digitized by Google

stört wohnen und umgekehrt das deutsche Reichsgebiet sich weit über die Grenzen der deutschen Zunge hinaus erstrecken. Nach der herkömmlichen Auffassung waren es drei große Nationalitäten die das Reich inne hatten, die deutsche, die wendische, d. h. die slavische in ihren mannigfaltigen Zweigen, und die wälsche, d. h. die romanische, als Italiener, Kurwälsche, Süd- und Nordfranzosen und Wallonen, jede der anderen gleich berechtigt. Denn noch immer galt der größte Theil Italiens für Reichslehen, ebenso gehörten noch einige Bruchstücke des ehemaligen altburgundischen Reiches wirklich zu Deutschland, und die anderen allmälig entfremdeten waren wenigstens niemals rechtsgültig abgetreten worden. Dazu kamen jetzt die französisch oder wallonisch redenden Theile des neuen burgundischen Staates die dem Reiche so lange ferne gestanden hatten. Hielt man sich an die alten Erinnerungen der oberlehnsherrlichen Rechte des Kaisers und des Reiches, so dehnte sich sein Umfang noch viel weiter aus. So rechnete ein Entwurf zur Besteuerung aller Reichsangehörigen, ein officielles Actenstück vom Jahre 1421, noch Dänemark, Schweden, Norwegen, Polen und Schlesien, Venedig, Orange (Provence), Mailand, die Eidgenossen und Anderes zum Reiche.

Doch war man am Ende des Jahrhunderts schon einigermaßen klar darüber daß diese zu selbständigen Völkern und Staaten herausgebildeten Länder unmöglich wieder in eine Unterthänigkeit wie andere Theile des Reichs, das eigentliche Deutschland oder auch die Lombardei und Burgund, treten könnten. Denn auf die beiden zuletzt genannten Länder wollte man die althergebrachten und immer lebendig erhaltenen Rechtstitel keineswegs aufgeben, wenn man auch einsah daß sie in etwas anderem und freierem Verhältniß der Abhängigkeit zu Kaiser und Reich stehn müßten als das eigentliche Deutschland, eingerechnet das größtentheils noch slavische Böhmen mit seinen Nebenländern, oder Kärnthen und Krain.

Was Böhmen und seinen Zubehör, Mähren, Schlesien und die Lausitz anbetrifft, so hatte es gerade damals den Anschein als würde ihr seit den Hussitenkriegen so sehr gelockerter Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland ganz enden. Doch die innere Nothwendigkeit der Dinge sorgte durch scheinbare Zufälligkeiten bald wieder für ihre Wiederanknüpfung an die andern Glieder des deutschen Staats- und Volkskörpers der ohne sie niemals zu seiner von der Natur selbst vorgezeichneten Abrundung zu gelangen vermag.

Auf der ganzen östlichen Grenzlinie, wo sich slavische und deutsche Volksthümlichkeit seit Jahrtausenden berührte, war man überhaupt damals so wenig wie zur Zeit der Völkerwanderung oder wie noch heute bis zu unverrückbaren Marksteinen des beiderseitigen Gebietes gelangt; die Natur selbst schien hier vergessen zu haben dergleichen anzudeuten. Wie einstmals als das deutsche Volk alle seine Kraft westwärts wandte, die Slaven sich ungehindert bis an und über die Elbe wagten, so strebten darauf umgekehrt die

Digitized by Google

Deutschen immer weiter ostwärts und hatten bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts bereits den größeren Theil des Gebietes auf dem wir sie im Beginne ihrer Geschichte trafen wieder zurückgewonnen. Doch hielten sich auch nicht wenige größere und kleinere Trümmer des fremden Volkes in Mitte der zurückgekehrten Deutschen. Sie, die sich in ihrem weiteren Vordringen nach Osten damals noch auf keine Weise gehemmt sahen, dachten nicht daran das von ihnen bereits rings umgrenzte Gebiet auch im Innern planmäßig mit ihrer Eigenthümlichkeit zu erfüllen. Während eine großartige Reihenfolge deutscher Colonien das ganze südliche Ufer der Ostsee bis hinauf an den finnischen Meerbusen eingenommen hatte, hörte man in der Mitte Deutschlands, an der Elster und Pleiße, auf dem linken Ufer der unteren Elbe, sogar in einigen Ortschaften von Ostfranken noch immer slavische Laute. Dagegen war die Mark Brandenburg, Meklenburg, der größere Theil von Pommern und Niederschlesien ganz deutsch. Aber im Rücken des letzteren Landes saß in den beiden Lausitzen eine zahlreiche und zusammenhängende Masse slavischer Bevölkerung. Sie war wie durch ein schmales Band durch einen wohl von uralter Zeit her deutsch gebliebenen Strich Gebirgslandes von der noch stärkeren Zahl der böhmischen Slaven oder Czechen getrennt die ihrerseits wieder nur durch eine schmale slavisch redende Landenge in Mähren mit ihren nächsten Stammverwandten, den Karpathen-Slaven oder Slovaken, und den ferneren, den Polen, zusammenhiengen. Zwischen jenen und den südöstlichen wendischen Landschaften des Reichs, Südsteiermark, Kärnthen und Krain, breiteten sich die ehemaligen bairischen Ostmarken, das seit dem 10. Jahrhundert vollständig für die deutsche Art wieder gewonnene Oesterreich aus, mit dem die eben erwähnten Landschaften als Theile der habsburgischen Hausbesitzungen in der nächsten staatlichen Verbindung standen.

Doch gieng gerade in ihnen die Ausbreitung der deutschen Sprache und Sitte nur sehr langsam von Statten. Krain war davon noch kaum berührt, einzelne Städte abgerechnet, und das wenige was namentlich auf den Gütern verschiedener deutscher Stifter hier Eingang gefunden hatte konnte sich auf die Dauer nicht halten. In Südsteiermark und Kärnthen waren die Deutschen damals von den oberen Theilen der großen Flußgebiete der Drau und Mur herabsteigend ungefähr eben so weit wie heute vorgedrungen. Daß in Böhmen und Mähren das deutsche Wesen seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts keine weiteren Fortschritte machen konnte, versteht sich von selbst. Die hussitische Bewegung war eben sowohl eine Auflehnung der czechischen Nationalität gegen die Ueberlegenheit der deutschen wie eine religiöse, politische und sociale Revolution. Doch blieb sie innerhalb ihrer bereits erreichten Grenzen unangefochten. Auch hier fielen sie schon damals im Ganzen und Großen mit den heutigen zusammen, wie überall wo das Haus Habsburg bereits herrschte oder später zur Herrschaft gelangte.

Digitized by Google

Was außerdem noch als deutsches Land im Osten der Oder und der Weichsel gelten durfte, befand sich in einer ähnlichen Stellung zu der Hauptmasse des deutschen Vaterlands, wie Böhmen zu der Masse der übrigen slavischen Länder. Die Oder machte im Allgemeinen die Grenze des deutschen Reichsgebietes und fast ganz genau die des deutschen Volksgebietes. Bis an ihr rechtes Ufer reichte beinahe überall noch die slavische Sprache. Aber von den Ufern der untern Weichsel bis zum Niemen längs der Ostsee hin zog sich ein ausgedehntes Gebiet von Deutschen erobert und bewohnt, bereits so durch und durch deutsch wie nur irgend eine Landschaft des innern Deutschlands, wie Thüringen, oder Hessen oder Schwaben. Es war der Staat des deutschen Ordens in Preußen, der jedoch niemals in politischer Hinsicht einen wirklichen Theil des deutschen Reiches gebildet hatte. Seine Regenten, die Hochmeister, standen von Anfang an nur in einer Art von Vasallenschaft zu dem Kaiser als dem höchsten Herrn der Christenheit, aber nicht als dem Oberhaupte der deutschen Nation. Seit 1466 sahen sie sich durch die Widerspänstigkeit ihrer Unterthanen welche durch polnische Aufhetzungen und Intriguen hervorgerufen und genährt wurde, genöthigt dem polnischen König die Lehenshuldigung zu leisten und das Dasein des Ordensstaates durch die Abtretung der westlichen Hälfte seines bisherigen Gebietes an Polen zu erkaufen. Doch änderte ihre erzwungene Abhängigkeit von einem fremden und der deutschen Art grundsätzlich feindseligen Staate nichts an den inneren Zuständen des noch gehaltenen Ordenslandes. Dies blieb nach wie vor unangetastet in seiner deutschen Eigenthümlichkeit. Indessen störte es seinen innern Zusammenhang mit dem Mutterlande doch sehr daß von dem linken Ufer der Weichsel bis nahe an die Mündung der Oder, in dem sogenannten Westpreußen und Pomerellen, eine slavische Bevölkerung saß, zu deren Germanisirung jetzt wo diese Landschaften an Polen übergegangen waren alle Aussichten verschwanden.

Noch weiter im Nordosten, nicht auf slavischem, sondern auf lettischem und esthnischem Gebiete fanden sich noch Vorposten der deutschen Nationalität, jedoch schon damals von allen Seiten durch feindliche Uebermacht aus dem ungeheuren slavischen Hinterlande bedroht. Zum größten Unglück waren die deutschen Colonien an dieser Stelle ohne directen Zusammenhang untereinander und nicht ein großes Eiland wie Preußen, sondern kleine versprengte Inselchen mitten in dem wüsten Meer barbarischer Nationen. Die deutschen Hansestädte und der deutsche Adel in Livland, Esthland und Curland hatten wohl auch als Staat der Schwertbrüder eine ähnliche Staatsbildung wie in Preußen, erst auf eigene Hand, dann im Anschluß an den deutschen Ordensstaat daselbst versucht. Aber der Staat der Schwertbrüder gedieh niemals zu solcher Festigkeit wie jener. Es gelang ihm nicht außer dem deutschen Adel und den wenigen deutschen Städten auch eine deutsche Landbevölkerung zu schaffen. So blieb er immer ein Fremdling auf dem

Digitized by Google

Boden seiner neuen Heimath, jedem Sturm von außen eine leichte Beute. Auch er stand in keiner politischen Verbindung mit Deutschland und konnte deshalb von daher füglich nicht auf Hülfe rechnen.

Außerdem hatten sich im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Menge deutscher Colonisten durch Ungarn und Polen verbreitet. Bis in das siebenbürgische Alpenland waren Niederrheinländer vorgedrungen, wo sie unter dem Namen der Sachsen mit der besonderen Gunst der ungarischen Könige große deutsche Ansiedlungen gegründet hatten, in denen Alles, Kirche, Adel, Städte und Bauernschaften von Anfang an deutsch war und deutsch geblieben ist. Auch in den Karpathen gab es zusammenhängende deutsche Ansiedlungen, namentlich da wo der Metallreichthum des Gebirgs am größten war. Auch sonst enthielten die ungarischen Städte eine Menge deutscher Bürger. Sie bildeten den Kern ihrer gewerbfleißigen Bevölkerung und die eigentlichen und allgemeinen Vertreter des Bürgerthums und der Cultur überhaupt. Ganz so war es in Polen. Die polnischen Städte besaßen zum größten Theil deutsches Recht; in vielen überwog das deutsche Wesen, sogar in der damaligen Hauptstadt Krakau, wo deutsche Wissenschaft an der Universität blühte, deutsche Kunst herrliche Kirchenbauten und in ihnen kostbare Denkmäler in Stein, Erz und Holz schuf und das deutsche Wort auf den Kanzeln ertönte. Denn wie zu jeder Zeit so war auch damals die mit Cultur lackirte Barbarei der Eingebornen nicht fähig ein Bürgerthum oder einen Mittelstand und damit die natürliche Grundlage des städtischen Wesens zu erzeugen. Hier konnte es nur ein Oben und Unten, Herren und Sclaven geben und die Mitte wo Freiheit und Cultur allein gedeihen, mußte fehlen.

Doch wären alle diese vorgeschobenen Posten deutscher Art nur dann von Werth für unser Volk und unsere weitere Geschichte gewesen, wenn es gelungen wäre sie in lebendiger Verbindung unter einander und mit Deutschland zu halten, die Lücken zwischen ihnen auszufüllen und die Arbeit der Colonisation des Ostens mit demselben Erfolge weiter zu führen mit dem sie von den Ufern der Elbe bis zu denen der Weichsel vorwärts geschritten war. Da dies durch die Schuld der späteren unheilvollen Ereignisse der deutschen Geschichte nicht möglich wurde, so müssen alle die genannten an sich herrlichen Anfänge nur für verlorene Posten und als ein Abgang an Kraft für unser Volk gelten. Doch ist es immerhin der Mühe werth sich zu vergegenwärtigen, wie die Dinge zwischen den Deutschen und ihren östlichen barbarischen Nachbarn slavischen, lettischen und finnischen Stammes am Ende des Mittelalters standen. Abgesehen von der bedeutsamen Ergänzung die dadurch das Bild unseres Volks in jener Zeit erhält, hat es auch für die Gegenwart praktische Bedeutung. Die drei Jahrhunderte seit dem Ende des Mittelalters bis auf unsere Zeit haben die Erbschaft jener wahrhaft großen Periode unseres Volkes gänzlich vernachlässigt. Mit Noth und nicht überall mit Erfolg hat man nur das Erworbene zu halten vermocht. Erst die Ge-

genwart hat wenigstens im Nordosten, wo der lebenskräftigste deutsche Staat, Preußen, den Osten berührt, die große Aufgabe der deutschen Colonisation wieder aufgenommen, wenn auch bisher ohne den Muth und das Geschick und daher auch ohne die Erfolge des Mittelalters.

Ganz anders verhielt es sich auf der Südgrenze Deutschlands. Hier hatte unser Volk schon seit dem 5. und 6. Jahrhundert die natürliche Scheidewand der Alpen fast an allen Punkten gewonnen. Die geringen Trümmer romanischer Bevölkerung nördlich davon, in Graubündten und Vorarlberg kommen für das Allgemeine so wenig in Betracht wie die gleichfalls unbedeutenden Zweige welche sich von dem Hauptstamme unseres Volkes schon bei der ersten Ausbreitung der Baiern im Gebiete der Etsch und ihrer Nebenflüsse weit über die Hauptkette der Alpen bis in die Nähe von Verona und Vicenza vorgeschoben hatten.

Was die Westgrenze anbetrifft, so reichte auch hier wie im Osten und zum Theil im Süden das deutsche Reichsgebiet im engern Sinne um ein gutes Stück über die eigentliche Volks- und Sprachgrenze hinaus. Die letztere hatte schon seit der Zeit des fränkischen Reiches, etwa im 6. und 7. Jahrhundert, eine solche Festigkeit erlangt daß sie trotz aller, bald von dieser bald von jener Seite wirkenden Einflüsse während des ganzen Mittelalters und der Neuzeit nicht von der Stelle gerückt ist. So wenig wie die Ausdehnung der deutschen Herrschaft über Lothringen eine Ausdehnung der deutschen Sprache und Art über die romanischen Theile des Landes zur Folge hatte, eben so wenig konnte später das Vorrücken der französischen Grenzen nach Osten die von ihrem neuen Zuge eingeschlossene deutsche Bevölkerung zu Franzosen in Sprache und Art machen. Metz war während des ganzen Mittelalters eine französisch redende Stadt, obgleich die Hauptstadt eines zum deutschen Reiche gehörigen geistlichen Fürstenthums, und umgekehrt ist Ypern in Flandern immer niederdeutsch geblieben, obgleich es von jeher wie das ganze westliche Flandern einen Bestandtheil des französischen Reichs bildete, wenn auch unter eigenen Landesherren. Erst die allerneuste Zeit konnte mit ihrem raschen Wechsel der städtischen Bevölkerung wenigstens in den größeren Städten das Verhältniß zu Gunsten der im Staat herrschenden Nationalität ändern.

Von jeher war die deutsche Nordgrenze beständig gewesen. Nord- und Ostsee schlossen Land und Volk natürlicherweise ab. Wenn die Deutschen einen Versuch machten sich jenseit des Meeres auszubreiten, so führte das nur zu einer Entfremdung der überseeischen Colonie, wie die Geschichte der Angelsachsen es anschaulich zeigt. Nur an einer Stelle war ein unentschiedener Zustand möglich geworden, auf der jütischen Halbinsel, seitdem sich scandinavische Germanen von den dänischen Inseln her an die Stelle der nach Britannien gewanderten Jüten eingedrängt hatten. Aber im späteren Mittelalter überwog auch hier die Kraft der natürlichen Verhältnisse des Lan-

des und die Macht und Bildung des deutschen Volkes. Bis an die Eider erstreckte sich noch immer das Staatsgebiet Dänemarks. Aber das Herzogthum Schleswig war als dänisches Lehen in die Hände der deutschen Grafen und Herzoge von Holstein gekommen und theilte alle Schicksale dieses Landes. Das südliche Schleswig hatte seine deutsche Urbevölkerung nie verloren: durch die Mark an der Eider war sie in der karolingischen und noch mehr in der sächsischen Zeit wieder aufgefrischt worden und unmerklich schob sie sich immer weiter nach Norden vor. Ueberhaupt konnte damals von einem bewußten Gegensatz zwischen Deutsch und Dänisch nicht die Rede sein. Dänemark galt staatsrechtlich als ein Lehen des Kaisers und des Reiches. Seine Könige waren die deutschen Oldenburger denen Holstein und Schleswig gehörte. Ihr Hof und Adel war so deutsch wie die anderen deutschen Höfe nördlich vom Harze. Die Städte in Dänemark waren bloße Factoreien der deutschen Hanse, ihr Bürgerstand zum guten Theile aus Niederdeutschland eingewandert. Die Landessprache blieb zwar noch immer dänisch, aber sie nahm unbedenklich niederdeutsche Bestandtheile in größter Zahl in sich auf. Der sprachliche Gegensatz trat erst dann wieder schärfer heraus, als das Niederdeutsche seinerseits von dem Hochdeutschen verdrängt wurde das an sich dem nordischgermanischen Idiome so viel ferner steht. Aber dazu war am Ende des 15. Jahrhunderts noch keine Aussicht.

Als allgemeines Ergebniß stellt sich somit heraus, was schon in einem besondern Falle nach Gebühr hervorgehoben wurde, daß im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte wenig geschehen ist um die von unserm Mittelalter nahezu gewonnenen natürlichen Grenzen für das deutsche Staats- und Volksgebiet vollständig zu erreichen.

Es ist unmöglich die Menge der deutschen Bevölkerung am Ende des 15. Jahrhunderts nach Zahlen zu berechnen, weil die Zeitgenossen keine genauere Angabe dieser Art zu hinterlassen sich gedrungen fühlten, doch läßt sich so viel sehen daß sie trotz der furchtbaren Verwüstungen welche immer wiederkehrende Seuchen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts anrichteten, trotz der vielen Menschenleben welche in den unaufhörlichen Kriegen und Fehden im Innern zu Grunde giengen, für die damalige Leistungsfähigkeit des Bodens bedeutend genug gewesen ist und vielleicht die Hälfte der heutigen betragen haben mag. Sicher durfte die deutsche Nation damals für die zahlreichste unter allen europäischen gelten, wie ihr Staatsgebiet auch das bei Weitem ausgedehnteste unter allen war. Denn wenn man wie billig Burgund und die Eidgenossenschaft einrechnet, aber Italien außer Acht läßt, übertraf es noch immer das Gebiet Polens, das an Größe damals alle übrigen europäischen Staaten weit hinter sich zurück ließ, um mehr als 2000 Quadratmeilen und Frankreich um mehr als das Doppelte seines damaligen Umfangs. Rußland das in dieser Zeit für das übrige Europa noch nicht vorhanden war und eben

Digitized by Google

erst von der mongolischen Herrschaft sich frei gemacht hatte, darf natürlich nicht zur Vergleichung herangezogen werden.

Daneben besaß die deutsche Nation anerkanntermaßen noch immer die größte körperliche Kraft, Tüchtigkeit und Ausdauer unter allen ihren Nachbarn. Beweis dafür ist allein schon der unbestreitbare Vorzug dessen die deutschen und schweizerischen Soldtruppen durch ganz Europa genossen. Er gründete sich nicht allein auf ihre Kriegserfahrenheit und ihren Muth in der Schlacht, sondern auch auf ihre rein körperliche Ueberlegenheit die wieder von anderen psychischen Eigenschaften bestens unterstützt wurde. In dieser Hinsicht hatten anderthalb Jahrtausende unser Volk zu seinem Glücke wenig verändert. Wie die riesigen Gestalten der Germanen einstmals die Römer in Schrecken gesetzt hatten, so war auch jetzt noch der Deutsche dem Romanen und dem Slaven an Körpergröße und Kraft weit überlegen. Auch brachte das damalige Deutschland noch immer eine kaum glaubliche Menge streitbarer und kriegslustiger Männer hervor. So große Massen auch als deutsche Landsknechte fortwährend in die Fremde strömten um nur zum kleinsten Theile heimzukehren, so gab es doch immer bei jeder neuen Werbung einen Ueberfluß von auserlesenen Leuten. Auch hierin sind die Nachklänge der ältesten Zeiten noch immer deutlich zu vernehmen: der kühne abenteuerliche Sinn der Leib und Leben im Kampf und Krieg aufs Spiel zu setzen als die höchste Lust auf Erden ansah, wirkte auch jetzt noch, neben anderen gemeineren Triebfedern, die einstmals auch nicht gefehlt haben mögen, der Raubsucht, dem Zerstörungstrieb und dem Durste nach Blut und Mord.

Das Mittelalter hatte die anfängliche Gleichförmigkeit in der Beschäftigung, Sitte und rechtlichen Stellung des deutschen Volkes gänzlich beseitigt. Einst nichts weiter als eine Masse von Landbau treibenden Familien mit überwiegend kriegerischen Neigungen, unter denen nur die persönliche Freiheit oder Unfreiheit einen Unterschied der politischen Rechte gemacht hatte, war es nach und nach in eine Anzahl von Ständen auseinander gegangen. Sie schlossen sich allmälig in so entschiedener Eigenthümlichkeit von einander ab und die Erscheinungen des äußern und innern Lebens der Zeit pflegten in jeder einzelnen der großen Gliederungen der Nation so selbständig sich zu gestalten daß sich das Allen Gemeinsame oft nur schwer herausfinden läßt.

Die Scheidung in Geistliche und Weltliche darf nicht eigentlich als ein Standesunterschied im Volke bezeichnet werden. Denn der Begriff des geistlichen Standes reichte über alle nationalen Grenzen hinaus. Er sollte im Sinne der Kirche nur noch einen rein äußerlichen Zusammenhang mit dem Volke haben dem er angehörte und wenn man ihn als Stand betrachten will, muß man ihn allein auf die eine Seite, und alle Andern als eine zusammengehörige Masse auf die andere Seite stellen. Eigentliche Stände gab es drei, die selbst wieder in eine Menge von Abstufungen zerfielen. Nach ihrem allmäligen Hervortreten in der Geschichte gereiht, ist es die Bauernschaft, der

Digitized by Google

Adel, das Bürgerthum, nach der Ansicht der Zeit war die Rangordnung: Adel, Bürgerthum, Bauernschaft. Wir betrachten zunächst die letztere.

Jetzt pflegt man den Bauernstand für die eigentliche Grundlage des ganzen Gebäudes der Volkswohlfahrt zu halten und zum Theil auch darnach zu behandeln. Damals aber schien es als hätten die andern Stände allen Druck und alle Lasten denen sie sich selbst entzogen auf ihn gewälzt. Wer die Ergebnisse der Entwickelung des deutschen Volkes im Mittelalter blos nach den Zuständen der Bauernschaft am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beurtheilen wollte, würde mit Recht einen Fortschritt von der ältesten Zeit unserer Geschichte bis dahin läugnen dürfen. Er würde nur Rückschritte und Verkümmerung finden.

Noch gab es zwar einzelne wahrhaft freie Bauerngemeinden in Dörfern oder einzelnen Höfen, die nach uralter Weise sich unabhängig von allen inzwischen aufgekommenen Gewalten, sei es der geistlichen oder weltlichen Fürsten, der Herren und Ritter, oder der Städte erhalten hatten. Aber sie waren sehr dünn gesät und in den allgemeinen Angelegenheiten des Reichs und des Volkes zählte ihre Stimme nicht mit, so wenig wie die Verhältnisse ihres Standes durch ihr Dasein eine veränderte Gestalt und Richtung erhielten. Einige davon, die freien Bauerngemeinden die den ursprünglichen Kern der Eidgenossenschaft vorstellten, waren durch die Lage der großen Politik begünstigt auf eigene Hand zu einer Art von selbständiger Staatsbildung vorgeschritten und in der That schon dicht an die Grenzen gelangt wo ihre vollständige Trennung von dem übrigen Reichskörper geschehen mußte. Noch aber war der Name davon nicht ausgesprochen, obgleich die Sache selbst schon existirte. Der übrige Süden und die Mitte Deutschlands enthielt nur einige Trümmer solcher freien Bauerngemeinden, die sich als sogenannte freie Reichsdörfer und freie Bauern, z. B. auf der Leutkircher Haide in Oberschwaben, bis zum Untergang des Reichs ihr Dasein fristeten. Im Osten fehlten sie ganz, denn hier war die landesherrliche Gewalt eher dagewesen als eine deutsche Landbevölkerung. Aber im Norden fand man sie zahlreicher als anderswo, den äußersten Süden des alamannischen Landes abgerechnet. Noch hielten sich die Dietmarschen in Holstein mit unübertroffenem Heldenmuth gegen alle Angriffe von Seiten der Landesherzoge, die jetzt auch Könige von Dänemark waren, und ihres Adels; doch konnte man bereits die Zeit voraussehen wo sie in ihrer Vereinzelung unterliegen mußten, was auch sogleich im Beginne der folgenden Periode geschehen ist. Denn niemals war hier in Norden eine ähnliche Einigung wie in den Alpen versucht worden, wo neben den Bauerngemeinden große und reiche Städte, Zürich und Bern, die bedeutendsten im ganzen deutschen Alpenlande, Theil an der Eidgenossenschaft genommen hatten, wo auch manche Häuser des Herren- und Ritterstandes ihr beigetreten waren. Und doch bot der Norden in dem mächtigen Städtebund der Hanse und in andern erst kürzlich der fürstlichen Lan-

deshoheit unterworfenen Gemeinden, z. B. den Friesen an der Westküste von Schleswig, wo möglich noch bessere Elemente zu einem solchen Versuch als der Süden unseres Vaterlands. Man darf wohl einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen, wie sich die Geschichte des Nordens gestaltet haben würde, wenn sich hier ein Gegenstück zu der Eidgenossenschaft im Süden hätte entwickeln können, dem der kräftige Hauch der Seeluft und die ohne Frage noch tüchtigere Natur des Volksstammes das herrlichste Gedeihen in Aussicht stellte. Aber gerade an der schon fest gegründeten Macht der Hanse und ihrem damals wohlberechtigten Selbstbewußtsein, so wie an dem ebenso großen Selbstbewußtsein der freien Bauernschaften scheint es gelegen zu haben daß beide in ihrer Vereinzelung blieben und fielen, die eine etwas später als die anderen, aber beide vollständig und für immer. Die einzelnen Glieder der oberdeutschen Eidgenossenschaft dagegen fühlten sich, wenn auch in ihrer Art kräftig genug, doch nicht so kräftig daß sie sich nicht nach dem Schutze verwandter Elemente hätten umsehen müssen.

Eine Nachwirkung älterer und besserer Zustände zeigte sich noch in der verhältnißmäßig größeren Freiheit welche die Bauernschaft im Nordwesten Deutschlands, im Gebiete des sächsischen und frisischen Stammes behauptete. Hier hatte sich in manchen Gegenden außer ihrer allgemeinen Unterordnung unter die Landeshoheit eines Fürsten, dem sie neben Adel, Städten und Geistlichen, aber auch nicht mehr wie diese unterthan geworden war, wenig an ihren ursprünglichen Zuständen geändert. Hier gab es niemals einen so zahlreichen niederen Adel wie in anderen Theilen unseres Vaterlandes, der den Bauernstand am meisten drückte und ihn in immer engere Schranken einzuzwängen suchte. Hier fand man noch freie, nach uraltem Brauche geregelte Gemeindeverfassung, eigene Gerichtsbarkeit, mäßige Abgaben und daher auch eine allgemein verbreitete Wohlhabenheit und Behaglichkeit des bäuerlichen Lebens die man weder in Schwaben noch in Franken, noch in anderen von der Natur viel mehr gesegneten Landschaften antraf.

Aber die Masse der bäuerlichen Gemeinden befand sich überall in mehr oder minder drückenden Abhängigkeits- oder Unterthänigkeitsverhältnissen. Entweder war der eigentliche Landesherr geistlichen oder weltlichen Standes, der Rath einer Stadt, eine der mächtigen geistlichen oder weltlichen Corporationen der Zeit, einer vom Adel oder, besonders in den Landgebieten der Reichsstädte, ein Mitglied des vornehmen Bürgerstandes, da wo ein förmliches Patriciat bestand, ein Patricier der Herr auf dem Dorfe. Dies Herrschaftsverhältniß ließ wieder unendliche Abstufungen zu. Im günstigsten Fälle bedeutete die sehr uneigentlich sogenannte Lehens- oder Grundherrschaft nichts Anderes als das Recht einen Vogt oder Schultheiß oder Bauermeister zu setzen, der unter Beiziehung von Gemeindevertretern die Gerichtsbarkeit ausübte, soweit sie dem Herrn zustand, die Gemeindeverwaltung und die Einnahme der herrschaftlichen Gefälle besorgte und Ordnung und Frie-

Digitized by Google

den im Dorf und in der Gemarkung wahrte. Sobald die herrschaftlichen Rechte fest bestimmt waren, befanden sich die Eingesessenen erträglich, denn in den meisten Fällen durften jene bäuerlichen Abgaben mehr für ein Zeichen der Anerkennung des Abhängigkeitsverhältnisses als für ein wirkliches Einkommen des Dorfherrn gelten. In solchen Fällen stand den einzelnen Gemeindegliedern volles Eigenthumsrecht an ihren Höfen und Grundstücken zu, wenn das auch später von der juristischen Theorie geläugnet zu werden pflegte, weil sie durch fremde Rechtsbegriffe sich den Sinn für die heimischen Zustände hatte bestricken lassen.

Wo jedoch die Leistungen gegen die Herrschaft vom Anfang an nicht genau bestimmt, wo die sogenannten ungemessenen Frohn- und Spanndienste gebräuchlich waren, wo es hieß daß man der Herrschaft nach Gnaden diene, oder auch daß den Leuten recht sein müsse was ihnen die Herrschaft thue, da stand es um vieles schlimmer und oft schon um diese Zeit so schlimm daß es nicht wohl schlimmer werden konnte. Der natürliche Lauf der Dinge hatte es mit sich gebracht daß man den Bauer möglichst auszubeuten suchte, wogegen ihm hier nicht einmal die Berufung auf das Herkommen half, denn dies sollte nur so lange gelten, als es der Herrschaft beliebte. Solche Zustände wurden viel drückender empfunden als die wirkliche Hörigkeit und Leibeigenschaft, obgleich bei ihnen dem Namen nach immer noch persönliche Freiheit vorhanden war. Doch vertrug sich selbst mit dem bloßen Namen der Freiheit die Beschränkung der Freizügigkeit schlecht die in vielen Gegenden versucht und besonders von dem niedern Adel mit großer Härte durchgesetzt wurde. Dazu kam noch daß sie sich stäts über eine größere Zahl der Bauernschaft ausdehnten. Gerade in dieser Zeit gieng man von Seite der Grundherrschaften systematisch darauf aus das alte Herkommen auf welches sich die besser gestellten Unterthanen beriefen durch allerlei Spitzfindigkeiten, oft auch durch bloße Gewalt, umzustürzen und an seine Stelle den bloßen guten Willen des Herrn zu setzen. Es geschah an vielen von den Orten wo sich die Unterthanen nicht auf eine schriftlich abgefaßte Bestimmung ihrer Leistungen, Pflichten und Rechte berufen konnten. Da sich diese Unterthänigkeitsverhältnisse zum größten Theil aus unvordenklichen Zeiten herschrieben, auch sich selten auf einmal gebildet hatten, so war es gewöhnlich dem Bauer unmöglich die neuen Ansprüche seiner Herrschaft durch eine förmliche Urkunde zurückzuweisen.

Die wirkliche Hörigkeit enthielt gleichfalls wieder eine lange Reihe von Abstufungen. Sie stieg von einem mehr nominellen Verhältnisse, das sich von der alten Zinspflichtigkeit wenig unterschied und eben so häufig aus ihr hervorgegangen, wie umgekehrt an die Stelle der Hörigkeit schon jetzt häufig die bloße Zinspflichtigkeit getreten war, herab bis zur eigentlichen Leibeigenschaft im strengen Sinn des Wortes, wo dem Herrn das freie Verfügungsrecht über die Person seines Hörigen zustand und in Kauf und Tausch

auch täglich noch geübt wurde. In ihren helleren Schattirungen konnte die Hörigkeit in so unmerklichen Uebergängen an die anderen Unterthänigkeitsverhältnisse anstreifen daß rechtlich die Beurtheilung manches einzelnen Falles beinahe unmöglich wurde. Im Ganzen hatte sich aber auch hier die rechtliche Auffassung zum Nachtheil der Freiheit gestaltet. Wo sich solche Zustände fanden, vermuthete man herkömmlich daß sie eine eigentliche Hörigkeit und nicht eine bloße Unterthänigkeit seien.

Die Hörigen pflegten sich sonst in materieller Hinsicht nicht am schlechtesten zu befinden. Es lag zu sehr im Interesse der Herren sie wie jedes andere Stück des Eigenthums nach Möglichkeit zu schonen als daß selbst die rohen und bornirten Landjunker dieser Zeit dies nicht hätten einsehen und sich darnach hätten halten sollen.

Ueberall aber war der deutsche Bauernstand von einer dumpfen Unzufriedenheit erfüllt die sich bereits in bedenklichen Erscheinungen zu äußern begann. Sie fand sich auch da, wo es ihm nach Verhältniß noch erträglich gieng, ja an solchen Orten war sie meist noch stärker als anderwärts, wo man durch das gehäufte Elend aller Art sogar auch die Kraft zum Zorne verloren zu haben schien. Noch war die Erinnerung an die alte Bauernfreiheit nicht erloschen. Die damaligen deutschen Bauern wußten wenig von der Geschichte, nicht viel mehr als heute unser Bauer weiß, aber daß es einstmals keine adelichen Gutsherren, keine Frohnden, keine Zehnten, kein Jagdregal gegeben habe, war ihnen besser bekannt als den damaligen Rechtsgelehrten. Dazu kam daß es gerade diese von allen Seiten so gedrückten, vom Adel und den Städten so verachteten Bauern waren, die seit dem 15. Jahrhundert wieder den Kern der Heere bildeten vor denen die Macht der Ritter und der Städte mehr als einmal erlegen war. Die deutschen Landsknechte giengen aus dem Bauernstand hervor und kehrten zum Theil wieder in ihn zurück. Damit verbreitete sich unmerklich ein frisches Bewußtsein seiner Kraft und seines Gewichtes unter ihm, im scharfen Gegensatz zu seiner herabgewürdigten Stellung in der Gesellschaft und im Staate. Halb in bitterem Spotte, halb in einem gewissen rohen Mitleide pflegte man die Bauernschaft insgemein den armen Mann zu nennen, auch wenn die Armuth das geringste der Uebel war unter denen sie litt. Aber auch sonst konnten die höheren Stände damals den Namen eines Bauern kaum in den Mund nehmen, ohne ihm irgend ein ehrenrühriges Anhängsel beizufügen. Bauerntölpel, Bauernfilze, Rolze oder gar Bauernhunde, so pflegte man von ihnen ohne alle besondere Erbitterung zu reden. Daß die Bauern nicht besser von ihren Blutsaugern und Verächtern dachten und sprachen, läßt sich begreifen, auch daß sie vorkommenden Falls ihren Haß in die furchtbarsten Thaten der Rache und Verzweiflung umsetzten.

Schon bildeten sich an vielen Orten ganz im Geheimen Eidgenossenschaften unter den deutschen Bauern, die große Ziele im Auge hatten, wenn sie auch noch nicht mit bestimmten Worten ausgesprochen wurden. Ihre Herren und

Feinde wußten darum, so wenig sie sich sonst um das Treiben ihrer Bauern bekümmerten. Aber einzelne Empörungen die seit der Mitte des Jahrhunderts bald hier bald da losbrachen, mußten sie wohl auf die allgemeine Gährung in dem ganzen Stande aufmerksam machen. Einstweilen war es noch bei solchen vereinzelten Ausbrüchen geblieben; man war ihrer immer wieder Herr worden und die furchtbarsten Strafen hatten die Theilnehmer getroffen. Aber doch gieng die Furcht vor einer allgemeinen Erhebung der Bauernschaft schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wie ein drohendes Gespenst durch das deutsche Reich. —

Vergleicht man den Bürgerstand mit den andern Ständen in damaliger Zeit, so muß man ihm ohne Zweifel die erste Stelle einräumen. Er gewährte gerade jetzt das Bild der größten und reichsten Blüthe, zu der er überhaupt gelangen konnte, wenn man die Bedingungen seines Ursprungs erwägt über die er auch in seiner spätern Entfaltung nicht hinaus konnte. Wie wohl sehr ungern, hatte sich jetzt endlich der höhere und niedere Adel mit seinem Dasein und seiner Macht ausgesöhnt, oder wagte wenigstens nicht mehr beide offen und im Ganzen in Frage zu stellen, wie er es noch in dem vorigen Jahrhundert gethan hatte. Schon früher war er von Seite des Reichs als ein besonderer Stand und Theil desselben anerkannt worden. Zuerst nur in einzelnen Fällen und dann immer häufiger, bis es endlich zur Regel wurde, hatte man sich bequemt Abgeordnete einiger Reichsstädte und dann immer mehrerer, endlich aller zu den Verhandlungen der inneren Reichsangelegenheiten auf den allgemeinen Reichstagen beizuziehen, auf denen bisher nur der hohe Adel der deutschen Nation vertreten gewesen war. Damit war die selbständige Berechtigung des städtischen Bürgerthums im Körper des deutschen Reiches für alle Zeiten zugegeben, aber es fehlte noch viel daß sie eine wirkliche Gleichberechtigung geworden wäre. Immer noch blieb es zweifelhaft ob die Vertretung der einzelnen Reichsstädte nur für sie selbst oder für die Gesammtheit aller freien Städte im Umfang des Reichs Geltung habe. Von Seite der Fürsten war man geneigt das Erstere anzunehmen, die Städte selbst dagegen strebten mit aller Macht nach Anerkennung des Letzteren, und die Reichsgewalt oder die Kaiser neigten sich ihrer Auffassung zu. Eine besondere Schwierigkeit schufen hier die schwankenden Verhältnisse in denen sich so manche deutsche Städte zum Reich oder zu den Territorialstaaten befanden. Noch war es bei einer bedeutenden Zahl von ihnen unentschieden, ob sie von landesherrlicher Gewalt ganz befreit und in sofern nur Kaiser und Reich unmittelbar unterworfen seien, oder ob die Territorialhoheit auch für sie, wenn gleich auf das geringste Maß beschränkt, Giltigkeit habe.

So stand es z. B. mit Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Erfurt, die zu den größten und mächtigsten deutschen Städten zählten. Bei einer und der andern von ihnen, wie Magdeburg und Erfurt, behaupteten sogar mehrere Reichsfürsten, hier der Kurfürst von Mainz und der Kurfürst

von Sachsen, dort Brandenburg, Sachsen und der Erzbischof von Magdeburg landeshoheitliche Rechte. Die Streitigkeiten über solche schwankende Verhältnisse giengen unaufhörlich ihren Gang, nur daß sie jetzt schon öfter mit der Feder als dem Schwerte ausgefochten wurden. Doch zeigten die Fürsten die größte Geneigtheit auch dieß zu gebrauchen, hätten sie es nur wagen dürfen. Denn gewöhnlich hielt die eigene Kraft solcher Städte recht wohl der eines mächtigen Reichsfürsten die Wage. Erfurt mit seiner concentrirten Bevölkerung von 100,000 gewerbfleißigen und überaus schlagfertigen Menschen war einem Kurfürsten von Mainz ebenso gewachsen wie Magdeburg seinem Erzbischof. Oder es deckte sie die Bundesverbrüderung mit anderen Städten, wie Bremen, Hamburg und Braunschweig die zu der Hanse gehörten. In der That unterschied sich die politische Stellung der nicht reichsfreien Städte sehr oft nur darin von der welche die eigentlichen freien und Reichsstädte behaupteten daß den ersteren das Recht sich auf den Reichstagen selbständig vertreten zu lassen verweigert werden konnte, insofern der Landesherr Macht dazu hatte und Kaiser und Reich ihm nicht entgegen arbeiteten. Daher waren es meistens kleinere, aber nichts desto weniger blühende und nahrhafte Städte, die als unbestritten landsäßig galten. Ihren Landesherren geistlichen oder weltlichen Standes gegenüber nahmen auch sie ganz allgemein das Recht in Anspruch, was ihre mächtigeren Schwestern in der Reichskörperschaft selbst erlangt hatten, nämlich eine Vertretung in der landständischen Körperschaft. Sie beschickten durch ihre Bürgermeister oder andere Glieder des städtischen Regiments die Landtage, wo sie neben dem Adel und der Geistlichkeit als eigene Curie Sitz und Stimme hatten.

In ihren inneren Angelegenheiten waren die meisten von ihren Landesherren ebenso unabhängig geworden wie die Reichsstädte von dem Kaiser. Sie behaupteten vollkommene Selbständigkeit in der Ausschreibung städtischer Steuern, in der Erhebung und Verwaltung aller ihrer Einkünfte aus Zöllen, Grundvermögen und nutzbaren Rechten aller Art, in der Ordnung des Handels und der Gewerbe, der Polizei in der Stadt und ihrem Weichbilde. Sie besaßen eigene Gerichtsbarkeit und Rechtsgewohnheiten und die Befugniß diese nach ihrem Ermessen in so weit frei zu ändern als sie dadurch nicht in Widerspruch mit der noch sehr elementaren Landes- und Reichsgesetzgebung geriethen. Ebenso hielten sich die freien Städte des Reichs in allen Stücken dem Kaiser gegenüber. Darum gilt Alles was von diesen in damaliger Zeit zu sagen ist auch für jene. Natürlich mit dem Unterschiede daß die Reichsstädte bei den Bewegungen in allen Gebieten des bürgerlichen Lebens die Führung übernahmen und die landsäßigen Städte ihrem Vorbilde folgten. Ganz Deutschland gliederte sich auf diese Art in eine Anzahl von Städtegruppen, in deren Mitte stäts eine größere Reichsstadt lag. Solche Mittelpunkte der damaligen bürgerlichen Welt in Deutschland waren für den Süden und Südosten Ulm, Augsburg, Regensburg; für den Südwesten Zürich, Basel, Straßburg; für

die mittleren Landschaften im Süden des thüringer Waldes Nürnberg und Frankfurt, die erstere damals die geistig regsamste und wenn auch nicht größte, doch einflußreichste aller deutschen Städte; für den Westen Aachen, Cöln, Soest; für den Norden und Nordosten Magdeburg, Lübeck, Danzig, das politisch nicht zum Reiche gehörte, sondern unter der Schutzhoheit der Krone Polen stand, aber als Hansestadt und uralte deutsche Colonie jedenfalls für die wichtigste Stätte deutschen Lebens an der ganzen Ostseeküste in damaliger Zeit gelten muß; in den mittleren Strichen nördlich vom thüringer Wald Erfurt, und weit vorgeschoben an die äußerste Ostgrenze der deutschen Nationalität Breslau, ebenso wenig wie Danzig eine Reichsstadt, oder auch nur eine Stadt im Reiche, sondern wie das ganze Land Schlesien blos durch die Union mit der Krone Böhmen in mittelbarer Verbindung mit dem Reiche, aber sonst für einen weiten Kreis der nach Osten hin bis tief nach Polen hineinreichte ein Mittelpunkt der deutschen bürgerlichen Bildung, Gewerb- und Handelsthätigkeit und in politischer Beziehung ebenso unabhängig von der Krone Böhmen wie die deutschen Reichsstädte vom Kaiser.

Jede der genannten großen Städte hatte in sich einen eigenthümlichen Bestandtheil des mittelalterlich-deutschen Bürgerthums mit besonderer Vorliebe und Tüchtigkeit entwickelt ohne daß die anderen deshalb verkümmert wären. Der hier vorherrschende Zug theilte sich auch den anderen Gliedern des ganzen Kreises mit und gab ihm seine bestimmte Färbung. Auf diese Art erzeugte sich eine wahrhaft organische Entfaltung des deutschen Städtelebens, die das ganze Vaterland mit Bildung und Gesittung überspann.

Wir haben bei verschiedenen Veranlassungen das Wachsthum der städtischen Freiheit ins Auge gefaßt. Besonders förderlich für ihre Entwickelung zeigte sich das Ende des vorigen und die erste Hälfte des laufenden Jahrhunderts. Von da an war ein Stillstand eingetreten. Manche Städteverfassungen waren in der Mitte oder gar erst im Anfang ihrer demokratischen Umformung stehn geblieben. Noch immer zuckten wohl die früheren heftigen Kämpfe zwischen dem Patriciat und den Gewerken nach, auch die neueingeführten Vereinbarungen zwischen beiden zu denen es fast überall gekommen war erwiesen sich nicht als dauerhaft und unanfechtbar. Aufstände der Gewerke gab es bald hier, bald dort, aber die Räthe, in denen das altaristokratische Element oder das schnell auch wieder zu einer aristokratischen Abgeschlossenheit erstarrte gemischte Regiment der Patricier und Zünfte vertreten war, wurden ihrer gewöhnlich bald Herr und wo sie es allein nicht vermochten, half ihnen die kaiserliche Autorität, die in solchen Fällen rascher und energischer bei der Hand zu sein pflegte als man ihr nach ihrem übrigen Verhalten in dieser Zeit zugetraut hätte. Im Ganzen ließ sich schon jetzt sehen daß das Verfassungsleben der deutschen Städte sein Ziel erreicht habe, und daß jeder weitere Schritt nur ein Schritt abwärts sein werde.

Dafür war die Entwickelung aller übrigen städtischen Verhältnisse gerade

seit dem verhältnißmäßigen Stillstand auf dem eigentlich politischen Felde aufs Beste gediehen. Die einzelnen Körperschaften der Handel- und Gewerbetreibenden, die alten Gilden, Innungen, Gewerke und Mittel oder die neueren Zünfte die gewöhnlich mehrere der alten Innungen enthielten, schlossen sich immer fester zusammen. Jede solche Körperschaft stellte in ihrem besonderen Kreise ein selbständiges Gemeinwesen dar, ein Spiegelbild des großen Ganzen in dem es lebte, mit freier Theilnahme seiner Glieder in fest geregelter Abstufung, eigenem Vermögen und Einkünften, eigenem Rechtsherkommen, eigenen weltlichen und kirchlichen Festen, Heiligen und Schutzpatronen, eigenen Trinkstuben, kurz einer völligen Eigenartigkeit in Sitte und Lebenshaltung.

Daß sich gerade jetzt Handel und Gewerbe am glänzendsten entfalteten, ist schon bemerkt. Der Handel hielt noch die Bahnen ein an die er sich während des Mittelalters gewöhnt hatte, denn daß andere durch die großen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier eröffnet wurden, welche auch hierin eine gänzliche Umgestaltung der früheren Zustände herbeiführen sollten, bemerkte man in Deutschland noch nicht. Noch immer hiengen die süddeutschen Städte durch Venedig, zur Zeit den größten Welthandelsplatz, mit dem Handel des Mittelmeeres und des Orients zusammen, und die norddeutschen und niederrheinischen, die meist zur Hanse gehörten, leiteten den Durchzug der Waaren nach dem Norden und Osten von Europa. Dazu kam noch die Blüthe der deutschen Industrie die sich ganz auf die Städte beschränkte, denn außer ihren Mauern duldeten sie grundsätzlich keine Gewerbthätigkeit, und der Vertrieb ihrer Erzeugnisse auf das platte Land und in entlegene Länder, vor Allem in den ganzen scandinavischen Norden und den slavischen Osten, wo die deutschen Städte damals genau dieselbe Rolle spielten wie England heute in Ostindien. Fehden und größere Kriege konnten wohl störend in dieses so fest gegründete und so reich entfaltete Gedeihen eingreifen, aber doch nur auf Augenblicke, wie um es zu noch kräftigerer Ausbreitung anzutreiben, indem sie es etwas zurückhielten.

Uebrigens ließen sich die Städte keine Mühe und Kosten verdrießen, wenn es galt solche Störungen zu vermeiden. Es war das die wunde Stelle ihrer Politik. Um nur hier an ihrem rechten Lebensnerv nicht verletzt zu werden, ertrugen sie wohl manche Beeinträchtigungen, Zollplackereien u. s. w. von mächtigen Nachbaren und waren überhaupt noch immer das friedliebende Element im Reiche, mehr als der Bauernstand der bereits so weit gebracht war daß er vom Frieden nicht mehr Heil als vom Kriege hoffte. Wohl traten sie ganz anders gegen minder mächtige Störenfriede und Beleidiger auf; der adeliche Schnapphahn, der noch immer sehr großes Behagen fand einem reichen Güterzuge aufzulauern, Wagen und Schiffe niederzuwerfen, Bürger wegzufangen und Lösegeld von ihnen zu erpressen, wurde durch strenge Executionen geschreckt, die man ohne Rücksicht auf den Stand nach dem ge-

meinen Herkommen vollzog welches für Diebe und Räuber den Strang erkannte. Besonders zeichnete sich Nürnberg auch noch um diese Zeit durch seine unerbittliche Justiz gegen Leute dieser Art aus, wie hundert Jahre früher zur Zeit des kecksten und großartigsten aller dieser Banditen, des sagenberühmten Eppelin von Gailingen. Keine andere Stadt that so viel für die öffentliche Sicherheit innerhalb ihres weitläufigen Gebietes, des größten unter allen deutschen Stadtgebieten, für die Fahrbarkeit der Wege und die Hinwegräumung aller Hindernisse des Landes- und Flußverkehrs weit über die eigenen Grenzen hinaus. Die Kunst des festen Straßenbaues war dem Mittelalter von den Römern, den größten Meistern darin, nicht überliefert worden und auch die deutschen Städte in ihrer höchsten Blüthe begnügten sich mit einer geringen Nachhülfe zu dem was die Natur selbst für die Vereinigung der verschiedenen Gegenden gethan hatte. Aber was dafür geschah, geschah nur von den Städten, und was diese sonst noch anwenden mußten um die Straße dem öffentlichen Gebrauch zu erhalten, die fortwährende Aufsicht über eine Reihe versteckter Räuberhöhlen die meist noch uneinnehmbar waren, das fortwährende Ankämpfen gegen die übertriebensten Geldschneidereien des Landes- oder Grundherrn, der Unterhalt bewaffneter Schaaren zum Geleit für den Kaufmann, der Bau und die Bewachung von Befestigungen an den gefährlichsten Stellen und Pässen, kostete ihnen Summen mit denen sich die herrlichsten Straßen hätten herstellen lassen.

Die überhandnehmende Verarmung des Ritterstandes gab den Städten oft Gelegenheit sich dieser Gesellen auf friedlichem Wege zu entledigen. In einigen süddeutschen Reichsstädten, namentlich in Nürnberg, entwickelte sich eine Art von System die tief verschuldeten adelichen Nachbarn auszukaufen. Es geschah entweder von einzelnen Bürgern oder von der Stadt selbst. Den bäuerlichen Unterthanen war jedoch damit wenig geholfen, denn die Herrschaft der Stadt oder der Städter lastete auf ihnen eben so schwer. Höchstens daß sie dem rohen Muthwillen nicht weiter ausgesetzt waren der dem Adel damals als eines seiner Erbübel anhieng.

Solche Landkäufe, die großartigen öffentlichen Bauwerke in denen die deutschen Städte gerade um diese Zeit mit ihren Schwestern in Italien wetteiferten, ihre für die damalige Kriegskunst uneinnehmbaren Mauern, Thürme und Burgen, ihre Soldknechte die sie meist ständig unterhielten, dazu noch die Geschütze welche ihre Zeughäuser füllten, auf deren reiche Ausstattung man sich mit Recht viel zu Gute that — Nürnberg und Augsburg besaßen eine Artillerie welche nur von der Karls des Kühnen, aber sonst von keiner anderen im damaligen Europa übertroffen wurde — kosteten sehr viel Geld. Aber die Städte konnten es auch aufbringen. Ihre Finanzen waren sorgsam geordnet und nicht umsonst galten die Reichsstädter schon damals sprichwörtlich als gute Rechenmeister. Der Ertrag der Zölle von dem Durchgangshandel bildete die Haupteinnahme der städtischen Kasse. Dazu kam der Er-

trag des städtischen Grundvermögens bei einigen Städten, während andere nur auf ihre Mauern oder ein kleines Weichbild beschränkt waren und die Stadt als solche gar keine Güter und nutzbaren Rechte auf dem platten Lande besaß. Ueberall mußten städtische Steuern den Ausfall decken, die nach dem Muster der italienischen Städte schon im frühen Mittelalter eingeführt worden waren und als Gewerbe- und Handelssteuern, Verbrauchssteuern, Schatzungen nach dem baaren Einkommen oder dem Werthe des Grundvermögens häufig eine Höhe erreicht hatten die am besten den Wohlstand des damaligen deutschen Bürgerthums beweist. In den städtischen Kassen waren immer reiche Geldvorräthe zu finden trotz ihrer gewaltigen Ausgaben; Fürsten und Adel dieser Zeit, vom Kaiser bis herab zu dem einfachsten Rittersmann waren ebenso herkömmlich durch ewige Geldnoth gelähmt.

Auch für die stäts wachsenden Geldbedürfnisse des Reichs war ihre Hülfe unumgänglich nöthig und wurde so häufig und so stark wie möglich beansprucht. Hätte man der Städte dazu nicht bedurft, oder hätten die späteren Kaiser wie noch Rudolf I. es wagen können ihnen Geld nach Gutdünken abzufordern, so würden sie niemals Antheil an der Reichsstandschaft erhalten haben. Gerade hierin zeigten sie sich jedoch engherzig. Daß sie ungern und so gering als möglich sich schätzen ließen, ist begreiflich und nicht zu tadeln. Aber sie dachten nicht daran ihre Stellung in der Verfassung des Reiches zu einer großen Politik auch nur in ihrem Sinne zu benützen, geschweige denn daß sie über die Interessen ihres Standes hinaus die allgemeinen der Nation ins Auge gefaßt hätten. Sie wollten nichts Größeres als sich durch ihre Bevollmächtigten auf dem Reichstage gegen die ewigen Geldforderungen des Kaisers und den unverhältnißmäßigen Antheil den ihnen ihre Mitstände aufzubürden suchten nach Kräften vertheidigen, mochte es sonst im Reiche gehn wie es konnte. Diese Engherzigkeit oder vielmehr diese Enge des Gesichtskreises die dem Stande als solchem nicht nothwendig eigen zu sein braucht, war es auch welche als der wahre Keim des dereinstigen Untergangs dieser ganzen großartigen und reich entwickelten Gestaltung der deutschen Geschichte angesehen werden muß. Hundert und funfzig Jahre reichten hin um die so stolzen, so freien, so waffentüchtigen Männer der Reichsstädte des fünfzehnten Jahrhunderts mit ihrem kühnen Unternehmungsgeist, ihrem politischen Tacte in allen Dingen außer in dem einen, ihrem bewunderungswürdigen Staatshaushalt, ihrem Weltverkehr und ihrer Welterfahrenheit, ihrer Bildung, ihrem Kunstsinn und ihrer Kunstfertigkeit, erfüllt von tüchtiger sittlicher Gesinnung, von Lebensmuth, tiefsinnigem Ernste und dem heitersten und ausgelassensten Humor zu jenen echten Zopf- und Spießbürgern herabzuwürdigen die ihr trauriges Dasein bis in unser Jahrhundert gefristet haben. Große Unglücksfälle welche die ganze Nation betrafen und für die kein einzelner Stand verantwortlich ist, wie sie keiner allein abwenden konnte, mußten eintreten um diese traurige Umwandlung so rasch und so gründlich zu

Digitized by Google

Wege zu bringen, aber selbst wenn dem deutschen Volke diese schwere Heimsuchung erspart worden wäre, so würden seine selbständigen städtischen Staaten und Bürger doch auch verkommen sein, weil sie es nicht verstanden zu rechter Zeit die Schranken ihres particularistischen Egoismus zu durchbrechen. Damals aber hatte Alles was im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, Frisches, Lebenskräftiges und Schönes in Deutschland hervorgebracht wurde im Bürgerstand seine Wiege. Er war nicht blos der reichste, sondern auch der geistig regsamste Theil des deutschen Volkes. Er nahm jetzt ganz und gar die Stelle ein, welche einst das Ritterthum und in noch früherer Zeit die Geistlichkeit behauptet hatte. —

Mit dem Namen Adel pflegte man herkömmlich sowohl den hohen wie den niederen, den Herren- wie den Ritterstand zu bezeichnen. Doch hatte sich der größere Theil des Herrenstandes durch den Erwerb landeshoheitlicher Rechte so weit über den Ritterstand erhoben daß eine gemeinschaftliche Bezeichnung für beide eigentlich nicht mehr paßte. Auch war sie überhaupt nicht in der Sache selbst von Anfang an begründet. Dem Herrenstand kam früher allein der Name Adel zu und die Ritterschaft war eben nichts weiter als die Ritterschaft. Da sie häufig nicht einmal persönlich frei war, so konnte sie schon darum nicht Adel genannt werden, denn in dem Wesen des Adels lag vor Allem der Begriff der besonderen, ausgezeichneten Freiheit. Doch da man sich gewöhnte die ritterliche Lebensweise und Sitte, die sich über alle höheren Klassen der Nation von den gewerbetreibenden Städtern aufwärts verbreitete, als die Hauptkennzeichen des höheren Standes anzusehen, war es natürlich daß man Alle die sich darnach hielten unter die eine Bezeichnung des Adels brachte. Wer herkömmlich das Recht hatte die ritterliche Lebensweise zu führen, galt nun wenigstens in Hinsicht auf seine Stellung in der Gesellschaft für einen gleichberechtigten Genossen jedes anderen der dasselbe Recht behauptete, ohne daß der größere oder geringere Reichthum, die größere oder geringere Ausstattung mit politischen Rechten, oder auch nur die freie oder unfreie Geburt hierin einen Unterschied machte. Der unfreie Dienstmann der den Ritterschlag empfangen hatte, stand gesellschaftlich höher als der Sohn eines Fürsten der noch Knappe war, unbeschadet der beiderseitigen Stellung vor Gericht oder im Reiche. Uebrigens verwischten sich die allmälig bedeutungslos gewordenen Ueberreste der persönlichen Unfreiheit bei den ritterlichen Dienstmannen schon seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts völlig. Von da an gab es in Hinsicht auf die Geburt nur einen einzigen Ritterstand und das Erforderniß der freien Geburt wurde jetzt den übrigen nothwendigen Vorbedingungen der Fähigkeit zur Ritterwürde angereiht. Wer jetzt noch persönlich unfrei blieb, konnte nur ein bäuerlicher Eigenmann, ein Leibeigener eines Grundherrn sein und war schon durch seine herkömmliche Beschäftigung und Lebensweise von jedem Anrecht auf die Würde eines Ritters ausgeschlossen.

Digitized by Google

Doch je mehr sich das Wesen des Ritterthums in äußeren Schein auflöste und je mehr sich diejenigen aus der Zahl des hohen Adels welchen es gelungen war landeshoheitliche Rechte zu erwerben, zu eigentlichen Landesfürsten und die Masse ihrer Güter und Rechte zu Staaten umbildeten, desto stärker trat auch wieder die alte Scheidung zwischen hohem und niederem Adel heraus. Noch immer konnte sie die gesellschaftliche Einheit des ganzen Standes nicht aufheben, denn noch immer mußten auch die Fürsten, wenn sie ihrer Würde gemäß leben wollten, wie besonders reiche und angesehene Ritersleute leben. Aber man legte unmerklich auch in der Beurtheilung der gesellschaftlichen Stellung des einzelnen Mannes von Adel mehr Gewicht auf seine Stellung im Staat oder im Reich als darauf, ob er schon den Ritterschlag empfangen, ob er sich im Ernst und Schimpf, im wirklichen Kampfe oder im Turnier vor Anderen besonders ausgezeichnet hatte, ob er ein Muster ritterlicher Sitte und Bildung war oder nicht. Daß man trotzdem noch nicht schärfer trennte, war auch dadurch mit veranlaßt daß sich zwischen den beiden äußersten Enden des ganzen Adelsstandes eine zahlreich vertretene Klasse in einer gewissen mittleren Stellung befand. Dahin gehörten die landsässig gewordenen Glieder des alten eigentlichen Adels, die landsässigen Grafen, ehemaligen Dynasten oder jetzigen freien Herren, denen es nicht gelungen war volle Befreiung von der fürstlichen Gewalt durchzusetzen oder zu behaupten. Sie gehörten auf der einen Seite dem hohen Adel an, sie waren einst Herren gewesen und genannt worden, so gut wie die eigentlichen Fürsten, aber auf der anderen Seite waren sie doch keine Landesherren und standen darum mit der übrigen landsässigen Ritterschaft zusammen dem eigentlichen hohen Adel mit Landeshoheit gegenüber, auch wenn dieser keinen höheren Titel als sie besaß, etwa auch nur wie es häufig vorkam den eines Grafen, aber zu der Grafschaft und in der Grafschaft volle landesfürstliche Rechte vom Kaiser erworben hatte. In ähnlicher Uebergangsstellung war auch die sogenannte Reichsritterschaft. Sie gehörte unzweifelhaft ihrem bei weitem größeren Theile nach dem niederen Adel, dem eigentlichen Ritterstande an. Aber sie hatte durch besondere Gunst der Umstände sich von der vollen Landeshoheit frei zu machen gewußt und insofern stand sie politisch höher als der andere niedere Adel, die landsässige Ritterschaft, obgleich es Niemand einfiel sie zum hohen Adel der deutschen Nation zu rechnen.

Je mehr dem Adel insgemein die idealen Interessen des Ritterthums unverständlich geworden waren, desto zäher heftete er sich an die äußeren Formen seines Standes, desto fester und starrer schloß er sich gegen die beiden anderen Stände ab. Der ärmste und roheste Landjunker dieser Zeit sah nicht blos mit Verachtung auf seine Bauern herunter die für ihn pflügten und ernteten, und auf die Handwerker in den Städten deren Kunstfertigkeit und Fleiß er seine Waffen und alle unentbehrlichen Geräthschaften des täglichen Gebrauches verdankte, er wollte auch die patricischen Geschlechter

unter den Bürgern der freien und Reichsstädte nicht mehr als seines Gleichen anerkennen, oft nur unter dem Vorwande daß sie seit dem Antheil der Handwerker an der städtischen Regierung ihres Adels verlustig gegangen wären. Noch mehr gab die Aufnahme einzelner Geschlechter aus dem Gewerbstand unter die patricische Gilde oder Zunft, wie es in manchen Städten geschehen war, Veranlassung die adeliche Herkunft aller Patricier eines solchen Ortes zu bezweifeln. Auch führte der städtische Adel gewöhnlich nicht das echt adeliche Leben. Er beschäftigte sich herkömmlich mit der Kaufmannschaft, dem Großhandel und Geldhandel. Da das Nichtsthun mit dem Begriffe des Adels zusammenzufallen schien, so galt schon darum Jeder der durch seinen Fleiß, wenn auch nicht durch bloße Handarbeit Geld verdiente, für keinen echten Adelichen.

Schon seit Karls IV. Zeiten kamen Standes- oder richtiger Titelerhöhungen im deutschen Reiche immer häufiger vor. Dem hohen Adel wurden herzogliche, markgräfliche, fürstliche Würden für gutes Geld oder andere gute Dienste ertheilt und der niedere Adel erhielt auf demselben Wege einen bedeutenden Zuwachs. Die Standeserhöhungen durften jedoch herkömmlich nur von dem Kaiser selbst und nicht von einem Fürsten ausgehn, wie der Kaiser als oberster Ritter der Christenheit auch allein nur das Recht besaß von den sonst nothwendigen Vorbedingungen der Ritterwürde abzusehen und einem nicht Ritterbürtigen den Ritterschlag zu ertheilen.

Anfangs versuchte man wohl einen Unterschied in der Standesehre zwischen dem neugeschaffenen, dem sogenannten Briefadel, und dem alten der keine Briefe oder Urkunden für sich aufzuführen brauchte, festzuhalten, aber nach der zweiten und dritten Generation war der neue für das Gefühl der Zeitgenossen schon ebenso gut geworden wie der urälteste. Es machte sich das um so leichter, weil der neue Adel gewöhnlich entweder schon vor seiner Standeserhöhung oder kurz nach derselben in den Besitz eines ritterlichen Lehengutes gelangte. Nur da wo es galt den materiellen Vortheil zu wahren hielt man streng an dem Begriff des alten Adels. Namentlich sollten nur an ihn, der die Domcapitel fast überall in Deutschland besetzte, die einträglichsten Kirchenpfründen vergeben werden, daher man in solchen Fällen den Nachweis von sechszehn Ahnen häufig zu fordern begann, aber nicht überall damit durchdrang.

In politischer Hinsicht hatte sich unter dem niederen Adel allmälig ein großer Unterschied zwischen der landsässigen und der sogenannten freien oder Reichsritterschaft gestaltet. Wirksam dafür war auf der einen Seite die Ausdehnung der fürstlichen Macht die ihre zufällig zusammengerafften Hoheitsrechte zu einer Art von Staatswesen umzubilden sich bestrebte und dabei in dem Adel auch nur Unterthanen mit besonderen Rechten und Privilegien sah; auf der andern Seite und vielleicht noch stärker der lebhafte Trieb nach neuen politischen Gestaltungen, welcher das vierzehnte Jahrhundert und die

erste Hälfte des fünfzehnten erfüllte. Dieselbe bewegende Kraft der Zeit führte zu neuen Staatsbildungen im großen Stile, wie die Eidgenossenschaft in Oberdeutschland, die Städtebündnisse im Südwesten und Westen des Reichs, die Hanse im Norden. Es war natürlich daß sich auch bei dem Adel ähnliche Bestrebungen regten welche ihm schon die Pflicht der Selbsterhaltung zwischen den fester sich schließenden fürstlichen Staaten und den ausgedehnten bürgerlichen oder wenn man will demokratischen Gemeinwesen gebot. Wir erinnern an die bereits erwähnten Ritterbünde die in verschiedenen deutschen Landschaften rasch nach einander, oft auch neben einander entstanden. Ihre auf freier Vereinbarung ruhende Verfassung mit ihrer vielfachen Gliederung ersetzte nach außen hin den schon lange verdunkelten Begriff der allgemeinen deutschen Ritterschaft. Da jedoch alles Gewicht auf die politische Seite gelegt wurde und sich von selbst legte, so erzeugte sich unter dem verbundenen Adel die Vorstellung daß ihm als Gesammtkörperschaft auch ein Antheil an der Reichsregierung und Verwaltung gebühre, jedenfalls mit demselben Rechte mit dem die Reichsstädte gerade damals ihre Vertretung und damit auch die ihres ganzen Standes auf den Reichstagen durchzusetzen suchten. Ihnen gelang es nur durch ihre unmittelbare Beziehung zu dem Reichsoberhaupt und darum war es eine dunkle Ahnung von der Bedeutung eines solchen Verhältnisses die auch die adelichen Körperschaften zu einer besonderen Verbindung mit dem Kaiser trieb. Wäre damals noch der ideale oder romantische Begriff des Ritterthums und des Kaisers, als des obersten Ritters und der lebendigen Quelle alles Ritterthums, eine Macht der Zeit gewesen, so hätten sie sich von hier aus ihren Weg zu ihm leicht bahnen können. So aber waren sie wie ihre ganze Umgebung nüchtern und verständig geworden. Sie ließen sich daher auf eine andere Art des Beweises und der Begründung ihrer Ansprüche ein die ihnen nicht glücken konnte. Denn niemals hatte die Ritterschaft als solche bei der Kaiserwahl mitgewirkt oder auf den Reichstagen mit berathschlagt oder Reichssteuern bewilligt, wie die Ritter das als ihr herkömmliches Recht behaupteten.

Aber auf eine andere Art gelangte doch ein Theil von ihnen zu ihrem wahren Ziele, der Unabhängigkeit von der fürstlichen Landeshoheit. Es waren zunächst solche ritterbürtige Familien welche die niedere Gerichtsbarkeit über ihre bäuerlichen Hintersassen nicht durch landesherrliche Verleihung erlangt, sondern sie als ein freies Eigenthum wie ihre Güter selbst seit unvordenklichen Zeiten besaßen.

Eben deshalb glaubten sie der Landeshoheit nur in soweit unterworfen zu sein als diese kraft ausdrücklicher kaiserlicher Verleihung das Recht der höheren Gerichtsbarkeit, des Blutbannes, auch über die Unterthanen solcher adelichen gefreiten Herren in sich begriff. Daraus folgte dann die weitere Behauptung daß sie für ihre Person und ihre Güter der eigentlichen Lan-

Digitized by Google

deshoheit nicht unterworfen seien, deren Grundbegriff es war daß alle Gerichtsbarkeit die in einem Territorium geübt wurde von dem Landesherrn durch Uebertragung oder Verleihung ausgieng.

Weil alle staatlichen Verhältnisse sich noch im Werden befanden und die Fürsten die Gefahr die ihnen von dieser Seite drohen konnte nur nach der augenblicklichen Widersetzlichkeit oder Gefügigkeit der Ritter beurtheilten, so wurde von Seite der Landesherren kein Versuch gemacht mit vereinigten Kräften oder durch consequenten Anschluß an die beiden andern Stände im Volke die ritterlichen Landsassen, die keine wirklichen Unterthanen sein wollten, dazu zu zwingen.

Es kann unter solchen Umständen nicht verwundern daß sich auch unter dem erwiesenermaßen landsässigen Adel, d. h. dem der seine Güter und Gerichtsbarkeit zu Lehen trug, auf den Landtagen erschien und zu den Staatslasten beigezogen wurde, große Neigung zeigte die volle Landeshoheit abzustreifen. Oefter als man glauben sollte gelang ihm dies Bestreben, bis die Fürsten gerade am Schlusse dieser Periode mit größerer Aufmerksamkeit und durchgreifenderen Maßregeln dem entgegentraten.

Gelang es jedoch einem landsässigen Ritter in eine der Genossenschaften der reichsfreien Ritter aufgenommen zu werden, so hielt es für den Landesherrn ungemein schwer ihn etwa mit Gewalt wieder in die Landsässigkeit und Unterthänigkeit zu bringen. Die Genossenschaft der er sich angeschlossen hatte und mit ihr die anderen in den übrigen Landschaften des Reichs waren in solchem Falle immer bereit die Waffen für den einen Mann zu ergreifen.

Das Verhältniß zum freien und landsässigen Adel war jedenfalls die verwundbarste Stelle der fürstlichen Macht dieser Zeit. Stäts sahen sich die Landesherren, wenn es galt ihre eigene Stellung gegen die Städte oder den Kaiser oder übermächtige Nachbarn zu behaupten, auf den guten Willen des Adels angewiesen. Statt also, wie es die Neigung der Zeit mit sich brachte, die Landeshoheit ausdehnen und verstärken zu können, mußten die Fürsten meist zufrieden sein, wenn sie nur in ihrer bisher erlangten Bedeutung von Seite der Ritterschaft nicht geschmälert wurde.

Daß sich aus solchen schwankenden Zuständen, wo der Sieg der einen Partei manchmal eben so viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte wie ein anderes Mal der der anderen, nicht eine völlige Umkehr zu der Vergangenheit, eine Rückkehr zu jener früheren Staatsbildung entwickelte wo jeder freie Mann unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, hatte seinen Grund zum Theil in dem Mangel an politischem Scharfblick und Thatkraft, wodurch sich die Kaiser des fünfzehnten Jahrhunderts traurig auszeichneten, noch viel mehr aber in der inneren Auflösung des Ritterstandes oder des deutschen Adels überhaupt, deren Spuren sich seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts immer deutlicher verfolgen ließen.

Die große Masse des Standes half sich, wie in ähnlichen Fällen die Ge-

Digitized by Google

schichte stäts zeigt, durch Hervorheben des äußeren Beiwerks, das einstmals einen Sinn gehabt hatte, über alle ernsteren Betrachtungen weg. So bewegte sich das Leben des deutschen Adels dieser Zeit noch immer in den alten Formen: noch galt die kriegerische Beschäftigung als unerläßlich für einen Ritter, aber sie war jetzt nicht einmal in dem Sinne mehr möglich wie noch in der Mitte des Jahrhunderts. Jedes Jahrzehnt brachte in Deutschland das Bedürfniß nach einem friedlichen gesicherten Rechtszustand zu allgemeinerer Anerkennung und wenn es gelang durch ein kräftiges oberstes Gericht als Wächter des Landfriedens die Selbsthülfe nicht blos gesetzwidrig, sondern auch gefährlich für den zu machen der sich darauf verließ, so hatte das Waffengeklirr des Adels zum Schutz seiner Interessen keinen Sinn mehr. Die Fürsten denen er lehensverwandt und zu Kriegsdienst verpflichtet war, konnten wohl früher ihre geharnischten Reiterschaaren als die eigentliche Stärke ihrer Kriegsmacht schätzen, aber jetzt kamen sie gegen tüchtiges Fußvolk mit der dazu gehörigen Artillerie kaum mehr in Betracht, zumal da sich die adelichen Herren, wenn sie als aufgebotene Lehensmannschaft fochten, einer so zarten und rücksichtsvollen Behandlung versahen und in jeder Art so viel Ansprüche machten daß ihre Dienste schon deshalb unbrauchbar werden mußten.

So blieben ihnen ihre Waffen und ihre Rosse, wenn sie sich nicht in kleinen Fehden tummelten, nur noch zum Schaugepränge, zu Turnieren und Ringelrennen. Auf diese Künste legte man das größte Gewicht, weil sie die einzigen waren die ein Ritter pflegte. Sie wurden mit andächtiger Sorgfalt ausgebildet und mit all dem absonderlichen Schnörkelwerke verziert das uns die zahlreichen Turnierbücher der Zeit überliefern, die einzige Lectüre an welcher sich der Adel erfreute. Ein solches Scheinleben mit seinem Spiele und Prunke, die als die wichtigste Aufgabe der angeblichen Blüthe der deutschen Nation behandelt wurden, kam dem Ganzen und besonders den Bauern und Bürgern immer noch besser zu Statten, als die keineswegs seltenen Ausbrüche roher Fehde- und Raublust. Doch waren es häufig wieder die kräftigeren und männlicheren Naturen welche sich in Ermangelung höherer Ziele dazu hinreißen ließen.

Doch die Hauptplage für die armen Unterthanen der Ritterschaft brachten nicht ihre Fehden sondern ihre Jagdlust. Sie stand damals im frischesten Safte. Ueberall war die Jagd als ein besonders geschütztes Recht durch ausdrückliche Verleihung oder auch durch bloße Anmaßung und Ueberwältigung in die Hände des niederen Adels gelangt, so weit er die Grundherrschaft und Gerichtsbarkeit auf dem platten Lande besaß, wie die Fürsten das Jagdregal durch kaiserliche Verleihung oder stillschweigende Aneignung in ihren Landen hatten und zu einem wesentlichen Stück ihrer Herrschaft zählten. Viele unter ihnen hielten es für das kostbarste, wenigstens das lustigste von allen, wie ihre Unterthanen zu ihrem bitteren Leidwesen erfuhren. Nicht genug daß der Bauer das noch übermäßig zahlreiche Wild ungehindert seine

Digitized by Google

Felder, Wiesen und Weingärten verwüsten lassen, daß er sich selbst und seine Angehörigen zum Treiben bei der Jagd hergeben, die Netze stellen und hüten, sie und anderes Jagdgeräthe sammt der Jagdbeute mit seinem Geschirr zu- und abführen mußte, es war ihm auch noch der Unterhalt der gefräßigen Meuten und der niederen Jagdbedienten, der Pirschknechte und Hundewärter aufgebürdet. Wehe ihm, wenn er ein Stück Wild in der gerechten Vertheidigung seiner Früchte beschädigte oder gar tödtete: er hätte sich mit geringerer Gefahr an einem seines Gleichen oder auch an einem Bürgersmanne vergehn können. Die furchtbarsten Strafen, die raffinirteste Grausamkeit wartete seiner. Daß man mit dem Verluste eines Gliedes, etwa des Auges, einen erschlagenen Hirsch büßen müsse, wurde sogar von manchen Fürsten dieser Zeit als selbstverständlich angesehen und unnachsichtlich durchgeführt; wie viel unmenschlicher mußte sich dann die sogenannte Justiz der adelichen Grundherren gebärden. Es galt schon für eine Gnade, wenn man dem Missethäter erlaubte mit dem Verluste seines halben Vermögens seinen Kopf oder seine übrigen Gliedmaßen loszukaufen. Wollte man ihm nicht geradezu an das Leben, so vergrub man ihn in eines jener scheußlichen Löcher in denen die adelichen Räuber früher die auf offener Straße gefangenen Bürger mit gründlichem Behagen zu peinigen pflegten, bis sie der Tod oder ein hohes Lösegeld befreite. Die derbe und grobe Art der Zeit konnte, wenn der Eigennutz, das Standesvorurtheil und das gestörte Vergnügen die Leidenschaften erhitzte, sehr leicht in maßlose Rohheit und Barbarei ausarten und die scheußlichsten Thaten erzeugen die sich schlecht mit der angestammten Gutmüthigkeit des Volkscharakters vertrugen. Glaubte man vollends im Rechte zu sein, wie hier bei der Jagd, die jedenfalls ein verjährtes Unrecht war, so begnügte man sich nicht mit einzelnen Brutalitäten, sondern man brachte System und Raffinement hinein. Wäre der Bauer dieser Zeit von Adel und Fürsten nicht weiter gequält worden als damit, so wäre es allein schon genug den fanatischen Ingrimm zu erklären und beinahe zu rechtfertigen, mit dem er in seinen verschiedenen Erhebungsversuchen des fünfzehnten Jahrhunderts und im Anfang des folgenden wüthete.

Die Zeit welche Jagd, Fehden, Turniere nicht ausfüllten vergieng dem Adel in wüstem Schlemmen. Das Erbübel unserer deutschen Volkssitte machte sich niemals breiter als damals. Alle Stände der Nation, die Bauern, die Bürger wie der Adel waren von ihm ergriffen, aber auch hierin wie in jeder anderen Schattenseite des zeitgenössischen Treibens übertraf der letztere alle seine anderen Landsleute. Mäßigkeit in Speise und Trank hatte einst für ein Hauptmerkmal der guten Gesellschaft oder, was damit zusammenfiel, des ritterlichen Lebens gegolten. Unter den Anstandsregeln standen die obenan die als Lehren der sogenannten Tischzucht sogar einen nicht unwichtigen Theil der ritterlichen Literatur ausmachen. Am höchsten verpönt war das unmäßige Trinken, ohne Zweifel, weil sich trotz aller guten Vermahnungen die ange-

Digitized by Google

borene Volksart gerade hierin am wenigsten bändigen lassen wollte. Nichts war schmählicher für einen Ritter oder einen Jüngling aus ritterlichem Hause als über das Maß zu trinken, daß die Zunge hinken und der Fuß straucheln mußte. Selbst Dichter ersten Ranges, wie Walther von der Vogelweide, verschmähten es nicht in strafenden Sprüchen davor zu warnen, weil es schon zu ihrer Zeit Noth that dem hereinbrechenden Verfall der strengen Zucht so ernst und nachdrücklich als möglich entgegenzutreten. Statt dessen war jetzt ein eigentliches Gesetzbuch der Völlerei in den adelichen Häusern und fürstlichen Höfen in Umlauf; das Zechen und Vortrinken war in Regeln gebracht denen sich Jeder auch auf Kosten seiner Gesundheit fügen mußte, wenn er vor Spott und Mißachtung sicher sein wollte. Vergebens eiferte die Geistlichkeit auf den Kanzeln dagegen: bei Gelagen der anderen Stände oder ihres Gleichen gab sie selbst das schlechteste Beispiel. Vergebens erließen weltliche und geistliche Fürsten oder die städtischen Räthe scharfe Verbote gegen das unmäßige und unchristliche Vollsaufen; es war nur zu wohl bekannt, wo die tiefsten und weitesten Becher, die größten Trinkhörner zu finden waren, wo man am sorgfältigsten darauf hielt daß kein Gast ohne toll und voll zu sein Abschied nehmen durfte. Wenn auf dem großen Wormser Reichstag von 1495 vierundzwanzig Herren vom Adel an einem lustigen Abend einander rohe Gänse zuaßen und zusammen 175 Maß Wein tranken, so erregte das allerdings die Mißbilligung der ehrsamen Bürger, aber kaum die ihrer adelichen Genossen. Uebrigens konnten auch die Ersteren gelegentlich Aehnliches leisten, nur mit dem Unterschied daß sie für gewöhnlich fleißig und nüchtern zu sein pflegten, der Adel dagegen alle seine Tage in Saus und Braus verbrachte, wenn er anders die Mittel dazu hatte.

So glich das Leben auf den adelichen Ansitzen und an den fürstlichen Höfen auf überraschende Weise dem der ältesten Zeit. Wie damals war Jagd und Krieg und unmäßiges Zechen, das Spiel nicht zu vergessen, nicht seine Würze, sondern sein ganzer Inhalt. Aber was damals gemüthliche Naivetät gewesen, war jetzt bewußte Brutalität geworden, denn die absichtliche Verstockung des Adels gegen alles Große und Tüchtige was die inzwischen abgelaufenen fünfzehn Jahrhunderte im Leben der Nation hatten entstehn lassen, verdient keine bessere Bezeichnung.

Es versteht sich von selbst daß bei einer solchen Lebensweise nicht einmal das materielle Befinden des Standes gedeihen konnte. Eine gedankenlose und lüderliche Bewirthschaftung der Güter fand sich bei ihm eben so allgemein, wie eine gleichsam trotzige Verschleuderung der Einkünfte die er neben dem Ertrag seines Grundeigens von seinen bäuerlichen Unterthanen bezog. Mit dem fortschreitenden Verfall seiner Vermögensumstände entwickelte sich naturgemäß auch eine fortschreitende Genußsucht die sich an dem steigenden Reichthum und Luxus des Bürgerstandes nährte und sich abquälte es ihm gleichzuthun. Darum mag man sich nicht verwundern, wenn man bei-

Digitized by Google

nahe den ganzen deutschen Adel dieser Zeit tief verschuldet findet. Ein solcher Zustand erzeugte bei allem wüsten Lärm in dem die Tage verflossen ein tiefwurzelndes Gefühl des Mißbehagens. Man sah mit Neid und Scheu auf die Städte hin von denen man sich immer mehr überflügeln lassen mußte, je ruhiger und friedlichem Erwerbe günstiger die Zeiten wurden. So enthielt auch dieser Stand wie die Bauernschaft eine Menge revolutionärer Elemente. Sie waren in ihm die Wirkungen des entgegengesetzten Grundes: die angemaßten Vorrechte im Staate, in der Gesellschaft und in der Sitte hatten den moralischen und damit auch den materiellen Untergang des deutschen Adels veranlaßt; die deutsche Bauernschaft aber war ins Verderben gerathen, weil man ihr die Gleichberechtigung im Staate und in der Gesellschaft gewaltsam entzogen hatte.

Selten fand sich eine Ausnahme davon. Die Fälle ließen sich zählen, wo sich ein Mann adelicher Herkunft einer für die Wohlfahrt des Ganzen förderlichen Beschäftigung widmete. Wenn einige Ritterbürtige es nicht verschmähten ihren Lehensherren und Landesfürsten auch bei der Landesverwaltung und Rechtspflege beizustehn und nicht blos als faule und lüderliche Hofjunker mit ihnen zu zechen, zu jagen und zu turnieren, so hatte das auf die Masse des Standes gar keinen Einfluß. Ueberdies gab es jetzt auch schon zahlreiche Rechtskundige nichtadelicher Herkunft, die meist aus dem Bürgerstand hervorgegangenen Doctoren des römischen Rechts, welche man viel besser als die durchschnittlich ungelehrten Herren vom Adel brauchen konnte. Von einem selbständigen Antheil des Adels an der Literatur konnte schon seit Langem keine Rede mehr sein. Einstmals in der guten Zeit des Ritterthums hatte es für nothwendig gegolten daß ein Ritter gelehrt sei, d. h. mit reger Theilnahme der Literatur folge und wohl auch selbst seinen Vers mache der sich neben anderen sehen lassen durfte, jetzt aber würde ein gelehrter Ritter von seinen Standesgenossen als Bücherwurm verspottet worden sein. Eine völlige Theilnahmlosigkeit gegen alle Art von gelehrter Bildung und wissenschaftlicher Thätigkeit gehörte nun ebenso zum Wesen des echten Ritters, wie eine tüchtige Meute, oder eine gute Rüstung, oder ein wohlausgestatteter Credenztisch.

So bildete denn die Theilnahme an den landständischen Berathungen die einzige ernste und für das Ganze wenigstens nicht schädliche Thätigkeit des deutschen Adels. Da sich die landschaftliche Verfassung fast ausnahmslos in allen größeren und kleineren Territorien Deutschlands entwickelt und überall da die Ritterschaft als einen ihrer wesentlichen Bestandtheile herangezogen hatte, wo sich überhaupt eine landsässige Ritterschaft fand und wo sie nicht Reichsunmittelbarkeit behauptete und durchsetzte, so war durch ganz Deutschland einem großen Theile des Adels Gelegenheit zu den daraus fließenden Geschäften gegeben. Er unterzog sich ihnen, man kann nicht sagen, mit großem Eifer, denn Alles was nach dem Ernst des Lebens aussah

und nicht mit der bloßen körperlichen Kraft abgethan werden konnte, war ihm zuwider, theils aus angeborner Trägheit, theils aus eingesogenen Standesvorurtheilen. Doch war sein Vortheil allzu sehr dabei im Spiel, als daß er sich ihnen hätte entziehen können, und da sie gerade damals in ihrer vollsten Lebenskraft standen, so mußten die Ritter, wenn sie daran Theil nehmen wollten, es nothwendig auch mit einer gewissen Consequenz thun.

Die allmälige Verdichtung der landesherrlichen Gewalt hatte nach unten hin, gegen die Eingesessenen der Territorien oder die Landesunterthanen, wie man sie immer häufiger zu nennen pflegte, die Verschiedenheiten ausgeglichen die ihr selbst nach der zufälligen und äußerlichen Art ihrer Entstehung und Vermehrung anfänglich einwohnten. Für die Unterthanen war es nunmehr das Nämliche, ob ihr Landesherr den Titel eines Grafen, Fürsten, Landgrafen, Markgrafen, Herzogs oder Kurfürsten, oder aus der Hierarchie den eines Abtes, Bischofs oder Erzbischofs führte. Nur nach oben hin gegen den Kaiser und für den Antheil an der Reichsregierung behielten diese Unterschiede noch ihre Bedeutung.

So naturgemäß und durch die Schwerkraft der Dinge von selbst befördert uns das Streben der Landesherren dieser Zeit erscheinen mag ihre einzelnen Gerechtsame und Rechte organisch mit einander zu verbinden, so wenig war es ihnen doch bisher gelungen ihre Territorien zu dem umzuprägen was wir uns unter einem wirklichen Staate vorstellen. Ihre Verbindung und ihr Zusammenhalt hatte jedoch unzweifelhaft Fortschritte gemacht. Beide beruhten schon lange nicht mehr allein auf der Person des Fürsten der die verschiedenartigsten Hoheitsrechte und Besitztitel in sich vereinigte, wie jeder andere Besitzer mehrerer Güter von verschiedener Art und Lage. Ein zweites Band gab die landständische Verfassung, welche sich nach dem Triebe der Zeit rasch in körperschaftlicher Weise ausgebildet hatte. Seine Festigkeit war im stätigen Zunehmen begriffen.

Die deutschen Landstände gewannen dadurch eine Wichtigkeit und Selbständigkeit in ihrem Verhältnisse zum Landesfürsten, die auch seiner Stellung eine völlig andere Färbung verliehen als sie ursprünglich trug. Unwillkürlich erzeugte sich die Ansicht daß ein ausdrücklicher Vertrag zwischen ihnen und dem Landesherrn obwalte, kraft dessen der letztere die Rechte ausüben dürfe die ihm doch thatsächlich durch Uebertragung von Seite des Kaisers und Reiches zugekommen waren. Mehr und mehr kam es in Gebrauch alle irgendwie ausdrücklich erworbenen oder als Herkommen behaupteten landständischen Rechte und Freiheiten schriftlich zusammenzustellen und sie von dem neuen Fürsten gewöhnlich noch vor der feierlichen Huldigung bestätigen zu lassen. Es lag im Wesen der Zeit dem geschriebenen Worte eine höhere Bedeutung zuzuerkennen als es früher üblich war. Jedermann fühlte das Bedürfniß seine eigene Stellung und die des Andern klarer überschauen zu können als es das stäts flüssige Herkommen erlaubte. Man gab sich ernstliche

Digitized by Google

Mühe die einzelnen Sätze des rechtlichen Herkommens in verständigem Zusammenhang aufzufassen und sie auf ihre logischen Consequenzen anzusehen, um so mehr, da sich alle derartigen Verhältnisse aus demselben Grunde in größerem Schwanken und stärkerem Flusse wie je befanden. Was anderwärts so weit der Begriff des Rechtes reichte mehr und mehr zum Bedürfniß wurde, das mußte sich in einem so wichtigen Zweige des öffentlichen Rechtes natürlich auch durchsetzen. Die fürstlichen Handfesten, Frei- und Gnadenbriefe gehörten jetzt ebenso sehr zum Wesen der landständischen Verfassung wie ihr Inhalt selbst. Es läßt sich begreifen welchen Vorschub dadurch die Ansicht erhielt daß das ganze Verhältniß zwischen Fürst und Landständen wie wir sagen würden auf einem Grundvertrage beruhe, der von ursprünglich gleich Berechtigten mit ihrem freien Willen abgeschlossen worden sei. In völliger Naivetät und ohne alle revolutionäre Hintergedanken gieng man stäts davon aus und rief diese Grundwahrheit dem Theile der am wenigsten davon wissen mochte, den Fürsten bei jeder Veranlassung ins Gedächtniß. Auch wurde eine solche Vorstellungsweise durch die Art der landständischen Thätigkeit in frischester Lebendigkeit erhalten, denn hier gieng Alles in der Form eines freien Uebereinkommens zwischen beiden Theilen von Statten: hier war nicht vom Befehl auf der einen Seite und vom Gehorsam auf der anderen die Rede, sondern von geziemenden Bitten und Vorschlägen die man in Betracht zog, gut hieß und bewilligte oder auch unbedenklich verwarf.

Die damals von den Ständen mit so vielem Nachdruck ausgeübten verfassungsmäßigen Rechte bestanden überall nicht mehr blos in dem Steuerbewilligungsrecht. Daraus hatte sich eine lange Reihe anderer entwickelt, welche sie zu wirklichen Theilnehmern an der ganzen Regierung des Landes machten, gerade so wie die Reichsfürsten an der ganzen Reichsregierung Antheil nahmen. So behaupteten die deutschen Landstände dieser Zeit allgemein die Befugniß entweder für sich allein oder in Gemeinschaft mit fürstlichen Beamten die von ihnen bewilligten Steuern zu erheben und über ihre Anwendung zu den bestimmten Zwecken zu wachen. Denn es lag in der Natur des damaligen Besteuerungswesens daß jede neue Anforderung dieser Art sich nur auf einen einzigen genau bestimmten Fall und auf eine genau bestimmte Zeit beziehen konnte. Bei Krieg und Frieden, Bündnissen und Verträgen aller Art, auch solchen die zunächst nur das fürstliche Haus und nicht das Land angiengen, gaben sie entweder vom Fürsten dazu aufgefordert oder kraft ihres eigenen Rechtes ihre berathende Stimme ab, die nicht leicht überhört zu werden pflegte, weil sie den Fürsten durch das ausgedehnteste Steuerverweigerungsrecht vollkommen in ihrer Gewalt hatten. Sie gaben ihre Zustimmung zu Theilungen und Verpfändungen, Abtretungen, Käufen und Verkäufen einzelner Stücke des Territoriums, ganzer Territorien oder einzelner Hoheitsrechte. Sie vermittelten in den Streitigkeiten zwischen mehreren ge-

Digitized by Google

meinsam regierenden Herren und überwachten im Ganzen den Frieden und das gute Vernehmen in der landesfürstlichen Familie, die damals unaufhörlich gestört zu werden pflegten, weil man hier mehr als anderswo zwischen der früheren rein privatrechtlichen Behandlung aller solcher Verhältnisse und der dämmernden Ahnung von einer andern staatsrechtlichen Auffassung hin und her schwankte. Wenn der Landesherr ihre Freiheiten und Rechte verletzte, so hielten sie sich befugt ihm mit Gewalt zu widerstehn. In vielen Freiheitsbriefen dieser Zeit war ihnen dies Zugeständniß mit dürren Worten gemacht und alle Folgerungen die sich daraus ergaben unumwunden berührt, z. B. daß die Landstände alsdann das Recht haben sollten Truppen zu werben, feste Plätze zu besetzen, sich nach auswärtigen Verbündeten umzusehen, die ganze Landesregierung selbständig zu übernehmen u. s. w. Ueberhaupt betrachteten sie sich als die natürlichen Schirmer und Vertreter aller bestehenden Rechte und Besitztitel der Gesammtheit der Unterthanen, auch derer welche in ihrer Körperschaft nicht ausdrücklich vertreten waren.

Damit hieng aufs Engste zusammen daß alle gesetzgebende Thätigkeit der Landesregierung sowohl auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und des öffentlichen und Privatrechtes als auf dem der Landesverwaltung und Landespolizei an ihre selbständige Mitwirkung gebunden war, wie sie sich auch ein Recht der fortwährenden Beaufsichtigung aller fürstlichen Beamten und aller Staatseinrichtungen zuschrieben und nachdrücklich durchsetzten.

So brachten sie erst eigentlich den Begriff eines Staates und einer Regierung in den einzelnen Territorien zur Geltung, was die fürstliche Gewalt allein niemals hätte thun können. Die Schranken die sie ihr überall setzten waren in der That die größte Förderung für sie, der sie damit gründlichere und reinere Vorstellungen von der Natur eines Staatswesens und einer Regierung geradezu aufnöthigten. Sie waren es, die den Gedanken daß es allgemeine Landesangelegenheiten gebe, also die erste Voraussetzung des Begriffes Staat, in Umlauf brachten und dafür sorgten daß er immer mehr an Umfang und Inhalt gewann.

Die aufs Höchste gestiegene Lebenskraft und Regsamkeit der landständischen Verfassungen dieser Zeit brachte es mit sich daß die Zahl und Bedeutung der landesherrlichen Beamten immer noch sehr beschränkt blieben und nicht in dem Maße zunahmen in welchem sich die einzelnen Territorien zu wirklichen Staaten umbildeten. Doch begannen schon jetzt die Versuche Centralbehörden mit Oberaufsicht über die ganze Landesverwaltung und Landespolizei einzurichten, wie jetzt auch die sog. allgemeinen Landesordnungen für ganze Territorien immer häufiger wurden. Dem ersten Beispiel der thüringischen Landesordnung des Herzogs Wilhelm vom Jahre 1446 folgten viele andere, in denen sich überall das fortschreitende Bestreben zeigte eine Reihe von Angelegenheiten welche die öffentliche Sicherheit des Ganzen oder ganzer Klassen von Unterthanen betrafen, der selbständigen Bestimmung der einzelnen Glie-

der des Staats, den einzelnen Grund- und Gerichtsherrschaften und den Städten, zu entziehen und sie von einem Mittelpunkte aus zu ordnen und zu überwachen.

Auch in der Gerichtsverfassung trat ein ähnlicher Zug mit vermehrter Stärke hervor. Die am Hofe des Landesherrn gehaltenen Gerichte erlangten immer mehr die Bedeutung eines Appellationshofes dem alle anderen Gerichte untergeordnet waren. Früher pflegte man wohl in gewissen Fällen das Urtheil eines Landgerichtes oder anderen Gerichtes an den Landesherrn selbst als den obersten Inhaber der Gerichtsbarkeit in seinem Territorium zu ziehen, der in den herkömmlichen Formen alles Gerichtes mit seinem Hofgerichte darüber entschied. Jetzt bildete sich diese freie Gewohnheit zu einem stehenden Gebrauche und zu einem Rechte der Parteien und des Hofgerichtes aus.

Unter den landesherrlichen Beamten nahm der Kanzler herkömmlich die erste Stelle ein. Es ist unmöglich den Umfang seines Amtes mit dem eines heutigen Staatsamtes zu vergleichen, weil sich die Stellung der Beamten überhaupt, ihr Verhältniß zu den Fürsten, den Ständen und Unterthanen völlig umgestaltet hat. Er war die Spitze der ganzen Landesregierung und Landesverwaltung, soweit der Landesherr darauf Einfluß hatte, und der nächste Beirath des Fürsten in allen Angelegenheiten der Gesetzgebung und Rechtspflege, daher er schon damals gewöhnlich ein Rechtskundiger mit gelehrter Bildung, ein Doctor juris utriusque zu sein pflegte.

Die deutschen Fürsten dieser Zeit waren immer noch nicht so weit gekommen ihren Besitz an Hoheitsrechten, Gütern und Einkünften für etwas in seinem Wesen durchaus Verschiedenes von jedem anderen Eigenthum anzusehen. Dies gilt besonders von der Art wie sie ihn zu vererben pflegten. Fast überall herrschte noch der Brauch alle Söhne als gleichberechtigt zur Erbfolge zu berufen, daher noch immer eine Unzahl von Landestheilungen oder Gesammtregierungen. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der Grundsatz jeden Sohn mit Land und Hoheitsrechten auszustatten, ihn zu einem wirklich regierenden Fürsten zu machen, allgemein in Uebung gekommen. Es scheint als wenn die deutschen Fürsten der Zeit kein besseres Mittel gewußt hätten um ihr volles Recht an ihrem Lande, ihre gänzlich freie Befugniß darüber und das Erlöschen der letzten Spuren ihrer einstmaligen Stellung als Beamte des Kaisers so deutlich als möglich darzulegen. Wenn es auch nicht an einzelnen Versuchen fehlte sich diesem unsinnigen Gebrauche zu widersetzen, so erhielt er doch bald ein geheiligtes Ansehen. Er paßte nur zu gut zu dem übrigen gedankenlosen Getreibe in welchem die Tage des Adels und der Fürsten hingiengen. So war es beinahe noch unerhört, wenn ein Fürst die Untheilbarkeit eines bestimmten Territoriums und seine Vererbung an den Aeltesten des Mannsstammes ausdrücklich festsetzte, wie sie für die kurfürstlichen Lande durch die goldene Bulle Karls IV. festgesetzt war. Hie und da kam es wohl vor daß alle Erbberechtigten nur Einem die ganze Landesregierung überließen und sich mit einer Abfindung durch Einkünfte be-

Digitized by Google

gnügten. Damit war ihrem, wie man annahm, unbestreitbaren Erbrecht nichts vergeben und ihnen doch die Möglichkeit eröffnet in voller Bequemlichkeit ungestört durch die lästigen Geschäfte der Regierung dem Waidwerk, dem Zechen, dem Herumziehen von einem Hofe zum anderen, von einer Burg zur anderen obzuliegen.

Der bloße Zufall entschied also noch immer, ob ein Territorium vereinigt bleiben oder in verschiedene Theile auseinanderfallen solle. Geschah das Letztere, so gestalteten sie sich in den einfachen Formen der damaligen Staatseinrichtungen schnell zu selbständigen Ganzen. Häufig erhielt ein solches neues Fürstenthum auch eine selbständige landschaftliche Verfassung, wenn es nicht schon eine besaß. Dadurch wurde seine einstmalige vollständige Wiedervereinigung und Verschmelzung mit den übrigen Landen des fürstlichen Hauses durch Erbanfall unmöglich gemacht, denn die besondere Landschaft blieb auch dann noch bestehn und erhielt das Territorium in seiner staatlichen Abgeschlossenheit. Doch wo die Theile gar zu klein wurden oder die Theilungen allzu häufig erfolgten, konnte auch die altherkömmliche eine landständische Körperschaft festgehalten werden, die dann mehreren fürstlichen Herren gegenüber stand und damit zwar verwickeltere Geschäfte, aber noch größeres Gewicht erlangte als wenn sie es nur mit einem Fürsten zu thun hatte. In solchen Fällen zeigte es sich am deutlichsten, wie allein in ihr und auf ihr alles das begründet war was von dem Wesen eines Staates bereits in die Vorstellung der Zeit übergegangen war.

Außerdem verkauften, verpfändeten, versetzten die meisten Fürsten noch immer einzelne Gerechtsame und Gefälle, wie auch kleinere und größere Stücke ihrer Länder ohne weitere Beschränkung als sie von Seiten ihrer Landstände sich gefallen lassen mußten. Ihr Hofhalt war im Vergleich mit hundert und fünfzig Jahren später noch einfach genug: er trug durchweg nur den Zuschnitt eines ritterlichen Hauswesens in etwas größerem Stile. Aber er litt auch an denselben Gebrechen der Unordnung und Verschleuderung und so gieng doch viel mehr auf, als für seine wirklichen Leistungen nöthig gewesen wäre. Ihre Gerichte und Verwaltungsbehörden kosteten ihnen so wenig Geld daß es gegen heutige Zustände fast lächerlich absteht, aber das wenige war doch viel mehr als hundert oder auch nur fünfzig Jahre früher. Für gewöhnlich dachten sie nicht daran Landsknechte zu unterhalten, aber bei den unsichern Zuständen im Reiche bedurften sie sehr häufig geworbener Mannschaften und diese kosteten sehr viel Geld. Die Einkünfte aus den Gütern und Gefällen waren jedenfalls lange nicht in demselben Verhältniß gestiegen und bei den schwankenden öffentlichen Zuständen selbst dem größten Schwanken unterworfen. Der gute Wille der Landstände hörte gewöhnlich bei den Bitten der Fürsten um eine Beisteuer für ihre Bedürfnisse auf. Um dem Lästigen und Demüthigenden zu entgehen was immer damit verbunden war, entschloß man sich lieber Geld auf andere Art zu schaffen. Auch die Land-

Digitized by Google

stände bequemten sich hiebei eher zur Nachsicht, weil wenigstens ihr eigener Geldbeutel verschont blieb. Außerdem konnte man sich noch durch Borg helfen. In den Städten gab es Capitalien im Ueberfluß und eine Menge von Leuten die sich vom Geldhandel nährten und die Reichsten unter den Reichen dieser Zeit geworden waren. Aber es hielt schwer sie zu bewegen ihr Geld einem Fürsten anzuvertrauen und wenn es geschah, forderten sie nach heutigen Begriffen unsinnig hohe Zinsen. So befanden sich die ökonomischen Verhältnisse der deutschen fürstlichen Häuser zum großen Theil in einer ähnlichen Zerrüttung wie die des niedern Adels.

Eine Bestimmung wie sie Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg in seinem Testamente von 1483 traf, daß keiner seiner Nachfolger von Land, Leuten, Schlössern und Gütern etwas vergeben, versetzen oder verkaufen dürfe, steht einzig in der Zeit da und beurkundet, wie selten der politische Tact der die fürstliche Macht der Hohenzollern in der Mark Brandenburg unter den schwierigsten Zuständen zu einer verhältnißmäßig bedeutenden Höhe gebracht hatte, sich in den damaligen deutschen Fürstenhäusern fand.

So lagen in den Fürsten selbst die hauptsächlichsten Ursachen, daß die Ausbildung der Territorien zu Staaten keine größeren Fortschritte machte, obwohl die ganze Haltung der Zeit darauf hindrängte. Sie schienen mit der Selbständigkeit zufrieden die sie nach oben, gegen Kaiser und Reich, errungen hatten. Ihre Bestrebungen richteten sich meist nur darauf, das Errungene zu behaupten und zu dem Haufen von Rechten und Einkünften der ihr Eigenthum war noch mehrere dazu zu erwerben, um nach Außen hin eine glänzendere Stellung einnehmen und mit größerem Prunke auftreten zu können. Man urtheilt nicht zu hart über die Mehrzahl der damaligen Fürsten, wenn man ihr ganzes Leben und Treiben in seiner äußeren Erscheinung und seinen inneren Motiven für dasselbe wie das des niederen Adels erklärt und für ihre Politik auch nur dieselben Gesichtspunkte annimmt. Daß ihnen eine höhere, wirklich sittliche Aufgabe vermöge ihrer Stellung obliege kam ihnen selbst wie ihren Zeitgenossen nicht in den Sinn. Sie wollten so unabhängig, so reich als möglich sein, für das Uebrige jedoch durch die Pflichten ihres Amtes so wenig wie möglich in dem derben Genuß ihrer bevorrechteten Stellung gestört werden.

Daher ist es kein Wunder daß auch sie von einem Gefühle des Unbehagens und dem Wunsche nach einer Umänderung der bisherigen Zustände im Reiche erfüllt waren. Sie dachten dabei zunächst an die mannigfaltigen wirklichen oder vermeintlichen Beeinträchtigungen die sie in ihrem Besitze und ihren Rechten von Seite der Städte, der Reichsritterschaft und ihres eigenen Adels erfahren mußten. Eine Veränderung und Neuordnung der Reichsverfassung bedeutete für sie einen vermehrten Schutz und ein vermehrtes Ansehen gegenüber den anderen Theilen der Nation. Außerdem würden sie sich wenig darum gekümmert haben. Nur insofern wäre ihnen auch eine

Digitized by Google

Verstärkung der kaiserlichen Macht angenehm gewesen, welche doch durch sie selbst zu ihrer damaligen Nichtigkeit herabgebracht worden war. Denn denke man sich auch anders begabte Persönlichkeiten wie die Kaiser seit Ludwig dem Baier ohne Ausnahme waren, an der Spitze des Reichs, sie hätten doch keinen heilsameren Einfluß auf den Gang der politischen Entwickelung Deutschlands gewinnen können als jene theils zerfahrenen, theils engherzigen, theils schwächlichen Wittelsbacher, Luxemburger und Habsburger. Andere Charaktere von dem Schlage eines Rudolf I. oder Albrecht I. würden das Recht des deutschen Königthums ohne Zweifel hartnäckiger vertheidigt haben. Aber sie wären damit in zu großen Widerspruch gegen ihre Zeit getreten: es hätte ein gewaltsamer Zusammenstoß erfolgen müssen in dem die ganze alte Form des Reichs in Trümmer gegangen wäre, ehe die verschiedenen neuen Gestaltungen die sich in ihr und unter ihrem Schutze entwickelten, es noch zu einer selbständigen Lebensfähigkeit gebracht hätten.

Insofern muß es als eine Gunst des Schicksals betrachtet werden daß von dem Augenblick an wo die Sache der Reichseinheit und des darauf begründeten deutschen Königthums doch verloren war, auch keiner jener gewaltigen und hochbegabten Männer mehr auf den deutschen Thron gelangte, die ihn von Heinrich I. bis zu Albrecht I. fast in ununterbrochener Reihe eingenommen hatten. Alle ihre Kraft, ihr guter Wille, ihre reichen Hülfsmittel an Macht und Geist reichten nicht hin seinen Verfall aufzuhalten, der durch eine unselige Vereinigung auswärtiger Einflüsse mit den Erbfehlern unseres Nationalcharakters, dem Eigensinn und dem Particularismus in den größeren und kleineren Theilen des Volkes, von den Stämmen herab bis zu den Individuen, bedingt war. Mittlere Naturen mit einigem guten Willen, wie ein Sigmund von Luxemburg, oder Albrecht II. oder selbst ein Friedrich IV. von Habsburg, paßten unter solchen Umständen am besten zu Nachfolgern eines Otto I., Friedrich I., Rudolf I. Selbst die Eigensucht und Engherzigkeit eines Karl IV. schadete nicht viel. Nur solche schwächliche und zerfahrene Gesellen wie ein Ludwig der Baier und Wenzel von Böhmen waren noch immer sehr gefährlich, weil sie sich stäts über die Grenzen ihrer eigenen Leistungsfähigkeit täuschten und deshalb nicht einmal das immer noch Erreichbare auszuführen im Stande waren.

Denn mochte das damalige deutsche Königthum noch so wenig thatsächliche Kraft nach innen und außen entfalten können, so knüpfte sich daran doch der Gedanke eines gemeinsamen Mittelpunktes der Nation und dadurch ihrer Einheit noch immer viel entschiedener wie an irgend eine andere Gestaltung des deutschen Lebens.

Je mehr sich der romantische Schimmer des echten mittelalterlichen Kaiserthums verlor, um sich höchstens noch in den Köpfen einiger staatsrechtlichen Theoretiker auf das Absonderlichste mit den wirklichen Verhältnissen der Zeit zu vermengen, desto mehr gewöhnte man sich in Deutschland selbst wie im

Auslande daran in dem Kaiser nichts weiter als das Oberhaupt der deutschen Nation zu sehen, dem nach altem Herkommen eine Anzahl von Ehrenrechten vor den anderen Herrschern der Christenheit und gewisse wohlbegründete, aber schwer zu bestimmende Herrschaftsansprüche auf Italien und die übrigen nicht zu dem eigentlichen Deutschland gehörigen Theile des deutschen Reiches zustanden.

Durch diese Ansichten bedingt und sie selbst wieder bedingend und fördernd, pflegten sich die Kaiser dieser Zeit immer mehr auf die Reichsangelegenheiten im engeren Sinn zu beschränken, so weit sie hier nach der bestehenden Reichsverfassung und nach dem guten Willen der Fürsten und Städte überhaupt einzuwirken befähigt waren. Doch als der eigentliche Kern ihrer Politik durften auch diese schon lange nicht mehr gelten. Er bestand in der Sorge für die Erhaltung und Vermehrung ihrer Hausmacht, die anfangs nur ein Mittel zum Zwecke, jetzt zum Zwecke selbst geworden war. Immer mehr erwuchs diese Richtung ihrer politischen Thätigkeit zum eigentlichen Inhalt ihres Daseins; mit welchem Erfolge für sie und für das Reich hat die Geschichte der letzten Jahrhunderte gezeigt. So stellten sie sich selbst in die Reihe der größten Feinde welche die Einheit des Reichs und das Ansehen der Krone hatte, der Territorialfürsten. Die ganze Welt wußte daß sie alle Reichsangelegenheiten von diesem Standpunkt betrachteten und sich für dieselben im besten Falle nur so weit thätig zeigten als sie jene näheren Interessen nicht beeinträchtigten, aber Niemand machte ihnen im Ernste einen Vorwurf daraus, jene wenigen Theoretiker abgerechnet die noch immer für die Wiederaufrichtung der kaiserlichen Weltherrschaft in Prosa und Versen schwärmten.

So viel schwankende und in phantastische Nebel verlaufende Vorstellungen noch immer dem Begriffe des Kaiserthums anhiengen, so trat doch seine Begrenzung vermöge des nüchternen und prosaischen Charakters der Zeit um vieles deutlicher hervor. Es wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer leichter seinen Begriff in feste Formeln zu bringen, etwa in ein Reichsgrundgesetz zusammenzufassen, wenn man gewollt hätte: während des eigentlichen Mittelalters bis auf Rudolf I. hin wäre das ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Jetzt konnte man es etwa folgendermaßen feststellen: dem Kaiser stehn in allgemeinen Reichsangelegenheiten dieselben Rechte zu wie dem Landesfürsten in den Angelegenheiten seines Territoriums. Er ist dabei ebenso sehr an die Mitwirkung der Reichsstände gebunden wie die Landesfürsten an die ihrer Landstände. Allgemeine Reichsangelegenheiten sind, negativ ausgedrückt, solche durch welche kein wohlerworbenes Recht eines Einzelnen oder einer Körperschaft verletzt wird, positiv, wodurch diese wohlerworbenen Rechte geschützt und vertheidigt werden.

Durch die Ereignisse der letzten Zeit war für das Innere die Wiederherstellung eines geordneten Rechtszustandes und Abstellung der Selbst-

hülfe in den Vordergrund getreten. Nach Außen hin handelte es sich nicht so sehr um die Behauptung der Herrschaftsrechte in Italien oder die Ausübung der Schirmvogtei über die römische Kirche, als um die Abwehr einer neuen Gefahr welche das Dasein des ganzen Reichs bedrohte, der Türken. Sie war dem Abendland und zunächst dem deutschen Reiche erst durch den Fall von Constantinopel so recht zum Bewußtsein gekommen. Noch aber durfte man an ihre Bekämpfung durch die Gesammtheit des Reichs nicht denken. Denn die Reichskriegsverfassung war notorisch gänzlich unbrauchbar und keine Aussicht zu einer Neugestaltung derselben zu gelangen. Vorher hätte man erst mit einer zweckmäßigen und dauernden Einrichtung des Reichssteuerwesens fertig sein müssen, denn nur darauf ließen sich die wirklichen Reichsvertheidigungsanstalten gründen. Wenn sie brauchbar sein sollten, mußten sie aus geworbenen Soldaten, nicht aus der Lehensfolge der Vasallen des Reichs geschaffen werden; was die letztere bedeute, hatte sich schon seit den Zeiten des großen Interregnums hinlänglich gezeigt.

So war es ein Glück für das Reich daß sich sein Vorland Ungarn unter der Regierung des mächtigen und glücklichen Königs Matthias durch eigene Kraft der Türken erwehrte und ohne es zu wollen Deutschland schützte. Die österreichischen Erblande lagen als nächste Beute der Türken da; ihr Herr, der deutsche Kaiser Friedrich IV. durfte es sich darum beinahe gefallen lassen daß ihn sein Nachbar und Feind, der ungarische König, zeitweilig aus dem Besitze verdrängte, wurden sie doch dadurch vor den Türken bewahrt, vor denen er selbst sie so wenig schützen wie irgend einmal von ihnen hätte zurück erobern können.

Die abenteuerlichen Ideen einiger Päpste der Zeit, z. B. Pius II., alle europäischen Nationen zu einem allgemeinen Kreuzzug unter ihrer Aegide aufzurufen, zündeten in Deutschland so wenig wie anderwärts. Wenn man in Deutschland die guten Wünsche für die Abwehr und Vertreibung der Türken aus Europa — denn das Eine schien ohne das Andere unmöglich — zu wirklichen Kriegsplänen umsetzte, so glaubte man sie nur durch ein aus Reichsmitteln aufgebrachtes und vom Kaiser selbst befehligtes Heer verwirklichen zu können.

In früheren Zeiten pflegte man den Kaiser nicht blos den lebendigen Quell alles Rechtes zu nennen, sondern ihn auch wirklich dafür zu halten. Nach dem Geiste des deutschen Volkes im Mittelalter war die eigentliche Fortbildung des Rechts allerdings nie allein wenn auch nur zeitweise vom Kaiser ausgegangen: er war nur das Sinnbild dafür, die Sache selbst verhielt sich anders. Das ganze Volk hatte daran Theil genommen und was der Kaiser in ein Reichsgesetz faßte, konnte nichts Anderes sein, als was dem Geist des Volkes entstammte oder sich ihm von selbst fügte.

Ohne es eigentlich zu wollen waren die Kaiser dagegen auf einem anderen Wege die Veranlasser und Beschützer der Einbürgerung eines neuen

Rechtes, des römischen geworden. Als Nachfolger der alten Imperatoren handelten sie im besten Glauben, wenn sie sich auf die Gesetze ihrer Vorgänger im Reiche bezogen und annahmen daß solchen dieselbe Autorität zustehe wie denen die etwa ein Karl der Große oder sie selbst gegeben hatten. Unverkennbar gab es einige unter den deutschen Herrschern, so namentlich Otto III. und Friedrich I., die sich durch ein gewisses wahlverwandtschaftliches Element in denjenigen Bestandtheilen des römischen Rechtes die sie kannten angezogen fühlten. Um den civilrechtlichen Theil der großen Sammlung ihres Vorgängers Justinian kümmerten sie sich nichts. Aber die staatsrechtlichen Sätze die die unumschränkte Gewalt des obersten Herrschers der Welt begründeten und im Einzelnen ausführten, sprachen zu sehr ihren eigenen Sinn und ihren eigenen Glauben an ihr göttliches Recht aus, als daß sie sie nicht andächtig hätten vernehmen sollen. Ebenso ergieng es ihren Nachfolgern, die noch immer von der Behauptung der Weltherrschaft träumten und doch in Deutschland kaum bei ihren kleinsten Vasallen Gehorsam fanden. Die staatsrechtlichen Schriftsteller der Zeit thaten das Ihrige um die Kaiser in ihrem Wahne zu bestärken. Beide, die italienischen und deutschen Gelehrten wie unsere Kaiser, mußten an der Wirklichkeit scheitern, aber um so fester hielten sie sich daran daß das wahre Recht ganz anders sage und daß das wahre Recht eben jenes Recht der alten römischen Kaiser sei.

Gewiß würde sich auf solche Art niemals jene verhängnißvolle Umwälzung im Rechtsleben des deutschen Volkes durchgesetzt haben die ihm den größten Theil seiner einheimischen Rechtsgewohnheiten und Gerichtsgebräuche und damit auch einen beträchtlichen Theil seiner politischen Freiheit kosten sollte. Es bedurfte dazu noch anderer in der Wirklichkeit der Dinge fester begründeter Veranlassungen. Doch da sich solche fanden, war es von dem größten Belange daß der Glaube an die Allgemeingültigkeit des römischen Rechtes nicht blos bei den Kaisern und den Theoretikern, sondern durch das ganze Volk verbreitet war, so weit man von seinem Dasein überhaupt etwas wußte. Der vieldeutige Begriff Kaiserrecht, als das höchste und geheiligteste aller Rechte, bezog sich doch zunächst auf das alte römische Recht, weniger auf die Gesetze der eigentlich deutschen Herrscher, etwa wie die Capitularien der fränkischen Könige und ihrer Nachfolger. Auch sie waren noch immer im Gebrauch und ihre Gültigkeit konnte Niemand bestreiten, aber wie sie an Umfang sehr hinter der Masse des eigentlich römischen Rechtes zurückstanden, so galt es auch als selbstverständlich daß sie nur seine Ergänzung, nicht etwas ganz Neues seien, so wie das deutsche Kaiserthum nur die Fortsetzung des altrömischen und nicht eine ganz neue Schöpfung sein sollte. In jedem Falle stand es grundsätzlich fest daß man sich auf jene echtrömischen Gesetze berufen dürfe und müsse um die Lücken der neueren kaiserlichen Rechte auszufüllen oder ihren eigentlichen Sinn zu erklären, wo er etwa dunkel war oder schien.

Digitized by Google

Es will nichts besagen daß sich schon in die ältesten schriftlichen Niedersetzungen des deutschen Rechts, in die sogenannten Volksrechte, einzelne Sätze und Anschauungen des römischen Rechts eingedrängt haben. Auch in den Capitularien findet sich Derartiges, ohne daß der nationale Geist ihres und des früheren Rechts dadurch gestört worden wäre. Wichtiger dagegen war daß es auch in den Stadtrechten mehr und mehr um sich griff. Der nüchterne und verständige Geist des römischen bürgerlichen Rechts hatte eine gewisse Wahlverwandtschaft zu dem ähnlich gearteten Geiste unseres Bürgerthums. Hier in den Städten entwickelten sich durch den fortschreitenden Verkehr tausend neue Verhältnisse zu deren rechtlicher Beurtheilung man mit steigender Vorliebe das fremde Recht heranzog. Seine scharfen Begriffsbestimmungen, sein ausführliches Eingehn auf alle möglichen Einzelheiten rechtlicher Verhältnisse und Streitfragen standen in großem Gegensatze zu dem Charakter des deutschen Rechtes, das in jedem Sinne ein wahres Volksrecht, von diesen Vorzügen nichts enthalten konnte. Das römische Recht des Eigenthums und das Schuldrecht stimmte an sich schon mehr mit dem überein was sich aus der Steigerung der Gewerbsthätigkeit und des Handels, aus der Art des Erwerbs und dem Sinne in welchem das Erworbene festgehalten zu werden pflegte, als das unwillkürliche Rechtsbewußtsein des städtischen Bürgers herausbildete. Das deutsche Recht war viel zu lax, viel zu weitschweifig, man darf auch sagen viel zu sehr von naiver Humanität und Freiheit erfüllt, als daß es der natürlichen Engherzigkeit des Bürgerthums, der nothwendigen Kehrseite seiner Größe, hätte genügen können. Für den Bürger kam es darauf an so unumschränkt als möglich über sein ganzes Eigenthum verfügen und so rasch als möglich zu seinen Schuldforderungen gelangen zu können. In dem deutschen Rechte fehlte der strenge Begriff des Eigenthums über das der Einzelne nach Gutdünken verfügen durfte: er war an die Mitwirkung der ganzen Familie und an weitläufige Förmlichkeiten gebunden und noch schwerer war es Geldgeschäfte nach deutschem Rechte abzumachen. Dafür fehlten alle Handhaben, denn es hatte sich zu einer Zeit gestaltet wo man noch nichts davon wußte, wo es noch keinen Welthandel, keine Industrie gab und Geld noch kein rechter Besitz war, sondern nur Aecker und Heerden.

Aber nicht blos für Eigenthum und Handel und Wandel sondern auch anderwärts empfahl sich das römische Recht. Das deutsche Strafrecht trug ursprünglich überall den Stempel einer naiven Humanität, einer weitgehenden Berücksichtigung des angestammten Geistes der Freiheit, Treue und Wahrhaftigkeit in allen Individuen. Seine Strafsätze und noch mehr sein Gerichtsverfahren liefern, wie schon gezeigt wurde, dafür unwidersprechliche Beweise. Aber das Eine wie das Andere konnte in verwickelteren Lebensverhältnissen sehr unpraktisch sein. Die öffentliche Sicherheit, der Schutz des Eigenthums und der Personen war schlecht bestellt, wenn der Grundsatz galt daß nur

der wirklich Verletzte oder seine Blutsgenossen als Kläger auftreten durften, daß man sich von sehr schweren Vergehen durch ein gewisses Strafgeld loskaufen und mit einer bestimmten Anzahl von Eideshelfern, im Nothfall durch die Berufung auf ein Gottesurtheil, etwa auf die blanke Waffe, jeder weiteren Verfolgung entziehen konnte. Die Städter des deutschen Mittelalters glaubten, und darin hatten sie einigermaßen Recht, einstweilen von Freiheit genug zu besitzen, aber an strenger Ordnung nicht zu viel besitzen zu können. Das römische Strafrecht war im Gegensatz zu dem deutschen von Anfang an mit Blut geschrieben und was noch schwerer wog, in ihm stand unwillkürlich der Beklagte im Nachtheil, während ihn das deutsche Recht der Freiheit zu Liebe entschieden begünstigte. Auch mochte sich ein verständiger Sinn manchen kindlichen Naivetäten des nationalen Rechtsherkommens wohl entwachsen fühlen, wie den Anschauungen auf denen die Gottesurtheile beruhten, die Eideshülfe und selbst das Wehrgeld.

Mit neuen Strafsätzen wäre allein noch nichts gethan gewesen: man sah sich noch mehr zu einer Aenderung des Gerichtsverfahrens veranlaßt. Das Ziel war es so umzugestalten daß die Verbrecher, d. h. die Angeschuldigten so wenig wie möglich Gelegenheit bekämen zu entweichen und so hart wie möglich bestraft werden könnten. Man suchte dies durch theilweise und allmälige Aneignung des Proceßverfahrens zu erreichen dessen sich die kirchlichen Gerichte bedienten. Es ruhte wie das ganze Recht der Kirche auf römischen Grundlagen, war aber nach den besondern Bedürfnissen der Kirche und durch mancherlei Einflüsse aus dem übrigen Gerichtsverfahren der Zeit vielfach umgebildet worden. Durch die Fallstricke des Inquisitionsverfahrens und des Zeugenbeweises sollte ein Geständniß auf alle Art ermöglicht werden, wo dies nicht half, suchte man den Angeschuldigten durch allerlei Zwangsmittel dazu zu nöthigen, nach Anleitung des römischen Criminalprocesses der wenigstens in gewissen Fällen und gegen gewisse Personen verschiedene Arten von Tortur anwandte. So kamen auf dem Umweg des kirchlichen Criminalprocesses alle diese Schrecknisse der wahrhaft finstern Zeit von denen das deutsche Alterthum und das frühere Mittelalter nichts gewußt hatte, in unser Gerichtsverfahren. Im engsten Zusammenhange damit und als nothwendige Folge mußte man auch von dem altdeutschen Grundsatz der unbeschränkten Mündlichkeit und Oeffentlichkeit abgehn und ein heimliches Verfahren bei geschlossenen Thüren und mit meist schriftlichen Verhandlungen einführen.

Noch ehe man in der deutschen Rechtspraxis so weit gelangt war, erhielt das römische Recht von einer andern Seite neuen Vorschub. In Deutschland entstanden im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts und noch mehr im fünfzehnten eine Anzahl von Universitäten nach dem Muster von Paris und Bologna. Wie diese erhielten auch sie jede ihre besondere Genossenschaft der Lehrer und Schüler des Rechtes, eine juristische Facultät. Das Recht was

Digitized by Google

dort gelehrt wurde, war das Kirchenrecht und das römische bürgerliche Recht und dies wurde auch hier gelehrt. So bot sich den Deutschen eine leicht zu benutzende Gelegenheit um sich mit dem römischen Recht in seinem ganzen Umfange bekannt zu machen. Seine Vertreter giengen mit der Ueberschätzung die von jeder neugebrochenen Bahn der Wissenschaft und von jedem neuen Gegenstand des Wissens unzertrennlich ist, von dem Glauben aus daß die von ihnen gelehrte Rechtswissenschaft die einzige sei die es gebe, und hierin irrten sie sich insofern nicht als man damals nicht wohl von einer Wissenschaft des deutschen Rechts reden konnte, obwohl es gründliche Kenner desselben allenthalben gab. Sie behaupteten aber auch mit begreiflichem Trugschlusse daß das römische Recht das Recht an sich, die einzige und für alle Zeiten gültige Gestaltung des Rechts sei. Für die eine wie die andere Behauptung fanden sie bei ihren Schülern andächtigen Glauben. Bald verbreiteten sich von den Universitäten aus immer zahlreichere Doctores juris utriusque, des kanonischen und des civilen d. h. des römischen über alle Theile Deutschlands. Das kanonische Recht stand allenthalben soweit es geistliche Gerichte und Geistliche gab in anerkannter Wirksamkeit. Um so mehr brannten die gelehrten Jünger des Rechts darauf auch das eigentliche römische Recht ins Leben einzuführen. Ihren Bestrebungen kamen die schon geschilderten Verhältnisse aufs Förderlichste entgegen. Es dauerte nicht lange, so hatte jede Reichsstadt einen oder mehrere Graduirte in ihrem Rathe und in ihren Gerichten. Sie benützten ihren Einfluß so viel wie möglich zu Gunsten ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung und thaten so viel an ihnen war Alles um die Rechtsanschauungen und die Gerichtsverfassung zu entnationalisiren.

Langsamer als in den Städten fanden sie an den fürstlichen Höfen und den Landgerichten Eingang. Hier empfand man das Gewicht der praktischen Beweggründe welche die Einbürgerung des römischen Rechts in den Städten so lange schon angebahnt hatten, weniger stark. Zwar wußte man auch hier den Werth des neuen Rechts gegen das alte zu schätzen und seine Vertreter, die Doctoren des Rechts, erlangten auch hier mehr und mehr Spielraum, den sie in ihrer Weise benützten, doch lebte man an den fürstlichen Höfen des damaligen Deutschlands zu sehr in den Tag hinein um diese gelehrten Leute nach ihrer ganzen Brauchbarkeit schätzen zu können. Man ahnte nicht daß sie aus ihrem römischen Rechte die schrankenloseste Andacht gegen jede Art von Despotismus und Knechtung gelernt hatten, daß sie sich mit einem wahren Fanatismus zur Vertheidigung jeder, auch der unsinnigsten Ansprüche und Folgerungen der unumschränkten Fürstengewalt nicht blos hergaben sondern drängten. Denn nicht der römische Kaiser allein schien ein römischer princeps in ihren Augen, der von den Gesetzen befreit war und über allen Gesetzen stand, sondern jeder der nur irgend ein Zipfelchen obrigkeitlicher Gewalt und landeshoheitlicher Rechte an sich gebracht hatte, der ritterliche Grundherr eines halben Dörfchens eben so gut wie der Kurfürst von Branden-

Digitized by Google

burg und der König von Böhmen. Als man erst diese Entdeckung machte, hatten auch die Fürsten nichts Eiligeres zu thun als so viel wie möglich Doctoren des römischen Rechts gegen die Reste des deutschen Rechts und damit der echten deutschen Freiheit loszulassen. Es dauerte nicht lange so bürgerten sie sich an den Höfen noch gründlicher ein als in den Städten. Denn geraume Zeit war noch nöthig bis sich der angestammte Unabhängigkeitssinn des deutschen Bürgerthums ganz verlor oder bis es sich zu einer völligen Hingabe seines Rechtsherkommens entschloß, wie sie die Romanisten verlangten. Auch gab es in den Städten wohl einige genügend fette Stellen, an den Höfen aber war jedenfalls noch mehr zu verdienen. Hier konnte man sich im Glanze der Majestät sonnen die man kunstgerecht aus dem Codex deducirt hatte, dort begegnete man häufig trotzigen Blicken und feindseligen Worten, denn der Instinct des deutschen Volkes war zwar nicht so stark um den Verlust seines größten Kleinodes, des heimischen Rechts zu verhüten, wohl aber stark genug um die Gefahr für seine Freiheit zu ahnen, die ihm das fremde Recht brachte.

Denn an Klagen gegen das römische Recht und seine Doctoren fehlte es schon damals nicht. Daß es aus der Fremde hergeholt und nicht aus dem Leben des deutschen Volkes erwachsen sei, wurde wenig betont. War es doch von den echten und unmittelbaren Vorfahren der gegenwärtigen Häupter der deutschen Nation und des römischen Reiches gegeben und somit für alle Zeit geheiligtes Gesetz. Aber Bedenken praktischer Natur wurden dagegen laut. Man nahm billigerweise großen Anstoß daran daß die Romanisten behaupteten, alle deutschen Rechtsinstitute müßten sich aus dem Corpus juris erklären lassen und wenn das unmöglich wäre, so seien sie eigentlich gar kein Recht und könnten nur weil und so lange sie von der Praxis festgehalten würden Geltung beanspruchen. Man sah täglich wie den einfachsten Bestimmungen des deutschen Rechts auf diese Art Gewalt angethan wurde, wie man aus ihnen Folgerungen ableitete die niemals darin lagen, wie sich überall statt der beabsichtigten Vereinfachung und Klarheit des Rechts Verwirrung und Dunkelheit erhob. Noch ungünstiger wurde das Gerichtsverfahren beurtheilt, so weit es durch das neue Recht schon umgestaltet war. Gegen das frühere litt es an unendlicher Weitschweifigkeit und Langsamkeit und was am meisten erbitterte an unverhältnißmäßiger Kostspieligkeit. Daß es den Despotismus und die Inhumanität mittelbar einschleppte, bemerkte man nicht, aber es war schon genug an jenen wohlbegründeten Vorwürfen um es im eigentlichen Volke verhaßt zu machen.

Trotz aller Klagen war es am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts doch schon so weit gekommen daß an eine Wiederbelebung des deutschen Rechts und eine Ausstoßung des römischen zunächst nicht mehr gedacht werden konnte. Wer sich um das Recht ernster bekümmerte nahm stäts seine Zuflucht zu dem Corpus juris, das ihm in allen Bedenken Auskunft geben zu können schien

und in seiner Fülle, Klarheit und Uebersichtlichkeit sich allerdings glänzend vor dem Wuste der auf deutschem Boden entstandenen juristischen Literatur auszeichnete. Daß sie hauptsächlich durch das Eindringen des fremden Elementes in ihren tiefen Verfall gerathen war, kam für das Bedürfniß nicht in Betracht.

Dem Umfang nach waren die Aufzeichnungen des deutschen Rechts seit dem dreizehnten Jahrhundert zu einer fast unübersehbaren Masse angeschwollen. Jede Stadt, ja fast jedes Dorf besaß seine selbständigen Rechtsgewohnheiten, wodurch es dem nationalen Trieb nach möglichster Individualisirung aller Theile des großen Ganzen Genüge that. Nachdem man an einem Orte angefangen hatte die Schrift zur Bewahrung des Rechtsherkommens anzuwenden, geschah es auch an dem andern und an allen andern. Dazu kamen noch die immer häufigeren geschriebenen Landrechte welche die Rechtsgewohnheiten ganzer Districte, auch eines größeren Territoriums enthielten. Diese Art von Rechtsliteratur hatte in sich keine Begrenzung und keinen Bestand. Jeder Tag brachte hier durch die Veränderungen des übrigen Lebens neuen Stoff und machte den bisherigen veralten.

Es ist schwer aus dieser unendlichen Vielgestaltigkeit etwas allgemein Gültiges zu entnehmen, doch läßt sich soviel sagen daß alle solche Rechtsaufzeichnungen um so mehr von dem Einfluß des fremden Rechtes durchtränkt sind je näher sie dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts rücken. Aber auch hiebei muß man nach Landschaft und Stand derjenigen wohl unterscheiden, von denen die Aufzeichnung ausgieng und für die sie bestimmt war. Die Stadtrechte sind am frühesten und stärksten vom römischen Rechte gefärbt, besonders die des südlichen Deutschlands; unter den Landrechten diejenigen die sich nicht blos damit begnügten das bestehende Recht einfach wiederzugeben, sondern auch eine gewisse Systematik und eine Art von innerem Zusammenhang hineinzubringen suchten. Da dies allmälig mehr in Gebrauch kam, so sind es auch hier durchschnittlich die späteren, die sich immer weiter von der deutschen Grundlage entfernen oder sie willkürlich verändern.

Alle derartigen Arbeiten trugen oder bekamen einen gewissen officiellen Charakter: selbst wenn sie von einem Privatmanne aus eigenem Antrieb unternommen wurden, dem es nur darum zu thun war für sich selbst einen Ueberblick über das Recht seines Ortes und Landes zu gewinnen, erhielten sie doch bei dem Ungeschick der Zeit zu größeren schriftlichen Arbeiten leicht dieselbe Autorität wie eine auf Befehl des Landesherrn oder des Rathes einer Stadt unternommene Sammlung und Ordnung des Rechtsherkommens. So gelangte die älteste derartige Arbeit, der sogenannte Sachsenspiegel, noch im dreizehnten Jahrhundert zu allgemeinem Ansehen nicht blos in ihrer Heimath, dem östlichen Theile des alten Sachsens, dessen landrechtliche und lehenrechtliche Gewohnheiten sie darstellte, sondern auch in ganz Norddeutschland und über die Grenzen der deutschen Zunge und des deutschen Reichs hinaus, so-

weit der Einfluß der deutschen Colonisation nach Osten und Norden sich erstreckte.

Ebenso ihr jüngeres Nachbild und wenigstens durch ein nachweisbares Mittelglied, den sog. Spiegel aller deutschen Leute auch ihre Umarbeitung, der sog. Schwabenspiegel, in der südlichen Hälfte des Reichs und den davon abhängigen fremden Ländern im Südosten. Aus dem einen wie dem andern entsprang eine große Anzahl von erklärenden, umarbeitenden, fortsetzenden Werken, die selbst dann, wenn sie zunächst nur vom Standpunkte der Theorie unternommen waren und nicht für das praktische Bedürfniß dienen sollten, doch auch dafür verwandt wurden und die geschriebenen Hülfsmittel der Rechtskunde, aber auch die Verwirrung des Rechts ins Grenzenlose vermehrten.

Denn überall in solchen Arbeiten hat das römische Recht nur als das störende Element gewirkt. Vergleicht man den Sachsenspiegel mit dem Schwabenspiegel, so läßt der erstere, von seinem Standpunkt aus beurtheilt, nichts zu wünschen übrig. Es ist das Recht der Zeit und des Ortes in schlichtester Form und mit Beibehaltung der eigenthümlichen Terminologie vorgetragen, die sich im Volke gebildet hatte und ihm, weil sie seinem lebendigen Rechte galt, vollkommen verständlich war. Der Schwabenspiegel dagegen sucht einen höheren Standpunkt einzunehmen: nicht das was thatsächlich als Recht galt, sondern was nach der Ueberzeugung seines Verfassers Recht sein sollte, ist sein Gegenstand. Dabei steht immer das römische Recht, entweder das der Kirche oder das Civilrecht, so weit es dem Verfasser bekannt war, im Hintergrunde. Dies ist ihm ebenso gut Recht als das andere nach dem sich die Gerichte seiner Zeit und Umgebung hielten, aber er weiß den Widerspruch im Einzelnen nicht anders auszugleichen als durch ungeschickte Vermittlungsversuche die in hohle Sophistereien auslaufen. Auf diesem Wege mußte man bald dahin kommen wohin die blos nach dem Corpus juris und seinen Glossatoren gebildeten deutschen Doctoren des Rechts am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich kamen, zu der Behauptung daß in allen solchen Fällen das römische Recht das normale sei, weil es überhaupt das allgemein gültige Recht der ganzen Menschheit enthalte. Einstweilen arbeitete einer solchen Ansicht jene Rechtsliteratur bestens vor, die auf der Grundlage der beiden großen deutschen Rechtsbücher des dreizehnten Jahrhunderts zum Theil noch in diesem, häufiger aber im vierzehnten und fünfzehnten entstand. Sie schleppte immer mehr aus den alten kaiserlichen Rechten ein, d. h. aus dem römischen Civilrecht und glaubte damit der Praxis den allein richtigen Weg zu zeigen, die sich von dieser verkehrten Theorie wirklich noch weiter nach der falschen Seite hindrängen ließ, nach welcher sie sich durch eine Vereinigung der verschiedenartigsten Einflüsse bestimmt schon von selbst hingewandt hatte.

Hätten die allgemeinen Zustände im Reiche, die Kraft des deutschen Königthums und die Persönlichkeiten der deutschen Herrscher es zu einer wahr-

haft lebendigen Reichsgesetzgebung noch in dieser Zeit kommen lassen, wie sie in einer ähnlichen Uebergangsperiode Karl der Große sammt seinen Vorgängern und ersten Nachfolgern im umfassendsten Maße geübt hat, so würde der nationale Kern unseres Rechts nicht so bald und nicht so tödtlich verletzt worden sein. Aber so fiel Alles dem Eigenwillen und Gutdünken der Einzelnen anheim, mochten sie Landesherren, Stadträthe, Schöppen der Gerichte, Fürsprecher der Parteien, rechtskundige Geistliche, förmlich studirte Juristen oder sonst wer sein. Sie sprangen mit dem deutschen Rechte um wie mit einem herrenlosen Gute dessen sich Jeder nach Willkür bedient. Es lag überhaupt nicht im Charakter der Zeit und am wenigsten des deutschen Volkes das nationale Element mit Bewußtsein herauszukehren und zu pflegen. Man fühlte sich so fest in sich selbst, so voll von innerer Lebens- und Gestaltungskraft daß man Alles was augenblicklich unbrauchbar oder ein Hemmniß schien unbedenklich bei Seite warf und ebenso unbedenklich Alles sich aneignete was zweckdienlich schien, ohne zu fragen ob es in der Fremde oder in der Heimath gewachsen war.

Wäre es immer so geblieben, wäre nicht die Kraft und das Selbstbewußtsein unseres Volkes durch die traurigsten Ereignisse der späteren Jahrhunderte gebrochen worden, so würde sich die Störung in unserem Rechtsleben ohne nachhaltigen Schaden ausgeglichen haben. Der Geist der Unabhängigkeit und Freiheit, auch jener gerade damals hinter einer möglichst rohen und ungeschlachten Außenseite tiefer als je versteckte milde und echt menschliche Sinn unseres Volkes, sein gut geartetes, von wahrhafter Gerechtigkeit und Billigkeit erfülltes Gemüth würden sich über kurz oder lang gegen das fremde Recht gesträubt haben das unter seiner glatten Außenseite, dem Erzeugniß der höchsten Gewandtheit und Bildung der Form, das gerade Gegentheil von dem allen enthält was wir als die ehrenwerthesten Eigenschaften unseres Volkes mit Recht schätzen. Nicht aus reflectirtem Patriotismus oder Nationaleitelkeit, sondern aus dem selbstwüchsigen innersten Bedürfniß des Lebens wäre man dazu gelangt das fremde Recht auszustoßen wo es dem Volksgeiste zuwiderlief und es nur in soweit zu benutzen als es in seinen unläugbaren äußern Vorzügen eine Schule des formalen Denkens und der systematischen Behandlungsweise des Rechtsstoffes sein konnte. —

Die Verpflanzung der kirchlich-antiken Gelehrsamkeit nach Deutschland, ihr Wachsthum und der rühmliche Antheil den deutsche Kräfte an ihrer Pflege genommen haben, sind an ihrem Orte dargestellt. Auf die Periode des geräuschlosen und bescheidenen Hegens der Schätze einer großen Vergangenheit der sich die Gegenwart nicht gewachsen fühlte, folgte eine andere in welcher das bloße Wissen die ersten Versuche machte sich zur eigentlichen Wissenschaft umzugestalten. Gleichzeitig mit der Blüthe der ritterlichen Literatur entfalteten sich auch aus demselben letzten Grunde, aus dem Geiste dieser Periode, die Anfänge der Scholastik, d. h. eines zusammenhängenden und sy-

Digitized by Google

stematischen Denkens oder Philosophirens über das kirchliche Dogma, als den wichtigsten Gegenstand für den menschlichen Geist, und über das gesammte Wissen das schon in der früheren Periode in eine äußere Verbindung mit der eigentlich religiösen oder theologischen Gelehrsamkeit gebracht worden war, indem man sich seiner als Vorschule und Hülfsmittel für diese bediente. Deutschland hat die Scholastik nicht begründet, aber es hat im dreizehnten Jahrhundert den gedankenreichsten, sinnigsten und gelehrtesten aller Scholastiker, Albertus Magnus, hervorgebracht, dem an allgemein anerkanntem Ruhm keiner seiner großen Schüler gleich kam.

Doch seit dem vierzehnten Jahrhundert blieb unser Vaterland unverkennbar hinter den weiteren Fortschritten der Scholastik zurück. Sie bestanden hauptsächlich in einer sehr künstlichen und feinen Ausbildung der formalen Seite des Denkens, der Logik und Dialektik. Auch Deutschland stellte noch immer sein Contingent zu den berühmten philosophischen Namen der Zeit, doch ließ es sich von dem Auslande führen und gieng nicht mehr voran.

Eine Zeitlang konnte es scheinen, als läge die Ursache davon zum Theil an dem Mangel großer Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens, wie sie Frankreich in Paris, Italien in Bologna, England in Oxford besaßen, aber dem war seit der Gründung der Prager Universität abgeholfen. Auch blieb es nicht bei dieser einen; seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstanden solche Körperschaften nach ihrem Muster überall in Deutschland. Sie wurden aufs Glänzendste ausgestattet, mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien versehen, aber ihre gelehrtesten Männer konnten doch noch immer nicht mit den Celebritäten in Paris, Oxford oder Bologna verglichen werden.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war jedoch die ganze bisherige Methode und der Inhalt des wissenschaftlichen Treibens schon von einer großen Umwälzung ergriffen. Schon im vierzehnten Jahrhundert gieng man in Italien mehr als früher auf die echten Ueberreste der antiken Literatur, der schönwissenschaftlichen wie der eigentlich wissenschaftlichen zurück. Dadurch brach man mit der Scholastik, mit der bisherigen Theologie und Philosophie, insbesondere mit dem krausen Formelkrame der scholastischen Logik und Dialektik, welche den Kern des Wissens vollständig verhüllten, indem sie aus ihrer naturgemäßen Stellung als Hülfs- und Vorbereitungsdisciplinen sich zur Wissenschaft selbst erhoben hatten. Schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fühlte man sich in Italien dem bisherigen Getriebe der Wissenschaft so weit entwachsen daß man mit der Scholastik ungefähr den nämlichen Begriff verband wie wir es heute thun, wenn wir unsere Wissenschaft mit der des Mittelalters vergleichen. Es gehörte schon zum guten Tone bei Allen die für gebildet gelten wollten, ihre Verachtung gegen sie möglichst zur Schau zu tragen. Nur einige Wenige, zumeist Mönche, wagten

Digitized by Google

es noch sich ihrer gegen alle ihre Landsleute anzunehmen. Sie fanden jedoch gerade da wo sie am ersten auf Anerkennung hätten rechnen dürfen, am päpstlichen Hofe, nicht blos keine Unterstützung, sondern schlecht verhehlte Mißachtung oder offene Zurückweisung. Man war im Vaticane so ganz vom Strome der neuen Bildung ergriffen dessen verborgene Gefahren man übersah, daß es den Päpsten der Zeit, einem Pius II., einem Alexander VI. für eine große Ehre galt als Kenner und eifrige Beschützer der classischen Studien angesehen zu werden.

Für unseren Zweck kommt es nicht darauf an der Entwickelung der neuen Wissenschaft in Italien weiter nachzugehn: wir beschränken unseren Blick auf Deutschland.

Auch hier fand das Studium der antiken Literatur seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts größere Theilnahme. Es ist der Erwähnung werth daß der nachherige Papst Pius II., damals noch als Aeneas Silvius in Diensten Kaiser Friedrichs IV., sie durch eigenes Beispiel und allseitige Ermunterung einbürgern half. Ueberall fand er Anklang: bald gab es unter allen Ständen der Nation, namentlich unter dem höheren Bürgerstande, eifrige Vertreter der neuen Richtung und damit geschworene Feinde der Scholastik. Selbst an den Universitäten fand sie Einlaß: am Schlusse des Jahrhunderts war sie an jeder deutschen Universität wenigstens durch einige jüngere Gelehrte vertreten und an einigen, wie Erfurt, Wien, vor allen andern aber Heidelberg und Tübingen, konnte sie zwar nicht nach der Zahl, aber nach dem Gewichte ihrer Vorkämpfer für die herrschende gelten. In Heidelberg war es Rudolf Agricola und in Tübingen Johann Reuchlin deren Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus genannt und selbst in Italien, dem Mutterlande der neuen Wissenschaft, für ebenbürtig den eigenen Größen gehalten wurden.

Sie und ihre Geistesgenossen fanden gegen alle Anfeindungen der Scholastiker eine vortreffliche Stütze an ihren Landesherren die nach dem Vorgange der Fürsten Italiens den Schmuck des Mäcenatenthums sich zuzueignen wünschten und sich gar zu gerne in lateinischen Hexametern, Distichen und Oden feiern ließen, auch wenn sie sehr wenig davon verstanden. Ihre neue Würde als Patrone der Kunst und Wissenschaft stand im komischen Gegensatz zu der herkömmlichen Derbheit und Ungeschlachtheit des damaligen deutschen Hoflebens. Doch schadete das der Sache selbst nicht, denn die Früchte der classischen Studien bedurften eines solchen Schutzes den ihnen die öffentliche Meinung allein noch nicht gewähren konnte, obgleich sie sich ihnen von Jahr zu Jahr mehr zuwandte.

Wie stäts in ähnlichen Fällen einer großen Umwälzung auf dem Gebiete der Wissenschaft begnügte sich die Masse der Anhänger und Vertheidiger des Neuen mit seinen Aeußerlichkeiten. Es lag in seinem Wesen daß diese, die Form des rednerischen Vortrags, hier unendlich fein und glän-

Digitized by Google

zend ausgebildet war. Selbst mehr als gewöhnlich begabte Geister konnte sie für die Dauer fesseln, selbst solche konnten es als eine würdige Aufgabe ihrer ganzen Lebenskraft ansehen in ihr Verständniß einzudringen und sie bis zu einem gewissen Grade wieder zu erzeugen oder geradezu nachzuahmen. So war es in Italien geschehen und hatte hier, genährt durch das angeborne Behagen das der Volksgeist an dem Schmucke und der Glätte der äußeren Formen aller Art zu empfinden pflegt, die ganze neue Richtung bereits auf bedenkliche Abwege gebracht. Auch in Deutschland gab es Viele welche den neuerstandenen sogenannten classischen Stil im lateinisch Schreiben und Reden als den Hauptgewinn der neuen wissenschaftlichen Thätigkeit ansahen. Wenn sie die Barbarismen des mittelalterlichen Lateins wie es von den Scholastikern gehandhabt wurde, sammt grammatischen und metrischen Fehlern möglichst vermieden und eine Anzahl von Phrasen aus Cicero, Seneca, Livius oder Bilder aus Horaz, Virgil und Ovid an passender Stelle anbrachten, so dünkten sie sich auf dem Gipfel der Bildung angelangt und echte Humanisten, wie sie sich immer häufiger mit anmaßlicher Naivetät nannten. Sie fühlten nicht daß das Lateinische der mittelalterlichen Kirche und Wissenschaft zwar nicht die Sprache des Cäsar und Quintilian, aber doch eine lebendige und brauchbare Fortbildung derselben war, die sich um die antiquarische Seite ihres eigenen Wesens eben so wenig kümmerte wie jede andere lebendige Sprache. Was sie dagegen als sogenannte classische Diction aufbrachten, war im besten Fall nur ein Sammelsurium von allerlei Redensarten die man hier und dort rein äußerlich und todt aufgelesen hatte. Daß man die eigentlichen Gedanken der Zeit in ihnen nur unvollkommen nachstammeln konnte, bemerkten sie nicht, denn um die Gedanken pflegten sie sich am wenigsten zu kümmern. Sie lebten wie aller wissenschaftlicher Troß, doch keiner mehr als dieser, nur von einigen Schlagworten mit denen sie ihre Gegner zu kränken, wo möglich zu vernichten, ihre Gönner zu ehren und ihre Sache als die allein und ewig gültige darzustellen eingelernt waren. Uebrigens gieng die Aneignung der sogenannten classischen Diction nicht einmal so leicht von Statten wie Viele sich einbildeten. Man mußte erst förmlich umlernen, ehe man sich der neuen Kunst bemächtigen konnte. Wenigstens die ganze erste Generation der Humanisten war von Jugend auf mit dem Latein der Scholastiker genährt und hatte sich seiner in aller Unbefangenheit als der natürlichen Muttersprache alles gelehrten Betriebes bedient. Es war kein Wunder daß sich manche Nachklänge davon auch unter die gewähltesten Floskeln mischten die sie mit saurem Schweiße zusammenleimten. Auch sonst sprach und schrieb man ja noch allenthalben jenes mittelalterliche Latein, trotzdem daß es die Humanisten für eine fluchwürdige Barbarei erklärten und gerne weltliche und geistliche Gewalthaber zu ihrer Ausrottung aufgeboten hätten. Doch sah man mit Befriedigung daß man auch in Deutschland von Jahrzehent zu Jahrzehent größere Fortschritte in

Digitized by Google

der kunstgerechten lateinischen Diction machte: das Latein der Mönche, wie man die frühere Schreibweise verächtlich nannte, wurde selbst von den Mönchen möglichst vermieden. Nicht blos der gelehrte Abt Trithemius, sondern eine Anzahl von Welt- und Klostergeistlichen verstand schon gegen den Schluß des Jahrhunderts ebenso wohlgesetzt und correct zu schreiben wie nur irgend ein Magister der freien Künste der nach der höchsten denkbaren Ehre, der Krönung mit dem Lorbeerkranz der Poeten, strebte. Denn auch diese Spielerei war von Italien aus nach Deutschland gebracht worden und der deutsche Konrad Celtes der den Lorbeer vom Kaiser Friedrich empfangen hatte, galt als der größte Stolz der Nation und als der erste Dichter der Zeit, obgleich er nichts weiter leistete als was Jeder durch fleißiges Lesen der lateinischen Dichter, durch einige Uebung in ihrer Nachbildung auch konnte ohne eine Spur von poetischer Anlage zu haben, oder wozu auch ein tüchtiger Gradus ad Parnassum allein ausreichte.

Doch der gründliche und in die Tiefe strebende Sinn welcher ein Erbeigenthum unseres Volkes ist führte schon damals Viele zu dem Kerne der neuen Studien. Obenan ist darunter der schon erwähnte Reuchlin zu nennen. Leute wie er legten zwar auch unverhältnißmäßigen Werth auf jene rein formale Seite. Auch sie hielten es schon für etwas Großes und Gutes, wenn Jemand in Prosa oder gar in Versen sich classisch auszudrücken verstand. Aber sie sprachen doch aus und bewiesen durch ihr eigenes Beispiel daß sie diese Kunst nur als Mittel zum Zwecke betrachteten der für sie wie für jede echte Wissenschaft die unbefangene Erforschung der Wahrheit war. Ihre Blicke richteten sich dabei zunächst auf die Theologie und Philosophie, denn dahin gieng überhaupt noch immer das Interesse der Zeit, wenn auch nicht mehr so ausschließlich wie in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters. Sie bemächtigten sich so desselben Gebietes das bisher der Scholastik allein gehört hatte, aber mit ganz anderen Hülfsmitteln als dieser zu Gebote standen. Selbst wenn man den großen inneren Vorsprung außer Rechnung bringen wollte den ihnen die unausgesetzt und begeistert genossenen Schätze der antiken Bildung geben mußten, so erhielten sie schon durch die Kenntniß der griechischen Sprache, der Sprache des neuen Testamentes und des größten Theiles der altchristlichen Literatur, und des Hebräischen, der Sprache des alten Testamentes, die zwar nicht zu den classischen Studien gehörte, aber in Deutschland, namentlich durch Reuchlin gründlich gepflegt wurde, eine Ueberlegenheit über die bisherigen Theologen die ihnen einen gewissen Sieg versprach. Ihnen allein standen die Quellen in ihrer Reinheit zu Gebote aus denen die Scholastiker ihr theologisches System auch geschöpft haben wollten, ohne auf sie zurückgehn zu können. Anscheinend lag nichts im Wege daß nicht auch ein Doctor der Theologie, ein Professor in Cöln oder Löwen ebenso gut Griechisch oder Hebräisch lernte wie ein Baccalaureus oder Magister der freien Künste in Heidelberg oder Tübingen,

Digitized by Google

aber in der That hinderte sie daran eine innere Unmöglichkeit. Ganz folgerichtig erklärten sie von ihrem Standpunkte aus die Beschäftigung mit beiden Sprachen, namentlich aber mit der letzteren, der hebräischen, an sich schon für ein verdächtiges Anzeichen ketzerischer Gesinnung, heimlichen Abfalls vom Christenthum und Hinneigung zum Heidenthum oder Judenthum. Doch ließen sich jene ernsten und fleißigen Humanisten durch solche Verdächtigungen nicht schrecken. Mit unvergleichlicher Geduld arbeiteten sie sich durch die armseligen Hülfsmittel die es sowohl für die Erlernung des Griechischen wie auch des Hebräischen damals allein gab und benutzten ihre sprachliche Uebung um die Bibel in ihrer echten Gestalt und nicht mehr blos in der lateinischen Verhüllung der Vulgata zu durchforschen. Sie giengen auch weiter und gelangten schon, ohne in bewußten Gegensatz zu dem Dogma der Kirche zu treten, zu mehr oder minder dilettantischen und subjectiv gehaltenen, aber doch stäts selbständigen Versuchen die Ergebnisse ihrer Studien in inneren Zusammenhang zu bringen, eine neue Dogmatik und Religionsphilosophie zu gründen und überhaupt das ganze Wissen das sie interessirte zu einer wirklichen Einheit zu gestalten.

Da sich die geistige Spannkraft der begabtesten und gediegensten Zeitgenossen noch mit solcher Vorliebe nach der theologisch-philosophischen Seite richtete und daneben das Studium des römischen Rechtes das im weiteren Sinne auch zu den neuen classischen oder humanistischen Studien gerechnet werden konnte, immer mehr tüchtige Kräfte beanspruchte, so darf es nicht Wunder nehmen daß andere umfangreiche Gebiete der Wissenschaft damals geringere Beachtung fanden. Die Humanisten pflegten zwar herkömmlich mit andächtiger Verehrung von der Natur zu sprechen und zu schreiben. Auch in Deutschland gab es Manche die den begeisterten Dienst dieser großen und einzigen Gottheit an die Stelle der anderen falschen Götter der Mönche und Scholastiker zu setzen wagten, wie es in Italien in den tonangebenden Kreisen der classisch Gebildeten theils aus bloßem Oppositionsgeiste gegen das bisherige System als solches, theils aus unverdauten Eindrücken der antiken, namentlich der platonischen Philosophie Mode geworden war. Aber man schwärmte lieber im Allgemeinen für die Herrlichkeit und Göttlichkeit der Natur und dachte eigentlich nichts weiter dabei als das Recht der Subjectivität des menschlichen Geistes und Gefühls, wohl auch einer gewissen höheren Sinnlichkeit, wenn man überhaupt etwas dabei dachte, was nicht häufig vorkam. Zu einem genaueren Eingehn auf die Erscheinungen und Gesetze der materiellen oder physischen Welt, der Natur im eigentlichen Wortsinn, war man noch wenig vorbereitet. Die scholastische Wissenschaft hatte sich während des ganzen Mittelalters mit dem begnügt was sie von den Arabern lernte und diese zehrten wieder nur von einem Theile aus der Erbschaft der griechischen Wissenschaften. Aristoteles und Ptolemäus waren ihre höchsten Autoritäten und Neues nur sehr sparsam hinzugekommen. Fast nur der

einzige Albertus Magnus hatte, aber ohne von dem Gängelband der überlieferten Autorität sich loszumachen, gleichsam nebenbei einige schöne und tiefe Blicke in die Natur gethan. Nach ihm gab es keinen Scholastiker der mit dem sinnigen Auge des Altmeisters der deutschen Philosophie zu sehen verstanden hätte. Jetzt wo die Quellen des classischen Alterthums in größerer Stärke und in ganz anderer Reinheit als früher flossen, berichtigten sich viele Mißverständnisse der früheren Zeit von selbst, aber so wenig man ein höheres Ideal des Stils kannte als die möglichst getreue Nachahmung der großen und ewig gültigen Muster unter den Römern und Griechen, so wenig ahnte man auch daß man über die Kenntnisse von Naturerscheinungen hinausgehn und sie anders erklären könne als es ihre Wissenschaft that.

Doch gab es immerhin schon eine Anzahl von Gelehrten die sich vorzugsweise mit diesen mühsameren und unscheinbareren Studien beschäftigten. Wenn es geschah, so nahm man in der jugendlich-naiven Gläubigkeit die dem revolutionären oder oppositionellen Charakter der ganzen neuen Richtung so sehr zu widersprechen scheint und doch wieder so genau mit ihm zusammenhängt, die überlieferten Ergebnisse der Mathematik, Astronomie, Physik des Alterthums ohne weitere Untersuchung auf und bemühte sich sie mit den sonst gewonnenen Anschauungen über das Wesen der Dinge, die Natur der Gottheit und des menschlichen Geistes in Verbindung zu setzen. So entsprang eine Art von sehr buntscheckiger und phantastischer Naturphilosophie die die Geister wenigstens zur allgemeineren Aufmerksamkeit auf die Naturerscheinungen trieb. Noch war die Aufregung des Denkens und Empfindens zu heftig, noch standen auch die großen sittlichen und religiösen Fragen zu sehr im Vordergrunde als daß man zu jener kaltblütigen und subtilen Einzelarbeit Anlage und Neigung gehabt hätte, wodurch die positive Erkenntniß der Natur in späteren Zeiten so riesige Fortschritte machen sollte.

Deutschland hat in dem Cardinal von Cusa, Nicolaus von Cues an der Mosel, jedenfalls den gedankenreichsten und umfassendsten dieser selbstwüchsigen Naturphilosophen oder Naturforscher des fünfzehnten Jahrhunderts hervorgebracht, wie in dem Mathematiker und Astronomen Regiomontanus, Müller aus Königsberg in Franken, den fleißigsten und genauesten Arbeiter auf diesem Gebiete. Auch darf schon darauf hingewiesen werden daß im Jahre 1473 Copernicus in der ältesten deutschen Colonie im Weichsellande, in Thorn geboren wurde. Er war dazu bestimmt mehr durch geniale Divination als durch exacte Rechnung eine neue Ansicht über den Weltbau und die Bewegung der Weltkörper zu verbreiten die der bisherigen gerade zuwiderlief und ebenso sehr auch der Autorität der Astronomie des classischen Alterthums.

Selbstverständlich leitete jede Thätigkeit auf dem Felde der Astronomie durch das Mittelglied der Astrologie auf das Gebiet des reinen Denkens und der Phantasie, wo der Geist nach seinem eigenen Belieben die we-

Digitized by Google

nigen ihm zugänglichen Thatsachen der Erfahrung zu um so kunstvolleren und verwickelteren Fäden ausspann. Alles was mit den Gesetzen der Zahlen zusammenhieng wurde wie einst in den Anfängen der griechischen Philosophie zur Ergründung der tiefsten Geheimnisse des Weltzusammenhanges benutzt und schien nur darum ein würdiger Gegenstand der menschlichen Beschäftigung. Für sich allein gab die Astronomie, die Physik, die Mathematik dem Geiste nichts woran er sich bei seiner damaligen Haltung und seinen damaligen Bedürfnissen hätte befriedigen können. So erstanden an der Stelle der Nominalisten und Realisten und anderer scholastischer Parteinamen Pythagoräer und Platoniker, Stoiker und Epikuräer die in allem Ernste das ganze Geistesleben da wieder anzuknüpfen suchten, wo es vor zwei Jahrtausenden stehn geblieben war.

Doch nimmermehr hätte die neue Wissenschaft eine weltumwälzende Bedeutung in der Geschichte gewinnen können, wenn ihr nicht von einer anderen Seite her, aus der Mitte und aus dem Kerne des deutschen Volkes in ihrem Kampfe gegen das veraltete System der Scholastiker und für die Rechte der Natur eine mächtige Bundesgenossenschaft erwachsen wäre. Derselbe Trieb das Veraltete, Verkehrte, zur Leiche Gewordene im Glauben und Leben auszustoßen und dafür etwas Frisches, den Verstand und das Gemüth Befriedigendes, durchaus Wahres zu setzen, begründete die eine wie die andere Richtung, den Kampf der Wissenschaft gegen die Scholastik und den Kampf des Volkes gegen die Ausartungen des kirchlichen Lebens. Die deutschen Humanisten gaben sich nicht zufällig jenem starken Zug nach der Theologie hin der den italienischen gänzlich fehlt; es war der Geist ihres Volkes, jener ernste und sittliche Geist der die für jeden Einzelnen und für die Menschheit wichtigsten Fragen zuerst zur Erörterung gebracht wissen wollte, ehe er sich mit ungetheiltem Behagen auf die anderen Gegenstände des Denkens und Empfindens wenden durfte.

Es ist allgemein bekannt in welche Entartung die römisch-katholische Kirche jener Zeit gerathen war. Deutschland wurde davon ebenso stark betroffen wie jedes andere Land der Christenheit. Die deutsche Geistlichkeit war in ihren höheren Rangstufen sehr frühe mit weltlichen Rechten aller Art ausgestattet und nach und nach zu einer überwiegend weltlichen Macht geworden. Die deutschen geistlichen Fürsten theilten nunmehr die äußere Stellung und die Gesinnung ihrer weltlichen Genossen, ohne sich auch nur durch höhere politische Bildung, durch einen weiteren Gesichtskreis und durch ernstere Auffassung ihres fürstlichen Amtes vor ihnen auszuzeichnen, was man ihnen doch im 10., 11., 12. und noch im 13. Jahrhundert nachrühmen durfte. Die niederen Ordnungen der Geistlichkeit ließen sich ebenso sehr von der Sinnesart und Sitte der mittleren und niederen Stände des Volks durchdringen, wie ihre Vorgesetzten sich nur äußerlich durch ihre Tracht und die

Digitized by Google

Verpflichtung zu gewissen kirchlichen Ceremonien, aber nicht innerlich von dem Fürsten- und Herrenstand unterschieden.

Seit dem 13. Jahrhundert trat deutlich heraus daß die Kirche und ihre Angehörigen nicht mehr das geistige Leben der Zeit zu führen vermochten. Es bedarf nur eines Blickes auf die so reich entfaltete Literatur der ritterlichen Periode um dies zu erkennen. Die höhere Geistlichkeit hielt sich zum Adel, die niedere zu den beiden anderen Ständen und beide nahmen an deren Weiterentwickelung Theil, ohne in sie selbstthätig einzugreifen. Bis in die äußerlichsten Dinge zeigte sich die durchgehende Spaltung des früher so fest geschlossenen geistlichen Standes: in den Gewohnheiten und Sitten ihres geselligen Umgangs, in den Einrichtungen ihres Hauswesens, in ihren Genüssen und Vergnügungen boten die einen nur ein Abbild des höheren oder niederen Adels, die andern des Bürger- und Bauernstandes, je nachdem sie in den Städten oder auf dem Lande ihre Pfründe hatten, oder je nachdem ihre Einkünfte zu einem mehr oder minder behaglichen Leben reichten.

Bald kam es so weit daß sich die beiden großen Massen des einen Standes auf früher unerhörte Art nur aus den Kreisen des Volkes ergänzten denen sie sich angeschlossen hatten. Es wurde immer seltener daß ein Abkömmling des Bürger- oder Bauernstandes eine höhere geistliche Würde erreichte, umgekehrt dachte jeder Adeliche der sich der Kirche widmete nur an die höheren Stellen und die einträglichen Pfründen, an die Würde eines Abtes, Bischofs oder zum Mindesten eines Dompropstes und durchlief die niederen Aemter so rasch wie möglich, oft mit auffälliger Verletzung aller kirchlichen Vorschriften.

Einige wenige Ausnahmen ändern an dieser überaus wichtigen Thatsache nichts. Fast niemals war es ein besonderes Verdienst der Gelehrsamkeit oder ausgezeichneten Lebenswandels das diesen und jenen Emporkömmling auf einen hohen Posten hob. Specielle päpstliche oder kaiserliche Protection, die auch dem Unwürdigsten zu Theil werden konnte, mochte noch allein den Mangel des Stammbaumes ersetzen. Wenn ein Geistlicher aus gutem Hause längere Zeit in niederer Stellung blieb, so konnte man voraussetzen daß es nur geschah, weil er sich mit dem Domcapitel oder mit dem Bischof der Diöcese verfeindet hatte. Geschah es nach seinem eigenen Willen, so wurde er am meisten unter seinen Standesgenossen als ein Sonderling verlacht.

Es ist schon erwähnt daß allmälig in der Mehrzahl der deutschen Stifter, besonders in den am besten dotirten eine strenge Ahnenprobe als nothwendige Bedingung der Aufnahme eingeführt wurde, während man es mit den andern nach dem Kirchenrechte nöthigen Erfordernissen desto weniger genau nahm. So erhielten die geistlichen Institute die Natur adelicher Körperschaften denen nebenbei die Beobachtung bestimmter kirchlicher Gebräuche und Ceremonien als Pflicht oblag.

Digitized by Google

Wie sich von selbst versteht, rief die Trennung der höheren und niederen Geistlichkeit auf beiden Seiten eine stäts wachsende Abneigung und feindselige Stimmung hervor. Die höhere Geistlichkeit sah auf die niedere mit Verachtung herab wie der Adel auf Bürger und Bauern, aber dies Gefühl war wie beim Adel mit einem nicht geringen Mißtrauen und einer Art von Furcht gemischt. Die niedere Geistlichkeit beneidete und haßte die höhere, durfte aber, weil sich noch immer die alten Formen des Gehorsams und der Abhängigkeit der hierarchischen Ordnung erhalten hatten, ihre Gefühle nicht zu laut äußern.

Jede der beiden Klassen war in ihrem Innern selbst wieder durch streitende Interessen aller, hauptsächlich aber weltlicher Art aufs Tiefste zerrissen und konnte es nicht einmal in ihrer Opposition gegen die andere zu einer festgeschlossenen Gemeinsamkeit bringen. Die hohe Geistlichkeit befand sich in derselben Lage wie die weltlichen Fürsten der Zeit. Politische Verhältnisse verbanden und trennten die deutschen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Stellung: jene wurden von dem Adel ihres Landes beschränkt und in ihrer freien Machtentfaltung gehindert, diese von ihren Domcapiteln oder ihren Klosterconventen. Dieselben Gründe die jene zur Nachgiebigkeit zwangen, wirkten auch auf diese und um so stärker, weil die Ritterschaft des Stiftes stäts bereit war mit dem Domcapitel gemeinschaftliche Sache gegen den Landesherrn zu machen. Daher erklärt es sich daß die geistlichen Reichsfürsten damals an Macht in ihren Territorien gegen die weltlichen zurückstanden. Früher war es gerade umgekehrt gewesen. Sie hatten zuerst die Bestätigung ihrer landeshoheitlichen Rechte erlangt, weil sie dieselben zuerst ausgebildet hatten. Jetzt aber giengen die Versuche zur Constituirung der sog. Reichsritterschaft gewöhnlich von dem Adel der geistlichen Fürstenthümer aus und erfreuten sich hier des besten Erfolgs. Auch waren nirgends die landsässigen Städte in einer größeren Unabhängigkeit als hier und häufig nur noch dem Namen nach nicht reichsfrei. Die Vereinigung weltlicher und geistlicher Macht in derselben Hand brachte auch noch andere Uebelstände hervor. Als weltliche Fürsten waren alle Bischöfe und Aebte soweit sie überhaupt Landeshoheit besaßen, einander gleich, höchstens konnten die drei rheinischen Erzbischöfe, als Kurfürsten, einen Vorzug vor den andern beanspruchen. In kirchlicher Hinsicht fand eine Unterordnung des Suffragan-Bischofs unter seinen erzbischöflichen Metropolitan, des Abtes unter den Diöcesan-Bischof Statt, die sich mit jener Gleichberechtigung schlecht vertrug und oft zu den ärgerlichsten Mißhelligkeiten führte.

Noch folgenreicher war es daß sie sich neben und vor ihrer Reichsstandschaft noch immer als Glieder einer weit über die Grenzen des Reichs hinausgehenden Vereinigung, der Hierarchie der katholischen Kirche ansehen und an allen ihren Schicksalen unwillkürlich Theil nehmen mußten. Jetzt wo die aristokratische Verfassung der Kirche durch das monarchische oder despo-

by Google

tische Element des Papstthums fast beseitigt war, hiengen die deutschen Kirchenhäupter, die ersten Fürsten des Reichs, von einem italienischen Fürsten ab, dem sie an weltlicher Macht oft gleich standen, oft auch überlegen waren und der doch schrankenloseren Einfluß als je auf sie übte.

So stellten sich die deutschen Kirchenfürsten schon zu Costnitz und Basel entweder auf die Seite der päpstlichen oder der Reformpartei, je nachdem sie persönliche Beziehungen an den Papst knüpften — weil sie durch seinen Einfluß und Willen ihre Aemter erlangt hatten und andere zu erlangen hofften, oder nicht. Es würde schwer halten tiefere und gediegenere Beweggründe, kirchlicher oder nationaler Art, für ihr damaliges Benehmen herauszufinden: nicht einmal die Rücksichten des politischen Interesses im engern Sinne waren dabei maßgebend.

Für den Augenblick durfte das Papstthum hoffen vor ähnlichen Angriffen wie auf den großen Concilien im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts gedeckt zu sein, aber ob auch für die Zukunft, konnte man nicht wissen. Daher noch immer die eifrigsten Bemühungen des päpstlichen Stuhles eine festgeschlossene Partei unter den deutschen Kirchenfürsten zu haben. Doch war der Gedanke an eine Beschränkung des päpstlichen Despotismus schon zu weit verbreitet durch ganz Europa, durch alle Völker und alle Stände, als daß er nicht auch die deutsche Hierarchie hätte ergreifen sollen. Sie erkannte welche vortheilhafte Aussichten für ihre besondern Interessen ihr daher erwachsen konnten. So sank der päpstliche Einfluß in dieser Schicht der deutschen Kirche mehr und mehr, aber er war noch immer stark genug um jede Einigkeit des Handelns im vorkommenden Falle, bei einem neuen Anstoß zu einer gründlichen Verbesserung der Kirche, unter den deutschen Bischöfen unmöglich zu machen.

Die niedere Geistlichkeit zerfiel seit uralter Zeit durch den Gegensatz zwischen den Welt- und Klostergeistlichen in zwei Heerhaufen welche damals kampflustiger als je einander gegenüberstanden. An Zahl hielten sich beide ungefähr die Wage, aber an wirklichem Einfluß und innerer Bedeutung war die letztere der erstern weit überlegen und wäre es noch mehr gewesen, wenn sie nicht unter sich noch größeren Haß genährt hätte als gegen jene.

Gelegenheit zu unaufhörlichen Reibungen zwischen den Welt- und Klostergeistlichen fand sich besonders seit der Ansiedelung der Franciscaner und Dominicaner in Deutschland. Die Klagen über die Eingriffe der beiden Bettelorden in die pfarramtliche Thätigkeit der Weltgeistlichen hörten seit den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts nie auf, ohne je bei den Bischöfen oder in Rom selbst gründliche Abhülfe zu finden. Die Erbitterung stieg um so höher, je gemeiner die Interessen waren um die es sich dabei handelte. Man hätte sich von den Mönchen recht gerne die Amtslasten abnehmen oder erleichtern lassen, wenn sie sich mit dem bloßen Predigen und der Verwaltung der Sacramente begnügt hätten. Aber diese blieben natürlich

nicht dabei stehn. Sie benutzten ihren Einfluß auf das Volk um sich gleichfalls den Besitz der zeitlichen Güter anzueignen, worin es sich die übrige Geistlichkeit so wohl behagen ließ. Die Sache wurde immer gefährlicher, seitdem sich die Dominicaner und Franciscaner durch einen stillschweigenden Vertrag der von ihrem richtigen Instinct dictirt war, über die Grenzen ihrer Thätigkeit verständigt hatten: jene wählten die vornehmen Stände, besonders den reichen Bürgerstand zu ihrem Wirkungskreise, diese beherrschten die Bauern und die unteren Klassen der städtischen Bevölkerung. Selbst den Franciscanern machte das Grundgesetz ihres Ordens das ihnen vollkommene Besitzlosigkeit gebot, wenig Scrupel mehr, seitdem die Erwerbsquellen reichlicher flossen.

Auch war es ärgerlich genug und mußte bei der Weltgeistlichkeit ein Gefühl von Scham hervorrufen, daß sich die ganze theologische Gelehrsamkeit in den Händen der Mönche befand. Wieder die Bettelorden und vorzugsweise die Dominicaner waren es welche an allen Hochschulen die erste Rolle spielten, und nur selten einmal brachte es ein Weltgeistlicher zum Doctor theologiae, der höchsten gelehrten Würde der Zeit. Nicht weniger unangenehm wurde es empfunden daß eben diese Dominicaner stäts in einer besonders engen Verbindung mit dem Papste und den höchsten Spitzen der Kirche standen. Anderswo war das noch fühlbarer, wo es regelmäßige und ständige Ketzergerichte gab. Aber auch in Deutschland leiteten sie alle außerordentlichen Gerichte dieser Art die im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts beinahe schon zu einer gewöhnlichen Erscheinung geworden waren, ohne deshalb an Bedeutung und Ansehen zu verlieren. Man durfte sich nicht wundern daß sich beide Orden, namentlich aber die Dominicaner mit immer größerer Anmaßung als die eigentlichen Säulen der Kirche und des Papstthums darstellten und von der päpstlichen Curie in diesem ihren Glauben durch die bereitwilligste Bestätigung, Erneuerung, zum Theil auch Erweiterung ihrer ohnehin maßlosen Privilegien bestärkt wurden. Dies allein genügte schon um bei der deutschen Weltgeistlichkeit eine durchgehende Erbitterung gegen Rom zu erzeugen. Sie mußte sich noch sehr im Geheimen halten, auch dachten nur Wenige an einen Umsturz der bisherigen kirchlichen Verfassung. Wohl aber hoffte die Mehrzahl auf eine Reformation nach ihrem Sinne, wobei sie zweierlei zu gewinnen meinte: größere Unabhängigkeit nach oben, gegen die Bischöfe und Befreiung von ihren lästigen Concurrenten, den Bettelorden. So kam es daß man das Wort Reformation nirgends häufiger hörte als unter der deutschen Weltgeistlichkeit. Und doch gab es keinen Theil in dem großen Ganzen der Kirche der schlechter dafür vorbereitet und weniger dazu geeignet war als gerade sie.

Aber auch die Mönche waren nach innen durch unausgeglichene Zwistigkeiten tief zerspalten. Noch immer dauerte die herkömmliche Abneigung, ein Gemisch von Neid und Verachtung fort, mit der die alten Orden die jüngern

Digitized by Google

und unter diesen jene beiden Bettelorden zu betrachten pflegten. Benedictiner und Cistercienser, die im früheren Mittelalter den Fortschritt und die Thatkraft des kirchlichen Lebens dargestellt hatten, mußten sich eingestehn daß sie durch die schlaue Gewandtheit, die rührige Unverdrossenheit und den fanatischen Eifer der Bettelorden für das Volk und die Kirche bei Seite geschoben seien. Von ihrem moralischen Einfluß als religiöse Körperschaften konnte so wenig mehr wie von einem bestimmt ausgeprägten Charakter die Rede sein. Besaßen einzelne Klöster noch eine Bedeutung, so verdankten sie solche lediglich ihrem von alten Zeiten her bewahrten Reichthum, ihrer politischen Stellung als reichsunmittelbare Stifter, sehr selten der persönlichen Tüchtigkeit ihrer Vorsteher und Mitglieder. Ihr Reichthum, die eigentliche Grundlage ihres Ansehens und ihrer Macht, war jedoch keineswegs so unermeßlich, so unangetastet als er bei richtiger Bewirthschaftung hätte sein müssen: prunkvolles und ungeordnetes Leben der Aebte, die in Allem das Beispiel der weltlichen Fürsten nachahmten, hatte die alten Schätze sehr vermindert. Auch die Mönche suchten so viel wie möglich zu genießen und sich so wenig wie möglich durch die Regeln des Ordens oder ihre Vorgesetzten beschränken zu lassen. Die Schlemmerei, die Zügellosigkeit, die gröbste Ausschweifung war gerade in diesen alten Stätten der klösterlichen Zucht recht an der Tagesordnung. Alle Verbesserungsversuche die von den Vorgesetzten bis zum Papste hinauf gemacht wurden, fruchteten nichts, denn niemals wurden sie mit Umsicht und Nachdruck und in reinem Interesse für die Sache unternommen. Stäts suchte man dabei entweder nur die öffentliche Meinung zu beschwichtigen die durch irgend einen Hauptskandal aufgeregt war, oder es handelte sich in dieser oder jener Form um eine Geldschneiderei, wohl auch um die fette Beute eines ganzen Stiftes das nicht wegen seiner lasterhaften Ueppigkeit, sondern wegen der Ueppigkeit seiner Güter zur Aufhebung verurtheilt wurde. Häufig theilten sich dann weltliche und geistliche Gewalthaber brüderlich in das Besitzthum der Kirche. Die vertriebenen Mönche oder Nonnen mochten die ganze Welt mit ihrem Jammergeschrei erfüllen. Man wußte doch daß ihnen Niemand half und daß auch Niemand sie bedauerte. Auch die Versuche zu einer Hebung des klösterlichen Lebens aus der Mitte der Klostergeistlichkeit selbst, wie die Bursfelder Congregation von Klöstern des Benedictiner-Ordens, konnten wohl für einen Augenblick eine gewisse Anspannung der Kräfte erzeugen welche hie und da bessere Zustände durchsetzte, aber sie erstreckten sich weder so weit, noch besaßen sie die Dauer deren sie benöthigt gewesen wären, wenn sie der Versunkenheit des deutschen Mönchthums hätten abhelfen sollen.

Die Abneigung welche die alten Orden gegen die neuen hegten, wurde von diesen durch offenen Haß und triumphirenden Stolz auf ihre Wichtigkeit und ihren Einfluß vom päpstlichen Hofe herab bis in die Hütten der leibeigenen Bauern vergolten. Häufig kam es in Städten wo Klöster verschie-

Digitized by Google

dener Orden nebeneinander bestanden, zu den ärgerlichsten Auftritten, sogar zu offenen Raufereien, die nur durch Einschreiten der weltlichen Behörde, des Stadtraths gedämpft werden konnten. Niemand verdachte es ihm, wenn er in solchem Falle seine Gerichts- oder Polizeibefugnisse auch über die davon eigentlich befreiten geistlichen Stiftungen ausdehnte. Solche Vorgänge in ihrer immer häufigeren Wiederkehr dienten nur dazu die öffentliche Meinung noch mehr gegen die Mönche und in unwillkürlicher Folge auch gegen die Geistlichkeit insgesammt aufzuregen.

Unmöglich konnte die Kirche bei solchen innern Zuständen einem Angriffe von außen her jene feste und wohlgeschlossene Masse entgegenstellen die sie im früheren Mittelalter gewesen war, so oft ihr Ketzer oder andere Feinde nahten. Jetzt war über den Einzelinteressen das lebendige Gefühl der Gesammtheit erloschen. Nur sein Schatten existirte noch und machte sich wichtiger als je. Trotz aller Gesunkenheit, Unwissenheit und sittlichen Verwahrlosung war jeder Einzelne noch immer von der unerschütterlichsten Ueberzeugung seines Vorzuges vor allen Laien erfüllt. Damit verband sich der Entschluß bei einer etwaigen Reformation der Kirche nicht das geringste von allen Rechten und Vortheilen die man bisher genossen hatte aufzugeben, wohl aber noch mehr dazu zu erwerben.

Diese deutsche Geistlichkeit am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war in jeder Art unter die Oberfläche des geistigen und sittlichen Lebens der Zeit herabgesunken, aber doch wähnte sie noch immer es beherrschen zu können und betrachtete den Widerspruch der sich dagegen von allen Seiten erhob als freche Anmaßung. Sie theilte hierin den Irrthum der ganzen Kirche der Zeit. Keinem der damaligen Päpste war es Ernst mit dem Worte Reformation das sie noch immer von Zeit zu Zeit in den Mund nahmen um lästige Mahner zu beschwichtigen. Sie und die römische Curie überhaupt waren nicht gesonnen auch nur auf den kleinsten Schein eines Vortheils, geschweige denn auf einen wirklichen zu verzichten. Sie vermeinten die drohendsten Gefahren in den Concilien des Jahrhunderts durch ihre List und Kunst glücklich besiegt zu haben und das kirchliche System in allen seinen Theilen, von der Grundlage des Dogma an bis zu der Spitze der päpstlichen Alleinherrschaft für immer aufrecht erhalten zu können. In Rom selbst war man von einem Glauben an dessen Recht so weit wie möglich entfernt. Man sah es blos als eine ergiebige Quelle von Macht und Geld an auf Kosten der einfältigen Laien die sich damit die Augen blenden ließen. Der deutsche Klerus mochte wohl einige Glieder zählen welche sich schon auf diesen Standpunkt erhoben hatten dessen freche Unbefangenheit dem Nothschrei der ganzen damaligen Welt Hohn sprach, doch im Allgemeinen glaubte er noch, man darf immerhin sagen zu seiner Ehre, an sein gutes Recht. Eine unklare, sehr rohe, aber ehrlich gemeinte Ueberzeugung von der Alles umfassenden Macht der Kirche an der jeder Einzelne durch die Weihen Theil

nahm, gieng noch immer durch den ganzen Stand hindurch. Es gab noch immer viele die nicht begreifen konnten daß dies nicht allein schon genügen sollte, daß man daneben noch besondere sittliche oder wissenschaftliche Forderungen an sie stellte. Auch hierin lassen sich die alten Einflüsse Roms nicht verkennen, denen man sich um so unbefangener hingab, je gelegener sie den eigenen Neigungen und Schwächen kamen.

Gerade damals bildete man in Rom das kirchliche System bis zu seinen übertriebensten Consequenzen fort. Es war das die einzige Antwort die man hier auf den Ruf nach einer Reformation der Kirche zu geben verstand. Die Anschauung daß die Kirche als solche mit ihren Heilsanstalten, mit dem ihrer Verwaltung unterstellten Schatze der guten Werke und mit den Sacramenten die einzige Vermittlerin zwischen Gott und der Menschheit sei und ihre Rechtfertigung vor Gott allein auf sich nehme, wurde mit möglichster Schroffheit und mit einem gewissen bewußten Trotze herausgekehrt. Wer sich den kirchlichen Heilsanstalten hingab, dem schienen alle sittlichen und religiösen Forderungen die sonst etwa an den Einzelnen gestellt werden konnten abgenommen und auf das Ganze gewälzt zu sein, vor allen dem Geistlichen selbst, welcher ohnedies fortwährend zur Vermehrung des kirchlichen Gnadenschatzes beitrug, wenn er auch nur die Messe mit genauer Beobachtung des Rituals gelesen hatte.

Kraft des in der Kirche fortwirkenden göttlichen Geistes der nur durch die Priesterweihe, aber durch sie auch nothwendiger Weise übertragen wurde, mußte sich jeder Angehörige des Klerus als ein höheres, beinahe halbgöttliches Wesen fühlen das dem Laien keine Verantwortung schuldig sein konnte, da ihr ewiges Wohl und Wehe in seiner Hand lag. In der Lehre vom Ablaß und vom Fegefeuer trat diese Ansicht der damaligen Zeit am ausgeprägtesten entgegen. Die eine wie die andere hatte erst seit Kurzem ihre vollständige Ausbildung empfangen. Sie waren nichts weiter als eine formal richtige Folgerung aus dem älteren Kirchenglauben, aus schon längst festgestellten Dogmen und insofern keineswegs etwas Neues. Neu daran war nur daß man der Logik hier wo man davon profitirte, soviel Gewalt einräumte um sie bis zu dem Aeußersten fortschreiten zu lassen, während man anderwärts wo sie unbequem war, die Ausschreitungen des Verstandes als Eingebungen des Satans zurückwies.

Dies und eine Reihe ähnlicher Erscheinungen waren Ausgeburten einer Richtung in der Kirche die den Glauben an ihr gutes Recht verloren hatte und sich durch Schreckensmaßregeln im Besitz der Herrschaft über die Geister und Güter der Laien zu halten suchte. Deutschland oder zunächst die deutsche Kirche trug keine Schuld daran daß es in der römischen Kirche so stand, aber sie fügte sich jedem Mißbrauch der von Rom ausgieng gläubig und willig. In jedem Falle ward dadurch die Verblendung und Selbsttäuschung des deutschen Klerus nach allen Seiten hin sowohl über seine eigene sittliche

Digitized by Google

und geistige Verwahrlosung, wie über seine Stellung zu den Laien auf die höchstmögliche Spitze gebracht.

Es kann nicht auffallen daß aus der Mitte der Kirche selbst sich immer zahlreichere und lautere Anklagen und Warnungen vernehmen ließen welche den baldigen Untergang des herrschenden Systems verkündigten. Aber von der Masse wurden sie entweder verachtet oder schnell vergessen, wie es früher auch geschehen und ganz natürlich war; denn was konnte es helfen daß man der damaligen Geistlichkeit das Bild ihrer Ausartung auch in den grellsten Farben vor die Augen hielt, wenn sie selbst einen sittlichen Maßstab für ihre Beurtheilung nicht anerkannte? Wichtiger und förderlicher war es daß neben dem bloßen Tadel und der Kritik auch eine andere Richtung im Klerus und Volk immer größere Verbreitung fand, in der die Keime einer wirklichen Neugestaltung des religiösen Lebens lagen.

Wir haben sie zuerst in einer Periode großer Drangsale auftauchen sehen. Die Zeit des Interregnums brachte jene gewaltigen Volksprediger hervor deren Wirkung nicht blos nach ihren augenblicklichen Erfolgen bemessen werden darf. So wie Bruder Berthold verstand es Keiner nach ihm die Herzen zu erwecken und die Geister aus dem hergebrachten Geleise der kirchlichen Formseligkeit auf den eigentlichen Grund des Christenthums zu führen. Aber es gab Viele die in seinem Sinne weiter fortarbeiteten, wie ihm Andere vorgearbeitet hatten. Als eigentliche Prediger, aber noch mehr als Verfasser von religiösen und moralischen Betrachtungen über alle möglichen Themata, über einzelne Bibelsprüche, über die Geschichte des neuen Testamentes, der Apostel und der Heiligen, über die wichtigsten Dogmen der Kirche, die Sacramente, die Lehre von der Rechtfertigung und Gnade, erlangten sie nach allen Seiten hin einen stillwirkenden, aber um so unwiderstehlicheren Einfluß. Sie giengen von der Ueberzeugung aus daß sie mit der Lehre der Kirche in vollster Uebereinstimmung seien und daß diese überhaupt nur von Böswilligen oder Unwissenden angetastet werden könne. Aber sie kümmerten sich nichts um die Subtilitäten der scholastischen Theologie, auch da nicht wo sie mit dem kühnsten und freiesten Flug des Geistes, ohne es selbst zu wissen, weit über die Grenzen hinaus sich erhoben an denen jene stille zu stehen genöthigt war. Man konnte ihr Verhalten gegen sie sowohl für respectvolles Staunen und demüthige Bewunderung ansehen, wie sie die Kirche von den Laien für ihre Geheimnisse forderte, als auch für eine Art von Mißachtung, wie sie sich bei jedem Ketzer fand. Im Ganzen war die Kirche noch mit zu großem Selbstgefühl erfüllt als daß sie das Letztere für möglich gehalten hätte, wenn man es nicht derb und entschieden aussprach. Daher ließ man von dieser Seite jene demüthigen Forscher und Verkündiger der Wahrheit gewähren, wenn sie nur selbst immer versicherten daß ihnen weder eine Kritik der Lehre noch der Verfassung der Kirche in den Sinn

käme, daß sie vielmehr wie alle Rechtgläubigen jeden solchen Versuch als Ketzerei betrachteten.

Ihr eigentliches Wesen stammte so unmittelbar aus den religiösen und sittlichen Bedürfnissen der Nation und nährte diese wiederum auf eine so naturgemäße Weise daß man hier allein den wahren Keim und die gesunde Fortbildung des volksthümlichen Geistes zu suchen hat der sich in der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts vollendete. Darum wird auch die Bezeichnung „deutsche Volkstheologie" für sie die angemessenste sein. Man hat sich gewöhnt sie mit dem Namen der deutschen Mystik zu belegen, doch giebt das Wort Mystik einen schiefen Begriff. Allerdings finden sich unter ihren Hauptvertretern einige für die der Name Mystiker zu passen scheint, so jener Kölner Dominicaner, der Bruder Eckart, und Heinrich Suso im 14. Jahrhundert, auch schon David von Augsburg, der Vorgänger Bruder Bertholds oder der große Prediger und volksthümliche Liederdichter Tauler, der jüngere Zeitgenosse Eckarts. Doch selbst diese sind nach ihrem eigenen Ziele nicht unter die Mystiker im strengen Sinne zu stellen. Sie haben nichts von der egoistischen Gefühlsseligkeit der gewöhnlichen Mystik die stolz auf den erhabenen Flug des eigenen Geistes und der eigenen Phantasie die übrige Welt und ihre Bedürfnisse entweder vergißt oder in hochmüthigem Mitleid auf sie herabschaut. Die Wirkung auf die Anderen, die Belehrung, Erhebung und Besserung des christlichen Volkes war es wofür auch jene glänzendsten Sterne unter den sogenannten deutschen Mystikern sich bestimmt glaubten: nicht sie allein wollten in dem reinen Quelle der Wahrheit schwelgen, sondern alle Anderen je nach ihrem Geist und ihren Gaben sollten auch dahin gewiesen werden. Daß sie dabei unwillkürlich unter den Geistern schieden und verschiedene Stufen der Erkenntniß annahmen, daß sie sich mit Vorliebe an die gleichgearteten Geister wandten, daß sie dem unmittelbaren Gefühl und nicht dem grübelnden Verstand die eigentliche Kraft zuschrieben, in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse einzudringen, gab ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Gebahren der Mystik, aber da ihnen dies Alles nur Mittel zum Zwecke und nicht der Zweck selbst war, so ist die Aehnlichkeit nur eine äußerliche. Auch gieng nur ein Theil der zahlreichen Vertreter der echten deutschen Volkstheologie auf diesem Wege: der bei weitem größere hielt sich stäts in engstem Zusammenhang mit dem Volke in Gedanken und Ausdruck. Eine gewisse Weichheit und süße Ueberschwenglichkeit der Gefühle und eine gewisse Fülle und Entfesselung der Phantasie die sich bei der deutschen Volkstheologie des vierzehnten Jahrhunderts findet darf gleichfalls nicht als ein Kennzeichen von Mystik gelten. Sie gieng durch die ganze Zeit. Sie ist eben sowohl in den gleichzeitigen Bildern aus der heiligen und Profangeschichte wahrzunehmen welche die Malerei hervorbrachte, wie in den Statuen der Außen- und Innenseiten der deutschen Dome, vor allem in der ganzen Ornamentik des Kirchenbaues oder

Digitized by Google

auf anderem Gebiete in den Liedern eines Heinrich Frauenlob, eines Muskatblüt oder in den Gesängen der Geiselbrüder, die man doch schwerlich alle für Mystiker zu halten geneigt sein wird. Sie stimmen in Inhalt und Ausdruck so völlig mit den Liedern eines Tauler oder anderer sogenannter Mystiker überein daß die Persönlichkeit der Verfasser vor der Gemeinsamkeit des Geistes verschwindet.

Das volksthümliche Wesen der ganzen Richtung zeigt sich besonders darin daß auch Laien selbstthätig in sie eingriffen. Der deutsche Bürgerstand hatte formelle Bildung genug gewonnen um sich wie auf anderen Gebieten der Literatur oder der Kunst auch auf diesem als der eigentliche Herr der Zeit auszuweisen. Nicht in abgelegenen Klöstern, sondern in der Mitte der Großstädte damaliger Zeit, in Regensburg, Augsburg, Basel, Straßburg, Cöln lebten und arbeiteten jene Dominicaner und Franciscaner als Prediger und Volksschriftsteller, und unter den Bürgern fanden sie ihre eifrigsten Zuhörer und Schüler, wurden ihre Tractate am eifrigsten abgeschrieben und gelesen. So durfte sich ein einfacher Straßburger Bürger, Rulman Merswin, als tiefeingehender theologischer Schriftsteller neben seinen Zeit- und Ortsgenossen Tauler oder Nicolaus von Basel stellen. Die unausfüllbare Kluft die nach gemeiner kirchlicher Anschauung Priester und Laien trennte wurde durch ihn und viele seines Gleichen unter eifriger Beihülfe ihrer kirchlichen Lehrer und Berather ausgefüllt. Diese selbst trauten auch ihrem Geiste trotz aller kirchlichen Weihe nicht die Kraft zu sich bis zu der wahren Erkenntniß und dem wahren Leben in ihr zu erheben, wenn sich nicht die göttliche Gnade unmittelbar seiner annahm und dieselbe göttliche Gnade konnte und mußte überall wirksam sein: sie war an keinen Stand und keine Weihe gebunden.

So lange jene schmiegsame und rücksichtsvolle Haltung gegen das einmal bestehende kirchliche System in der neuen Richtung vorherrschte, hatte sie keine Veranlassung mit der Kirche sich zu verfeinden. Es lag nahe daß sie in einzelnen Ausläufern bis zu einem Punkte gelangte, wo es zwar nicht ihr selbst, aber wohl der übrigen Kirche deutlich wurde daß kein Weg zur Rechtgläubigkeit mehr offen stehe als eine wirkliche und völlige Umkehr. So geschah es dem Meister Eckart. Er selbst hielt sich für streng rechtgläubig, aber die Kirche seiner Zeit dachte anders von ihm. Sie fand die bedenkliche Uebereinstimmung vieler seiner einzelnen Lehrsätze mit ketzerischen, d. h. mit solchen welche die Kirchenlehre geradezu bekämpften, ohne Mühe heraus und verfuhr demgemäß gegen ihn, ohne ihn selbst in der Ueberzeugung an seiner völligen Uebereinstimmung mit dem Dogma stören zu können. Während jeder echte Ketzer von seiner Lehre überzeugt sein muß daß sie die eigentliche Wahrheit, aber eben deshalb nicht in Uebereinstimmung mit der falschen Lehre der verderbten Kirche sei, glaubte diese Art Leute daß nur blöde oder böswillige Augen ihre echte und rechte Katholicität nicht sehen könnten und

Digitized by Google

ließen sich weder in dem Bewußtsein ihrer Einheit mit der Kirche noch in ihrer selbständigen Lehre irre machen.

Doch mit dem fünfzehnten Jahrhundert vollzog sich allmälig ein bedeutsamer Umschwung. Der Charakter der Zeit wurde in allen Stücken derber, prosaischer, verständiger. Das sanfte und zarte Gefühlsleben des vierzehnten Jahrhunderts trat zurück, auch die Phantasie wurde trockener und spröder. Noch weniger als vorher würde jetzt die Bezeichnung Mystiker für die Prediger und Schriftsteller passen welche das Volk über den wahren Inhalt der christlichen Gebote und die eigentlichen Erfordernisse zu einem gottseligen Leben belehrten. Mehr als je kam der große Gegensatz ihrer Ueberzeugung und des gewöhnlichen Weges den die Kirche der Masse nach einschlug, in ihr eigenes Bewußtsein und in das der Zeitgenossen. Jetzt scheute man sich nicht mehr offenbare Mißbräuche als das was sie waren zu bezeichnen und auf ihre Abstellung zu dringen.

Von solchem Standpunkt aus war Huß mit der Kirche zerfallen, nur hatten sich seinem ursprünglich reinen Streben bald allerlei trübe Elemente zugesellt welche in seinen Nachfolgern und Anhängern noch deutlicher hervorbrachen und zu greulichen Auswüchsen führten. Nicht blos die Kirche, sondern jeder gesunde Sinn mußte sie als die abscheulichsten Ketzereien verurtheilen und man durfte bis zu einem gewissen Maße auch den Meister selbst für das Gebahren seiner Jünger verantwortlich machen.

Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts trat der kräftige und bewußte Widerspruch der tieferen und ernsteren Gemüther gegen die herrschende Kirchenlehre und ihre immer gesteigerten Mißbräuche besonders hervor an Johann von Goch, der 1475 starb, und Johann Wessel, der 1489 starb. Beide gehörten dem Rheinland an, woher auch der gleichzeitige große Wormser Volksprediger Johann von Oberwesel stammt. Die zuerst Genannten haben das Verdienst der Opposition gegen die kirchliche Ausartung zuerst eine systematisch-wissenschaftliche Gestalt gegeben zu haben. Ihre zahlreichen Schriften waren wie die ganze ältere Literatur dieser Art nicht blos für Gelehrte, sondern für Jeden bestimmt der ernsthaft nachdenken wollte und die gewöhnliche Bildung seiner Zeit besaß. Denn von jener schlechten Popularität welche mit Plattheit einerlei ist und sich zu dem Leser herabziehen läßt statt ihn zu sich heraufzuheben, wußte diese Literatur nichts. Sie arbeitete auf allgemeine Erneuung und Kräftigung des Geistes hin und konnte ihm deshalb auch eine ernste Anstrengung für das Verständniß der ihm heilsamen Lehren nicht ersparen. Sie sprachen zuerst mit klaren Worten aus was ihre Vorgänger stillschweigend vorausgesetzt hatten, daß das Evangelium allein die wahre und echte Quelle des Glaubens sei. Nur dasjenige was in Lehre und Verfassung der Kirche unmittelbar darauf zurückgeführt werden könne oder ihm nicht widerspräche, dünkte ihnen gut und der Beibehaltung werth. Der Begriff der sichtbaren Kirche der damals als das wichtigste Fundament

des christlichen Glaubens galt, erschien ihnen nur als ein äußeres Band für die Christenheit auf welches wenig ankomme. Viel wichtiger war ihnen das innere Band der werkthätigen Liebe die Alle erfüllen müsse, welche an Christus als das lebendige Haupt der Christenheit glaubten. Die Autorität des Papstes oder auch eines Concils in Glaubenssachen fiel nach dieser Ansicht weg. Jeder Einzelne hatte das Recht und die Pflicht nach unmittelbarer Verbindung mit dem Haupte der unsichtbaren Kirche zu ringen, wozu ihn die treue Hingabe an das Evangelium als das ausdrückliche Wort Christi befähigte. Auch das Priesterthum konnte nur als eine Anstalt der äußeren Zweckmäßigkeit gelten, nicht als eine göttliche Ordnung; in jedem Falle hatte es nur dann Werth wenn eine sittlich-tüchtige Persönlichkeit dahinter stand die fähig war den Anderen auf ihrem Weg zu Christus als Führer voranzugehn.

So weit war schon vor dem Schlusse des Jahrhunderts die Opposition innerhalb der Kirche vorgeschritten, denn Johann von Goch und Wessel waren Geistliche wie Johann von Wesel der ähnliche Lehren durch das lebendige Wort auf der Kanzel ausbreitete, während die beiden Anderen hauptsächlich mit der Feder thätig waren. Trotz des Eifers der Ketzermeister und der streng orthodoxen theologischen Facultäten auf den Hochschulen gab es überall eine Menge Prediger, Geistliche und Mönche die sich öffentlich zu ähnlichen Grundsätzen bekannten. Im Stillen waren alle tieferen und ernsteren Naturen im Klerus von denselben oder ähnlichen Ueberzeugungen durchdrungen, nur wagten sie sehr häufig nicht und zwar nicht immer aus persönlicher Furchtsamkeit, sondern aus einer natürlichen Pietät gegen die ehrwürdigen Traditionen der Kirchenlehre und Kirchenverfassung und aus einer ebenso natürlichen und wohlbegründeten Scheu vor der Entfesselung aller zerstörungslustigen Leidenschaften im Volke bis zu der äußersten Grenze der Kritik vorzugehn. Nach Art ihrer früheren großen Vorgänger ließen sie das was sie in der Kirche störte bei Seite und hielten sich an das was sie zu ihrem frommen Wirken brauchen konnten. Der Begriff der Kirche als der allgemeinen Heilsanstalt, der Sacramente als der göttlich geordneten Heilsmittel konnte recht wohl erhalten und lebendig gemacht werden, ohne daß man auf die Lehren von der geistlichen Gewalt, vom überflüssigen Gnadenschatz, vom Ablaß und den guten Werken weitere Rücksicht nahm als in den einzelnen Fällen, wo sie die Gemüther verwirren und von dem Wege zur Seligkeit abbringen konnten. So geschieht es in dem weltberühmten Buche von der wahren Nachfolge Christi das wahrscheinlich einen deutschen Verfasser hat, der aber schwerlich der 1471 verstorbene Thomas von Kempen ist. Es gleicht darin dem viel älteren anonymen Buche von der deutschen Theologie das auf Luther so viel Einfluß übte. Auch die Predigten des großen Straßburger Volkspredigers Gailer von Kaisersberg der an Tiefe und Kraft jenem Bruder Berthold glich, wenn er auch an Reichthum und Zartheit des Gefühls

Digitized by Google

und der Phantasie und an Schönheit des Ausdrucks wie seine ganze Zeit hinter ihm zurückbleiben mußte, athmen denselben Geist.

Daß das Volk im damaligen Deutschland voll von offener oder geheimer Feindseligkeit gegen die Kirche oder was damit gleich gesetzt wurde, voll von ketzerischer Gesinnung sei, war allbekannt. Sie führte häufig zu separatistischen Vereinen die man so gut es gehn wollte als Ketzer verfolgte, ohne sie ausrotten zu können. Alle Ketzergerichte fruchteten nichts, obgleich sie immer häufiger wurden und immer strenger verfuhren. So konnte ein Dominicaner jener Zeit ohne sehr zu übertreiben sagen daß die Ketzerei ganz Schwaben, alle Stände, Fürsten, Adel, Städte und das gemeine Landvolk ergriffen habe und so eingerissen sei daß man kaum wagen dürfe dagegen zu sprechen.

Noch schlimmer stand es am Rheine. In den großen Reichsstädten an seinen Ufern war die Ketzerei ein alteingewurzeltes Uebel. Schon im dreizehnten Jahrhundert wimmelte es hier von Secten aller Art, zum größten Theil Ausläufern der lombardischen und südfranzösischen Feinde der Kirche. Während des vierzehnten Jahrhunderts traten sie etwas zurück vor dem Aufschwung des religiösen Lebens im Volke der weit über die Grenzen einer bloßen Secte hinausgieng. Aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert regten sie sich desto stärker. Man gab ihnen Schuld daß sie mit den Hussiten in Verbindung seien und mit ihnen über die Kirche herzufallen sich bereit hielten. Deshalb griff auch jetzt die weltliche Obrigkeit strenger ein, die früher aus politischer Feindschaft gegen ihre kirchlichen Behörden, die Bischöfe der Städte die zugleich weltliche Herrschaftsrechte beanspruchten eher dem ketzerischen Treiben förderlich als hinderlich gewesen war.

Im Uebrigen zeigten die städtischen Behörden mehr als je daß sie von einer unterthänigen Ehrfurcht gegen die Kirche und ihre Diener so weit als möglich entfernt waren. Als sich im Jahre 1404 Irrungen zwischen der Geistlichkeit der Stadt Worms und dem Rathe daselbst wegen des Weinschanks der ersteren erhoben den sie zum Schaden der Stadtkasse ausübte, bestand der Rath so streng auf seinem Rechte daß die gesammte Geistlichkeit auswanderte und bis 1407 nicht zurückkehrte. So lange war das kirchliche Leben in der Stadt sistirt, ohne daß die Bürgerschaft Anstoß daran genommen hätte. Gleiches geschah aus dem gleichen Grunde 1499, wo die Geistlichkeit mit möglichstem Lärm und absichtlichem Unfuge die Stadt verließ. Ehe sie auszog, nahm sie alle Reliquien, alle Bilder aus den Kirchen, schnitt die Glockenstränge ab und benahm sich bei dem Ausmarsche so als ob es zu einem Mummenschanze gieng. Der Rath half sich hier und anderwärts, denn überall kam Aehnliches mehr als einmal vor, damit daß er fremde Geistliche heranzog die für ein Entgeld Predigt und Gottesdienst in den ausgeräumten Kirchen besorgten. Es gab immer genug fahrende Kleriker die wohl die Weihen aber noch keine Pfründe hatten, welche sich gerne dazu hergaben und das Gesammtinteresse der Kirche nicht berücksichtigten, wenn sie nur selbst ein zeitwei-

Digitized by Google

liges Unterkommen fanden. Aber noch war es nirgends in Deutschland zu einem offenen und massenweisen Abfall von der Kirche gekommen. Weil man in Rom einen solchen auch für die Zukunft nicht fürchtete, so kümmerte man sich um die ängstlichen Berichte der getreuen Freunde der Curie aus Deutschland nicht viel. Der deutschen Nation glaubte man durch die altbewährten römischen Kunststückchen und Pfiffe hinlänglich sicher zu sein. Dazu gehörte auch daß man die weitverbreitete Ansicht bestens ausbeutete, jede Veränderung oder Umwälzung in der Kirche werde auch eine solche im Staate nach sich ziehen. Man durfte nur auf die Hussitenzeit hinweisen deren Schrecken am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch nicht vergessen waren. So wähnte man Deutschland immer am Gängelbande halten zu können: man wußte daß die deutsche Hierarchie zwar übel gesinnt, aber doch nicht zu Auflehnungsversuchen geeignet sei, daß die deutschen Fürsten eine Reformation der Kirche zwar wünschten, insofern sie dabei der Kirche Manches abzunehmen gedachten was sie zu ihrem Nachtheil an sich gebracht hatte, aber doch auch davor grauten, weil sie die Revolution im Hintergrunde sahen. Das Volk aber verachtete man gründlich, weil man es nicht kannte, weil man seine ungefällige und ungeschickte Außenseite für die Folge eines Mangels an Verstand und Intelligenz hielt. Man betrachtete es wie ein widerspenstiges Thier dem man nur mit der Peitsche zu winken brauche um es zur Unterwürfigkeit zu bringen.

Man konnte in Rom nicht wissen daß es nicht ein Mangel an kirchlichem Sinn und religiöser Bedürftigkeit war wodurch das deutsche Volk seiner Masse nach der Kirche in höchst zweifelhafter Haltung, jeden Augenblick zu völligem Abfall bereit gegenüber stand. Da man dort schon lange sich nicht blos von den Vorurtheilen des mittelalterlichen Katholicismus, sondern von dem Christenthum und der Religion emancipirt hatte und in einer Art von reflectirtem Heidenthum oder Naturalismus den Triumph und Schlußstein aller menschlichen Bildung sah, so war es selbstverständlich daß man jede tiefere Erregung des religiösen Gefühls nur für Aberglauben oder Ketzerei ansah und demnach entweder mit verachtendem Hohne oder mit Inquisitionsmaßregeln behandelte. Und doch gab es keine Zeit in welcher die Gemüther des deutschen Volkes tiefer durch die Religion und das kirchliche Interesse erregt gewesen wären. Es beweisen dies jene kühnen und gelehrten Verkündiger der Wahrheit auf der Kanzel und durch das geschriebene oder gedruckte Wort, jene Volksprediger im großen Stile deren Vorträge wie große Ereignisse der Geschichte auf das Leben und Thun der Zeitgenossen wirkten. Ebenso die reich entfaltete Erbauungsliteratur der Zeit, die Unzahl von Tractaten, Betrachtungen, Auslegungen der Glaubenslehre, der massenhafte Absatz der Bibel in deutscher Sprache, die von der gemeinkirchlichen Ansicht sehr ungern gesehen doch schon häufiger als irgend ein anderes Buch gedruckt und verkauft wurde, die selbstwüchsigen geistlichen Lieder die überall im Lande entsprangen und

die Alleinherrschaft des lateinischen Kirchengesanges schon ernstlich bedrohten. Aber auch die zahlreichen Ketzer, Winkelsecten und religiösen Geheimverbindungen sind nichts weiter als die Aeußerungen derselben Erregung des religiösen Gefühls: selbst das Umsichgreifen des Glaubens an Hexerei und an die Macht des Teufels das diese Zeit unmittelbar vor der Reformation charakterisirt, ist nichts Anderes als eine seiner verkehrten Aeußerungen, wie die immer häufigern Orte und Zeiten für Ablaß, die neuen Bruderschaften, die Bittgänge welche die Zeiten der Kreuzzüge oder der Völkerwanderung gleichsam wieder ins Leben riefen, die wieder auftauchenden Züge von Geiselern, die Kinderwallfahrten, die Sucht nach der Auffindung und Verehrung von neuen Heiligthümern, so das Gnadenbild der h. Jungfrau zu Niclashausen, wohin im Jahre 1476 an einem Tage 80,000 Menschen strömten, oder das heilige Blut zu Wilsnack, das gleichfalls tausende von Pilgern aus Nord- und Mitteldeutschland an sich zog. —

Auf allen übrigen Gebieten des geistigen Lebens der deutschen Nation war dieselbe durchgreifende Umwälzung entweder schon vollzogen oder doch weit vorgeschritten. Bei dem unwiderstehlichen Drange der Zeit sich von dem Drucke und den Verkehrtheiten früherer Bildungszustände zu befreien trug nicht blos da wo es sich um den Glauben und die Kirche handelte, sondern auch anderwärts Alles das Gepräge der Neuerung und des Angriffes, der Kritik und der Satire. Die ganze sog. schöne Literatur war, soweit sie überhaupt lebte und nicht blos existirte, damit gesättigt. Daraus erklärt es sich hinlänglich, wie sie in ihren äußeren Formen im Vergleich mit früheren Perioden, etwa mit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, eine unglaubliche Barbarei beinahe geflissentlich zur Schau tragen konnte, so daß es schien als sei aller Sinn für Schönheit und Maß in den deutschen Schriftstellern und Lesern für immer untergegangen.

Schon die Sprache der Literatur befand sich in einem bedenklichen Gährungsprocesse, in dem die rohen Stoffe immer mehr und mehr auf die Oberfläche getrieben wurden. Jenes zierliche, fast überfeine und übergeschmeidige Mittelhochdeutsch der classischen Periode war längst verschwunden. Aber die Sprache der späteren auch an Inhalt bedeutendsten Schriftsteller, der deutschen Volkstheologen oder sog. Mystiker leistete Alles was man von einer guten Prosa erwarten kann. An Reichthum und Vielseitigkeit des Ausdrucks überbot sie die Sprache der eigentlichen Classiker weit. Sie that es den besten Leistungen in unserer ganzen Sprachgeschichte gleich oder auch zuvor, wunderbarer Weise auch da wo man es am wenigsten vermuthen sollte, wo es galt für die originellen Speculationen jener tiefsinnigsten und phantasievollsten Denker unserer Nation eine deutsche Terminologie zu finden. An Einfachheit, Leichtigkeit und Plastik des Satzbaues ist sie bis auf diesen Tag nicht erreicht worden. Aber mit dem fünfzehnten Jahrhundert traten diese Vorzüge allmälig zurück: wie die Zeit wurde auch die Sprache gröber und härter.

Digitized by Google

Als nun noch die unverständigsten wenn auch wohlgemeinten Grundsätze über die Nachbildung des Stils der classischen Sprachen etwa seit der Mitte des Jahrhunderts, seit der Einbürgerung der humanistischen Richtung, zu wirken begannen, gieng ihr Verderb unaufhaltsam fort. Jetzt brach die Zeit herein wo sich die bis dahin nicht gestörte Einheit der organisch fortgebildeten hochdeutschen Sprache welche von allen besseren Schriftstellern unbeschadet der Freiheit und des Reizes individueller und localer Färbung festgehalten worden war, die rohesten Entstellungen durch Idiotismen aller Art gefallen lassen mußte, wo es sogar zweifelhaft sein konnte ob sie nicht ganz durch die verschiedenen Volksdialekte verschlungen werden sollte, wo statt der weichen und fließenden Sätze abgeschmackte Ungeheuer von Perioden einherstolperten die aussahen, als hätte man sie aus dem wirrsten Sprachgestrüppe herausgehackt und so ungeschickt als möglich zusammen geschnürt.

Da es in der damaligen deutschen Literatur keinen inneren Unterschied zwischen Prosa und Poesie mehr geben konnte, weil es keine Prosa im eigentlichen Sinne des Wortes gab, so kann es nicht Wunder nehmen daß die Verse dieser Zeit in derselben Rohheit der Sprache und des Satzbaues jede Spur der bis zur Künstelei ausgebildeten Technik der classischen Periode verloren hatten. Eine rauhe Prosa die nach einer keineswegs genau bestimmten Anzahl von Silben durch Reimworte, aber nur in seltenen Fällen durch richtige, unterbrochen wurde, das war der deutsche Vers dieser Zeit.

Noch immer machte man sehr viele deutsche Verse obwohl die lateinische Verskunst der Humanisten nicht blos als vornehmer bewundert, sondern auch mehr und mehr verbreitet wurde. Wie überall so gieng auch hier von dem Bürgerstand die Thätigkeit aus. Er behauptete noch die Stellung die ihm seit dem Untergang der classischen Zeit unserer ritterlichen Literatur zugefallen war. Anfangs hatte er eine Fortsetzung derselben in Wesen und Form erstrebt. Besonders bewahrte er die Traditionen der ritterlichen Lyrik oder des Minnesanges mit großer Pedanterie. Daraus war der sogenannte Meistergesang entstanden dem sich die unvortheilhafteren Eigenschaften des bürgerlichen Wesens und der Zeit nach und nach auf eine abschreckende Weise einprägten. Sein Inhalt wurde ebenso trocken und dürftig wie seine Form trotz der mühseligsten Geziertheit hölzern und ungelenk. Es ist nichts daran zu loben außer die gute Absicht in der man sich zum Singen quälte und der Einfluß auf das gesellige Leben des Bürgerstandes. Die Singschulen in allen größern und den meisten kleinen Städten erweckten in einem großen Theil der deutschen Handwerker wenigstens einen wohlgemeinten Eifer für die Kunst und erhoben jedes Mitglied durch die meist moralisirenden, durchgängig aber ehrbaren Gegenstände die man in der poetischen Genossenschaft behandelte und vortrug, über die Rohheit des gewöhnlichen geselligen Treibens, über das wüste Zechen und Schlemmen, die groben Späße und Zoten die seine beste Würze ausmachten.

Digitized by Google

Wenn man dem Meistergesang Alles nachrühmen will, Poesie kann man ihm nicht nachrühmen. Sie fand sich nur in dem weltlichen und geistlichen Volkslied der Zeit das sich auf uralten Grundlagen immer wiedergebar oder auch ganz von Frischem erzeugt wurde. Hier erhielt sich oft auch Sprache und Vers in wunderbarer Reinheit, denn der echte Laut des Gefühls wußte nichts von den Mißklängen welche die Kritik, der Streit und der Trotz in den Geistern anderwärts, so weit man im unmittelbaren Zusammenhang mit der Zeit dichtete, nothwendig hervorbrachten.

Die epischen Stoffe der classischen Periode waren noch im vierzehnten Jahrhundert häufig behandelt oder richtiger mißhandelt und im fünfzehnten zum großen Theil in Prosaromane umgesetzt worden. Sie dienten noch immer als eigentliche Unterhaltungslectüre des Bürgers und Ritters nebst einer Menge kürzerer Erzählungen meist komischer Art nach fremden besonders südlichen Vorbildern oder nach irgend einer Geschichte und Anekdote des Tages. Dafür zeigte die Literatur noch das größte Talent; die komischen Erzählungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sind zum Theil unerreichbare Muster von frischer und warmer Auffassung und einfacher und wirksamer Darstellung. Auch als sie im Laufe des fünfzehnten mehr und mehr in den eigentlichen Schwank übergiengen, der es mit der guten Sitte und dem feineren Geschmack grundsätzlich so wenig genau als möglich nahm, blieb ihnen doch noch der Vorzug der Unmittelbarkeit und Lebendigkeit im Gegensatz zu den sentimentalen Schattenbildern der ritterlichen Poesie die in den prosaischen und gereimten Romanen der Zeit herumspazierten, oder auch zu der hölzernen Ehrbarkeit des Meistergesangs. Auch die prosaischen und gereimten Schilderungen aus der heiligen Geschichte und Legende giengen schon lange meist aus dem Bürgerstande hervor. Es war noch immer ein reiches Feld für die schriftstellerische Thätigkeit, zumal da es sich in unmerklichen Uebergängen an die volksmäßige theologische Literatur anschloß. Ebenso fand das geistliche Drama in dem Laienstande oder was fast damit zusammenfällt in dem Bürgerstand fruchtbare Bearbeiter. Im früheren Mittelalter hatte die Geistlichkeit hier die Mühe und die Ehre der Dichtung auf sich genommen und den Laien nur die Aufführung oder höchstens eine gelegentliche Improvisation überlassen. Dies war allmälig anders worden. Neben den Geistlichen arbeiteten wenigstens ebenso viele Laien für diesen Theil der Erbauung und der Ergötzung des Volkes, der beinahe in den Cultus selbst durch uraltes Herkommen aufgenommen war. Von jeher trat in unserer Literatur das moralisirende Lehrgedicht in großem Umfang heraus. Es empfahl sich der angeborenen Art unseres Volksgeistes, seiner Richtung auf sinnige Beschaulichkeit zu sehr als daß es nicht mit Vorliebe hätte gepflegt werden sollen. In der classischen Periode hatte die didaktische Poesie im Freidank und wälschen Gast das Amt der Vermittelung zwischen den höheren und niederen Ständen der Nation unwillkürlich geübt. Sie wandte sich zu-

Digitized by Google

nächst an jene, da sie aber in ihren Voraussetzungen verständig, in ihren Forderungen auf das allgemein Gültige und Praktische gerichtet war, so harmonirte sie mehr mit den Eigenthümlichkeiten des soliden Bürgers als des phantastischen Ritters. Auch nach der classischen Literaturperiode wurde sie eifrig geübt und wie überall traten jetzt auch Leute des Mittelstandes mit größeren Lehrgedichten hervor. Der Renner des Bamberger Hugo von Trimberg übertraf an Umfang und allgemeiner Verständlichkeit alle seine Vorbilder aus der Feder ritterlicher Dichter und daß er ihnen an Schwung des Geistes und Freiheit des Blickes nachstand wurde nicht bemerkt.

Je mehr das Bürgerthum seine frühere zurückhaltende und defensive Stellung verließ und die Offensive gegen seine Verächter und Bedränger ergriff, desto mehr spielte die Satire in die Didaktik herein und überwog sie endlich. Sie richtete sich hauptsächlich nach zwei Seiten hin, gegen den Adel und seine Anmaßungen aller Art und gegen die Geistlichkeit und ihr ungeistliches Leben. Immer dichter und derber fielen die Streiche gegen beide namentlich gegen die Pfaffen, in allen möglichen Dichtungsformen, im eigentlichen Lehrgedicht, in den erzählenden Schwänken und in ihrer dramatischen Gestalt, den Fastnachtsspielen, wie man sie nach der gewöhnlichen Zeit ihrer Aufführung insgemein zu nennen pflegt. Gewiß kann man den beiden letzteren Gattungen Rohheit, oft sogar Unfläthigkeit vorwerfen, aber die Geistlichkeit hatte durch ihr Leben und Treiben dem sittlichen Gefühle und durch ihre scholastischen Spitzfindigkeiten dem gesunden Menschenverstande des deutschen Volks zu lange Hohn gesprochen und beharrte noch jetzt in einer Art von trotziger Absichtlichkeit darauf, als daß sie nicht die härteste Züchtigung verdient hätte. So sind in den unzähligen Schwänken der Zeit Geistliche oder Mönche regelmäßig die Betrüger, Verführer, mit einem Worte die Bösewichte oder auch die Einfaltspinsel, über welche sich der Mutterwitz des Volkes lustig macht. Von einem Respect vor dem Amte das zugleich die Person decken sollte, wie es der Klerus aus natürlichen Gründen verlangte, ist auch nicht das Geringste mehr zu entdecken. Der ganze Stand wird so behandelt als gehöre es zu seinem Wesen nichtswürdig oder dumm zu sein und es ist nicht schwer zu sehen daß das nicht die Privatmeinung eines beliebigen Schriftstellers sondern die wahre öffentliche Meinung der Zeit gewesen ist. Auch außerhalb der eigentlichen Literatur sprach sie sich in unzähligen Volksreimen, Schnurren, Anekdötchen und Sprichwörtern ebenso derb und wie es jetzt nun einmal nicht anders sein konnte, ebenso unfläthig über das Pfaffenthum aus. Damit allein wurde allerdings noch nicht ein Umsturz der alten Mißbräuche in der Kirche bewerkstelligt oder ein Neubau der kirchlichen Verfassung gegründet, aber jedes solche Wort wirkte doch, wie nach dem Sprichworte der Tropfen endlich den Stein höhlt.

Natürlich blieb die satirische Richtung der Literatur nicht allein auf die Verspottung des geistlichen Standes beschränkt. Man geiselte Alles was im

bürgerlichen Leben Tadel zu verdienen schien mit gleicher Schärfe, wenn auch nicht mit der gleichen inneren Genugthuung. Ueberall legte man den Maßstab der hausbackenen Moral und des gesunden Menschenverstandes, also einen sehr ehrenwerthen aber sehr beschränkten an und beurtheilte Alles ohne Unterschied nur darnach.

Drei weltberühmte Erzeugnisse der deutschen Literatur dieser Zeit versinnlichen am besten die Grundstimmung der bürgerlichen Satire. Zuerst das Narrenschiff des Dr. juris Sebastian Brant von Straßburg, erschienen 1494, worin alle Thorheiten, Gebrechen und Laster in allen Ständen unter einer ebenso geistlosen wie unmotivirten Allegorie, der Befrachtung und der Fahrt eines Schiffes voll Narren, dargestellt werden, gleichsam als ein Gegenstück der Kreuzfahrten früherer Jahrhunderte und der Entdeckungsfahrten damaliger Zeit. Das andere ist die niederdeutsche Bearbeitung des Reineke Fuchs von einem noch nicht sicher ermittelten Verfasser, 1498 erschienen. Der unverwüstliche Kern der ursprünglicheren Gestaltungen der deutschen Thiersage ist auch in dieser Bearbeitung die unter allen am meisten Glück gemacht hat, nicht zu verderben gewesen und dies ist das Beste was man vom ästhetischen Standpunkt dem Buche nachrühmen kann. Den Zeitgenossen schien es anders: sie hatten die früheren Formen desselben Stoffes vergessen und wurden durch diese bezaubert, die sich so ganz in die Mitte der Gedanken und Kämpfe der Zeit versetzte. Das dritte ist der Eulenspiegel dessen älteste bisher nachgewiesene Druckausgabe von 1519 hochdeutsch und vielleicht ein Werk des als Humorist, Satiriker und gelehrter theologischer Schriftsteller vielfach thätigen Franciskaners Murner ist. Jedenfalls liegt ihm eine niederdeutsche Bearbeitung zu Grunde, da Alles in den Oertlichkeiten und Persönlichkeiten des Buches auf Niederdeutschland weist.

Neben dem Glauben an das ausschließliche Recht des gesunden Menschenverstandes dem, wenn er dabei ein gutes Gemüth hat, die ganze Welt als närrisch, oder wenn er versauert ist, als erbärmlich und nichtswürdig erscheint, ist besonders die Lust an dem Unflath, an dem Kothe als der echten und wahren Natur ein bemerkenswerther Zug dieser Schriftstellerei. Das gelesenste der drei genannten Bücher, der Eulenspiegel, geht darin bis an die Grenzen des Möglichen. Aber ganz Europa ergötzte sich daran, es wurde in alle Sprachen übersetzt und die Zeitgenossen eines Rafael und Leonardo da Vinci bewunderten es als eines der witzigsten und unterhaltendsten Bücher, weil es die Natur wenn auch in ihrer häßlichsten Blöße gegen die Verschrobenheit des Herkommens so keck wie niemals vorher vertrat. Es war dieselbe Stimmung welche überall, nicht blos in unserem Vaterland dem gröbsten Witze und privilegirten Possen- und Zotenreißern, den Hofnarren, in der vornehmsten Gesellschaft die Thür öffnete. Es schien als könnte man nicht genug von dieser derben Kost bekommen, als sei jede Speise um so verdaulicher, je massiger sie war, als gäbe es kein anderes Mittel sich des Zwanges

einer abgeschmackten Tracht zu entledigen als den Entschluß splitternackt zu gehn.

Für die schnelle und allseitige Verbreitung der Oppositionsliteratur war die noch vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Deutschen und in Deutschland erfundene Buchdruckerkunst ein unendlich wirksames Förderungsmittel. Die wohlgeordneten Schreiberwerkstätten früherer Zeit konnten doch nur bis etwa zum Schlusse des Jahrhunderts nothdürftig damit concurriren. Um diese Zeit überholte sie die rasch zu einer bedeutenden Höhe der Technik emporgestiegene neue Kunst vollständig, zumal da sich eine andere, die des Holzschnittes, damit verband, welche dem gedruckten Wort eine unermeßlich verstärkte Wirklichkeit verlieh.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die bequeme Anwendung des Holzschnittes weisen auf eine Höhe der Technik im damaligen Deutschland hin die alles das erreicht hatte was naturwissenschaftliche, mathematische und mechanische Kenntnisse der Zeit nur irgend zu erreichen möglich machten. Niemals ist die deutsche Gewerbsthätigkeit des fünfzehnten Jahrhunderts an Fleiß, Ausdauer, Arbeitslust und Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, auch an einer Art von Schönheitssinn in ihren Schöpfungen überboten worden. Sie stand durch unmerkliche Uebergänge mit der eigentlichen bildenden Kunst in allen ihren Zweigen in engster und fruchtbarster Berührung. Es ist schwer zu sagen wo damals die Grenze des Handwerks und der Kunst gesucht werden muß. Für die Zeitgenossen selbst waren ein Michael Wohlgemuth, ein Peter Vischer, ein Adam Kraft zünftige Meister ihres Gewerkes, die sich nur durch größere Geschicklichkeit vor den andern auszeichneten, aber nicht über den Rang des Handwerks erhoben. Dessen Würde war noch unangetastet und gab Jedem der es recht erlernt hatte in den Augen seiner Genossen dieselbe Ehre wie der Ritterschlag dem Adelichen oder der Doctorhut dem Gelehrten.

Daher denn auch diese unendlich reiche und fruchtbare Thätigkeit in allen Gebieten der bildenden Künste, d. h. der höchsten Spitze der Gewerbsthätigkeit der Zeit. Aber auch hier war schon ein Umschwung eingetreten, nicht in der Technik, die noch an den wohlbegründeten Traditionen einer großen und erfindungsreichen Vergangenheit festhielt und sie nur durch neue Erfindungen weiter auszubilden aber nicht zu verändern strebte, wohl aber in den Motiven und der äußeren Formgebung. Der Charakter der Zeit als einer Periode allgemeiner Umwälzung war hiermit auch diesem besondern Zweige aufgedrückt.

Am auffälligsten ist dies in derjenigen der drei Schwesterkünste welche die massenhaftesten Wirkungen hervorbringt, in der Baukunst. Noch standen jene riesigen Kirchenbauten des dreizehnten Jahrhunderts, die Dome zu Cöln, Freiburg, Regensburg, Wien, Straßburg unvollendet, noch gab es jene bürgerlichen Genossenschaften der Bauhütten oder der Steinmetzen die sich haupt-

sächlich mit derartigen Bauwerken beschäftigten. Die Städte welche jene großen Unternehmungen meist auf ihre Kosten und im Vertrauen auf die Beihülfe des Volkes unternommen, waren jetzt viel reicher und größer als damals, aber doch wurde allmälig der Weiterbau eingestellt oder so lahm fortgeführt daß man sah, es geschehe nur noch der Form halber. Wurden neue Kirchen gebaut, was immer noch häufig vorkam, da überall die Bevölkerung rasch wuchs und die religiöse Bedürftigkeit der Massen trotz ihrer Opposition gegen die Kirche und ihre Diener eher zu als abnahm, so hielt man sich noch an die herkömmlichen Grundsätze des deutschen Kirchenbaustils oder der sog. Gothik, aber man verstand nicht mehr jene einfachen und klaren und zugleich unendlich großartigen und phantasiereichen Formen zu schaffen welche die letzte Hälfte des dreizehnten und das vierzehnte Jahrhundert in niemals übertroffener Herrlichkeit hervorgebracht hatten. Auch hier wurde Alles kahl, hölzern, armselig bei großem äußern Aufwand und doch dabei geziert und verschnörkelt.

Dagegen erhoben sich jetzt bürgerliche Bauten von einer Solidität und Pracht, wie sie die Blüthezeit der echtmittelalterlichen Baukunst nicht gekannt hatte. Privatwohnungen und öffentliche Gebäude, insbesondere die Rathhäuser größerer und selbst kleinerer Städte verdunkelten die Kirchen und Klöster neben ihnen. Wahre Riesenwerke von Mauern und Thürmen, wenn man die technischen Mittel der Zeit berücksichtigt, sicherten die Städte gegen die neuen Angriffsmittel der mit Pulver geladenen Geschütze, kostbare Brücken und Brunnen ersetzten die dürftigen Anstalten früherer Zeit. Für gewöhnlich hielt man sich auch in diesen recht zeitgemäßen Bauwerken an den Stil des Mittelalters, an die Gothik, aber dahinter stand schon ein Anderes das sie bald ganz verdrängen sollte. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums konnte sich nicht auf die Literatur beschränken, die Kunst war wo möglich noch mehr davon betroffen worden. In Italien hatte man die dorthin aus dem deutschen Norden eingewanderte Gothik schon seit Langem verlassen und baute nach Mustern aus der Zeit des Vespasian oder Septimius Severus. Gleiches begann schon jetzt in Deutschland hie und da Mode zu werden, namentlich im Süden der in so lebhafter Verbindung mit Italien stand.

Malerei und Bildhauerei sind niemals in Deutschland zu solcher Vollendung und zu solcher Vielseitigkeit gediehen, wie am Ende des fünfzehnten und in den ersten zwanzig Jahren des sechszehnten Jahrhunderts. Beide Künste wurden in dieser Zeit durch eine Anzahl der größten Talente vertreten die sich den glänzendsten Heroen der italienischen Kunstgeschichte recht wohl vergleichen lassen. Dazu kam noch der Einfluß der antiken Kunst der sich durch die italienische nach Deutschland hin vermittelte und unsere nationale Leistungsfähigkeit gleichsam über sich selbst erhob, auf eine Höhe für die es an einer rechten natürlichen Grundlage fehlte. Der organische Zusammenhang mit der Vergangenheit unserer eigenen Kunst wurde auch auf diesen

Gebieten wie auf dem der Architektur dadurch wesentlich gestört, ohne daß man für die nächste Zeit darin einen Nachtheil wahrnehmen konnte. Vielmehr schien es als hätten die fremden Zuflüsse der deutschen Kunst erst das gegeben was ihr im Vergleiche mit der antiken oder der gleichzeitigen italienischen fehlte, ohne ihre eigentlichen Vorzüge zu beeinträchtigen. Der deutschen Kunst des Mittelalters fehlte immer jene Gewandtheit und Schönheit in der Formengebung die sich auch bei der unvollkommensten Technik unter den älteren Italienern und noch mehr in der antiken Kunst findet. Niemals war ihr der Anblick der schönen Form in der Natur in jener unverhüllten Anschaulichkeit vergönnt wie ihren südlichen Schwestern. Dafür wußte sie schon im vierzehnten Jahrhundert die Zartheit und Seelenhaftigkeit des innern Lebens auf die rührendste Art zum Ausdruck zu bringen, dann, seit dem fünfzehnten Jahrhundert angeregt durch die großen niederdeutschen Meister, die Eick und ihre Schule das Charakteristische in Physiognomie und Gestalt mit bewundernswerther und unübertrefflicher Sicherheit, zugleich mit der vollendetsten Technik darzustellen, endlich um die Mitte des Jahrhunderts in den verschiedenen oberdeutschen Schulen die Stärke des Affects und der innern Erregung allerdings auf Kosten der Formenschönheit auf das Ergreifendste herauszukehren.

Betrachtet man einzelne Erzeugnisse in denen die verschiedenen Grundtöne harmonisch verbunden sind, wie etwa Memlings Christophorus, den Tod der Maria eines westfälischen Meisters vom Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts, Dürers Apostel, des jüngern Holbein heilige Jungfrau, oder im Bereiche der Plastik Peter Vischers Sebaldus-Grab, Adam Krafts Hauptwerke, einzelne Schnitzarbeiten des Veit Stoß, so wird man nicht umhin können in ihnen nicht blos alles das wiederzufinden was die gleichzeitigen Leistungen der Italiener auszeichnet, sondern auch eine noch größere Tiefe des Gemüths und der Empfindung. Aber nur in wenigen Fällen war es der deutschen Kunst möglich so hoch zu steigen, die Mehrzahl ihrer Schöpfungen selbst der genannten größten Meister blieb weit unter dem Durchschnitt der besseren Leistungen Italiens und was noch nachtheiliger wirkte, die mittleren Talente hielten sich mehr und mehr an die fremde Manier die ihnen imponirte und verloren damit die eigenthümlichen Ziele der deutschen Kunst aus den Augen. So bedurfte es nur noch äußerer Ereignisse welche die Empfänglichkeit für die Kunst überhaupt verminderten, um unsere deutsche Malerei und Bildnerei zu einer ungeschickten Magd einer fremden Herrin herabzuwürdigen.

Wie im Recht so erwies sich auch in der Kunst das fremde, römische oder antikisirende Element als das störende und bald zerstörende Princip. Wie dort wollte man auch hier mit der unserem Volke eingepflanzten Unbefangenheit lernen was man selbst nicht hatte und vergaß darüber das was man besser hatte als Andere. Für die ganze Zukunft Deutschlands war der Schade hier nicht so groß wie dort, aber doch macht es auch hier einen traurigen

Digitized by Google

Eindruck daß sich unser Volksgeist in dem Augenblicke wo er sich zu seiner weltgeschichtlichen Erhebung gegen Rom und für seine eigene Auffassung des Christenthums anschickte, anderwärts von demselben Rom in Fesseln schlagen ließ.

Kapitel XV.

Deutschland unter Maximilian I. Die politischen Reformversuche und der Anfang der kirchlichen Reformation.

Maximilian war schon bei Lebzeiten seines Vaters zum römischen König gewählt und gekrönt worden, er trat daher sogleich nach Friedrichs Tode die Reichsverwaltung selbständig an. So viel man wußte, hatte er darauf schon seit Jahren einen überwiegenden Einfluß geübt. Ihm wurden alle die Fortschritte zugeschrieben welche in der Herstellung und Befestigung des Landfriedens besonders seit der Errichtung des schwäbischen Bundes gemacht waren. Die Hoffnung lag nahe daß Maximilian als wirklicher Regent mit noch größerer Thatkraft sich der so lange schon begonnenen Verfassungsveränderung im Reiche annehmen würde. Kaiser Friedrich schien durch seine Persönlichkeit zu zähem Festhalten an dem Altherkömmlichen bestimmt gewesen zu sein. Daß er aber noch mehr durch seine Stellung als Kaiser, wovon er nichts vergeben und nehmen zu dürfen vermeinte, in Widerspruch mit den Ständen des Reichs gekommen war, die einen größeren Antheil an der Reichsregierung erstrebten als ihnen nach dem bisherigen Gebrauche gebührte, daß er sich außerdem stäts zuerst als Besitzer und Bewahrer seiner Hausmacht ansehen mußte, ehe er auf die Reichsinteressen Rücksicht nehmen konnte, war insgemein nicht bedacht worden.

Von dem neuen Reichsoberhaupte hegten die Fürsten und das Volk die Erwartung daß er, der in seinem ganzen Wesen so völlig anders wie sein Vater erschien, auch hierin größere Selbstentäußerung und Hingebung beweisen werde. Man muthete ihm zu seine Hausinteressen außer Augen zu lassen wo es das Reich galt, und was seine Stellung als Kaiser betraf, ihr nur in den Grenzen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden welche ihr von dem Gutdünken der Fürsten gezogen würden, also zunächst nur in den inneren Angelegenheiten des Reichs. Alles was sonst noch damit zusammenhieng, Italien, das Papstthum und die Kirche überhaupt, was doch so Manchem auch noch in dieser Zeit als der Hauptinhalt des Kaiserthums galt, sollte er

nicht eher berühren als bis der Neubau der Reichsverfassung in der gewünschten Gestalt vollendet da stünde.

Bald genug sollte es sich zeigen daß die Ansichten Maximilians und der Reichsstände weit auseinander giengen. Auch Maximilian erstrebte nichts lebhafter als eine Reform der Reichsverfassung. Aber einmal wollte er sich nicht eher ernstlich damit beschäftigen bis er andere augenblicklich dringendere Sachen erledigt hätte. Dann gedachte er bei der Reform sowohl als Kaiser wie als Herr der österreichischen Hausmacht viel zu gewinnen und nichts aufzugeben. Einen gesicherten Rechtszustand im Reiche bedurfte auch er, denn nur bei einem solchen konnte er darauf hoffen die Kräfte des Reichs für seine besondern Pläne der auswärtigen Politik zu verwenden, für die Wiederherstellung der kaiserlichen Hoheit in Italien und Burgund, die Vertreibung der Türken, die Zurückführung des Ostens und Nordens von Europa unter die kaiserliche Oberlehnsherrlichkeit, kurz für die Wiederaufrichtung der echtmittelalterlichen kaiserlichen Weltherrschaft. Zuerst aber wollte er die Feinde des Hauses Oesterreich demüthigen und dessen Recht vollständig durchsetzen und dazu sollte ihm das Reich behülflich sein, weil er sein König war.

Der Zufall fügte es daß er seine eigenen österreichischen Pläne häufig mit dem Schein von Reichs- oder kaiserlichem Interesse umgeben und sich selbst und Andere über ihre wahre Natur täuschen konnte. So geschah es unmittelbar im Beginn seiner Regierung mit seinem Verhältniß zu dem Hauptfeinde des österreichischen Hauses, dem König Karl VIII. von Frankreich. Kurz vor Friedrichs IV. Tode hatte eine doppelte persönliche Beleidigung die Maximilian von dem französischen König erfuhr seine Erbitterung gegen ihn aufs Höchste gesteigert. Karl VIII. sollte vertragsmäßig zum Unterpfand des künftigen Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich Maximilians Tochter heirathen. Statt dessen nöthigte er der Herzogin Anna von Bretagne, der Erbin dieses Landes, die schon mit dem verwittweten Maximilian verlobt war, seine Hand auf und schickte Maximilians Tochter zurück. Alle anderen Gedanken mußten jetzt vor denen einer exemplarischen Bestrafung des Franzosen zurückstehn und selbst die Reichsstände konnten sich nicht wohl dagegen aussprechen, wenn sie nicht der Verdacht treffen sollte daß ihnen die Ehre ihres Königs gleichgültig sei.

Karl VIII. ließ es jedoch nicht dabei allein bewenden. Er brach eine Gelegenheit vom Zaune um angebliche Rechte seines Hauses auf das Königreich Neapel durchzusetzen und es gelang ihm, wie jedem auswärtigen Feinde es von jeher hier gelungen ist und immer gelingen wird, das Land in raschem Anlauf zu erobern. Nun gehörte Neapel nicht zu denjenigen italienischen Landschaften welche Reichslehen waren und als Theile des Reichs betrachtet wurden. Aber Karl VIII. hatte bei seinem Zuge durch Ober- und Mittelitalien in echtfranzösischer Manier manche Gerechtsame des Reichs auf eine absichtliche und herausfordernde Art verletzt, ohne daß es seinem Unter-

nehmen directen Nutzen gebracht hätte. Auch glaubte man daß er noch andere Pläne hege, daß er sogar die Kaiserkrone zu erwerben und damit der deutschen Nation und ihrem Oberhaupt ihr uraltes Eigenthum zu entreißen gedenke.

Darauf hin forderte Maximilian schnelle und kräftige Reichshülfe gegen den Franzosen. Er legte den zu Worms 1495 versammelten Ständen einen Plan vor wie sie auf eine Reihe von Jahren zu beschaffen sei. Die Stände konnten zwar nicht umhin ihre Verbindlichkeit dazu und die Dringlichkeit anzuerkennen, aber sie forderten daß er zuerst ihrem Entwurfe zu einer neuen Reichsverfassung beistimme. Er war so beschaffen daß dem Kaiser für die Zukunft eigentlich gar kein selbständiger Einfluß auf die Regierung des Reiches blieb. So lieb es Maximilian gewesen wäre, wenn er durch seine Annahme sofort die Mittel zu einem Heereszuge nach Italien, die Franzosen von dort zu verjagen, hätte erhalten können, so zögerte er doch und versuchte erst Unterhandlungen. Sie zogen sich in die Länge, führten aber endlich zu einem Ergebniß das sich auf dem Papier sehr hübsch ausnahm und den Wünschen der Reichsstände zu entsprechen schien, obwohl auch sie dem Kaiser Einiges nachgegeben hatten.

Zuerst wurde in Folge des Uebereinkommens zwischen Kaiser und Ständen ein allgemeiner und für alle Zeiten gültiger Landfrieden geboten, den man eben deshalb als einen ewigen bezeichnete. Alle Fehde ohne Ausnahme, auch die sogenannte rechtmäßige Fehde sollte damit beseitigt werden. Fortan war es nicht mehr nöthig, wie es das Herkommen seit Jahrhunderten eingeführt hatte, durch einen besonderen Act der Reichsgesetzgebung und für eine bestimmte Anzahl von Jahren einen Landfrieden aufzurichten. Auch fiel damit der eigentliche Zweck der freien Einigungen für die Erhaltung des Landfriedens in einer Landschaft oder in mehreren Landschaften oder zwischen verschiedenen Territorialherren weg. Selbst der schwäbische Bund den Maximilian von jeher mit besonderer Vorliebe pflegte und als eine Art von unmittelbarem Werkzeuge der kaiserlichen Gewalt betrachtete, wurde damit grundsätzlich überflüssig gemacht, obgleich er nach wie vor fortbestand, so gut wie andere Verbindungen zu gleichem Zwecke, z. B. die große deutsche Hanse. Als Strafe für jede Uebertretung des ewigen Landfriedens wurde nach dem alten Herkommen die Reichsacht und eine Buße gesetzt die man zu 2000 Mark Goldes bestimmte. Die Rechtshülfe sollte ausschließlich bei dem Kammergericht gesucht werden, das eine neue Einrichtung erhielt. Es wurde von der Person des Kaisers getrennt, als dessen Hofgericht es bisher thätig gewesen war. Der Kaiser verzichtete damit auf seine oberstrichterliche Gewalt die bisher als ein Hauptstück seines Amtes gegolten hatte. Das Kammergericht sollte fortan einen festen Sitz erhalten und seine Beschlüsse zwar im Namen des Kaisers aber ohne seine Beiwirkung fassen, auch verzichtete der Kaiser auf das Recht sie in irgend einer Art zu verändern. Ueber seine Besetzung kam man noch zu keiner festen Entscheidung: man dachte dem Kaiser

sowohl wie den Reichsständen Antheil daran zu geben, aber in welchem Verhältniß, blieb unbestimmt. Nur daß der Kaiser den obersten Kammerrichter ernennen dürfe wurde zugestanden. Außer ihm sollte es noch sechszehn Beisitzer haben, zur Hälfte Doctoren des römischen Rechtes, eine Anordnung welche die Bedeutung des neuen Rechtes im damaligen Deutschland anschaulich darthut. Aber auch die Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile wurde dem Kaiser genommen und den Ständen übertragen. Künftig sollte alle Jahre eine Reichsversammlung gehalten werden die über die Aufrechthaltung des Landfriedens und die Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile zu wachen habe. Daneben aber sollte dieser regelmäßige Reichstag auch die Aufsicht über die Einnahme und Verwendung der Reichssteuer führen und seine Genehmigung für Krieg und Frieden unerläßlich sein. Namentlich sah man sich für den Fall vor daß Eroberungen durch ein Reichsheer unter kaiserlicher Führung gemacht würden. Darüber sollte der Kaiser nur unter Einwilligung der Stände verfügen können.

Erst als der Kaiser alle diese Punkte bewilligt hatte, wurde ihm eine Reichssteuer, ein sog. gemeiner Pfennig zugestanden. Sie wurde nach dem Muster ähnlicher Auflagen in den Zeiten der Hussiten- und Türkengefahr als eine Vermögenssteuer ausgeschrieben zu welcher jeder Reichsunterthan der über fünfzehn Jahre alt war nach bestimmten Verhältnissen beizutragen hatte. Man wollte davon nicht blos den Feldzug gegen die Franzosen sondern auch einen gegen die Türken bestreiten und auch das Kammergericht damit unterhalten.

Wäre es möglich gewesen die Wormser Beschlüsse wirklich ins Leben zu führen, so hätte man im Wesentlichen die Neugestaltung der Reichsverfassung nach dem Wunsche der Stände erreicht gehabt. Sie besaßen dadurch einen fest bestimmten Antheil an der Reichsregierung der nicht blos auf dem so schwankenden Herkommen und auf dem guten Willen oder der Machtlosigkeit des Reichsoberhauptes beruhte, sondern auf einem urkundlichen Grunde, wie das Verhältniß der Landstände in den einzelnen Territorien zu ihren Landesherren. Es lag in der Art der Zeit einer solchen urkundlichen Festsetzung einen höheren Werth als früher zuzuschreiben und zu glauben daß nur dadurch ein Recht wirklich Recht werde. Aber für die Verfassungsverhältnisse des Reichs gab es außer der goldenen Bulle nichts Derartiges.

Indessen fehlte viel daß die Beschlüsse des Wormser Reichstags unverstümmelt ins Leben getreten wären. Das Kammergericht wurde zwar noch in demselben Jahre 1495 zu Frankfurt eröffnet, aber der Kaiser selbst war der Erste der es in seiner Thätigkeit störte, indem er noch immer trotz seiner wiederholten und feierlichen Verzichtleistung sein oberstrichterliches Amt übte. Dann hatten viele Reichsfürsten auf dem Wormser Tage nicht zu erscheinen beliebt, die zum Erscheinen auf den Reichstagen herkömmlich berechtigt waren. Da man noch nicht im Klaren darüber war, ob Reichstags-

Digitized by Google

beschlüsse auch die binden könnten die dabei nicht mitgewirkt hatten aber zur Mitwirkung berufen waren, so verlangten sie daß sie erst um ihre Zustimmung gefragt werden müßten, ehe die neuen Einrichtungen auch für sie Gültigkeit haben könnten. Auch die Reichsritterschaft protestirte gegen den gemeinen Pfennig für sich und ihre Unterthanen. Sie erklärte auf einem Rittertage zu Schweinfurt daß sie von uralten Zeiten her gewohnt sei mit ihrem Arme aber nicht mit Geld dem Reich zu dienen und es auch ferner so zu halten gedenke.

Doch gab es eine Partei unter den Reichsfürsten, an ihrer Spitze der Kurfürst Berthold von Mainz, welche trotz aller dieser und anderer Schwierigkeiten die einmal gefaßten Beschlüsse aufrecht zu erhalten suchten. Da die mächtigsten Reichsfürsten dazu gehörten, so begriff Maximilian daß er sich anstellen müsse als sei auch ihm etwas daran gelegen. Er benahm sich in diesem Sinne auf den Reichstagen der nächsten Jahre, besonders auf dem zu Freiburg 1497, wo die Wormser Beschlüsse von Neuem bestätigt und mit einigen Zusätzen versehen wurden. Unterdessen war ein Theil des gemeinen Pfennigs eingekommen der dem Kaiser überliefert wurde. Auch zeigten die Reichsstände sich jetzt bereitwilliger auf die auswärtige Politik nach Maximilians Wunsch einzugehn. Es wurde Krieg an Ludwig XII., den Nachfolger Karls VIII. von Frankreich auch in seiner italienischen Politik erklärt. Der Kaiser selbst führte ihn auf der deutschen Westgrenze mit ziemlichem Erfolge.

Aber zugleich brach auch noch ein anderer Reichskrieg aus. Die Schweizer Eidgenossenschaft hatte sich bei den bisherigen Verfassungsänderungen im Reiche ganz theilnahmlos verhalten, sie weder anerkannt noch dagegen Einspruch erhoben. Jetzt sollte ein Kammergerichtsurtheil in Graubündten vollzogen werden. Um sich davor zu schützen, schlossen sich die freien Gemeinden und kleinen Eidgenossenschaften dieses Landes an die große nachbarliche oberdeutsche Eidgenossenschaft an. Diese versprach ihnen dafür Beistand gegen die drohende Reichsexecution. Ihr eigenes Interesse war begreiflicher Weise stark dabei betheiligt, aber noch mehr wirkten die französischen Kronen, womit schon Ludwig XI. und nach ihm alle seine Nachfolger sich unter den Bauerschaften und den Bürgern der Schweiz große Ergebenheit und Anhänglichkeit zu verschaffen wußten. Frankreich brauchte das Land als einen unerschöpflichen Werbebezirk der besten Soldaten die es damals gab, der Schweizer Landsknechte, und zugleich je nach Umständen als eine Vormauer und als einen vorgeschobenen Posten zum Angriff gegen Oesterreich. In allen diesen Beziehungen mußte es der französischen Politik unschätzbar sein und da sie von jeher die Kunst verstanden hat Geld am rechten Flecke zu verschwenden, auch wenn sich die französischen Finanzen, gleichfalls wie von jeher, in arger Klemme befanden, so flossen Ströme von Gold und Silber in das arme Land die alle nationale Abneigung gegen die „Wälschen“ zudeckten.

So mußte Maximilian den widerspenstigen Eidgenossen mit Krieg drohen und ihn bald auch wirklich führen. Aber die Reichskriegsverfassung gab ihm keine Hülfe und die Truppen des schwäbischen Bundes die er dazu verwandte, waren zu ungleich in ihrer Brauchbarkeit und meist auch schlecht befehligt oder übel gesinnt. Darum endete das Unternehmen ruhmlos schon 1499 mit einem Friedensschlusse zu Basel. Graubündten wurde bei der Eidgenossenschaft gelassen, ohne jedoch so wenig wie die Eidgenossenschaft selbst aus der Zubehörigkeit zu dem Reiche zu scheiden. Aber thatsächlich war es doch soviel wie eine förmliche Abtrennung aus dem Reichsverband, wenn ihr zugestanden wurde daß das Kammergericht und die neuen Ordnungen im Reiche für sie keine Geltung haben sollten und daß sie in ihrem Bunde mit dem Reichsfeinde, dem französischen König, bleiben dürfte. In Folge dieses unglücklichen Krieges dachten auch die Fürsten ernstlicher an die Herstellung einer tüchtigen Reichskriegsverfassung. Aber auch diesmal wollten sie sich erst der Aufrichtigkeit des Kaisers versichern Sie beantragten im Jahre 1500 eine Reihe von Maßregeln zur bessern Ausstattung und zum Schutze des Kammergerichts und legten den Plan vor zur Niedersetzung eines permanenten Ausschusses der Reichsstände als allgemeiner Verwaltungsbehörde für die allgemeinen Reichsangelegenheiten an der Stelle des Kaisers und der Gesammtheit der Stände, die bisher in tumultuarischer Weise sich derselben angenommen hatten. Denn jetzt, wo jährliche Reichstage gehalten wurden denen ausdrücklich nicht blos das Recht der Gesetzgebung sondern auch ein Antheil an der Reichsregierung zugestanden war, wollte jeder Reichsfürst und jede Reichsstadt einen möglichst nachdrücklichen Gebrauch von ihrem Rechte machen und statt eines Oberhauptes der deutschen Nation schien es viele hunderte zu geben.

Die neue oberste Verwaltungsbehörde sollte den Namen Reichsregiment führen. Es wurde zusammengesetzt aus Abgeordneten aller Kurfürsten. Ein Kurfürst sollte persönlich immer am Sitze des Regimentes gegenwärtig sein. Die übrigen Fürsten geistlichen und weltlichen Standes wurden nach der Lage ihrer Territorien in sechs Kreise abgetheilt, in den später so genannten bairischen, schwäbischen, fränkischen, oberrheinischen, niederrheinischen, westfälischen und sächsischen und darnach im Regiment vertreten: für die österreichischen und burgundischen Lande wurden besondere Abgeordnete zugestanden, so daß auch sie zwar nicht den Namen aber die Rechte von Reichskreisen erhielten. Die Kreiseintheilung ruhte auf früheren Vorschlägen noch zum Behufe des Reichssteuerwesens und der Reichskriegsverfassung und gieng zuletzt auf die altherkömmlichen großen Gliederungen des Reiches zurück, ohne sich im Einzelnen an die alten Grenzen der Stämme oder der ehemaligen Herzogthümer zu binden. Auch die Städte setzten es mit vieler Mühe endlich durch daß sie zwei Bevollmächtigte für ihre ganze Körperschaft schicken durften. Der Vorsitz blieb dem Kaiser. Er konnte ihn entweder selbst oder

Digitized by Google

durch einen Statthalter führen. Der Geschäftsbereich der neuen Behörde erstreckte sich über alle die Gegenstände welche auf den Reichstagen behandelt zu werden pflegten. Es sollte, wie es in der Regimentsordnung heißt, über alle und jede Sachen des Reiches die Frieden und Recht und die Vollziehung und Handhabung von beiden, den Widerstand gegen die Ungläubigen und andere Anfechtungen des Christenthums betrafen und über Alles was mit den genannten Dingen zusammenhieng, von ihm berathen und beschlossen werden. In dringenden Fällen konnte es eine Reichsversammlung berufen, wie das auch dem Kaiser freigegeben wurde, aber eigentlich war es dazu da eine solche überflüssig zu machen, da es nicht blos eine berathende Körperschaft sondern mit vollständigem Recht der Beschlußfassung ausgestattet war. Einstweilen erhielt es seinen Sitz zu Nürnberg, der wichtigsten Stadt im damaligen Reiche, dem Mittelpunkte des Handels und Reiseverkehrs, wo man am meisten in ganz Deutschland von den auswärtigen Verhältnissen unterrichtet zu sein pflegte.

Man durfte sich wundern daß der Kaiser damit noch vollständiger als es durch die Annahme der Wormser Schlüsse von 1495 geschehen war, auf seine herkömmlichen und geheiligten Rechte verzichtete. Aber er dachte auch jetzt in seinem Herzen nicht daran sie für immer aufzugeben: er fügte sich einstweilen um das Nächste was er brauchte, eine tüchtige Kriegshülfe vom Reich durch das Regiment als Lohn für seine Uneigennützigkeit zu erhalten. Allein das Reichsregiment, inspirirt von dem Mainzer Erzbischof Berthold, machte Ernst mit der Anwendung aller seiner Rechte, auch wenn es die kaiserlichen Interessen dadurch verletzte. Es begann sich der auswärtigen Politik selbständig anzunehmen. Es knüpfte Unterhandlungen mit Ludwig XII. von Frankreich an die dem Kaiser höchlichst mißfielen, weil sie wohl den Vortheil des Reichs, nicht aber den des österreichischen Hauses im Auge hatten. Daher that Maximilian Alles was in seinen Kräften stand um diese neue Einrichtung zu hemmen und seine Bemühungen wurden auch diesmal von Erfolg begleitet.

Mancherlei kam ihm dabei zu Statten. Die Art der Besetzung des Regiments wurde von allen denen angefochten die sich dabei nicht genug berücksichtigt glaubten. Die offenbare Bevorzugung der Kurfürsten erregte die Eifersucht der übrigen Fürsten. Die Städte glaubten sich hier noch mehr benachtheiligt als auf den Reichstagen. Die Unterhaltungskosten sollten aus dem gemeinen Pfennig bestritten werden, aber sie giengen nicht ein. Auch verstanden die Mitglieder des Regiments zum Theil selbst nicht recht ihre Stellung: sie ließen sich durch die kaiserlichen Intriguen verwirren, wurden mißmuthig und lässig. So löste sich denn das Regiment sammt dem nothdürftig fortgeführten Kammergericht 1502 auf.

Nun glaubte Maximilian die Zeit gekommen wo er eine Abänderung der ihm lästigen Reichsschlüsse seit dem Beginne seiner Regierung durchsetzen

könnte. Er versuchte es mit Hülfe eines von ihm ausgeschriebenen Reichstages. Doch kam derselbe nicht zu Stande und noch immer gab es eine mächtige Partei im Reiche welche nicht gesonnen war von der Beschränkung der kaiserlichen Macht und Willkür und den heilsamen Verfassungsveränderungen abzusehen. Ihre Seele war noch immer Kurfürst Berthold, wie er es von Anfang an gewesen war. In ihm schien einer jener großen kirchlichen Staatsmänner wieder aufgelebt zu sein an denen die frühere deutsche Geschichte so reich ist. Aber seit Wernher von Eppenstein, dem eigentlichen Werkzeug zur Wiederherstellung des Reichs nach dem großen Interregnum, war dieses Geschlecht fast ausgestorben.

Es folgte daraus ganz natürlich daß der Kaiser Berthold als seinen ärgsten Feind betrachtete und offen bezeichnete. Er gab ihm Schuld er sinne darauf ihn abzusetzen und wolle auch die andern Kurfürsten zu solchem Verrathe verführen. Daß Berthold für den äußersten Fall daran dachte, ist gewiß, aber von einem festen Plan konnte noch nicht die Rede sein. Der Kaiser besaß doch noch immer trotz des Bruches mit so vielen und mächtigen Ständen großen Einfluß in Deutschland. Dazu half ihm seine Hausmacht, seine großen Familienverbindungen, insbesondere seit der Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit Johanna, der Erbtochter des Königs Ferdinand von Aragon und der Königin Isabella von Castilien. Außerdem hatte er unter den minder mächtigen und jüngeren Reichsfürsten einen zahlreichen Anhang, theils aus politischen theils aus persönlichen Beweggründen. Auch bei den geistlichen Fürsten, den Städten und der Reichsritterschaft war er aus den verschiedenartigsten Ursachen noch immer sehr angesehen und beliebt. Ueberall verstand er wie sein großer Ahne Rudolf mit seiner persönlichen Liebenswürdigkeit die besten Geschäfte zu machen. Den Einen erschien er als der Inbegriff aller ritterlichen und fürstlichen Tugenden, weil er ein tollkühner Jäger, Reiter und Soldat war und mit dem Gelde so umgieng als gehörten ihm und nicht seinen Schwiegereltern in Spanien die Schätze der neuen Welt. Mit den Andern zechte, scherzte und tanzte er auf die gemüthlichste Art, namentlich wenn er Geld borgen wollte. Allen imponirten die großen Redensarten die er immer im Munde führte, von der Vertreibung der Türken, Züchtigung des Franzosen, auch von der Reformation der Kirche und der Bestrafung des Papstes und der übermüthigen Klerisei.

So konnte ihm ein Zufall geschickt benutzt Gelegenheit geben sein Uebergewicht im Reiche rasch wieder herzustellen. Wegen der Erbschaft der ausgestorbenen Baiern-Landshuter Linie waren Irrungen zwischen dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Sohne des regierenden Kurfürsten Philipp von der Pfalz, und den Herzogen von Baiern-München, Albrecht und Wolfgang entstanden. Zum Glück für den Kaiser gab es kein Reichsregiment und kein Kammergericht und darum brachten beide Parteien ihre Sache an ihn. Er entschied so daß die Münchner Herzoge sich zufrieden gaben, nicht aber der

Pfalzgraf Ruprecht. Da er Miene machte sich dem Spruche mit Gewalt zu widersetzen, wobei er von seinem Vater unterstützt wurde, sprach der Kaiser schleunigst über beide die Acht aus. Um ihre Vollstreckung brauchte er keine Sorge zu haben. Die feindseligen Nachbarn nahmen ihm die Mühe ab und griffen die Pfalz von allen Seiten an. Dazu starb auch Kurfürst Berthold und sein Nachfolger war der eifrigste für Maximilian, weil er ihm eine gehörige Entschädigung aus Pfälzer Territorien für seinen Kriegsaufwand in Aussicht stellte. Auch Pfalzgraf Ruprecht starb während des Krieges und so mußte sich Kurfürst Philipp 1505 zur Unterwerfung unter den kaiserlichen Spruch verstehn. Maximilian zog noch andere Vortheile davon außer dem Gewinn in der öffentlichen Meinung. Er behielt ein ansehnliches Stück der Landshuter Erbschaft, worauf er alte Ansprüche des Hauses Oesterreich geltend machte, auch wurde Manches von dem Besitze des Pfalzgrafen angeblich für das Reich eingezogen was nur dem Kaiser zu Gute kam.

So hoch wie 1505 auf dem Reichstage zu Cöln wo die pfälzische Sache zu Ende geführt wurde, war seine Macht noch nie gestanden. Doch auch jetzt konnte er seine Projecte für die Verfassungsänderung nicht durchbringen. Die Stände fügten sich zwar darin daß das Reichsregiment suspendirt blieb, aber der Kaiser mußte auch den gemeinen Pfennig fallen lassen und sich mit einer Matrikel begnügen in welcher jeder Reichsstand nach der Größe der Bevölkerung und des Einkommens in seinem Territorium mit einer verhältnißmäßigen Zahl Reiter und Fußgänger angeschlagen wurde, die dem Kaiser für eine bestimmte Zeit gestellt werden sollten. Jedenfalls war es vom militärischen Standpunkt ein Rückschritt gegen das bisher erstrebte System, wo der Kaiser selbst durch die Geldbeiträge des Reichs das Heer ausrüstete, aber es ließ sich begreifen daß man von Seite der Stände des Reichs das politische Interesse höher stellte und sich nicht dem Kaiser geradezu in die Hand geben wollte.

Auf dem Reichstage zu Costnitz 1507 setzte es Maximilian endlich durch daß ihm für die Vertreibung der Franzosen aus Italien 2000 Reiter und 6000 Fußgänger, für jene Zeit immerhin ein beträchtliches Heer, von Reichswegen bewilligt wurden. Dafür mußte er sich anheischig machen das Kammergericht nach dem Wormser Reichsschlusse von 1495 wiederherzustellen. Auch giengen jetzt Kaiser und Reich einen Vertrag mit den Eidgenossen ein worin ihnen der Basler Friede noch einmal bestätigt und sie in aller Form Rechtens von dem Kammergerichte und der Reichsmatrikel losgezählt wurden, sich dafür aber zu aufrichtigem Frieden und Freundschaft gegen Kaiser und Reich als dessen getreue Glieder, und zur Stellung von Landsknechten im kaiserlichen Solde gegen die Franzosen in Italien verpflichteten.

Aber die Thaten des Kaisers entsprachen seinen Verheißungen und der Erwartung der Reichsstände schlecht. Obgleich ein kecker Soldat, war Maximilian bei größeren Unternehmen im Kriege gewöhnlich unglücklich. So auch

diesmal gegen die Venetianer, gegen die er sich zuerst wandte, weil sie ihm als Nachbarn der österreichischen Erblande die unbequemsten von allen seinen Feinden waren. Bald hatte er auch Frieden und sogar ein Bündniß mit dem König Ludwig XII., die sogenannte Liga von Cambray 10. December 1508 geschlossen, woran der Papst Julius II. und Ferdinand von Aragon Theil nahmen. Ihr Zweck war den venetianischen Staat zu zertrümmern und zu berauben welcher damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Reichthums stand und die lockendste Beute für die habsüchtigen und tief verschuldeten Fürsten der Zeit sein mußte. Doch stießen die verschiedenartigen Interessen der neuen Verbündeten so heftig aufeinander daß bald nur der Kaiser und der französische König allein übrig blieben. Zuerst trennte sich der Papst, indem er Miene machte eine national-italienische Politik zu verfolgen. Er bediente sich der Maske eines Befreiers seines Vaterlandes Italien, eines Vertreibers aller Fremden die sich in seine Angelegenheiten mischten und seinen Boden befleckten und erregte bei seinen heißblütigen Landsleuten wenigstens für einen Augenblick rauschende Begeisterung, bis er sich mit Ferdinand von Aragon vertrug der sich Neapels bemächtigt hatte, aber nun wegen seiner Freundschaft mit dem Papste nicht von der Abschüttelung aller Fremdherrschaft betroffen werden durfte.

Die plötzliche Gesinnungsänderung Maximilians erregte in Deutschland allgemeines Erstaunen und Mißtrauen. Kurz vorher hatte er noch den Franzosen als seinen und des Reiches ärgsten Feind bezeichnet, an welchem man für allen Schimpf und Verlust mit allen Kräften Rache zu nehmen habe, jetzt nannte er ihn seinen Freund und Bundesgenossen. Dazu kamen die ungünstigen Berichte vom Kriegsschauplatz. Die nächste Folge davon war daß man in Deutschland von nun an noch viel weniger Geneigtheit als bisher zeigte sich auf auswärtige Politik unter des Kaisers Führung einzulassen. Mochte er noch so viel Rühmens von seinen großen Plänen für die Ehre und den Nutzen des Reichs bei den Ständen machen, so glaubte doch Niemand mehr daran. Aber auch für den Kaiser wurde es immer schwerer auf die inneren deutschen Angelegenheiten in seinem Sinne einzuwirken. Einmal hatte er wegen seiner auswärtigen Verwickelungen keine rechte Muße dafür, dann war sein Ansehen überhaupt so gesunken daß man ihn nicht weiter beachtete. So kam man im Reiche allmälig von dem Gedanken an eine Aenderung der Verfassung auf dem bisherigen Wege zurück: man sah daß es mit dem Kaiser unmöglich sei zu einem gedeihlichen Ergebniß zu gelangen und daß man doch nicht ohne ihn vorwärts gehn könne.

Darum suchte sich das ganze so unendlich aufgeregte Leben der Zeit nach einer anderen Richtung hin auszubreiten. Es drängte von nun an immer entschiedener auf die Lösung der kirchlichen Frage die man wegen der weltlichen Angelegenheiten bisher zurückgeschoben hatte. Man war von der Ansicht ausgegangen daß sich eine Reformation der Kirche gleichsam von selbst

ergeben werde, wenn erst das Reich wieder in seine Fugen gerückt, die Rechte des Kaisers und der Stände fest bestimmt und dadurch auch eine sichere Stellung gegen den Papst und die Curie gewonnen sei.

Während der Jahre des vergeblichen Ringens auf dem Gebiete der Politik war die religiöse Bewegung auf ihren bereits eingeschlagenen Bahnen, wenn auch weniger beachtet doch sehr energisch weiter vorgeschritten. Es hatte sich, und dies war wichtiger als alle früheren einzelnen Kämpfe und Siege, unterdessen ganz von selbst eine Vermittelung und innige Verbindung zwischen den verschiedenen Elementen vollzogen welche einst jedes für sich dem Veralteten und Verderbten in Lehre, Verfassung und Leben der Kirche den Krieg machten. Die volksmäßige Opposition, das gesundeste und kräftigste darunter, lieh jetzt ihre Waffen des Humors und der Satire den gelehrten Kämpfern gegen die Scholastik, den Humanisten. Sie selbst ließ die Bildung und den Geist ihrer Verbündeten allseitig auf sich einwirken und ward dadurch über den Schlamm der Gemeinheit erhoben in dem sie sich früher allein behaglich zu fühlen schien.

Jene ernste und gediegene volksmäßige Theologie in der sich das tiefste religiöse Bedürfniß des deutschen Geistes aussprach, trat in der damaligen Bewegung etwas in den Hintergrund. Jetzt handelte es sich darum die Gegner so rasch und so derb als möglich zu treffen und dazu eignete sich allein die volksmäßige Satire und die classische Polemik der Humanisten. Die Autorität der Vertreter und Häupter der Scholastik und des Pfaffenthums konnte allein dadurch in der öffentlichen Meinung vollends zerbröckelt werden. Sobald dies geschehen war, kam die Zeit von selbst wo man einer wahrhaft positiven Nahrung bedurfte die man nur in ihr und nirgends anders fand. Auch sie wurde von den Einflüssen der humanistischen Bildung und der volksthümlichen Satire so weit berührt und gefördert als es ihrem Wesen nach angieng. Schon bei einem Johann Wessel wirkte die classische Bildung der Zeit nicht blos auf die äußere Form der Darstellung, sondern auch auf die Schärfe und Präcision des Gedankenganges und Jeder der sich gedrungen fühlte über religiöse Gegenstände zu sprechen oder zu schreiben zur Belehrung und Erbauung des Volkes, bekam ohne daß er wußte woher, auch alles übrige Rüstzeug der Zeit in ihrem Kampfe gegen die alte Kirche in die Hand um sich dessen ohne Bedenken für seine Zwecke zu bedienen.

Die Verbindung der deutschen Theologie mit den classischen Studien erhielt durch eine neue, 1502 zu Wittenberg gegründete Universität auch einen äußeren Halt der ihr bis dahin gefehlt hatte. Diese Universität war die erste in Deutschland die von Anfang an der Zukunft und nicht wie alle andern schon länger bestehenden oder erst kürzlich gestifteten der Vergangenheit angehörte. Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ließ bei der Besetzung der theologischen Facultät zu Wittenberg den Einfluß des Johann Staupitz frei schalten der zu den bedeutendsten Vertretern jener innerlichen

Richtung der deutschen Theologie gehörte welche noch immer trotz des Kampfgewühls der Zeit ihre Pflege und ihre Anhänger fand. Staupitz war Vicar des Augustiner-Eremiten-Ordens durch ganz Deutschland, also schon durch seine Stellung ein Mann von großem Ansehen in der Kirche. In ihm selbst wog das positive Element noch so stark vor daß er sich fortwährend mit den bestehenden Kirchenformen vertrug, aber er erkannte das Recht der Andern sie zu kritisiren und ihre Verbesserung dadurch anzubahnen, im vollen Umfange an.

Eine Anzahl tüchtiger Kräfte vertrat bald an der neuen Universität die neue Wissenschaft. Alle wurden bei der größten Verschiedenheit ihrer Individualitäten und Bestrebungen durch einen gemeinschaftlichen Zug verbunden der noch etwas mehr als die bloße Verneinung der kirchlichen Mißbräuche war. Sie giengen alle auf das Studium des neuen Testamentes in der Ursprache als auf die einzige Grundlage der theologischen Forschung und des Glaubens zurück und schlossen sich hierin aufs Engste an Wessel und die ihm Gleichgesinnten an. Dabei kam ihnen jene durch Reuchlin angebahnte Richtung der classischen Studien nach der philologischen Beschäftigung mit der Bibel alten und neuen Testamentes aufs Beste zu Hülfe. Sie hatte eben damals in der Ausgabe des neuen Testaments in der Ursprache durch Desiderius Erasmus aus Rotterdam ihr erstes epochemachendes Erzeugniß zu Stande gebracht. Mit Recht galt der Herausgeber von da an als der größte Kenner der griechischen Sprache nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa, wie er sich schon vorher den damals so schwer wiegenden Namen des elegantesten Lateiners erworben hatte. Beides zusammen gab ihm den ersten Platz unter allen Humanisten der Zeit, den er während seines übrigen Lebens zu behaupten verstand.

Es bedurfte nur weniger Jahre um die Wittenberger Universität in der öffentlichen Meinung über alle ihre andern Schwestern zu heben. Jüngere und ältere Leute aus allen deutschen Landschaften und Ständen strömten dahin und wenn sie wieder in ihre Heimath zurückkehrten, suchten sie dort in ihrem Kreise ein gleiches Streben anzuregen. Aber trotz des giftigsten Hasses welchen die Männer der alten Schule, voran die Vertheidiger des größten Bollwerks der Scholastik, die Professoren der Cölner Universität, gegen alle theologischen und humanistischen Neuerer im Herzen trugen, war es doch noch zu keinem Massengefecht gekommen. Eine Menge von Streitschriften wurden hin und her gewechselt, doch behielten sie noch eine rein persönliche Beziehung. Noch immer herrschte äußerlich ein gutes Vernehmen zwischen den Häuptern beider Parteien, wobei der Vortheil nur auf Seite der Neuerer war, denn sie ließen sich dadurch nicht von den stärksten Angriffen auf die scholastische Theologie und Philosophie abhalten, wenn sie sie auch der Form nach gegen Personen und nicht gegen die Sache selbst zu richten schienen. So wußte es namentlich Erasmus zu seinem großen Vortheil ein-

zurichten. Die Scholastiker hüteten sich wohl ihn der so rasch zu europäischer Berühmtheit emporgestiegen war anzugreifen, obgleich er sie bei jeder Gelegenheit keineswegs glimpflich zu behandeln pflegte, jedoch ohne die höflichen Formen im persönlichen Verkehr fallen zu lassen. Ungefähr um die Zeit wo die Liga von Cambray abgeschlossen wurde, schlug er ihnen durch sein Lob der Narrheit eine sehr empfindliche Wunde über die sie nicht einmal klagen durften, wenn sie sich nicht noch lächerlicher machen wollten. Das Buch ist schon darum ein wichtiges Denkmal der Geschichte, weil in ihm einer der ersten Gelehrten der Zeit jenen humoristisch-satirischen Ton anschlug der einstmals nur der Volksliteratur eigen gewesen war. Es geschah hier in dem elegantesten Latein, worin sich der Verfasser selbst überbot. Dadurch war seine Berechtigung in den immer zahlreicheren Kreisen entschieden die ein gutes Latein für den nothwendigen Zubehör eines guten Buches hielten und die volksmäßige Satire schon darum verachteten, weil sie sich der Sprache des ungebildeten Haufens, d. h. der deutschen Muttersprache bediente. Brants Narrenschiff, obgleich das Werk eines classisch gebildeten und graduirten Mannes, hatte hier nur erst dann Beachtung gefunden als seine holperigen deutschen Verse in geziertes Latein übertragen waren.

Erasmus' Lob der Narrheit weist übrigens in Gedankengang und Auffassung unverkennbar auf das Narrenschiff zurück, nur ist seine allegorische Einkleidung verlassen und durch eine um vieles geschmackvollere ersetzt. Wie Brant zog auch Erasmus alle Stände, alle Lebensverhältnisse vor den Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes und fand sie alle voll lächerlicher Ausartungen, Verkehrtheiten und Laster. Am übelsten kamen auch hier die Geistlichen weg. Von ihrer höchsten Spitze, dem Papste und den Cardinälen, bis herab zu ihren niedrigsten Rangstufen, den Mönchen und ihren Vertheidigern, den scholastischen Theologen und Philosophen, wurden sie mit einer Fluth von Malice und Ironie überschüttet die im Wesen noch viel ehrenrühriger für sie war wie die naive Grobheit, womit sie Brant und andere Satiriker der Zeit behandelten. Aber da es in so elegantem Latein geschah und von einem Erasmus, um dessen Wohlwollen sich Päpste, Cardinäle und Erzbischöfe mit den Königen und Fürsten der Zeit wetteifernd bemühten, so nahm man es nicht übel. Das Buch wurde gerade von denen am eifrigsten gelesen und am überschwänglichsten gelobt deren Interesse es verlangt hätte den Verfasser auf den Scheiterhaufen der Ketzer und Feinde des Glaubens zu liefern.

Noch war der erste Eindruck dieses Buches nicht verwischt, als eine an sich unbedeutende Veranlassung endlich den offenen Bruch zwischen beiden Parteien herbeiführte.

Ein zum Christenthum übergetretener Rabbiner, Pfefferkorn, hatte in mehreren Flugschriften seinen früheren Glaubensgenossen alle möglichen groben Irrthümer und Greuel vorgeworfen und behauptet, das Alles würde

durch den Talmud gelehrt. Darum verlangte er angeblich im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Moral daß man alle hebräischen Bücher in Deutschland verbrenne und wandte sich mit dieser Forderung an den Kaiser. Maximilian war wie immer durch die Verwickelungen seiner auswärtigen Politik und seine unzähligen Projecte ganz in Anspruch genommen und wenig geneigt sich darum zu bekümmern. Doch Pfefferkorn belästigte ihn fortwährend und fand an den Professoren der Cölner Universität aus dem Orden der Dominicaner eifrige Gönner die überall Lärm machten. So sah sich der Kaiser veranlaßt von mehreren bedeutenden Gelehrten, darunter auch von Reuchlin, dem größten Kenner der hebräischen Literatur im ganzen christlichen Europa, ein Gutachten zu verlangen das gegen die unsinnige Forderung ausfiel. Darüber entspann sich eine literarische Fehde, in welcher Reuchlin anfangs sehr schonend, zuletzt aber, von seinen Feinden gereizt, sehr derb auftrat. Die Cölner verlangten nun die Niedersetzung eines geistlichen Gerichtes zur Untersuchung der angeblichen Ketzereien in Reuchlins Schriften. Wirklich wurde ein solches unter dem Präsidium des Ketzermeisters Jacob Hogstraten, Dominicaners und Professors der Theologie zu Cöln, eröffnet. Aber auch ein Ketzergericht getraute sich jetzt nicht der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen: Reuchlin wurde für unschuldig erkannt und seine Gegner zu ewigem Stillschweigen und Tragung aller Kosten verurtheilt. Doch beruhigten sie sich nicht bei dieser Entscheidung: sie appellirten nach Rom. Nun erfolgte das was sie in ihrem Dünkel und ihrer Vornirtheit am mindesten erwartet hatten, was aber Jedermann der die Stimmung des Papstes und der Curie kannte als selbstverständlich ansehen mußte. Das Urtheil des Ketzergerichtes wurde nicht geradezu verworfen, weil man sich in Rom nicht getraute den Haß des ganzen Dominicanerordens auf sich zu laden, aber der Papst erließ ein Mandat worin er seine Entscheidung noch hinausschob und einstweilen Ruhe gebot. So glaubte man den Handel mit gewöhnlicher römischer Pfiffigkeit abgethan zu haben.

Aber die Erbitterung hatte auf beiden Seiten eine Höhe erreicht die zum Entscheidungskampfe trieb. Die Cölner fuhren fort Reuchlin als überführten Ketzer zu behandeln und drohten ihm und allen seinen Gönnern, gleichviel wie hoch sie stünden, mit den bekannten Strafen der Ketzerei. Jetzt zeigte es sich welche Kräfte und welche Massen bereits für Reuchlin oder für die neue Richtung der Wissenschaft gegen die Scholastiker und gegen die alte Kirche Partei genommen hatten. Die anfänglich literarische Fehde war zu einer allgemeinen Angelegenheit der Nation geworden und Leute aus allen Ständen dabei betheiligt. Selbst unter den ersten deutschen Kirchenfürsten hatte Reuchlin seine offenen Freunde. Ihrem Einfluß war es zuzuschreiben daß das päpstliche Urtheil trotz der unglaublichsten Bemühungen und Bestechungsversuche der Dominicaner thatsächlich so günstig für Reuchlin und so ungünstig für seine Feinde ausfiel. Weltliche Fürsten in großer

Zahl erklärten sich für ihn, ebenso die angesehensten Männer in den großen Reichsstädten, so vor allem Willibald Pirkheimer, der einflußreichste Mann in der damaligen wahren Hauptstadt Deutschlands, in Nürnberg, zugleich der gebildetste deutsche Staatsmann der Zeit und ein genauer Freund und Rathgeber des Kaisers. Selbst aus dem deutschen Ritterstande boten sich ihm Beschützer und Vertheidiger aller Orten an, das beste Zeichen, wie die Bewegung um sich gegriffen hatte, da sie sogar die sprichwörtliche Theilnahmlosigkeit des Adels gegen alle geistigen Interessen zu besiegen vermocht hatte. Wer bis jetzt durch Schrift und Wort für die neue Wissenschaft und gegen die Scholastik und das Pfaffenthum gewirkt hatte, hielt es für seine Pflicht es von nun an doppelt und dreifach zu thun, seitdem jene Feinde des Lichts und der Wahrheit selbst den letzten Schritt gewagt und den Scheiterhaufen als das einzige Mittel zur Unterdrückung des neuen Geistes bezeichnet hatten.

Die Quintessenz der aufgeregten Stimmung der Zeit faßte ein Buch zusammen, dessen grenzenloser Erfolg die Periode ankündigte in der auch das geschriebene Wort als eine That in die Weltgeschichte eingreifen sollte. Im Jahre 1516 erschien der erste Theil der Briefe der Dunkelmänner, der epistolae obscurorum virorum, im folgenden Jahre, nicht lange nachdem das päpstliche Urtel in der Reuchlinschen Sache bekannt geworden, ein zweiter Theil. Als natürlich nicht genannten Verfasser des ersten Theils hat man von Anfang an mit Recht den Humanisten Jäger aus Dornheim in Thüringen oder wie er in der geschnörkelten Graeco-Latinität dieser Zeit seinen ehrlichen deutschen Namen verballhornte: Crotus Rubianus vermuthet. Der zweite Theil mag Mehreren gehören: jedenfalls hat aber der fränkische Ritter Ulrich von Hutten daran das Meiste und Beste gethan, der sich schon durch eine Reihe von glänzend geschriebenen Flugschriften als die schärfste Feder unter allen Feinden der Scholastik, geistlicher und weltlicher Tyrannen und der Arglist des wälschen Pfaffenthums ausgewiesen hatte.

Die mächtige Wirkung des Buches das im Augenblick ganz Europa in Staunen, Entzücken oder Aerger versetzte, beruhte zum Theil auf dem derbsten Ton der volksmäßigen Satire gegen die Geistlichkeit und die Scholastiker, an dem man sich nicht satt hören konnte. Seine durchschlagende Kraft, seine vernichtende Unwiderstehlichkeit, die keines der früheren Producte erreicht hatte, verdankte es seiner Einkleidung, denn es war kein directer Angriff, keine directe Ironie oder Satire, sondern die Fiction gebraucht, durch die sich wirklich manche Leser täuschen ließen, als seien es vertrauliche Originalbriefe verschiedener theologischer Professoren, Mönche und Weltgeistlichen in verschiedenen Gegenden Deutschlands hauptsächlich über Pfefferkorn und seine angeblich sehr schmutzigen Beziehungen zu den Cölnern, über Reuchlin und seine Freunde, über den Gang seines Processes in Rom und im zweiten Theil Herzensergießungen der so übel Heimgeschickten über den Ausgang des

Digitized by Google

ganzen Handels. Bei dieser Gelegenheit treten die Schreiber mit ihrem ganzen werthen Selbst, in ihrer ganzen unverhüllten Gemeinheit, in ihren lasterhaften Neigungen und Leidenschaften, ihren abgeschmackten und bösartigen Wünschen und Bestrebungen, vor Allem aber mit ihrem eigenthümlichen lateinischen Kauderwelsch auf, dessen sie sich mit dem vollsten Behagen und in schrankenloser Naivetät bedienen. Es war nicht wohl möglich nach allen vorausgegangenen Strömen von Hohn, Malice und Grobheit noch etwas ganz Neues und Unerhörtes gegen diese Art Leute vorzubringen: um so genialer muß man den Geist nennen der in der Einkleidung des Buches und namentlich in seinem parodirenden Stile dem altbekannten und gewissermaßen abgedroschenen Inhalt den vollsten Reiz der Neuheit zu verleihen verstand.

In dem nämlichen Augenblick, wo die Satire und die Negation in den Briefen der Dunkelmänner ihre höchst mögliche Spitze erreicht und einen so vollständigen Sieg erfochten hatte daß ihre Feinde in der Literatur und in der öffentlichen Meinung als todt angesehen werden durften, griff auch jene andere positive und darum stiller wirkende Richtung, die echte deutsche Theologie, mit einer epochemachenden That zum ersten Male in die Weltgeschichte ein.

Auch hier war die äußere Veranlassung eine sehr geringfügige. Nach der Weise früherer Zeiten war auch für das Jahr 1517 von dem Papste Leo X., einem Medici aus Florenz, ein allgemeiner Ablaß verkündet worden. Es hieß sein Ertrag sei zur Vollendung der St. Peterskirche bestimmt, die seit geraumer Zeit aus einer frühmittelalterlichen Basilica in einen antikisirenden Prachttempel verwandelt wurde, wie es der damalige Geschmack mit sich brachte. Doch sagte man sich in ganz Italien offen daß das Geld für andere Zwecke, für das mediceische Haus bestimmt sei. Auch in Deutschland fand dies Gerücht wie alles Nachtheilige was über die Kirche oder ein Kirchenhaupt gesagt wurde, allgemeinen Glauben. Daher erregte die Ankunft der Ablaßcommissare überall Entrüstung und die stärksten Ausbrüche von Spott und Hohn gegen den Papst und die Curie. Doch die päpstlichen Commissare machten demungeachtet gute Geschäfte. Bei den untersten Volksklassen, besonders auf dem platten Lande fanden ihre Zettel großen Absatz. Einer der Commissare, der Dominicaner Tetzel hatte als seinen Handelsbezirk den Sprengel des Magdeburger Erzbisthums angewiesen erhalten. Erzbischof von Magdeburg und zugleich von Mainz war damals Kurfürst Albrecht aus dem Hause Brandenburg. Seiner eigenen Ueberzeugung nach stand er auf Seiten der Neuerer. Er liebte es für den eifrigsten Beschützer der Humanisten und der schönen Künste zu gelten, er lebte im engsten Verkehr mit ihrem berühmten Vertreter und dachte über Glauben und Kirche so frei wie nur der Papst selbst oder einer der Cardinäle. Aber Rücksichten gegen Rom und die Aussicht die man ihm dort eröffnet hatte, einen bestimmten Theil des einkommenden Geldes für sich behalten und es für seine Prachtbauten, seine glänzende Hofhaltung und seine kostspieligen literarischen und artistischen Liebhabereien verwenden zu dürfen,

veranlaßten ihn nicht blos dem von ihm gründlich verachteten Ablaßhandel freien Lauf zu verstatten sondern ihm auch allen möglichen Vorschub zu thun. Auch von den andern deutschen Fürsten und Obrigkeiten geistlichen und weltlichen Standes wagte Niemand offen gegen das Treiben der Ablaßprediger aufzutreten, obgleich die meisten Anstoß daran nahmen, wenn es auch nur aus dem Grunde gewesen wäre, weil sie sehen mußten welche schöne Geldsummen aus ihren Ländern und aus dem Bereiche ihrer stäts leeren Kassen nach Italien wanderten.

Nur der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen setzte die Rücksichten gegen den Papst außer Augen und verschloß sein Land, das meist zur Magdeburger Provinz gehörte, dem Tetzel und seinen Collegen. Aber Tetzel predigte wenige Stunden entfernt von der kurfürstlichen Residenz Wittenberg in der brandenburgischen Stadt Jüterbogk mit ungeheurem Zulauf. Eine Menge sächsischer Unterthanen, auch aus der Stadt Wittenberg strömten dahin und brachten für ihr Geld ihre Ablaßzettel mit nach Hause. Dieser Unfug fiel Niemand schwerer auf das Herz als dem Augustinermönch, Pfarrer und Professor der Theologie an der Wittenberger Hochschule, dem Dr. der Theologie Martin Luther. Unter den Vertretern einer neuen Theologie welche Staupitz an die neue Hochschule gezogen hatte, galt er für einen der frömmsten und gelehrtesten, weiter wußte man noch nichts von ihm. Sein Leben war bisher an augenfälligen Ereignissen arm gewesen, desto reicher aber an inneren Erfahrungen. Obgleich er noch nicht 34 Jahre alt war, hatte er unendlich viel erlebt. Er hatte sich durch die mühseligste Jugend gerungen als Kind eines echten „armen Mannes" dieser Zeit. Er war als vielversprechender Kopf derjenigen Laufbahn bestimmt worden in welcher sich damals allein für das niedriggeborene Talent eine Aussicht auf einen glänzenden Erfolg öffnete, dem Studium des römischen Rechts. Aber sein inneres Herzensbedürfniß und die Gewissenspein wegen seiner Seligkeit trieben ihn von da weg in den strengsten und ärmsten aller Mönchsorden, in den der Augustiner Eremiten. Dort hatte ihn Staupitz gefunden und das ihm selbst so nahe verwandte Gemüth des Mönchs erkannt. Da er auch seine gelehrte Bildung und seinen grenzenlosen Ernst im Studium der theologischen Wissenschaften schätzen lernte, brachte er ihn als Professor nach Wittenberg. Dort lebte er um seiner Seligkeit willen noch immer als Mönch, aber als akademischer Lehrer, Prediger und Seelsorger diente er dabei der Welt mit dem thatkräftigsten Fleiße.

Nichts stand der Wittenberger theologischen Schule, der echt deutschen Auffassung des Christenthums, und was damit zusammenfiel, dem innersten Wesen Luthers feindseliger entgegen als die kirchliche Lehre von dem Verdienst der guten Werke und ihre schamlose Consequenz, die Lehre vom Ablaß. Der Mann der aus den tiefsten Gründen des Herzens und Gemüthes sich die Ueberzeugung geschaffen und sie zu seinem eigenen Selbst, zu dem Kerne

Digitized by Google

seines Lebens gemacht hatte, daß allein durch eine innere Umwandlung des Menschen seine Versöhnung mit Gott und dadurch die Vergebung der Sünden geschehen könne, mußte nun sehen daß viele seiner Beichtkinder sich für Geld die Seligkeit gekauft zu haben vermeinten und wenn er seinem Seelenkummer Worte lieh, sich noch mit trotziger Sicherheit etwas darauf zu Gute thaten. Nach seiner Art beschränkte er sich nicht darauf, wie wohl ein Anderer gethan hätte, vor diesem Fallstrick der Seligkeit zu warnen, sondern er forderte Tetzel und Jeden der mit ihm gleicher Meinung sei in den gewöhnlichen Formen der Zeit zu einer öffentlichen wissenschaftlichen Disputation über die Natur und Kraft des Ablasses. Seine eigenen Gedanken darüber und einige andere damit zusammenhängende Punkte des Dogmas stellte er, wie es in solchem Falle herkömmlich war, in 95 Behauptungen oder Thesen zusammen, die am 31. October 1517 an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg, den gewöhnlichen Platz für akademische Anschläge, geheftet wurden. Er gieng von der Voraussetzung aus daß sich Tetzel in unverschuldetem Irrthum über sein Unternehmen befinde und wenn er durch ihn von seiner Sündhaftigkeit überzeugt worden, es für die Zukunft lassen werde.

Der Inhalt der Streitsätze Luthers hatte durchaus nichts der Kirche Feindseliges. Ihr Verfasser glaubte damals noch eine gleiche Stellung in ihr einnehmen zu können wie sein Gönner Staupitz. Er erkannte ausdrücklich die Lehre von der Priesterschaft als der Stellvertretung Christi und den Papst als Nachfolger Petri an, doch läugnete er seine Berechtigung den Gnadenschatz der Kirche nach seinem Gutdünken zu vertheilen, vielmehr habe jeder Christ, als durch Christi Blut erkauft, Antheil daran. Die Hauptsache war daß er jede blos äußerlich ertheilte, erbetene oder um Geld gewährte Indulgenz oder Erlaß der Sünden, also auch Tetzels Ablaß ohne vorhergegangene wahre Reue und Buße geradezu für unchristlich erklärte und die Gewalt des Papstes dergleichen Ablaßbullen zu ertheilen in Abrede stellte. Denn wenn auch die eigentliche Kirchenlehre der Form nach dasselbe behauptete, so wurde doch in der Praxis gar kein Gewicht darauf gelegt und die Ablaßprediger, vor allen Tetzel selbst, gründeten gerade darauf daß für die Wirksamkeit ihres Ablasses Reue und Buße vollkommen unnöthig sei, ihre ungeheuren Erfolge unter dem gemeinen Haufen.

Der Eindruck welchen Luthers Auftreten gegen Tetzel hervorbrachte, war nicht deswegen so gewaltig, weil er besonders neue oder kühne Sätze aufgestellt hatte. Manche Geistliche und Laien waren in ihren Angriffen auf die Kirche und ihre Lehren schon längst viel weiter gegangen und im Vergleich mit ihnen mußte Luthers damaliger Standpunkt noch für sehr befangen gelten. Die Hauptwirkung floß vielmehr aus dem Gefühle das sich jedem aufdrängte daß man hier einen Mann vor sich habe der alles das ungescheut sagte und that was er als Ergebniß seines innern Lebens oder als

Digitized by Google

Forderung seines Gewissens erkannte, aber das Gleiche auch bei seinen Gegnern voraussetzte und von Allen unbedingt forderte.

Es war mit einem Worte die sittliche Kraft und der muthige Ernst der Wahrheit welche in Luthers erstem öffentlichen Auftreten um so tiefer auf die deutschen Zeitgenossen wirkten, je weniger die bloße Satire und Negation mit ihrer einseitigen Ausschließlichkeit den Forderungen des deutschen Gemüthes auf die Dauer genügen konnte. Nur daraus erklärt es sich, weshalb ganz Deutschland in diesem Blatte Papier ein Ereigniß erster Größe und den Anfang einer neuen Zeit erkannte.

Auch die scholastische Partei hatte eine Art von Ahnung davon, trotz ihrer stolzen Sicherheit die sie noch immer zur Schau trug. Selbst Tetzel hielt es der Mühe werth sich nach guten Freunden umzusehen. Er fand solche an den Theologen der brandenburgischen Universität Frankfurt an der Oder, die einen heftigen Schriftwechsel mit Luther eröffneten. Aber bald gelangte der Streithandel vielleicht durch den Kurfürst und Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz nach Rom. Hier hielt man ihn für eine bloße Mönchszänkerei, was übrigens nicht blos den übermüthigen Herren der Curie, sondern auch vielen Humanisten begegnete. Von ihrem über alles Christenthum und alle Kirche hinaus fortgeschrittenen Standpunkt vermeinten sie mit kindischer Aufgeblasenheit auf Luther und seines Gleichen herabsehen zu dürfen welche ihre ganze Seelenkraft an die Rettung der Christenheit setzten. Ungern entschloß man sich in Rom zur Niedersetzung einer geistlichen Commission und hoffte daß ehe sie zu ihrem Spruche kommen würde, die Aufregung verraucht sein werde.

Aber es geschah das Gegentheil, die Aufregung wuchs von Monat zu Monat, ja von Tag zu Tag. Sie zwang selbst den Kaiser Maximilian gelegentlich zur Achtsamkeit, obgleich er sich mit zu viel andern Interessen und Plänen trug und überhaupt zu fahrläßig, egoistisch und phantastisch war als daß er hätte begreifen können um was es sich eigentlich handele.

Er hatte es sich jetzt zu seiner Aufgabe gemacht seinem Hause die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Seine unzähligen andern Combinationen waren spurlos in die Lüfte verweht, ohne daß er darum von der Projectmacherei geheilt worden wäre. Sein Sohn Philipp, der Gemahl der spanischen Johanna, war nunmehr schon lange todt, daher konnte er nur an einen seiner Enkel, Karl oder Ferdinand, die Söhne Philipps und Johannas denken. Karl und Ferdinand zusammen besaßen von Philipps Mutter her, der ersten Gemahlin Maximilians, der burgundischen Marie, die ganze burgundische Erbschaft, auch hatten sie als die einzigen männlichen Nachkommen Maximilians die Anwartschaft auf den Anfall der österreichischen Erblande. Karl, der ältere 1500 geborene Bruder, war dereinst durch das Recht der Erstgeburt nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand und seiner Mutter Johanna zum König von Aragon und Castilien, oder ganz Spanien sammt den

unermeßlichen Nebenländern und Colonien bestimmt. Ihm war die Aussicht eröffnet alle europäischen Regenten so weit an Macht und Reichthum zu übertreffen daß keiner auch nur entfernt mit ihm verglichen werden durfte. Dazu sollte er noch nach dem Wunsche seines deutschen Großvaters die Kaiserkrone tragen. Aber alle seine Bemühungen, seine vielfachen persönlichen Verbindungen mit den Reichsfürsten, sein Einfluß auf die höhere Geistlichkeit, Begünstigungen, Gaben und Versprechungen aller Art vermochten doch nicht den Widerstand zweier Kurfürsten zu besiegen, des sächsischen Friedrich und des trierer Erzbischofs Richard von Greifenklau.

Friedrich vertrat das Interesse der großen Reichsfürsten oder wenn man will des Reiches gegen Maximilian. Richard stand als Nachbar Frankreichs unter dem Einflusse der französischen Politik, die schon jetzt aus allen Kräften gegen die künftige Wahl eines Oestreichers arbeitete. Die vier übrigen Kurfürsten von Brandenburg, Pfalz und die beiden andern rheinischen Erzbischöfe ließen sich günstiger für das kaiserliche Project finden. Selbst Böhmen das seit dem Erlöschen der Luxemburger seine Kurwürde nicht mehr geübt und keinen officiellen Antheil an den Reichsangelegenheiten genommen hatte, gab jetzt seine Stimme dafür ab. Maximilians Hauspolitik hatte hier nebenbei einen der größten Erfolge errungen, ohne daß er das Schwert zu ziehen brauchte das er so leidenschaftlich gerne und meist so unglücklich führte. Die alten Erbverträge zwischen dem habsburgischen und ungarisch-böhmischen Königshause waren erneuert und durch eine verabredete Doppelheirath zwischen Ludwig II., seit 1516 König von Ungarn und Böhmen und Maximilians Enkelin Maria einerseits, andrerseits zwischen seinem Enkel Ferdinand und Ludwigs Schwester Anna dauernd befestigt worden. Darum stand dem Kaiser jetzt das so lange feindliche Böhmen und Ungarn als verbündete Macht zur Seite und die böhmische Kurstimme zu Gebote. Nach der goldenen Bulle reichte die Mehrzahl der Kurfürsten zur Gültigkeit einer Wahl hin und auf die Mehrzahl konnte somit Maximilian sicher rechnen. Allein die beiden widersprechenden beriefen sich auf das alte Herkommen und päpstliche Constitutionen, die es verboten daß ein noch nicht zum Kaiser gekrönter deutscher König einen römischen König zur Seite habe, denn Maximilian war immer noch nicht dazu gekommen die Kaiserkrone in Rom zu empfangen, obwohl er seit vierundzwanzig Jahren stäts damit umgieng seinen Römerzug zu machen. Wenn man ihn auch als gewählten römischen Kaiser ansah und bezeichnete, so war er doch staatsrechtlich nichts weiter als deutscher König. Auch wandte die Gegenpartei ein, wenn Karl deutscher König und Kaiser werden sollte, würde das Königreich Neapel das ihm als Erben Ferdinands von Aragon gehörte, mit dem deutschen Reiche vereint, was gleichfalls durch päpstliche Gesetze verboten war. Alle diese formellen Einwände hätten sich mit gutem Willen leicht beseitigen lassen, aber Maximilian sah ein daß sein Enkel ohne die Beistim-

Digitized by Google

mung der beiden Kurfürsten welche Frankreich und den Papst hinter sich wußten keine haltbare Stellung im Reiche gewinnen könne.

Die Sache lag ihm so am Herzen und er betrieb sie namentlich auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1518 mit solchem Eifer daß er zeitweilig alle andern politischen und kirchlichen Fragen darüber außer Augen verlor. Er sprach zwar noch immer vielerlei von den Verfassungsangelegenheiten die so ganz ins Stocken gerathen waren, aber ohne ernstlichen Willen etwas dafür zu thun. So blieb es wie es sich seit einer Reihe von Jahren gemacht hatte. Das Kammergericht war so gut wie aufgelöst. Die Selbsthülfe und in ihrem Gefolge die Unsicherheit nahm auf eine schreckenerregende Weise überhand. Nur der schwäbische Bund hielt seine herkömmlichen engen Beziehungen zu dem Kaiser fest und vermochte dadurch eine gewisse Kraft zu bewahren. In Südwestdeutschland beruhte alle öffentliche Sicherheit allein auf ihm und er erwarb sich durch manche strenge Execution gegen kleinere Räuber aus dem Adel nicht geringe Verdienste um den Verkehr der Reichsstädte. Natürlich war es für den Kaiser unter solchen Umständen auch unmöglich eine neue Reichskriegsverfassung durchzusetzen, an der ihm immer noch viel gelegen war. Denn nebenbei dachte er auch jetzt noch am Abend seines Lebens wo er sich mit allen seinen anderen Feinden vertragen hatte, an große Dinge. Er wollte die Türken aus Europa verjagen, wozu ihm auch der Papst seine Mitwirkung versprach. Die deutschen Fürsten fanden diesen Vorsatz wie gewöhnlich sehr löblich und schön für einen Kaiser, ließen sich aber auf nichts Bestimmtes ein, weil sie alles Zutrauen zu Maximilian verloren hatten.

Aber alle die weitaussehenden Entwürfe mit denen sich der Kaiser trug und alle seine unablässigen Bemühungen die Wahl seines Enkels dennoch möglich zu machen, wurden am 12. Januar 1519 durch seinen plötzlichen Tod unterbrochen.

Kapitel XVI.

Die Wahl Karls V. und der Wormser Reichstag von 1521.

Der plötzliche Todesfall des Kaisers lenkte einstweilen die Blicke des officiellen Deutschlands, der Fürsten und Stände des Reichs von dem kirchlichen Gebiete ganz ab. Ohnehin schien es als seien die Streitigkeiten zwischen Luther und Tetzel und seinem Anhang im Erlöschen. Luther selbst

Digitized by Google

meinte es ernstlich mit dem Frieden in der Kirche. Er war bereit alle persönlichen Opfer dafür zu bringen die ihm sein Gewissen erlaubte.

Die nächste Aufgabe, die neue Kaiserwahl, mußte schnell erledigt werden. Der Zusammenhalt des Reichs lief jetzt noch mehr Gefahr wie früher, wenn unvorhergesehene Ereignisse eintraten. Denn statt des beabsichtigten Neubaues der Verfassung waren nur einige armselige Bruchstücke zum Vorschein gekommen welche die aus alten Zeiten stammenden Theile mehr belästigten als stützten. Wenn auch nur aus selbstsüchtigen Beweggründen war es doch Allen deutlich daß der ohnehin so lockere Reichsverband nicht noch mehr gelöst werden dürfe, was am ersten durch ein längeres Interregnum geschah.

Nach dem Gebrauche von nunmehr 80 Jahren wäre die Wahl Karls von Spanien das Natürlichste gewesen, aber dieselben Hindernisse welche ihm bei Lebzeiten seines Großvaters entgegenstanden, erhielten jetzt noch größere Stärke, und der Einfluß des Auslandes hatte unter den Reichsständen nach dem Tode Maximilians ein leichteres Spiel. Seitdem die Kaiser durch und für ihre Hausmacht selbständig in die europäische Politik eingriffen, verstand es sich von selbst daß diese in ihrer Rückwirkung auf Deutschland jene eigentlich getrennte Stellung des Kaisers und des Herrn der österreichischen Erblande als eine Einheit faßte und darnach verfuhr. So richtete sich die Feindschaft der letzten französischen Könige zunächst zwar gegen Maximilian als den Erben Karls des Kühnen, da er aber eine und dieselbe Person mit dem deutschen Kaiser war, bekämpfte Frankreich auch diesen und das Reich mit ihm, so weit es hinter seinem Herrscher stand.

Der seit 1515 regierende Franz I. von Frankreich mußte sonach, wenn Karl gewählt wurde, auch noch das Reich zu seinen Feinden hinzuzählen. Es war deshalb seine Hauptaufgabe wenigstens diese Verstärkung seines gebornen Gegners zu hindern, der ohnehin so übermächtig schien. Denn nunmehr war ihm auch Spanien nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand 1516 ganz zugefallen: zwar trug seine Mutter Johanna noch den Königsnamen, aber ihre unheilbare Geisteskrankheit machte ihren Sohn zum alleinigen Regenten in Castilien und Aragon.

Franz konnte seinem Feinde, mit dem er übrigens damals äußerlich noch auf friedlichem Fuße stand, jedenfalls am gründlichsten schaden, wenn er ihm zuvorkam und die Kaiserkrone an sich riß, die doch noch immer von einem großen Glanze umgeben war und der Zeit als das erhabenste Ziel des fürstlichen Ehrgeizes galt. Wirklich hatte es eine Zeit lang den Anschein als sollte ihm dies glücken. Mehrere Kurfürsten wurden durch Geld und große Versprechungen gewonnen. Unter den übrigen Reichsfürsten traten viele Feinde des Hauses Oesterreich, zuerst der Herzog Ulrich von Wirtemberg, offen auf die Seite des französischen Königs mit dem sie sich schon vorher im Geheimen verständigt hatten.

Aber bald regten sich allerlei Bedenken gegen den französischen Thronbewerber die von den Vertretern des Hauses Oesterreich und seinem zahlreichen Anhang nach Kräften genährt wurden. Es schien gegen die Ehre des deutschen Reichs zu sein einen ganz Fremden zu wählen. Dazu fürchteten die Fürsten in Deutschland den bekannten Ehrgeiz des Franzosen und seine Gewöhnung an eine weit unumschränktere Art zu herrschen als sie je ein Kaiser geübt hatte oder üben konnte. Endlich schadete ihm das Benehmen eines seiner eifrigsten Anhänger, eben jenes Ulrich von Wirtemberg, der die Gelegenheit nicht erwarten konnte ihm und damit sich selbst einen großen Dienst zu thun.

Der Herzog Ulrich von Wirtemberg war ein auserlesenes Muster der schlechtesten Art damaliger deutscher Fürsten. In ihm verband sich die Brutalität des verwahrlosten Ritterthums mit der Heimtücke des Despotismus. Sein persönliches Leben war voll dunkeler und schlimmer Thaten: als Fürst suchte er seinen Willen gerade so weit durchzusetzen als sich seine eigentlich feige Natur getraute die Rechte aller Andern mit Füßen zu treten. Früher gehörte er zu den Schützlingen Kaiser Maximilians, was ihm bei mancher Gelegenheit gut zu Statten gekommen war. Später aber hatte er sich wegen seiner Gemahlin Sabine, die er mißhandelte, mit dem Kaiser verfeindet, dem sie verwandt war. Er glaubte jetzt während des Interregnums die Zeit gekommen um dem Hause Oesterreich eine empfindliche Wunde zu schlagen. In Schwaben stützte sich die österreichische Macht hauptsächlich auf den schwäbischen Bund und in diesem wieder auf die mittleren Reichsstädte. Daher stürzte er sich auf ein solches Glied des Bundes, die Reichsstadt Reutlingen, die von Ulrichs Ahnen als sie noch Grafen hießen stäts das übelste erfahren hatte. Der Wirtemberger verließ sich auf König Franz und Schweizer Landsknechte die er für französisches Geld in Sold genommen hatte. Damit glückte es ihm die unbewehrte Stadt im räuberischen Anfall zu überraschen und zu erobern. Aber dem Gesandten des Hauses Oesterreich gelang es bei der eidgenössischen Tagsatzung die sofortige Zurückberufung der geworbenen Landsknechte zu erwirken. Nun stand Ulrich ganz entblößt da, als ihn der Bund kräftig angriff. Er mußte sein Land nach kurzer Gegenwehr räumen, das einstweilen von den Bundestruppen besetzt und für den Bund verwaltet wurde.

Es war ein harter Schlag für den französischen König, denn die österreichische Partei that alles Mögliche um seine Verschwörung mit dem Landfriedensbrecher Ulrich ins grellste Licht zu setzen. Noch immer aber war die Wahl seines Nebenbuhlers Karl nicht gesichert. Die französische und antiösterreichische Partei bemühte sich wenigstens einen deutschen Fürsten aus ihrer Mitte auf den Thron zu bringen. Aber einem solchen, auch wenn er der mächtigste und tüchtigste gewesen wäre, standen zu viele Hindernisse im

Wege, als daß der einzige allenfalls noch mögliche Candidat, Kurfürst Friedrich von Sachsen, nicht selbst bedenklich worden wäre.

Damit war der Sieg Karls entschieden. Er wurde am 28. Juni 1519 einmüthig gewählt. Doch suchte man sich gegen ihn noch zu rechter Zeit besser zu schützen wie gegen seinen Großvater. Man legte ihm eine sogenannte Wahlcapitulation vor die er als Grundlage seines Rechtes zum Throne eidlich anerkennen mußte. Es wurde somit in die Verfassung des Reichs dasselbe eingeführt was in den Territorialstaaten der Zeit herkömmlich geworden war. Auch die kraft Erbrechtes zur Herrschaft gelangenden Fürsten stellten gewöhnlich Handfesten an ihre Stände aus, in denen sie deren Rechte bestätigen oder auch oft erweitern mußten. So konnte es scheinen, als regierten sie nur in Folge eines auf freier Vereinbarung ruhenden Actes. Im deutschen Reiche war man bisher noch nicht zu diesem so einfachen Auskunftsmittel vorgeschritten: wenn auch die gewählten Könige seit uralten Zeiten einen Krönungseid leisteten, so bezog er sich doch nur auf allgemeine Regentenpflichten und hätte ebenso gut für jeden andern Herrscher in der Christenheit gepaßt. Was sie sonst noch mündlich versprachen trug eben deshalb, namentlich in einer Zeit die dem geschriebenen Worte eine so große Bedeutung beilegte, keinen eigentlich officiellen Charakter oder es bezog sich nur auf besondere Vortheile, die dem oder jenem der Wähler für seine Stimme zugestanden wurden. Es verstand sich darum von selbst daß man von nun an in dem beginnenden papiernen Zeitalter an dem Gebrauche der Wahlcapitulation festhielt, wobei man die erste von 1519 zu Grunde legte und nach den besonderen Verhältnissen umarbeitete. So erwuchs daraus ein Stück einer Reichsconstitution von umfassenderem Inhalt als die goldene Bulle Karls IV.

Auch hier paßte Manches nur für den besonderen Fall, wo der Neugewählte zugleich Herrscher über große außerdeutsche Gebiete war, aber das Meiste bezog sich auf die Neugestaltungsversuche im Reiche welche die Stände unter der vorigen Regierung gegen den Kaiser nicht durchgesetzt hatten.

Der Kaiser sollte nach seiner Wahlcapitulation die bestehenden Reichsgesetze bestätigen und nur mit Einwilligung der Stände verbessern, dieselben in ihren Streitigkeiten unter sich den ordentlichen Rechtsweg verfolgen lassen wie er durch den Wormser Schluß von 1495 festgesetzt sei, also das Kammergericht in seiner Wirksamkeit nicht stören, was sich sein Großvater zur Aufgabe gemacht hatte. Doch ließen die Kurfürsten zu daß das kaiserliche Hofgericht, das eigentlich durch das Kammergericht ersetzt werden sollte, aber von Maximilian dennoch festgehalten und als Werkzeug gegen das Kammergericht gebraucht worden war, eine mit dem Kammergericht concurrirende Gerichtsbarkeit ausüben dürfe, wenn beide Parteien einverstanden seien ihren Handel dahin zu ziehen. Ferner sollte er unverzüglich das Reichsregiment herstellen, auch sich keine Erbfolge im Reiche anmaßen; ohne der Kurfürsten und

Digitized by Google

Stände Rath sich in keine Bündnisse und Kriege in des Reiches Sachen einlassen, keine neuen Steuern und Zölle auflegen und die bewilligten und herkömmlichen nur unter Beiziehung der Kurfürsten erheben, keine Zollbefreiungen zum Nachtheil der rheinischen Kurfürsten verleihen — eine Bedingung bei der eine dunkle Erinnerung an das Verfahren Albrechts I., des Ahnherrn Karls, vorgeschwebt zu haben scheint. Heimfallende Lehen sollten beim Reiche bleiben, neue Erwerbungen ihm einverleibt werden.

Das Recht der freien Vereinigung der Kurfürsten mußte der Gewählte ausdrücklich anerkennen, dagegen sich verpflichten wider alle unziemlichen Bündnisse der Unterthanen sowohl vom Adel wie vom gemeinen Volke einzuschreiten. Einerseits richtete sich diese Bestimmung gegen die schon erwähnten Bestrebungen des niederen Adels die Landeshoheit abzuschütteln und der Reichsritterschaft beizutreten, andererseits gegen die immer weiter ausgedehnten Geheimbünde unter der Bauernschaft, die während der Regierung Maximilians zu wiederholten Aufständen geführt hatten, unter denen die nach ihren Abzeichen und Losungsworten Bundschuh und armer Conrad genannten alle früheren an Gefährlichkeit und Umfang übertrafen. Das eine wie das andere konnte der fürstlichen Macht einen tödtlichen Stoß versetzen, wenn ein Kaiser keck genug war sich solcher revolutionärer Elemente gegen sie zu bedienen. Davor suchten die Kurfürsten sich und ihre fürstlichen Mitstände durch einen besonderen Artikel der Wahlcapitulation nach Kräften zu schützen.

Auch nach einer andern Seite hin enthielt sie eine ähnliche Bedingung, deren vollständige Erfüllung die Antragsteller selbst wohl für unmöglich achteten. Karl versprach die Gesellschaften der Kaufleute im Reiche welche allen Handel zu Schaden der Unterthanen in ihre Hände bekommen, abzuthun. Wenn auch der Name verschwiegen wurde, war es doch eigentlich gegen die Hansa gemünzt, aber wer hätte damals, wo sie fast noch auf dem Gipfel ihrer Macht stand, ernstlich an ihre Aufhebung denken können, selbst wenn es ein Kaiser und der Herr der neuen Welt war.

Man sieht, die Kurfürsten benützten die Umstände nicht ungeschickt um das zu erreichen was sie bei Lebzeiten des vorigen Kaisers vergeblich angestrebt hatten. Doch kann man nicht sagen daß sie die Gelegenheit mißbrauchten. Sie zeigten neben der Rücksicht auf ihre nächsten Interessen den Willen die Thätigkeit des Kaisers auf die inneren Reichsangelegenheiten im Sinne der Stände zu lenken oder wenn dies nicht möglich wäre, doch für die Zukunft ihrer Vermengung mit den ihnen fremdartigen politischen Beziehungen des Reichsoberhauptes vorzubeugen, was Maximilian immer versucht hatte und was jetzt, wo diese so viel weitläufiger und großartiger geworden waren, noch mehr zu befürchten stand.

Eine Reihe nur für die Person Karls berechneter Bedingungen zeugte ebenfalls von billiger Erwägung seiner eigenthümlichen Stellung. Es wurde ihm auferlegt, zwar nicht immer, aber doch meistens sich innerhalb der Reichs-

Digitized by Google

grenze aufzuhalten, keinen Reichstag außerhalb Deutschlands zu berufen, auch keine Stände vor ein Gericht außerhalb des Reichs zu laden, sich in den Verhandlungen der Reichsangelegenheiten der deutschen oder lateinischen Sprache zu bedienen, weil man wußte daß er und seine Staatsmänner für gewöhnlich die officielle Sprache seines burgundischen Geburtslandes, die französische, gebrauchten, ferner keine fremden Truppen in das Reich zu bringen, außer zur Vertheidigung desselben. Dies war eine bedenkliche Clausel bei welcher sich die Kurfürsten offenbar durch ihr eigennütziges Interesse, die Last der Reichsvertheidigung von sich ab und auf den Kaiser zu wälzen, verblenden ließen. Endlich versprach der Gewählte so bald als möglich nach Deutschland zu kommen, sich krönen zu lassen und einen Reichstag zu halten. Einstweilen sollten die beiden Reichsvicare, Pfalz im Süden, Sachsen im Norden, die Geschäfte der Reichsregierung führen, wie es die goldne Bulle verordnete, und alle ihre Vornahmen bis zur wirklichen Thronbesteigung des Kaisers von ihm nachträglich anerkannt werden.

Inzwischen waren die kirchlichen Angelegenheiten unmerklich in ein neues Stadium getreten. Es zeigte sich jetzt daß ihre weitere Entwickelung unzertrennlich mit der inneren Entwickelung Luthers verflochten sei. Sobald dieser einen Schritt vorwärts that, begann auch für jene ein neuer Abschnitt. Der literarische Kampf über den Ablaß war von beiden Seiten eine Zeit lang mit großer Heftigkeit geführt worden, aber endlich beinahe verklungen vor den andern großen Weltbegebenheiten, dem Tode Maximilians, der Kaiserwahl und was damit zusammenhieng. Luther selbst wußte daß man seine Sache nach Rom gezogen habe, aber in seinem unerschütterlichen Vertrauen auf sein Recht kümmerte er sich nicht viel um die bedrohlichen Gerüchte über den Gang des Processes und die Cabalen seiner Feinde. Er selbst glaubte noch ganz auf kirchlichem Grunde zu stehn und lieferte fortwährend aufrichtig gemeinte Beweise seiner Ergebenheit gegen den Papst und die herrschende Kirchenlehre und Verfassung. Es war ihm noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen daß ihn die Consequenzen seiner bisher innerlich erlebten Ueberzeugung zu einem unversöhnlichen Gegensatz nöthigen mußten, sobald er durch irgend eine äußere Veranlassung dahin geführt wurde sie zu ziehen. Auch fand sich eine solche bald genug. Dr. Bodenstein von Karlstadt, ein damals viel genannter Vertreter der neuen Theologie an der Wittenberger Hochschule, also auch ein eifriger Anhänger Luthers, und Dr. Johann Mayr von Eck, ihr entschiedener Widersacher an der Hochschule zu Ingolstadt, hatten eine öffentliche Disputation über die Lehren von der Gnade und dem freien Willen verabredet. Sie fand im Juni 1519 zu Leipzig Statt. Luther selbst wurde auch mit hinein verflochten, weil unter den von Eck gerügten Irrthümern Karlstadts einige Sätze waren die er in seinen Thesen vom 31. October 1517 aufgestellt hatte. Der wichtigste darunter war daß der Vorrang des Papstes vor allen Bischöfen erst seit Constantin und

Silvester I. eingeführt sei und nicht von der unmittelbaren Uebertragung Christi an Petrus herstamme, wie Eck behauptete.

Die Disputation zwischen Eck und Karlstadt machte keinen besonderen Eindruck auf die herbeiströmenden Zuhörer. Man verlor sich bald in scholastische Subtilitäten und hierin war Eck viel gewandter als sein Gegner, den er auch an jener unfruchtbaren Gelehrsamkeit der Scholastiker weit überbot welche die Briefe der Dunkelmänner so vernichtend persiflirten. Der Kampf zwischen ihm und Luther aber nahm bald eine eigenthümliche Wendung. Eck stützte sich für seine Behauptung auf die späteren Kirchenväter, die päpstlichen Decretalien, die Concilienschlüsse. Es war für Luther unmöglich seine gelehrten Anführungen zu widerlegen, so lange er die Idee der Kirche im bisherigen Sinne festhielt. Wenn sie darnach unter der fortdauernden Einwirkung des heiligen Geistes stand, so durfte sie dieselbe Unfehlbarkeit in allen ihren Aussprüchen und Anordnungen wie die Bibel selbst behaupten, die auch nichts Anderes als ein Erzeugniß desselben heiligen Geistes war. Was für die Kirche im Allgemeinen gelten sollte, wurde mit besonderem Nachdruck für die großen Versammlungen ihrer Lehrer und Regenten auf den Concilien beansprucht. Da konnte nun Luther nicht anders als seine schon lange gewonnene Ueberzeugung daß die Bibel allein das Fundament des Glaubens sei, nach Maßgabe dieses Falles sich und Andern deutlich aussprechen. Er erklärte, es lasse sich nicht beweisen daß ein Concilium nicht auch irren könne. Was noch weiter in der Disputation folgte war gleichgültig. Es verstand sich von selbst daß man zu keiner Vereinigung gelangte und daß die Scholastiker sich einbildeten allen Irrthümern Luthers und seines Anhangs ein Ende gemacht zu haben, weil sie ihre barocken Formeln und ihren hohlen Gedächtnißkram von Citaten und Argumenten geläufiger hergesagt hatten als ihre Gegner. Das einzig Wichtige an dem ganzen Vorgang war Luthers Erklärung gegen die Unfehlbarkeit der Concilien, also auch der Kirche und der Päpste. Ihr Eindruck war sogleich im ersten Augenblick ein unermeßlicher auf alle Zuhörer.

Luther selbst gab die Leipziger Disputation Veranlassung daß er sich genauer mit den Quellen beschäftigte aus denen das katholische System geschöpft war. Er gieng mit seiner gewöhnlichen Rastlosigkeit an das Studium der päpstlichen Decretalien und anderer von seinem Gegner citirten Schriften um die er sich bisher weniger bemüht hatte. Denn sein gelehrter Fleiß hatte sich, soweit er vor seiner praktischen Thätigkeit als Lehrer und Pfarrer Raum dazu fand, meist auf das unablässige Studium der Bibel und der älteren Kirchenväter, namentlich des Augustinus concentrirt. Er sah bald, wie sehr alle jene Fundamente des damaligen Systems der kirchlichen Lehre und Verfassung der Bibel, dem einzigen Fundament seines Glaubens, widersprachen. Bisher wußte er in seiner treuherzigen Einfalt eigentlich noch gar nicht wie weit die Kirche von dem Christenthum abgekommen war. Er

hatte immer sich damit beruhigt, wenn er die furchtbaren Mißbräuche in ihrer Lehre und Verfassung sah, daß dies nicht die wahre Meinung der Kirche sein könne, sondern die Schuld einzelner verirrter oder verderbter Personen die sie jener aufbürdeten. Sein Schluß war, der Bibel widersprechend werde und könne die Kirche nichts lehren, weil die Kirche wie er selbst die Bibel als Richtschnur des Glaubens annehme.

Bis sich Luthers Augen öffneten gieng sein Herz beinahe in Stücke. Die angeborene und angelebte Ehrfurcht vor dem Heiligsten was er in der Welt kannte stritt mit seinem Gewissen das ihm noch heiliger war. Mißtrauen in die Kraft seines eigenen Geistes verband sich mit dem mächtigen Einfluß der Gewöhnung und der Furcht vor der Schmach und Verantwortlichkeit der Ketzerei. Er fühlte in sich die ganze Last einer Entscheidung von der der weitere Gang der Geschichte abhieng. Allein hätte er sie wohl kaum bewältigt, aber gerade jetzt führte ihm das Geschick in Philipp Melanchthon den rechten Mann zu, der seinem umnachteten Geist zur Klarheit und seinem gequälten Herzen zur Ruhe verhalf. Melanchthon war seit Kurzem als ein frühreifes Talent an die Universität Wittenberg gerufen. Ein Landsmann und Schüler Reuchlins suchte auch er die eigentliche Aufgabe der humanistischen Studien in ihrer Beziehung zur Theologie, namentlich in der gründlichen Beschäftigung mit der Bibel im Urtext. Sein Geist war viel besser mit der formalen Schärfe des Denkens und der Fähigkeit zu abstracten Begriffen ausgerüstet als der Luthers. Darum war er für ihn gerade jetzt wie vom Himmel gesandt, wo es ihm auf das genaueste philologische Verständniß des Bibelwortes und seine Fassung zu einem theologischen System ankam.

In derselben Zeit wo Eck in Rom sich persönlich um die Ausfertigung einer päpstlichen Bannbulle gegen Luther bemühte, sie auch wirklich erhielt und mit ihrer Verkündigung in Deutschland beauftragt wurde — man glaubte den lästigen deutschen Mönch auf diese Art am besten beseitigen zu können — erklärte Luther rückhaltlos seinen Abfall von dem Papstthum und was damit zusammenhieng. Es geschah im August 1520 in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Hier fand sich alles das zusammengefaßt was bisher die verschiedensten Stimmen gegen Rom vorgebracht hatten. Aber alle Angriffe gegen den Irrthum und den Verderb in der römischen Kirche erhielten durch die entschiedene und begeisterte Ausführung des Gedankens von der allgemeinen Priesterschaft aller Christen eine Folie welche das Gemüth befriedigte.

Die bisherigen Führer der Opposition traten von nun an neben Luther in den Hintergrund. Nur wenn sie sich ihm anschlossen und seinem Geiste, dem echtvolksthümlichen, sich unterordneten, war ihnen eine große Wirksamkeit gesichert. Am deutlichsten erweist dies Ulrich von Hutten. Früher ein Humanist mit politischer Färbung und einem warmen Interesse für seinen

Digitized by Google

Stand und für seine Nation hatte er sich um die religiösen Fragen nur in soweit gekümmert, als sie mit seinem politischen Streben und mit dem allgemeinen Kampfe gegen die Knechtschaft der Geister zusammenhiengen. Nunmehr aber wurde auch er von dem stärkeren Geiste und dem tieferen Gemüthe Luthers erfaßt und in den Strom der kirchlichen Bewegung fortgerissen. Er wurde seinen früheren Bestrebungen nicht untreu: im Gegentheil erhielten sie durch das echtsittliche Element religiöser Erhebung, das von Luther stammte, eine größere Weihe und einen lebhafteren Schwung, denn auch er konnte sich jetzt keine Erneuerung der deutschen Nation und ihres Adels, keine Wiederherstellung ihrer alten Würde und Herrlichkeit denken, ohne eine Erneuerung der Kirche. Es giengen um diese Zeit mehrere Flugschriften von ihm aus, voll des glühendsten Patriotismus. Sie waren zunächst darauf berechnet seine Standesgenossen zu lebhafter Theilnahme an den großen Interessen der Nation, den politischen und kirchlichen, zu entflammen. Auch Luther hatte darum sein entscheidendes Wort, seinen Absagebrief von dem Papstthum, an den christlichen Adel deutscher Nation, an Fürsten und Ritter gerichtet. Auch er that ihnen die Ehre an, von ihnen, den Häuptern des deutschen Volkes, den Beginn des großen Werkes zu hoffen und zu verlangen. Hutten wandte sich noch besonders an die Fürsten, auch an den jungen Kaiser und seinen Bruder. Der Kaiser sollte dem Adel wieder zu seiner alten vermeintlich rechtmäßigen Freiheit verhelfen, er sollte sich nur als deutschen Kaiser fühlen, Italien und alle andern dem Reiche entfremdeten Lande mit der deutschen Ritterschaft und nicht durch geworbene Truppen erobern, die Türken aus Europa verjagen, die Reichsverfassung verändern, daß nicht blos die Fürsten, sondern die eigentliche Blüthe der Nation, der Adel, in ihr vertreten sei, endlich und hauptsächlich Rom züchtigen und die Kirche reformiren. Dafür wurde ihm mehr Macht, Ansehen und Ehre verheißen als einer seiner Vorgänger besessen hatte.

Auch Huttens scharfer Verstand machte den Trugschluß der sich in ähnlichen geschichtlichen Lagen immer wiederholt. Er glaubte daß der Mann welcher die Geschicke der Zukunft in seiner Hand habe, seine Macht und seinen Beruf ebenso gut wie die ganze Welt kennen und darnach handeln müsse. Jedenfalls traf Hutten das weltgeschichtlich Richtige, wenn er die Ehre und die Kraft der deutschen Nation mit der Reformation unzertrennlich verband. Daß er sich in den deutschen Fürsten, in seinen Standesgenossen, vor Allem in dem jungen Kaiser irrte, ist nur eine Schmach für sie, nicht für ihn.

Er begnügte sich nicht mit der Feder für die Erhebung Deutschlands und die Wiederherstellung des evangelischen Christenthums zu arbeiten. Am liebsten hätte er das Schwert gezogen, einstweilen aber suchte er persönlich an allen Orten dafür zu wirken. An den Höfen, namentlich an dem Mainzer des Kurfürsten Albrecht, auf den Burgen des Adels, selbst in den Städ-

ten machte er den begeisterten Prediger der Ideen Luthers. Ein guter Theil der unermeßlichen Schnelligkeit mit der sie ganz Deutschland ergriffen ist seiner rastlosen Thätigkeit zuzurechnen.

Schon nach wenigen Monaten gab es keinen noch so entfernten Winkel unseres Vaterlandes, in welchem sich nicht einige reformatorische Zuckungen spüren ließen. Im Herzen des Reichs, am Rhein, in Schwaben, Franken und Thüringen, war die Bewegung auch jetzt am tiefsten. Die Reichsstädte mit ihrer gebildeten und leichterregbaren Bevölkerung wurden zum größten Theil für Luthers Sache gewonnen. Ihr Beispiel wirkte wie gewöhnlich auf andere Städte ringsum, je nach dem Maße wie sie durch ihre herkömmliche Stellung zu der größeren Stadt auch sonst an der bürgerlichen Cultur Theil zu nehmen pflegten.

In den größten Städten, wie Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Basel, Speier gab es überall persönliche Freunde und Schüler Luthers in den verschiedensten Stellungen, entweder in bürgerlichen Aemtern oder als Geistliche und Lehrer an den Schulen. In Verbindung mit den nunmehr überall verbreiteten Gelehrten der eigentlich humanistischen Richtung hatten sie schon bisher im neuen oder wittenbergischen Geiste gewirkt. Wenn es auch nur mit Vorsicht geschah, so war der Boden doch bestens vorbereitet. Man kann sich denken wie sie sich jetzt verhielten. Bald hörte man dieselben Grundsätze die Luther ausgesprochen, von der Kanzel herab bei ungeheuerem Zulauf des Volks verkünden. Die Messe dagegen und der ganze Gottesdienst nach bisherigem Ritus wurde vor leeren Bänken gehalten. Die Obrigkeiten schritten entweder nicht dagegen ein oder sie begünstigten offen diese Anfänge der wirklichen Reformation. Sie verlangten wohl schon von den Geistlichen daß sie das reine Wort Gottes verkündigten und sich blos an das Evangelium hielten, daß sie die überflüssigen oder der Seligkeit schädlichen Kirchengebräuche abthäten.

So geschah es in Zürich. Hier war der Pfarrer am großen Münster, Huldrich Zwingli, wie so viele seiner Amtsgenossen, schon längst von dem Verderbniß der Kirche überzeugt. Doch erst Luthers Auftreten öffnete sein Auge für die einzige Möglichkeit, wie die Kirche zu einer Reformation gelangen könne. Früher hatte er noch geglaubt daß sie von den Häuptern der Kirche oder einem Concil ausgehn müsse. Jetzt verkündigte er mit größter Entschiedenheit, daß nur die Laien die Reformation bewirken könnten, wenn sie nach den Worten Luthers der päpstlichen Tyrannei absagten und ihre Pfarrer anhielten nur das Evangelium zu lehren.

Auch in den fürstlichen Territorien begannen ähnliche Bewegungen. Die Fürsten selbst und ihre Regierungen bekümmerten sich nicht viel darum oder waren auch im Stillen damit einverstanden, was selbst bei geistlichen Fürsten vorkam. Am meisten schritten sie in den Ländern des sächsischen Kurhauses fort, wo ja der Herd der Bewegung lag. Friedrich der Weise fiel nicht öffent-

Digitized by Google

lich von dem Papste und dem Katholicismus ab, dazu war seine Natur zu gemäßigt oder indolent und das Neue noch zu unfertig. Aber er zeigte jedesmal eine Entschiedenheit die man ihm nicht zutraute, wenn es galt seine Universität oder Luther selbst gegen Gewaltstreiche zu sichern mit denen man römischer Seits den jetzt nicht blos lästigen sondern auch furchtbaren Mönch am liebsten für immer abgethan hätte.

Schon fanden sich auch in allen Rangordnungen der deutschen Geistlichkeit, von den höchsten bis zu den niedrigsten, von den Bischöfen, Domherren, Aebten, reichsunmittelbaren Prälaten herab bis zu den gewöhnlichen Dorfpfarrern und den ärmsten Klosterbrüdern offene Anhänger Luthers, die seine Sache mit allen Waffen verfochten welche ihnen zu Gebote standen.

Noch einmal faßte Luther alle Beschwerden des deutschen Volks und des evangelischen Christenthums gegen das wälsche Pfaffenthum und das römische System der Lehre und Kirchenverfassung in einer Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche zusammen. Es ist schwer zu sagen ob sie oder ihre Vorgängerin, jene Apostrophe an den christlichen Adel deutscher Nation, größere Wirkung hervorbrachte. An Tiefe und Fülle des Inhalts und rückhaltloser Kraft des Ausdrucks sind sie sich völlig gleich und in der Literatur dieser Zeit unübertroffen. Alles was die Feinde dagegen aufbieten konnten macht durch seine innere Nichtigkeit bei der größten Pöbelhaftigkeit der Sprache auch jetzt noch einen ebenso jammervollen Eindruck wie in der damaligen Zeit. Wenn etwas noch nöthig war Luthers Sache zu fördern, waren es Feinde dieser Art.

Mitten in eine solche Stimmung der deutschen Nation kam Eck mit seiner Bannbulle aus Rom. Aber an vielen Orten durfte er es nicht wagen sie zu publiciren, weil die furchtbarsten Ausbrüche des Volkszornes zu erwarten standen. An andern Orten wurde es ihm von der Obrigkeit geradezu verboten, ja selbst geistliche Fürsten weigerten sich es zu erlauben. Der Bischof von Bamberg erklärte ihm offen daß er und sein ganzes Capitel gut lutherisch seien. So war es nur der Ausdruck der öffentlichen Meinung und nichts weiter, als Luther selbst die Bannbulle für ein Werk des Teufels erklärte, an ein allgemeines christliches Concil appellirte und die Bulle nebst dem kanonischen Rechte, der Quelle der päpstlichen Macht, am 10. December 1520 vor der Stadt Wittenberg feierlich verbrannte. Seine und der deutschen Nation Lossagung von Rom war durch diese symbolische Handlung unwiderruflich besiegelt und darum wurde die Kunde davon in ganz Deutschland erst mit Erstaunen, bald aber mit unendlichem Jubel begrüßt.

Ungefähr einen Monat später, am 28. Januar 1521, eröffnete der neue Kaiser Karl V. seinen ersten Reichstag zu Worms. Er hatte erst jetzt Muße gefunden Spanien zu verlassen und die Krone Karls des Großen in Aachen zu empfangen. Er fand eine Menge der wichtigsten politischen Geschäfte vor die hier im Sinn der Wahlcapitulation erledigt werden sollten.

Digitized by Google

Zuerst wurde das Reichsregiment wiederhergestellt. Dies Mal trugen die Wünsche der Stände den entschiedensten Sieg davon troß des Widerstrebens des Kaisers und seiner österreichischen Räthe, die gerne dasselbe Spiel wie unter Maximilian von Neuem begonnen hätten. Abgesehen von unbedeutenden Zugeständnissen von Seiten der Reichsstände trat es im Wesentlichen in der Form wieder ins Leben die es im Jahre 1500 erhalten hatte, unter dem Titel Kaiserlicher Majestät Regiment im Reiche. Doch sollte es zunächst nur für die Zeit der Abwesenheit Karls von Deutschland bestimmt sein. Als seinen Statthalter dabei ernannte er seinen jüngeren Bruder den Erzherzog Ferdinand.

Auch das Kammergericht wurde von Neuem in Thätigkeit gesetzt. Auch hier wurde die Ordnung von 1495 nur mit einigen Zusätzen und Verbesserungen angenommen und von jetzt an blieb es, kurze Unterbrechungen abgerechnet, wirklich im Gange. Dem Reichsregiment wurde die Oberaufsicht darüber eingeräumt und für die Unterhaltungskosten beider eine Geldumlage für das ganze Reich, eine sogenannte Reichsmatrikel im Sinne der Costnitzer Beschlüsse von 1507 eingeführt.

Nun glaubte der Kaiser auf Kriegshülfe von Seiten des Reichs rechnen zu dürfen, zunächst für seinen Römerzug, dann zur Eroberung der dem Reiche entfremdeten Länder in Italien, namentlich des Herzogthums Mailand das seit einer Reihe von Jahren von den Franzosen besetzt war. Dagegen ließ sich nichts einwenden, denn der Kaiser konnte sich dabei auf seine Wahlcapitulation berufen. So bewilligte man ihm 4000 Reiter und 20000 Fußgänger, einstweilen auf ein halbes Jahr, aber unter deutschen Hauptleuten und Führern. Die damalige Art der Vertheilung des Contingentes auf die Reichsstände blieb, ebenso wie die Matrikel für das Reichskammergericht, die Grundlage aller künftigen Anschläge.

Dadurch erstand auch die Kreiseintheilung wieder welche nur dem Namen nach fortgedauert hatte, obgleich sie seit 1512 durch vier neue Kreise erweitert worden war. Es war noch ein obersächsischer, ein oberrheinischer, ein österreichischer und burgundischer hinzugekommen. Die Kreise wurden wie früher auch jetzt zur Grundlage für die Wahlen zum Reichsregiment, für die Besetzung des Kammergerichts und die Matrikel gemacht.

Derselbe Reichstag sprach auch die Entsetzung des Herzogs Ulrich von Wirtemberg aus und erkannte es als Recht des schwäbischen Bundes sein Land zum Ersatz für die Kriegskosten zu behalten. Der Bund überließ es gegen Erstattung dieser sehr beträchtlichen Summe an den Kaiser der es wohl gerne selbst behalten, aber damit gegen alles Herkommen verstoßen und die Eifersucht der Stände erregt hätte. Er gab es darum seinem Bruder Ferdinand zu Lehen. Mit ihm nahm er eben damals eine förmliche Erbtheilung vor. Der Kaiser behielt Spanien sammt den europäischen und indischen Nebenländern und Burgund; Ferdinand bekam das übrige Erbe des Hauses

Oesterreich, das Erzherzogthum, Steier, Kärnthen, Krain, Tyrol, die sogenannten vorderösterreichischen d. h. althabsburgischen Lande in Schwaben und Elsaß, auch die großen Anwartschaften auf Böhmen und Ungarn. Damit wurde am 28. April 1521 die Spaltung des Hauses Habsburg in seine zwei Hauptlinien, die spanisch-burgundische und die deutsche, vorläufig entschieden und durch einige spätere Verträge vollständig durchgeführt.

Zuletzt wurde in Worms das vorgenommen was die ganze deutsche Nation für das Erste und Dringlichste hielt, Luthers Sache. Da Luther in allen Formen des geistlichen Rechts zum Widerruf aufgefordert und ihm eine Frist gesteckt war nach deren Ablauf er als hartnäckiger Ketzer dem Bann verfallen sein sollte, so war es dem bisherigen Gebrauche der Kirche zuwider, jetzt wo die Frist lange abgelaufen und Luther durch eine Handlung noch nie erhörten Trotzes geantwortet hatte, noch einmal darauf zurückzukommen. Der Bann hätte unmittelbar zur Reichsacht führen müssen, nicht aber die Sache wie noch gar nicht behandelt betrachtet werden sollen. Der päpstliche Nuntius in der Begleitung des Kaisers machte dies auch nachdrücklich geltend. Die deutschen Fürsten dagegen hielten eine andere Ansicht fest. Sie wollten zum großen Theil nichts von der Bulle wissen. Wollte der Kaiser nicht gleich bei seinem Regierungsantritt sich mit mehreren der angesehensten verfeinden, so mußte er ihnen einigermaßen willfahren. Er hatte bei seiner Ankunft in Deutschland versprochen Luthers Sache auf dem ersten Reichstag vorzunehmen, und that es, aber in anderem Sinne als das deutsche Volk erwartete.

Luther erschien unter kaiserlichem Geleite zu Worms, aber statt mit ihm auf theologische Verhandlungen einzugehn, wie er selbst gehofft hatte, wurde er blos aufgefordert die Schriften die man ihm vorlegte als seine Werke anzuerkennen und wenn er es thäte, die darin enthaltenen Irrthümer zu widerrufen. Luther hatte noch wenig mit Großen und Vornehmen zu thun gehabt. Er war in seiner äußeren Erscheinung immer noch ein armer und gedrückter Mönch. Doch ließ er sich durch den imposanten Eindruck der kaiserlichen und fürstlichen Macht und Herrlichkeit nicht verwirren. Er erkannte seine Bücher und ihren Inhalt ohne Zögern an und erklärte daß er nicht widerrufen werde, es sei denn daß er aus Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit offenbaren, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwiesen werde, denn er glaube weder dem Papste noch den Concilien allein, weil es offen am Tage sei daß sie sich oft geirrt und selbst widersprochen hätten. Es war das Nämliche was er schon häufig ausgesprochen, nur der Ort und die Umgebung gaben ihm eine so gewaltige Bedeutung daß es auf die Versammlung und auf ganz Deutschland wie ein neuer noch kühnerer Schritt als alle seine bisherigen wirkte.

Die Mehrzahl der in Worms versammelten Reichsstände war ihm und seiner Sache geneigt. Aber wer den einmal bestehenden Gesetzen nicht offen entgegentreten wollte, konnte jetzt nicht mehr anders als die Verkündigung der

Digitized by Google

päpstlichen Bulle und in Folge davon die Reichsacht ergehn lassen. Am 26. Mai 1521 wurde sie gegen Luther und seine Anhänger ausgesprochen. Bei der großen Selbständigkeit der einzelnen Territorialstaaten und den langwierigen und schwerfälligen Formen in denen sich nicht blos die Verhandlung der allgemeinen Reichsangelegenheiten sondern auch die Vollziehung der ständischen Beschlüsse bewegten, war mit dem Erlaß der Acht für Luthers Person noch keine besondere Gefahr verbunden. Kurfürst Friedrich ergriff nach seiner Art den Ausweg ihn für eine Zeit lang auf die Wartburg bei Seite bringen zu lassen und in freiem Gewahrsam zu halten, bis sich die grenzenlose Aufregung in allen Ständen und Theilen des deutschen Volkes über Luthers Acht und das kaiserliche Edict zur Abstellung aller Neuerungen etwas gelegt haben würde.

Der Kaiser selbst konnte nichts für die Beschleunigung des Verfahrens gegen Luther und die Befolgung seines Edictes thun, weil er kurz nach dem Schlusse des Reichstages Deutschland verließ, wo das Reichsregiment unter Erzherzog Ferdinand seine Wirksamkeit begann.

Karl fühlte sich zuerst als König von Spanien und sah die deutsche Krone als ein Ehrenamt und sehr erwünschte Zugabe an, die ihm bei günstiger Gelegenheit wohl auch manchen Vortheil bringen konnte. Jetzt wo es zwischen ihm und Franz I. zu vollständigem Bruche gekommen war, verstand es sich von selbst daß er sich nach Spanien begab, wo die Hauptsumme seiner Kräfte lag. Dort rüstete er sich um seinen Feind in Italien anzugreifen.

Die deutschen Fürsten hatten dies vorausgesehen und darnach ihre Bedingungen in der Wahlcapitulation gestellt. Sie waren im Ganzen mit dem Ergebniß des Wormser Reichstags zufrieden. Ohne großen Widerstand von kaiserlicher Seite war hier ihren hauptsächlichsten Wünschen für die Verfassung des Reichs so willfahrt worden daß man sich auch ohne die fortwährende Gegenwart des Kaisers leidlich behelfen zu können meinte.

Anders urtheilte die Masse des deutschen Volks. Wenn der junge Kaiser auch nichts weiter gethan hätte als die Acht und das Edict erlassen, so wäre es doch auf immer mit seiner Popularität vorbei gewesen. Aber man hatte auch sonst die ausschweifendsten und entgegengesetzten Hoffnungen an ihn geheftet. Huttens feurige Worte an die beiden Enkel Maximilians waren der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Jetzt wo Alles so anders gekommen war, mußte die revolutionäre Gesinnung in allen Ständen des deutschen Volkes unaufhaltsame Fortschritte machen. Die Gemüther hatten einstweilen noch bis zu dem Thronwechsel Frist gegeben. Er war erfolgt und hatte gerade das Gegentheil von dem gebracht was Deutschland ersehnte. So blieb nichts als die Selbsthülfe übrig.

Digitized by Google

Kapitel XVII.

Die politischen und socialen Revolutionsversuche im Gefolge der Reformation. Franz von Sickingen gegen die deutschen Fürsten. Der große Bauernkrieg.

Luther saß in tiefer Verborgenheit auf der Wartburg und beschäftigte sich eifrigst mit der Uebersetzung des neuen Testamentes nach der Ausgabe des Erasmus, aber seine Anhänger in Wittenberg und an unzähligen andern Orten in Deutschland wirkten auch ohne ihn in dem einmal angeregten Geiste weiter fort.

Unter allgemeinem Beifall der Laien begannen schon jetzt einzelne Priester sich von dem Cölibate loszusagen und Dr. Karlstadt rechtfertigte ihr Verhalten in einer eigenen Schrift. Bald gieng er, der nach Luthers Entfernung den bedeutendsten Einfluß in Wittenberg gewonnen, noch weiter. Er trat in Verbindung mit schwärmerischen Sectirern in Zwickau welche aus der extremen hussitischen Partei der Taboriten hervorgegangen waren. Er ließ sich von ihnen bis zu einer solchen fanatischen Wuth gegen alles bestehende Kirchenthum, nicht blos gegen die von Luther verworfenen Auswüchse, fortreißen daß ein völliger Umsturz alles dessen zu befürchten stand was bisher in Kirche und Staat als allgemein gültig angesehen wurde.

Luther war auf der Wartburg aufs Genaueste von den Zuständen in Wittenberg unterrichtet. Er erkannte sogleich die Gefahr in ihrer ganzen Ausdehnung, als seine Freunde, darunter auch Melanchthon noch nicht recht wußten wie sie sich dabei benehmen sollten. So erschien er plötzlich und sogar gegen den Willen des Kurfürsten in Wittenberg um sein Werk zu retten. Denn nach seinem Sinne war es das Entsetzlichste was er erleben konnte, wenn die Bedeutung der gereinigten evangelischen Lehre in einen bloßen Zerstörungskrieg gegen die bisherigen Formen und in den ergebnißlosen Hochmuth sie vernichtet zu haben gesetzt würde. Davon abgesehen fürchtete er mit Recht daß von nun das Zerstören gar keine Schranken mehr haben werde. Es gelang ihm mit Ernst und Milde die Sache in Wittenberg von der bedenklichen Bahn ab und wieder zur Mäßigung hinzulenken. Was hier in Wittenberg geschah, gewann für ganz Deutschland durchgreifende Bedeutung, denn überall erhoben sich zerstörungslustige Führer und Haufen die zuerst gegen die Bilder, Heiligthümer und Geräthschaften des Gottesdienstes, gegen die Personen der Priester und Mönche, gegen den ganzen Cultus nach römischem Gebrauche wütheten, aber auch schon weiter giengen und Anstalten zu der vollständigen Wiederaufrichtung des evangelischen Lebens nach ihrem

Eigensinn machten. Sie begriffen nicht wie Luther sich gegen sie erklären konnte, da sie doch nur nach seiner Lehre handelten. Allerdings waren es Folgerungen seiner eigenen Worte, aber solche die nur der Verstand und nicht das Gemüth gezogen hatte, worauf es für das Gedeihen der Reformation allein ankam.

Als rechtes Gegengewicht gegen diese verderblichen Abirrungen ließ Luther jetzt seine Uebersetzung des neuen Testamentes ausgehn. Sie konnte wohl sofort nach ihrem Erscheinen in manchen Ländern verboten werden, doch machte sie überall denselben Eindruck den sie heute noch macht und stäts machen wird. Jetzt erst fühlte das deutsche Volk daß ihm das Evangelium in seiner Reinheit geboten wurde, von dem es bis dahin nur halbwahre Ahnungen gehabt hatte. Luthers Uebersetzung des neuen Testaments und der übrigen Theile der Bibel die diesem ersten nach und nach bis zum Jahre 1534 folgten, bezeichnet zugleich den Höhepunkt seines eigenen inneren Wachsthums und die Spitze der Richtung die wir die echte deutsche Theologie des Mittelalters nennen, die innerlichste Vermittelung unseres Volksgeistes mit dem Wesen des Christenthums.

Das Werk ist die Grundlage unserer neuen Sprachentwickelung geworden und nimmt auch in dieser Beziehung in unserer Culturgeschichte eine Stelle ein wie kein anderes vor ihm und nach ihm. Luther hat darin als echter Mann des Volkes die gesundesten Säfte aus dem ganzen Körper unserer Sprache verarbeitet. Die wüste Gährung in der sie sich damals befand, war hier zum ersten Male abgeklärt. Das Hochdeutsche, die organische Fortsetzung jener Sprache welche in der moralischen und theologischen Prosa des 14. Jahrhunderts in klarem und warmem Flusse dahin geströmt war, erscheint hier bei Luther in dem Geiste der Neuzeit wiedergeboren. Die Rohheit und Ungelenkigkeit der Uebergangsperiode, der Revolution, die alle Gebiete, auch das der Sprache erfaßte, das Hereinbrechen der Volksdialekte und die holperige Nachahmung der antiken Diction ist hier überwunden. Das Verdienst der Bibelübersetzung und in ähnlichem Maße auch aller andern deutschen Schriften Luthers kann man erst dann recht erkennen, wenn man selbst die bedeutendsten gleichzeitigen Producte der deutschen Literatur, z. B. die deutschen Schriften eines Hutten damit vergleicht, wo es noch an allem Gefühle für die Form und den Geist der Sprache fehlt.

Jetzt war endlich das Reichsregiment zu Nürnberg ungestört in Thätigkeit getreten. Im Anfang hatte es noch öfter durch die Einwirkungen der kaiserlichen Räthe zu leiden gehabt. Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf die innern und äußern Reichsangelegenheiten im Sinne der Stände, vorzugsweise aber auf die erstern und hier wieder besonders auf die Sache der Reformation. Es war von großem Vortheil für sie und Luther daß der Kurfürst Friedrich auch im Regimente den größten Einfluß besaß und dadurch

alle Maßregeln vereitelte die man zur strengen Vollziehung des Wormser Edictes in Vorschlag brachte.

Das Colleg trat in Unterhandlung mit dem neuen Papst Hadrian VI., einem Niederdeutschen von Geburt, der durch den Einfluß seines Schülers Karls V. den römischen Stuhl nach Leos X. Tode 1521 bestiegen hatte. Er hegte mit deutschem Ernste große Reformpläne für die Kirche, nur in anderem Sinne als Luther. Ihm so wie der humanistisch-antikisirenden Richtung der damaligen Zeit und des damaligen Roms war er entschieden abgeneigt. Er glaubte alle Gebrechen der Kirche ließen sich durch eine Reformation von oben herab heilen. Dabei dachte er sogar an eine unumwundene Verzichtleistung auf alle weltliche Hoheit und Gerechtsame der Kirche, die er so wie Jedermann für die Hauptquelle ihres Verderbnisses ansah. Aber weder in Italien noch in Deutschland fand er Anklang für seine Bestrebungen. Dort wollte man um jeden Preis die unermeßlichen Vortheile sich erhalten die nur aus der Verweltlichung der Kirche flossen, hier wollte man weder von dem Papstthum, noch überhaupt von dem Katholicismus mit seiner bisherigen Verfassung und Lehre etwas wissen. Auf die Anträge des päpstlichen Nuntius antwortete das Regiment mit der Forderung eines allgemeinen christlichen Concils, das wo möglich schon im nächsten Jahre und mit Sitz und Stimme für die Laien gehalten werden solle. Einstweilen wolle man daß im Reiche nichts weiter gelehrt werde als das reine lautere Evangelium nach der Auslegung der bewährten und von der Kirche angenommenen Schriften.

Das Regiment legte seine Antwort an den Nuntius den zum Reichstage versammelten Ständen vor, die sie in derselben Fassung annahmen. Damit war das Wormser Edict thatsächlich aufgehoben und die Sache der Kirchenverbesserung als die Sache des ganzen Reiches unumwunden anerkannt.

Aber es gab noch andere Ereignisse welche die Reichsregierung beschäftigten. Die Unzufriedenheit des niedern Adels war endlich nach vielen kleineren Ausbrüchen durch Franz von Sickingen auf einen Punkt concentrirt worden.

Franz von Sickingen, an der Nahe und anderwärts auf dem linken Rheinufer reich begütert, galt schon unter Kaiser Maximilian für den tapfersten und angesehensten Mann unter der deutschen Reichsritterschaft. In der Hauptangelegenheit seines Standes, in dem Ringen nach unumschränkter Selbständigkeit und thätiger Theilnahme an der Vertretung und Regierung des Reichs hatte er sich vorzugsweise bemerkbar gemacht. In den innern Fehden und Streithändeln zwischen den Fürsten unter sich und mit den Städten oder der Ritterschaft hatte er mehr als einmal den Ausschlag gegeben. Bei der Thronbesteigung Karls V. war er nicht blos der erste Mann seines Standes in ganz Deutschland, sondern an Besitz und Geldmitteln manchem Fürsten gleich, an allgemeiner Achtung im Volke den meisten überlegen. Seine Popularität

wuchs noch durch die eifrige Theilnahme die er der Sache und Person Luthers bezeigte. Auf seiner Ebernburg gewährte er Hutten und andern Vorkämpfern der Freiheit gastfreundliche Aufnahme und vollkommenste Sicherheit und hatte beide Luther selbst nach dem Erlaß des Achtdecretes und des Wormser Edictes angeboten. Wie man im Volke glaubte, war es Sickingens drohende Haltung in unmittelbarer Nähe der Stadt Worms welche Luther auf dem Reichstage des Jahres 1521 vor dem Schicksal des Johannes Huß bewahrte.

Im Frühjahr 1523 war die Zeit gekommen die Sickingen zur Ausführung seiner großen Pläne für geeignet hielt. Es waren dieselben die Hutten so oft mit der Feder verfochten hatte: Erneuerung der Kirche und des Reichs, Wiederherstellung der alten Größe der deutschen Nation durch den Sturz der Fürsten und die Erhebung des Adels. Weitschichtige Vorbereitungen waren gemacht, geheime Unterhandlungen nach allen Seiten hin, sogar mit den Städten angeknüpft worden. Durch ihr Interesse für Luther und ihre Abneigung gegen die Fürsten sollten sie, wie Sickingen und Hutten hofften, vermocht werden die unzähligen Drangsale zu vergessen die sie von Sickingen selbst und seinen Standesgenossen noch bis in die letzte Zeit erfahren hatten. Doch giengen sie nur zögernd auf seine lockenden Anträge ein und Sickingen sah bald daß er sich nur auf seine eigene Kraft und vielleicht auch auf die Hülfe seiner Standesgenossen verlassen könne, wenn sie durch glänzende Erfolge fortgerissen würden. Es gelang ihm als dem berühmtesten deutschen Feldhauptmann dieser Zeit, der Kosten nicht zu scheuen brauchte, leicht ein stattliches Heer von geworbenen Landsknechten und zahlreichen Freiwilligen zusammenzubringen. Damit griff er seinen Nachbar und alten Feind, den Trierer Erzbischof Richard an. Er fiel in das Land ein und kündigte sich dem Volk als Erlöser von dem schweren und antichristlichen Joche der Pfaffen an. In raschem Anlauf eroberte er auch wirklich das Erzstift bis auf die Stadt Trier selbst. Ganz Deutschland zuckte in revolutionärer Aufregung bei der Kunde von Sickingens lang erwartetem Losbruche und die Fürsten erkannten die Gefährlichkeit des Augenblicks in ihrem vollen Umfang. Die abwehrenden Mandate des Reichsregiments trieben Sickingens Landsknechte nicht zurück und brachten seine Feldstücke nicht zum Schweigen. Der Kurfürst von Trier, der von der Pfalz und der Landgraf von Hessen vergaßen jetzt die kleinen Zerwürfnisse und Feindseligkeiten die sie sonst getrennt hatten. Sie setzten sich mit dem schwäbischen Bunde in Verbindung und giengen mit gemeinsamen Kräften auf den gemeinsamen Feind aller Fürsten los. So zwangen sie ihn zur Aufhebung der Belagerung von Trier, trieben ihn aus dem Lande, nöthigten dann seine offenen und geheimen Bundesgenossen am Rhein, in Franken und Schwaben zur Unterwerfung und belagerten endlich seine Burg Landstuhl, bei deren Vertheidigung er selbst tödtlich verwundet wurde. Hutten, die eigentliche Seele Sickingens, verlor durch seinen Unter-

gang Heimath und Obdach und starb bald darauf in wahrhaft tragischer Armuth und Verlassenheit auf der Insel Uffenau im Züricher See.

Das Reichsregiment hatte während des Sickingischen Krieges eine eigenthümliche Haltung eingenommen. Erst mahnte es Sickingen in sehr gemäßigten Ausdrücken von seinem landfriedensbrecherischen Unternehmen ab. Dann schützte es durch sehr entschiedenes Auftreten gegen die Fürsten und den Bund den reichsfreien Adel, soweit er nicht durch offene Theilnahme an der Fehde der Reichsacht verfallen war. Denn die Fürsten und der Bund hofften den Eindruck ihres unerwarteten Sieges und ihrer einmal schlagfertigen Heeresmacht zu benutzen um alle ihnen gefährlichen Elemente in jenem Stande wenigstens innerhalb ihrer Territorien und in der Nachbarschaft zu vernichten. Daraus entstanden Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Regiment die zu seiner Neubesetzung auf dem Reichstag zu Nürnberg 1524 führten. Der vorwiegende Einfluß des Kurfürsten von Sachsen hörte nun auf und damit auch die offene Gunst der höchsten Gewalt im Reiche für die Sache der Reformation und Luthers. Der päpstliche Legat schöpfte aus der Veränderung im Regiment neue Hoffnungen für die kirchliche Haltung des Reichstags, aber darin sah er sich bald getäuscht. Es gelang ihm nicht einen kräftigen Reichsschluß zur Durchführung des Wormser Edictes zu erwirken. Man ließ sich auf nichts als auf eine Wiederholung der alten Klagen und Forderungen ein: Concil, einstweilen freie Verkündigung des Evangeliums nach der Auslegung der bewährtesten Kirchenlehrer.

Wenn die Reichsstände so gesinnt waren, konnte der unaufhaltsame Fortschritt der kirchlichen Veränderung nicht Wunder nehmen. Wo nicht wie in Baiern, in Oesterreich, in den sächsischen Landen des Herzogs Georg, des Vetters und Rivalen des Kurfürsten Friedrich, oder in einigen aber nur den wenigsten Stiftslanden die persönliche Abneigung der Landesfürsten gegen Luther eine mehr oder minder strenge äußere Aufrechterhaltung des Edictes erzwang, trat der Abfall von der alten Kirche täglich ungescheuter auf. Aber auch da wo man mit Gewalt gut katholisch sein sollte, wollte man von dem Papstthum nichts mehr wissen und einige Blutzeugen für das gereinigte Evangelium dienten nur dazu es desto festere Wurzeln in den Gemüthern schlagen zu lassen. Der Fortschritt der Reformation gieng überall wo er äußerlich nicht gehindert wurde auf gleiche Weise von Statten: eine Cultusform nach der andern wurde förmlich abgestellt oder hörte von selbst auf, die Messe wurde entweder in deutscher Sprache oder gar nicht mehr gelesen und durch die Predigt ersetzt, das Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt, die Priester verheiratheten sich, die Mönche und Nonnen traten in das weltliche Leben zurück, die Klöster wurden leer: nur die ganz alten oder gebrechlichen von ihren Bewohnern pflegten zurückzubleiben und sich in den verlassenen Mauern nothdürftig zu behelfen. Doch schlossen sich jetzt auch einige Feinde der Reformation enger zusammen. Der päpstliche Legat der in

Digitized by Google

Nürnberg bei den Reichsständen so wenig Erfolg erzielt hatte, Cardinal Campeggio, konnte wenigstens dies günstige Ergebniß nach Rom berichten. Man verstand es dort wie immer meisterhaft auch andere und wirksamere Interessen mit ins Spiel zu bringen als die bloße Ergebenheit gegen den väterlichen Glauben und die Kirche. So wurde dem bairischen Herzoge Wilhelm und dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich der größte Theil sämmtlicher geistlicher Einkünfte in ihren Gebieten bewilligt und zwar einstweilen nur auf kurze Frist, um sie durch die Aussicht auf Verlängerung desto besser zu locken. Auch räumte man ihnen zum Lohn für ihre gute Gesinnung und als Pfand für die Zukunft einen großen Theil der geistlichen Gerichtsbarkeit innerhalb ihrer Territorien auf Kosten der Justiz der Diöcesan-Bischöfe ein, aber auch dies wieder nur für eine bestimmte Frist.

Erwägt man die Bestrebungen der Landesfürsten damaliger Zeit, so sieht man leicht wie sehr sie sich durch Rom auf ihrer Bahn gefördert glauben mußten. Um diesen Preis und aus keinem andern sichtlichen Grund, am wenigsten aus religiöser Ueberzeugung trennte sich eine Anzahl deutscher Fürsten von der Sache des deutschen Volkes und verpflichtete sich auf einem Tage zu Regensburg 1524 in Verbindung mit dem Erzbischof von Salzburg und einigen anderen süddeutschen Bischöfen das Wormser Edict in ihren Ländern nöthigenfalls mit Gewalt aufrecht zu erhalten.

An und für sich wäre der Regensburger Bund für die Sache der Reformation und des deutschen Volkes nicht so folgenreich gewesen, hätte nicht die Reichsregierung durch die Veränderung im Regiment eine ganz veränderte Haltung angenommen. Das Regiment wurde jetzt sogar von Nürnberg nach Eßlingen verlegt, was schwer ins Gewicht fiel. Nürnberg war eine durchweg protestantisch gesinnte Großstadt von europäischer Bedeutung, daher für die bisherige der Reformation zugeneigte, dem Papste und dem Kaiser feindselige Richtung des Regiments der passendste Ort, Eßlingen dagegen eine der kleinsten Reichsstädte und rings von österreichischen, früher wirtembergischen Territorien umschlossen. Hier konnten kaiserliche, österreichische und katholische Einflüsse nach Bequemlichkeit wirken.

Doch mit seiner Verlegung nach Eßlingen kam seine Thätigkeit überhaupt zum Stillstande. Es siechte noch eine Reihe von Jahren hin und zerbröckelte, ohne daß ein ernster Versuch zu seiner Wiedererrichtung gemacht worden wäre. Die stürmischen Ereignisse der nächsten Zeit lenkten die Aufmerksamkeit der Betheiligten nach andern Seiten und seitdem die religiöse Spaltung die Interessen der deutschen Fürsten getheilt hatte, waren sie nicht mehr im Stande eine Einrichtung zu erhalten die auf ihr gemeinsames Zusammenstehn gegen den Kaiser gegründet war.

Jetzt erhielten Einungen wie die Regensburger eine erhöhte Bedeutung. Auch konnte der Kaiser von nun an wo ihn das Regiment nicht mehr hemmte ganz anders in die deutschen Verhältnisse eingreifen. Politische Rück-

Digitized by Google

sichten bestimmten ihn zu einem Zusammengehn mit dem Papste und deshalb auch zu einer feindseligeren Haltung gegen die deutsche Reformation. Nach seinem Wesen konnte er nie ein Verständniß und ein Herz dafür haben, aber noch war er von dem Fanatismus seiner späteren Jahre nicht erfaßt. Noch war Alles in ihm auf die Berechnung politischer Vortheile und Nachtheile gestellt und mit absoluter Herzenskälte wog er seine Beziehung zu der Reformation und zu ihren Feinden darnach ab. Sein angeborenes Phlegma und seine daher stammende Scheu vor Allem was großer und kühner Entschlüsse und des Enthusiasmus bedarf, fühlte sich nicht wenig befriedigt, als er herausrechnete daß es sein Vortheil sei der alten Kirche treu zu bleiben und jede Verbindung mit den revolutionären Bestrebungen in Kirche und Staat zurückzuweisen. Er erließ darum von Spanien her ein Mandat ins Reich worin er in offeneren und entschiedeneren Ausdrücken als man sie an ihm sonst gewöhnt war die Aufrechthaltung des Wormser Edictes gebot. Wenn dies kaiserliche Mandat auch auf alle die mächtigeren Reichsstände keinen besonderen Eindruck machte die schon der Reformation geneigt oder ihr nicht zuwider waren, so gewannen doch die Regensburger Verbündeten daran einen bedeutenden Rückhalt für ihren zukünftigen Kampf gegen die neue Lehre. Denn daß sie sich nicht ohne Gewalt werde unterdrücken lassen sah man auch auf Seite der Altgläubigen ein, nur wähnte man durch politische Combinationen in den Besitz der dazu nöthigen Mittel gelangen zu können.

Die Spaltung der deutschen Obrigkeiten in solche die der Reformation geneigt und in solche die ihr abgeneigt waren, mußte die revolutionären und zerstörungslustigen Bestrebungen der Zeit unwillkürlich fördern. Schon war ein Versuch dieser Art von Seite des Adels gemacht und mißglückt, nun kamen die unteren Stände an die Reihe.

Karlstadt und die ihm Gleichgesinnten waren zwar aus Wittenberg vertrieben, aber anderwärts setzten sie trotz aller Verfolgungen ihr Werk fort. Bald gab es aller Orten Leute, die in der unbedingten Behauptung dessen was sie das reine Evangelium nannten, noch weit über jene älteren Bilderstürmer hinausgiengen. Der gefährlichste darunter war ein ehemaliger Pfarrer in Thüringen, Thomas Münzer, ein Schwärmer von heißem Kopfe und kaltem Herzen. Mit seiner großen Beredsamkeit gewann er unter dem Bauernstand in ganz Süddeutschland zahlreiche Anhänger. Wenn er auch eben so heftig von den Anhängern der alten Kirche wie von den treuen Schülern Luthers verfolgt wurde, so wußte er sich doch durch ungemeine Schlauheit aus allen Gefahren zu retten und tauchte bald hier, bald dort auf, stäts aber da, wo es seine Feinde am wenigsten vermutheten.

Daß sich der Bauernstand der neuen Lehre von der evangelischen Freiheit am zugänglichsten erwies war natürlich. Auf ihm lastete ein unermeßlicher politischer und geistiger Druck und doch fühlte er in sich das Recht und

die Kraft zur Erhebung. Da er sich selbst überlassen blieb, so verbreitete sich in ihm die gröbste und dumpfeste Schwärmerei welche sich urtheilslos jedem Aufwiegler hingab. Münzer und seines Gleichen waren die rechten Leute für den verwahrlosten deutschen Bauer und die ihm nahe verwandten untersten Schichten der städtischen Bevölkerung, wie Luther und Melanchthon für den gebildeteren Theil der Nation.

Unter der Anregung auswärtiger Demagogen erhoben sich überall im Südwesten und in der Mitte Deutschlands Lehrer und Propheten aus dem Bauernstand selbst, welche Karlstadts und Münzers Ideen in vergröberter Fassung, aber deshalb mit noch größerem Erfolge ihrer Umgebung vortrugen. Früher mochten die Fürsten und Herren wenig auf derartige Erscheinungen geachtet haben die sich einzeln schon im Laufe des ganzen vergangenen Jahrhunderts zeigten, aber jetzt, wo die Revolution die Luft überall angesteckt hatte waren sie doch bedenklicher geworden, nur wußten sie nicht wie sie dem drohenden Unheil begegnen sollten.

Zufällige Umstände erzeugten schon im Sommer des Jahres 1524 eine Empörung der niederen Volksklassen in der bischöflich bambergischen Stadt Forchheim, worin die drei Hauptrichtungen der damaligen Bewegung so vereinigt auftraten, daß man sie als das Vorspiel der großen Revolution des nächsten Jahres ansehen kann. Das Volk erhob sich gegen den Landesherrn, den Rath der Stadt und die reicheren Bürger, aus denen er zusammengesetzt war, aber auch gegen die Geistlichen der alten Kirche. Aehnlich in ihren Veranlassungen und Zielen und fast gleichzeitig damit waren einzelne Aufstände auf dem platten Lande und in kleineren Städten in den vorderösterreichischen und den benachbarten geistlichen und weltlichen Gebieten. Hier hatte Münzers Predigt und die Härte, womit die Behörden gegen reformatorisch gesinnte Geistliche verfuhren, die Revolution zum Ausbruch getrieben.

Doch erst im Anfang des Jahres 1525 erfolgte eine größere Erhebung mit den bestimmt ausgeprägten Merkmalen einer vorhergegangenen Verständigung und Organisation. Die Bauern der Abtei Kempten kündigten im Januar 1525 ihrem Fürst-Abte insgesammt den Gehorsam auf und verlangten die Wiederherstellung ihrer christlichen Freiheit. Der Landesherr war nicht im Stande sich zu wehren und so siegte hier die Bauernschaft ohne alle Gewaltthat blos durch ihre imposante Masse. Von nun an geschah fast jeden Tag Aehnliches in den schwäbischen und fränkischen geistlichen Herrschaften, hie und da auch schon in weltlichen Gebieten. Ueberall trat die Revolution vollständig organisirt auf. Unter vorher bestimmten Führern und mit vorher verabredeten Abzeichen erhob sich die ganze ländliche Bevölkerung, reich und arm. Wer zurückbleiben wollte wurde mit Gewalt zur Theilnahme genöthigt. Auch ihre Forderungen hatten schon in den sogenannten zwölf Artikeln der Bauernschaft einen fest formulirten Ausdruck. Wie die Revolution

selbst, so verbreiteten auch sie sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit durch den ganzen Süden und die Mitte des Reichs bis an die Grenzen des niederdeutschen Landes. Man konnte überall den Einfluß gebildeterer Leute verspüren, als sie unter den Bauern selbst gefunden wurden. Denn die zahlreichen im Lande herum vagabundirenden Kleriker höherer und niederer Weihen warfen sich alle der Revolution in die Arme, ebenso die vielen verfolgten oder freiwillig entwichenen Geistlichen und Mönche, fahrenden Schüler, mißvergnügten oder abgesetzten Beamten, Advocaten und Doctoren des Rechts, versprengte Theilnehmer an Sickingens letztem Kampf gegen die Fürsten. Aus solchen Köpfen stammte Alles was in Schrift und Wort, in Gedanken und Thaten über den Gesichtskreis der Bauern hinausgieng.

Die ruhige, vorsichtige, aber doch so entschiedene und unwiderstehliche Art mit der die Bauern auftraten gewann auch die Unbetheiligten für sie. Die öffentliche Meinung in den Städten war so günstig als möglich dafür gestimmt. Jedermann, wenn er nicht etwa ein adelicher Gutsherr oder ein Prälat war, erklärte daß in den zwölf Artikeln nichts Anderes als Billiges und Heilsames enthalten sei. Sie forderten die Abstellung einiger nachweislich neuer Lasten und der gleichfalls neuen Anmaßungen welche sich die Herren in den Gemeindegütern erlaubten, auch der neuen Bußen und Strafen die nicht nach dem Herkommen oder dem geschriebenen Rechte, sondern nach Gunst oder Ungunst gesetzt wurden, ferner Abschaffung der herrschaftlichen Jagd und Fischerei, des Forstbannes, der übermäßigen Frohnden und Gülten, Aufhebung des Todfalles, Beschränkung der Zehnten auf den Fruchtzehnten, Aufhebung der Leibeigenschaft, endlich, und dies gewann am meisten für ihre Sache, Glaubensfreiheit und die Befugniß ihre Pfarrer zu wählen und wieder zu entsetzen, wenn sie einen ungebührlichen Lebenswandel führten. Bei allen ihren Forderungen beriefen sie sich auf das Evangelium: wenn einer oder mehrere der zwölf Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß seien, so wollten sie dieselben fallen lassen.

Luther war mit der Haltung der Bauern zuerst nicht unzufrieden, wenn er gleich den Aufstand als solchen niemals billigte. Ihre Forderungen fand auch er größtentheils gemäßigt und christlich. Er verwandte sich in diesem Sinne bei den Fürsten und Herren in einer besonderen Flugschrift die wie jedes seiner Worte sich sogleich durch ganz Deutschland verbreitete und die Gemüther überall günstiger für die Sache der Bauern stimmte als er es eigentlich beabsichtigte. Er mahnte die Bauern von jeder gewaltsamen Durchführung ihres Rechtes ab, so wohl begründet es auch sei, so große Bedrückung sie auch erlitten haben möchten. Er führte ihnen die Stellen des neuen Testamentes vor die von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit handeln, daß sie nicht eine blos äußerliche, beliebig abzuschaffende Einrichtung, sondern eine göttliche Einsetzung sei. Durch Gewalt würde ihre gute Sache auf der Stelle zu einer schlechten und unchristlichen, denn das Evangelium wisse nichts von

Zusammenrottungen, Aufstand, Abtrotzen mit dem Schwert in der Hand, sondern von Demuth, Geduld und Gebet. Ja es möge, schließt er, ihnen nicht sowohl um die Bewahrung der reinen evangelischen Lehre wie um zeitliches Gut zu thun sein, denn sonst würden sie nicht zu solchen unevangelischen Mitteln gegriffen haben. Fürsten und Bauern zugleich rieth er von ihren Forderungen etwas nachzugeben und sich freundlich und christlich zu vertragen, damit das Evangelium nicht darunter leide.

Die Bauern hatten von Luther den sie für eine Art von allmächtigem Zauberer hielten etwas Anderes erwartet, eine offene Erklärung zu ihren Gunsten. Doch nun war ihre Sache so weit gekommen daß seine Abmahnung gerade das Gegentheil dessen bewirkte was er beabsichtigte.

Daß sich in dem bisherigen Laufe der Bewegung nicht sogleich die Wuth und die Verzweiflung Luft machte in wilden Thaten wie sie den ersten Anfang aller früheren Bauernaufstände bezeichnet hatten, daß während einiger Monate eine gewisse Mäßigung und Milde des Vorgehens behauptet werden konnte, lag in der Stimmung der Zeit die auch die Bauern erfaßte. Die Kunde von der Wiederherstellung des Evangeliums und der christlichen Freiheit und Brüderschaft wurde von ihnen so confus als möglich verstanden, aber dennoch erhob sie die erregten Gemüther einstweilen über die brutalen Gedanken der Rache und der Zerstörung und gab ihnen eine gewisse ideale Haltung.

Daß sie eine solche nicht lange bewahren konnten war natürlich. Wie überall in ähnlichen Vorgängen standen auch hier die gemäßigten und aufrichtig wohlgesinnten Führer von Anfang an in der Minderheit und nur durch die Vertröstung auf Luther war es ihnen möglich die Bewegung zu beherrschen. Jetzt gewannen ihre unlauteren Nebenbuhler die nur Haß und Rache schnaubten und nach Blut und Mord lechzten die Oberhand und bald alleinige Gewalt, je mehr die Aufständischen durch den Erfolg ihrer eigenen Thaten dazu gebracht wurden bei Fürsten, Prälaten und Adel den übelsten Willen vorauszusetzen. Eine trotzige Verzweiflung zog in die Gemüther der Bauern ein und machte sich in den wildesten Ausbrüchen Luft. Sie die eben erst Alles in Ruhe und Frieden, Liebe und Güte mit ihren Herrschaften ins Gleiche bringen wollten, vollbrachten nun jene furchtbaren Thaten welche den Namen des Bauernkriegs für immer sprichwörtlich gemacht haben. Franken, Schwaben, die mittleren und oberen Rheinlande, Hessen und Thüringen, Baiern, Tyrol und Oesterreich wurden von wilden Horden in einem Augenblick überschwemmt, die Burgen des Adels gebrochen, die Kirchen und Klöster zerstört, wer von Adel und Geistlichkeit in ihre Hände fiel grausam ermordet, selbst kleinere und größere Reichsstädte, darunter Heilbronn, Dinkelsbühl, Rothenburg genommen und auch hier unter dem Beistand des Pöbels alle möglichen Gräuel begangen.

Solche Vorgänge zwangen die größeren Reichsstädte und den ganzen

Digitized by Google

eigentlichen Bürgerstand, also den besten Theil der Nation, sich gegen die Bauern zu erklären. Anfänglich war dies anders gewesen. Die ersten Städte Deutschlands, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Straßburg hatten das Vorgehn der Bauern gebilligt. Wenn es auch nur aus Abneigung gegen die benachbarten Fürsten, den Adel und die Bischöfe geschah, so hatte ihre Gunst den Bauern doch großen Vorschub geleistet.

Unter den Bauern tauchten neben der reinen Zerstörungswuth die seltsamsten Projecte über ihre weiteren Ziele auf. Einmal dachten mehrere Führer und ihre Haufen an eine gemeinschaftliche Regierung in irgend einer der eroberten Reichsstädte, also an ein Gegenstück des Reichsregiments. Die Masse des bewaffneten Aufstandes sollte entlassen werden und nur ein wechselndes Aufgebot bleiben, damit könne man ganz Deutschland zur Annahme der zwölf Artikel zwingen, die geistlichen Güter säcularisiren und die Fürsten und Herren daraus entschädigen. Denn fortan solle der Kaiser allein ohne alle Fürsten regieren, aber dafür müsse er die Gerichte umgestalten, das römische Recht aufheben das der gemeine Mann aus guten Gründen so bitter wie die Herren und die Pfaffen haßte, und gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht im ganzen Reiche einführen. Andere Haufen verkündigten die Abschaffung aller Obrigkeit und aller älteren Staats- und Kirchenformen. Nur die unmittelbare göttliche Eingebung der Bauernpropheten sollte herrschen. Münzer der nach vielen Kreuz- und Querzügen endlich wieder in seine Heimath Thüringen gelangte, machte in der eroberten Reichsstadt Mühlhausen einen Versuch diese Form der evangelischen Freiheit durchzuführen und die Folge davon war ein blutiges Possenspiel in welchem alle bisherigen Excesse überboten wurden.

Andere wollten nicht einmal die Propheten gelten lassen. Sie verwarfen Alles was ihre mit Blut gewonnene Freiheit nur irgend beschränken zu sollen schien und verlangten die absolute Anarchie.

In dieser grauenvollen Verwirrung ließ sich Luther wieder vernehmen. Jetzt erkannte er in den räuberischen und mörderischen Bauern nichts weiter als die ärgsten Feinde dessen was er unter der evangelischen Freiheit verstand. Der tiefste Zorn kam über ihn und er sprach ihn in leidenschaftlichen und schonungslosen Worten aus, wie es seine Art war. Er sah in den Bauern nur tolle Hunde und wie tolle Hunde sollten sie todtgeschlagen werden. Er gewann jetzt die Ueberzeugung daß in der geschichtlich begründeten oder wie er es nannte von Gott eingesetzten obrigkeitlichen Gewalt die einzige Bürgschaft für die Erhaltung der wahren Güter der Menschheit oder des Evangeliums liege. Gegen ihre Ausartung war er weder damals noch zu irgend einer Zeit blind und brandmarkte sie mit den schärfsten Worten. Aber war er vorher nach dem Bibelworte ein Vertheidiger der Obrigkeit gewesen, so wurde er es jetzt aus der lebendigen Anschauung der Dinge die vor seinen Augen einen so tragischen Verlauf nahmen.

Digitized by Google

Luthers Worte konnten keine Landsknechte und keine Feldschlangen aus dem Boden stampfen, aber sie bewirkten doch daß sich alle Fürsten und Obrigkeiten die noch nicht über den Haufen gerannt waren mit mehr Muth und innerem Vertrauen auf ihr Recht an das Werk der Bekämpfung der Bauern machten. Wer sich einen Anhänger Luthers nannte mußte sich jetzt gegen die Bauern stellen. Hätte Luther sich auch jetzt noch mit der ganzen Wucht seiner Stimme für die Bauern erklärt, so wäre ihr Sieg trotz einzelner Verluste die sie schon hie und da von ihren Gegnern erlitten, doch unzweifelhaft entschieden gewesen.

Die Seele des Widerstandes in Mitteldeutschland war von Anfang an der junge Landgraf Philipp von Hessen, der auch gegen Sickingen das Beste gethan hatte. In Verbindung mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Bruder und Nachfolger des während der Revolution verstorbenen Friedrich des Weisen, schlug und vernichtete er die zuchtlosen Bauernhaufen bei Frankenhausen 15. Mai 1525. Münzer selbst wurde gefangen und bald darauf hingerichtet.

In Süddeutschland kämpfte ein Heer des schwäbischen Bundes unter dem Truchseß von Waldburg zuerst mit geringem Erfolge, dann aber mit entschiedenem Glücke gegen die verschiedenen großen Bauernheere oder Haufen, denn auch als die Gefahr näher rückte wollten sie sich nicht zusammenthun und unter ordentliche Disciplin fügen. Würzburg, der Sitz des Aufstandes in Franken, wurde erobert und die Fürsten die eben noch vor den Bauern flohen oder sich mit ihnen furchtsam vertrugen, erstickten nun alle Zuckungen des revolutionären Geistes durch eine unabsehbare Reihe gerichtlicher Schlächtereien. Der Bischof von Würzburg und der Markgraf Casimir von Anspach übertrafen durch unersättlichen Blutdurst und raffinirte Grausamkeit die bestialischsten unter den Führern der Bauern. Nur in wenigen Gegenden schloß der Aufstand mit einer leidlichen Wendung, so in Tyrol. Hier kam es zu einem gütlichen Vertrage zwischen den Bauern und der Regierung, doch war hier und selbst in dem benachbarten Oesterreich und Baiern die Revolution nicht zu jenen maßlosen Gräueln fortgeschritten die sie in Schwaben, Franken und Thüringen schändeten.

In Würzburg und in anderen geistlichen Landen benützte man ihre Dämpfung zugleich zur Unterdrückung des Lutherthums. Ueberall trat die weltliche und an vielen Orten die geistliche Obrigkeit mit denselben Ansprüchen wieder auf die sie vorher besessen hatte.

So brachte das entsetzliche Blutvergießen, der unermeßliche Schaden an Geld und Gut, die Zerrüttung des ländlichen Betriebs auf eine Reihe von Jahren den Bauern nicht den geringsten Vortheil. Von jetzt an sanken sie zu einer willenlosen Heerde herab die alle Mißhandlungen ohne allen Widerstand erduldete. Weil ihre trotzige Freiheitslust durch furchtbare Metzeleien so gedämpft wurde daß sie kaum noch zu klagen und zu murren wa-

Digitized by Google

gen durften, wenn sie ihre Peiniger und Henker nicht zu neuer Blutarbeit aufstacheln wollten, konnte es scheinen als seien ihre Zustände besser geworden. Aber Alles was sie vorher zur Verzweiflung gebracht hatte blieb auch nachher und wurde noch schlimmer. Grenzenlose Bedrückungen die man vor dem großen Bauernkrieg nie gewagt haben würde galten als die gebührende Strafe für die Tücke und die verstockte Feindseligkeit des jetzt erst wahrhaft armen Mannes.

Kapitel XVIII.

Die Reformation und die Obrigkeiten.

Der Bauernaufruhr war von Luther selbst so entschieden als möglich verdammt worden, aber doch brachte er seiner Sache großen Schaden. Ihre Feinde erhielten damit ein Bollwerk hinter welches sie sich stäts zurückzogen, wenn ihre Waffen das Feld nicht zu behaupten vermochten. Es war noch die mildeste Wendung, wenn man zugab daß Luther selbst wohl nicht an die Folgerungen gedacht habe welche die Bauern aus seiner Lehre gezogen, aber nichts desto minder seien es eben Folgerungen seiner Lehre. Die Leidenschaftlicheren stellten ihn als einen boshaften und zugleich feigen Aufwiegler dar der sich der Bauern angenommen, so lange sie im Vortheil schienen und sie mit Füßen getreten habe, als sie unterlagen.

Aber noch schädlicher zeigten sich die Nachwirkungen des Bauernkriegs für die Haltung des Reformators selbst und da auf ihm der Fortgang seines Werkes und die weiteren Geschicke der deutschen Nation beruhten, so war es das traurigste Ereigniß welches unser Volk treffen konnte. Denn von nun an predigte Luther das göttliche unumschränkte Recht der weltlichen Obrigkeit und blinden unbedingten Gehorsam als den Willen Gottes und als das Kennzeichen eines echt evangelischen Christen. Nur die Freiheit des Gewissens nahm er aus, aber wie er sie als einen rein innerlichen Vorgang faßte, verstand es sich ohnehin von selbst daß kein irdischer Arm sie antasten konnte.

Für die Kräftigung der fürstlichen und obrigkeitlichen Macht in Deutschland war Luthers Verhalten ein Förderungsmittel ohne Gleichen. Erst jetzt faßte sie das rechte Selbstvertrauen, den rechten Glauben an sich selbst und ihren Beruf, und die Durchführung ihres vermeintlichen Rechtes galt ihr von nun an als eine Gewissenssache. Auch Luthers eifrigste Gegner nah-

men mit großer Bereitwilligkeit diesen Theil seiner Lehre auf und wetteiferten mit seinen Freunden ihn praktisch zu machen.

Damit verschwand jede Hoffnung auf eine vollständige, für alle Theile der Nation und für alle Richtungen ihres Lebens gültige Reformation in der wahren Kraft des Wortes. Luther hatte einst wirklich die weitesten Ziele im Auge gehabt. Er fühlte in sich den Drang des ganzen deutschen Volkes das eine Erneuerung seines ganzen Daseins begehrte. Nicht blos das gereinigte Evangelium sollte ihm geboten werden: daraus mußten als natürliche Früchte auch alle ersehnten Verbesserungen in den Zuständen des Reiches, in dem Verhältniß der Fürsten zu dem Kaiser und zu ihren Unterthanen, der einzelnen Stände unter einander und eine der wahrhaft christlichen Freiheit entsprechende Neugestaltung des Rechts entspringen. Von nun an beschränkte er selbst sein Ziel auf die Durchführung der gereinigten Lehre in der Kirche und überließ das große Gebiet das er einst mit in Betracht gezogen der Obrigkeit von Gottes Gnaden. Aber auch die kirchliche Reformation konnte nur noch so weit auf der Bahn der Reinigung und Befreiung vorwärts schreiten als sie nicht in Widerspruch mit der weltlichen Obrigkeit gerieth, denn diese nahm ganz folgerichtig bald auch kraft ihres göttlichen Rechtes ein Oberaufsichtsrecht über das Gebiet des Glaubens in Anspruch.

Die Fürsten und Obrigkeiten welche die Reformation bereits begünstigten ließen sich darum auch durch den Bauernkrieg nicht von ihr abwendig machen. Vielmehr traten manche jetzt aus ihrer unentschiedenen Stellung heraus und erklärten sich dafür. Zum Theil geschah es aus natürlicher Reaction gegen die katholisch-päpstliche Partei die sich bereits zusammengeschlossen hatte und zum Angriff übergehn zu wollen schien, aber noch mehr wirkte das Gefühl der Sicherheit welches Luthers Verhalten in dem Bauernkrieg allen Machthabern gab. Die Reformation ließ sich aufs Beste mit ihren weltlichen Interessen vereinigen, das war ihnen deutlich: daß sie denselben unendlichen Vorschub leisten werde, sahen wohl nur noch wenige, am ersten vielleicht der Landgraf Philipp von Hessen, weil er alle andern deutschen Fürsten der Zeit an Klarheit und Schärfe der politischen Einsicht übertraf. Ihm fiel deshalb auf der Seite der Freunde und Vertheidiger der Reformation eine Hauptrolle zu. Man kann ihn als die eigentliche Seele der Partei bezeichnen, obwohl er vielleicht am wenigsten unter allen von der tiefsittlichen Grundstimmung des Lutherthums erfaßt wurde. Es bedarf dafür nur der Verweisung auf seine berüchtigte Doppelehe, womit er den Reformatoren so schweres Herzeleid und den Gegnern eine so brauchbare Handhabe zu den giftigsten Angriffen auf die ganze neue Lehre bot. Dennoch war auch er von ihrer Wahrheit fest überzeugt und nahm sich ihrer nicht aus bloßer Berechnung an, aber Berechnung und innerliche Ueberzeugung fielen bei ihm zusammen.

Der neue sächsische Kurfürst Johann trat ebenfalls entschiedener als sein Bruder Friedrich und im engsten Einverständniß mit Philipp auf. Mehrere

Digitized by Google

persönliche Zusammenkünfte erhielten es lebendig. Sie führten schon 1526 zu dem Abschlusse eines vorläufigen Vertheidigungsbündnisses zu Gotha, was dann in Torgau erneut und erweitert wurde. Bald nahmen auch noch andere deutsche Fürsten und Obrigkeiten daran Theil: die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Stadt Magdeburg. Mehrere Fürsten und Städte hatten ihren guten Willen zu erkennen gegeben, ohne förmlich beizutreten.

Auf der andern Seite wuchs auch der Muth der katholischen Partei. Sie hoffte von dem Kaiser bewaffnete Unterstützung um das Wormser Edict und die alte Kirche aufrecht zu erhalten. Er hatte am 24. Februar 1525 in der Schlacht von Pavia durch seine deutschen Landsknechte unter Jörg Frundsberg das französische Heer vernichtet und König Franz I. gefangen. Darauf war 1526 ein Friede zu Madrid erfolgt, worin sich der Franzose als Preis für seine Freilassung neben Anderem anheischig machen mußte die Hälfte der Kriegskosten gegen die Abtrünnigen zu tragen und selbst ins Feld gegen sie zu ziehen.

Aber der Kaiser wurde fast augenblicklich durch neue Verwickelungen gehemmt. Papst Clemens VII., Hadrians VI. Nachfolger, fühlte sich zuerst als weltlichen Fürsten und nur nebenbei als Oberhaupt der Kirche. In jener Eigenschaft mußte er Alles daran setzen um die Allmacht des Kaisers in Italien zu brechen. Schleunigst verständigte er sich mit Franz I. Er entband ihn nach der geläufigen Methode seiner Vorgänger auf dem Stuhle Petri seines Eides, den er aus Zwang dem Kaiser geschworen habe. Er schloß mit ihm schon am 22. Mai 1526 zu Cognac ein angebliches Vertheidigungsbündniß dem bald auch Venedig und Florenz beitraten. Die ganze Stellung des Kaisers war damit verschoben. Er war in offenem Krieg mit dem Papste und zur Aufbietung aller seiner Kräfte gegen die Verbündeten gezwungen und die Gefahr für die reformationsfreundlichen Fürsten in Deutschland verschwunden.

In solcher Lage der Dinge versammelte sich im Sommer 1526 ein Reichstag zu Speier. Auch hier überwog die günstige Stimmung für die Reformation und um so entschiedener, als sie jetzt mit dem politischen Interesse des Kaisers zusammenzutreffen schien. Allerlei Entwürfe zu einer durchgreifenden Heilung der Kirche und damit auch zur Ausgleichung des eingerissenen Zwiespaltes wurden vorgelegt und berathen. Aber bald sah man doch die Unmöglichkeit damit im ganzen Reiche d. h. bei allen deutschen Fürsten durchzudringen. Die Mitglieder des Regensburger Bundes, auch der Kaiser selbst wollten nichts davon wissen. Endlich vereinigte man sich dahin daß es bis auf ein allgemeines Concil, oder wenn ein solches unthulich wäre, bis auf eine deutsche Nationalsynode dem Ermessen jedes Reichsstandes anheimgegeben sei, wie er sich in Bezug auf das Wormser Edict benehmen wolle. Es war damit dem Kaiser und der katholischen Partei die rechtliche Gültigkeit

keit desselben zugestanden, aber seine thatsächliche Bedeutung blieb nach wie vor suspendirt.

In der katholischen Partei drohte jetzt ein vollständiger Bruch. Ihre beiden Hauptstützen, Erzherzog Ferdinand und Herzog Wilhelm waren aus bloßen politischen Beweggründen gemeinsam der Reformation entgegengetreten und politische Beweggründe vermochten ihren Bund zu sprengen. Für Ferdinand hatte sich im Jahre 1526 die Thronfolge in Böhmen und Ungarn ganz unerwartet eröffnet. Der König beider Länder, sein Schwager Ludwig II., fiel in diesem Jahre in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken. Er stand im angehenden Mannesalter und hinterließ keine Erben. Nach den Haus- und Erbverträgen war Ferdinands Recht auf beide Kronen sicher. Doch weder die ungarischen noch die böhmischen Stände wollten es anerkennen. In Ungarn stellte man in Johann Zapolya einen Gegenkönig auf, und in Böhmen wollte Herzog Wilhelm selbst als König gewählt werden. Ferdinand mußte sein Erbrecht einstweilen bei Seite setzen und sich einer Wahl unterwerfen. Sie fiel zu seinen Gunsten aus und sein bairischer Rivale warf sich nun Zapolya und den Cognacer Verbündeten in die Arme.

So stand den deutschen fürstlichen Anhängern der Reformation von Seite ihrer Gegenpartei nichts im Wege die Speierer Beschlüsse ganz nach ihrem Sinne zur Ausführung zu bringen. Aber auch innerhalb ihrer eigenen Partei trafen sie auf keinen Widerstand, als sie sich jetzt anschickten die kirchlichen Zustände ihrer Länder von oben her zu organisiren. Nachdem Luther selbst sich überzeugt hatte daß sein Werk nur im Anschluß an die geordnete Staatsgewalt gedeihen könne, bekannten sich auch alle anderen Führer der Bewegung zu dieser Ansicht, wenn sie nicht als Revolutionäre oder Sectirer gelten wollten.

Daß sich Luther diese Ueberzeugung hatte bilden müssen, war jedenfalls ein Unglück für sein Werk. Aber er urtheilte richtig, wenn er es für das geringere unter zwei Uebeln hielt und handelte nur nach dem Gebote seines Gewissens, wenn er mit demselben Nachdruck mit dem er sich früher gegen jede Einmischung des Staates in die kirchlichen Angelegenheiten ausgesprochen, nun dafür in die Schranken trat.

Die Macht seines Wortes wirkte auf den größten Theil des deutschen Volkes auch jetzt noch ebenso wie früher. Dazu kam daß die demokratischen Bestrebungen der Zeit durch den unglücklichen Ausgang des Bauernkriegs wirklich in ihrer Lebenskraft gebrochen waren. So war der Boden für ein Staatskirchenthum auch von dieser Seite her wohl vorbereitet. Das Bedürfniß nach einer endlichen Ordnung in der Kirche machte sich von Tag zu Tag fühlbarer. Die früheren Formen waren gefallen, die streng verbundene, in fester Gliederung abgestufte Hierarchie gänzlich aufgelöst, dafür aber noch nichts zusammenhängendes Neues geboten.

Luther erkannte daß man mit dem tiefsten und innersten Kern seiner

Lehre für das wirkliche Leben und die Bedürfnisse des Volks nicht ausreiche. Die Forderung eines rein innerlichen und geistigen Verhältnisses des Menschen zu Gott und Christus, die Idee der allgemeinen Priesterschaft aller Christen war zu luftig als daß sich darauf eine Kirche hätte bauen lassen. Es mußte eine Einrichtung gegründet werden, in der jene Innerlichkeit erweckt, gepflegt und erhalten, nöthigenfalls auch vor Anfechtungen geschützt werden konnte. Eine sichtbare Kirche mit festen Dogmen und geregeltem Cultus und Seelsorge war nicht länger zu entbehren.

Als Grundlage für ihren Bau galt ihm wie früher ausschließlich die Bibel. Aber auch die andern angeblichen Bekenner des reinen Evangeliums, ein Karlstadt, ein Münzer, die Bauern und alle Schwärmer beriefen sich auf das Wort und bewiesen daraus das Entgegengesetzte von dem was er als wahr erlebt hatte. Daher mußte zunächst die richtige Art des Verständnisses und der Auslegung des Wortes festgestellt werden. Er verwarf jede subjective Schriftauslegung grundsätzlich mit Abscheu: der Vernunft, wie er das nannte, wollte er nicht blos kein Recht dabei zugestehn, sondern er erklärte sie geradezu für ein Werkzeug des Teufels, eine Quelle aller Verirrungen. Aber sich selbst behielt er mit großartiger Naivetät die subjectivste Behandlung des Wortes vor, für welches er von den Andern buchstäblichen Glauben forderte. Er konnte es auch nicht anders, weil es für ihn weder einen Papst, noch ein Concil, noch eine von dem Einfluß des heiligen Geiste regierte sichtbare Kirche gab welche über den Irrthum oder die Subjectivität erhaben gewesen wären.

Den Kern seiner Lehre bildete jetzt das Dogma von der absoluten Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Versöhnungstod Christi. Es war der nothwendige Gegensatz gegen die Veräußerlichung der Kirche, gegen die Werkheiligkeit und die lügenhafte Selbstgerechtigkeit des Katholicismus. Luther hatte in sich selbst und an seinen Zeitgenossen die Macht des Bösen und die Verderbtheit der menschlichen Natur erprobt und sein Gewissen zwang ihn zu der Ueberzeugung daß Alles was sich der Mensch als verdienstliche Handlungen anzurechnen pflegt oder was die alte Kirche als solche betrachtete, ein pures Nichts sei gegen die furchtbare Majestät der göttlichen Anforderungen an die Reinheit des Herzens und der Thaten des Menschen. Der Versöhnungstod Christi deckte allein seine Schuld oder Schwäche, aber um sich seiner erlösenden Kraft theilhaftig zu machen bedurfte es einer gänzlichen Hingabe des Gemüthes, einer völligen Abtödtung aller Selbstwilligkeit und alles Eigensinnes und das war es, was Luther wie seine Vorgänger, die deutschen Volkstheologen, unter der Rechtfertigung allein durch den Glauben ursprünglich verstand. Jetzt aber genügte ihm dies nicht mehr: Glaube wurde ihm jetzt eine Summe von gewissen Lehrsätzen, die man in einer ganz bestimmten Fassung und ohne die mindeste Abweichung nach rechts oder links für wahr hielt, auch wenn der Geist sie nicht begriff und die Seele nicht in sie verwachsen war.

Digitized by Google

Dogmatische Unduldsamkeit und orthodoxer Eifer mußte von dem Augenblicke in Luther den Sieg davon tragen wo er jene subjectiven Auswüchse des religiösen Bewußtseins durch eine einheitliche Lehre zu bekämpfen sich genöthigt glaubte. Anfänglich nahm er dabei nur auf wirkliche Lebensfragen Rücksicht, so in dem Kampfe gegen Karlstadt, Münzer und andere Schwärmer. Hier galt es eine offenbare Gefahr für das innerste Wesen der Religion und Sittlichkeit zu beseitigen. Bei einer Natur wie Luther darf es nicht Wunder nehmen, wenn es mit schonungsloser Heftigkeit geschah, wie sie nur das Aufflammen der tiefsten sittlichen Entrüstung erzeugen kann. Aber unwillkürlich erstreckte sich sein Eifer auch auf minder wichtige Theile der gereinigten evangelischen Lehre. Sobald er den Versuch zu einer zusammenhängenden Verbindung der einzelnen Glaubenslehren, zu einem dogmatischen Systeme gemacht hatte, wurde jede Abweichung von seinem Sinn ihm gleich gefährlich, mochte sie jene eigentlichen Grundlagen des Glaubens oder Dinge betreffen auf die er früher selbst keinen großen Werth gelegt hatte. So geschah es mit der Lehre vom Abendmahl. Hierüber zerfiel er mit Zwingli so vollständig daß sich daraus eine bedenkliche Spaltung innerhalb der reformatorischen Partei entwickelte, auf welche die Gegner höhnend wiesen und die allein im Stande war manches sonst der Reformation geneigte Gemüth abzuwenden. Denn Luther führte den Streit so, daß man sich in die Zeit zurück versetzt glaubte, wo sich die Scholastiker bis aufs Blut um irgend eine abstracte Definition herum stritten. Ja er ließ sich soweit fortreißen daß er die Hülfe der weltlichen Obrigkeit gegen seine oder des Evangeliums vermeintliche Feinde in Anspruch nahm und sie bei ihrer Pflicht als christliche Obrigkeit aufforderte, solche ketzerische Verdrehungen der reinen evangelischen Lehre nicht zu dulden. Er war einst in seinem Rechte gewesen, als er den bewaffneten Arm der Fürsten zur Unterdrückung der Bilderstürmer, zur Züchtigung der bluttriefenden Bauern aufbot, aber wenn er gegen einen Mann wie Zwingli ebenso verfuhr, blos weil er eine einzige Schriftstelle oder genauer ein einziges Wort anders auslegte und für „das ist" mein wahres Fleisch und Blut: „das bedeutet" setzte, so mußte das auf alle unbefangenen Zuschauer den peinlichsten Eindruck machen.

Er schien sich selbst auf das Schmählichste untreu geworden, wenn er ganz im Geiste des Katholicismus das Emporkommen eines von den Laien äußerlich und innerlich geschiedenen Priesterthums begünstigte, derselbe Luther der einstmals die allgemeine Priesterschaft aller Christen zum Ausgangspunkt seines Kampfes gegen die Verunstaltung und Unterdrückung des reinen Evangeliums genommen hatte. Aber auch hier war es wieder jene grenzenlose Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Wesens, jener allmächtige Zwang seines Gewissens, der ihn vor keiner Consequenz zurückschrecken ließ, auch wenn sie mit seinen eigenen früheren Ideen im schroffsten Widerspruch stand. Die alleinrichtige Erklärung der Schrift war der Angelpunkt um den sich bei ihm

Digitized by Google

Alles drehte. Aber eine solche konnte nur möglich sein, wenn es Leute gab die fest und bis ins Kleinste unabänderlich an dem wahren Glauben hielten und die Uebrigen die minder dazu befähigt waren, die schwachen halb oder ganz ungläubigen Herzen auch dazu anleiteten. Solche mit dem wahren Glauben ausgerüstete Männer sollten das Amt der Lehre und Predigt und die Verwaltung der Sacramente ausschließlich führen können. So kam er dazu auch in seine Kirche einen Ersatz für den geweihten Priesterstand der katholischen Kirche einzuschieben und ihn zu einem nothwendigen Bestandtheil ihrer Verfassung zu machen, obwohl er immerzu die katholische Lehre von der Priesterweihe und der Stellung des Priesterthums als eine Erfindung des Teufels bekämpfte. Aber auch die Prediger des reinen Evangeliums im Sinne Luthers mußten durch die ihnen zugedachte Stellung nicht viel anders als Priester in der katholischen Auffassung nur unter einer etwas andern äußern Form werden. Daß sie nicht völlig die Rolle der Priester der alten Kirche den Laien gegenüber aufnehmen konnten, verhinderte wenn man aufrichtig sein will nichts weiter als die Unterordnung der ganzen neuen Kirche unter die weltliche Obrigkeit, nicht ihre eigene Mäßigung oder ihre Erinnerung an die eine Grundlehre Luthers von dem allgemeinen Priesterthum aller Christen. Denn nach der Schwäche der menschlichen Natur mußten alle schlechten Eigenschaften die eine bevorzugte Stellung großzieht, Ehrgeiz, Hochmuth, Rechthaberei und die ganz gewöhnliche Habsucht sie dazu führen mit wohlfeiler Sophistik jener Lehre die Spitze abzubrechen und das fügsame Wort so zu erklären wie sie es brauchen konnten.

Wäre Luther nicht schon durch seine eigene Gemüthsrichtung dazu getrieben worden den kirchlichen Formen neben dem Verhalten des innern Menschen eine sehr untergeordnete Bedeutung beizulegen und ihren Werth nur nach Gründen der Zweckmäßigkeit zu schätzen, so würde ihn seine noch immer festgehaltene Ansicht über seine und seines Werkes Stellung zu der sichtbaren Kirche gleichfalls dazu geführt haben. Denn noch immer war sein Herz nicht zu bewegen die Hoffnung einer Wiedervereinigung mit der alten Kirche aufzugeben. Er dachte nicht daran Winkelkirchen gründen zu wollen und die Einheit der sichtbaren Kirche für immer zu zerstören. Sobald diese die gereinigte Lehre in sich aufgenommen und ihre sonstigen Mißbräuche abgestellt haben würde, verstand es sich für ihn von selbst daß auch er und alle seine Anhänger ihr wieder angehörten. Was er schuf war deshalb nur provisorisch gemeint.

Die äußere Form der Kirchenverfassung und der Cultus schien Luther im Vergleich mit der Glaubenslehre die Nebensache, doch wußte er daß ein unabweisbares Bedürfniß vorliege auch hierin Ordnung zu schaffen. Es kam ihm dabei hauptsächlich darauf an daß sich nichts von jenem gefährlichen Geiste der Subjectivität oder der sich überhebenden Vernunft eindränge; da er die Gemeinden als solche mit Recht für schwach im Glauben ansah, so

war er dem demokratischen Elemente in der Kirchenverfassung grundsätzlich abgeneigt. Er war daher im Allgemeinen gegen die freie Wahl der Prediger durch die Gemeinden, wie es die XII Artikel der Bauernschaft beanspruchten, überhaupt gegen alle und jede Ueber- oder Nebenordnung der Gemeinde und sah es lieber, wenn die Obrigkeiten die Bestellung der Prediger und die Aufsicht über sie und die Kirche in die Hand nahmen, was sie sich gewöhnlich nicht zwei Mal sagen ließen.

Unter so traurigen Einflüssen bildeten sich nach dem Jahre 1525 die Landeskirchen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands fester aus, zuerst die hessische unter Einwirkung einer Landessynode die Landgraf Philipp mit gewohnter Energie schon im October 1526 nach Homburg berufen hatte. Hier drang doch noch etwas mehr von der ursprünglichen Ansicht der Reformatoren über die praktische Bedeutung des allgemeinen Priesterthums aller Christen in die neugegründete Kirchenverfassung ein. Die Gemeinde sollte die Prediger wählen und Antheil an dem Kirchenregiment haben. Doch auch hier empfand man bald den Zug der Zeit der gegen alle demokratischen Einrichtungen gieng und schmälerte das Recht der Gemeinden, so daß die hessische Kirche im Wesentlichen der sächsischen und anderen Landeskirchen gleich wurde in denen von Anfang an die Obrigkeit die Stelle der Gemeinde eingenommen hatte.

Bei der Ausstattung der neuen Kirche zeigte sich der Landesfürst uneigennütziger als man ihm hätte zutrauen sollen. Alle herrenlos gewordenen geistlichen Güter wurden für ihre Zwecke verwandt. Denn hier wie anderwärts in Deutschland waren die meisten kirchlichen Stiftungen, namentlich die Klöster entweder von selbst auseinandergefallen oder durch den Bauernkrieg vollends zersprengt. Schon hatten andere Hände zugegriffen; der Adel der so viele Klöster mit seinen Gütern dotirt hatte, glaubte jetzt ein Recht zu haben das Seinige wieder zurückzufordern, aber auch solche die nicht einmal den Schein eines Rechtes aufzuweisen vermochten suchten sich einzudrängen. Was noch zu retten war, wurde gerettet. Mit Kirchengut wurde auch die neue Universität Marburg reichlich ausgestattet, die hier den Herd des wahren Glaubens vorstellen sollte, wie es Wittenberg bisher ausschließlich für ganz Deutschland gewesen war.

In Sachsen gieng man noch bedächtiger und gründlicher zu Werke. Luther und Melanchthon, der immer mehr als Luthers rechte Hand sich bethätigte, leiteten selbst den kirchlichen Neubau, wobei man immer im Auge behalten muß daß sie ihn nur als einen provisorischen, als einen Nothbau betrachteten. Alles was geschah, geschah so, daß dadurch einer künftigen Wiedervereinigung mit der allgemeinen Kirche kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, soweit es das Gewissen erlaubte. Daraus erklärt sich auch Luthers schonendes und mildes Auftreten das sonst keineswegs in seiner Art lag. Ob Landgraf Philipp aus Berechnung oder Ueberzeugung schon damals jeden

Gedanken an eine dereinstige Wiederherstellung der kirchlichen Einheit aus seiner Seele entfernt und demnach sein Werk als ein zur Dauer bestimmtes betrachtet habe, ist nicht zu ermitteln. Aber er handelte so als habe er diese Ueberzeugung, daher denn auch das entschiedenere und schärfere Gepräge der hessischen Landeskirche.

Der Kurfürst Johann ernannte auf Luthers Anrathen eine Anzahl von Visitatoren für seine weitläufigen Lande. Darunter erhielt Luther selbst den Kurkreis, Wittenberg und die eigentlich sächsischen Territorien zu seinem Sprengel. Die Visitatoren überzeugten sich durch eigene Anschauung vollständig von dem was sie schon geahnt hatten, daß die Herstellung eines geordneten kirchlichen Zustandes von dringendster Nothwendigkeit sei, wenn nicht das ganze Werk der Reformation an der Verwilderung des Volkes und der Geistlichkeit zu Grunde gehn solle.

Was an kirchlichen Stiftungen noch unangetastet geblieben war, allerdings nur eine kleine Zahl, wurde in seinem Bestande gelassen und nur unter landesherrliche Aufsicht gestellt. Die Güter der unendlichen Mehrzahl von selbst aufgelösten Stiftern wurden ausschließlich für Kirchen- und Schulzwecke bestimmt, soweit nicht auch hier wie anderwärts unberechtigte Hände schon zugegriffen hatten.

Dies, so wie die Absetzung unwürdiger Pfarrer, die Einsetzung neuer, die Gründung neuer Kirchensprengel, die vorläufige Ordnung von tausend streitigen Rechtsfragen über die ökonomischen Verhältnisse der einzelnen Pfarreien, die Patronatsrechte u. s. w. war die mehr äußerliche Seite des Geschäfts, der inneren unterzog sich Luther mit unermüdlicher und fast unbegreiflicher Thätigkeit beinahe allein, höchstens von Melanchthon unterstützt. Er schrieb für die Prediger und Laien zugleich seine beiden Katechismen in welchen er die Summe seiner Lehren zusammenfaßte. Die dogmatische Schroffheit in ihnen darf nach seinem damaligen Standpunkt nicht Wunder nehmen, aber auch in ihnen brach das tiefste Wesen seines und des reformatorischen Geistes aufs Herrlichste durch: die Gesinnungsumwandlung durch Christus als das eigentliche Ziel der gereinigten Lehre.

Für die äußeren Formen des Gottesdienstes ließ man die möglichste Freiheit bestehn, soweit die Bedeutung der Predigt als eines unentbehrlichen Mittels zur Erweckung des wahren Glaubens und der Sacramente als von Gott selbst geordneter Heilsmittel nicht beeinträchtigt wurde. Sogar die Austheilung des Sacramentes des Altars unter einer Gestalt wurde nicht geradezu verboten, so wenig wie die lateinische Messe, wo sie noch üblich war. Die Ohrenbeichte dagegen wurde wegen des Mißbrauches der damit verbunden war abgeschafft, aber die Beichte selbst als eine heilsame Anordnung beibehalten. Die noch bestehenden Feste der Heiligen sollten auch für die Zukunft gefeiert werden, nur nicht im Sinne der katholischen Kirche die die Heiligen als Fürbitter und Mittler zwischen Gott und den Menschen verehrte,

Digitized by Google

sondern als Gedächtnißtage hochbegnadigter Glaubenshelden. Ueberall wurde Predigt und Katechese als Hauptaufgabe der Thätigkeit den Geistlichen empfohlen, auch darauf gedrungen daß deutsche Kirchenlieder bei dem Gottesdienst gebraucht würden. Schon im ersten Anfang der Reformation waren überall deutsche geistliche Lieder aufgetaucht, zum Theil altvolksthümliche in zeitgemäßer Fortbildung, zum Theil neu entstandene Uebersetzungen oder Umgestaltungen lateinischer Kirchengesänge. Luther selbst hatte diesen rasch wachsenden Liederschatz schon durch einige seiner köstlichsten Kleinode bereichert und wie er selbst ein begeisterter Verehrer der Musik und des Gesanges war, so legte er überhaupt dieser edeln Kunst eine große Wirksamkeit zur Erbauung der Gemüther und zur Stärkung im rechten Glauben bei. Ebenso sehr wie auf die Kirche richtete Luther sein Augenmerk auf das Volksschulwesen und wenn irgendwo, so zeigte sich hier der gediegene Ernst und die grenzenlose Wahrhaftigkeit seines Strebens, seine echt volksthümliche Gesinnung auf das Herrlichste. Denn hier war weder besondere Ehre und Einfluß in der Welt noch sonst etwas zu holen, außer Sorge, Aergerniß und Mühe. Die alte Kirche hatte hierfür gar nichts gethan. Ihre eigenen Schulanstalten zur Abrichtung der Kleriker waren im tiefsten Verfall: auf eigene Hand hatten städtische und fürstliche Gönner der Wissenschaften hie und da Löbliches geschaffen, aber überall fehlte die eigentliche Grundlage, der Volksunterricht. Je höher hinauf desto besser war es bestellt. Deutschland besaß schon eine Menge berühmter Universitäten die wenigstens eben so viel leisteten wie die besten in andern Ländern, auch eine Anzahl von Schulen in denen man die humanistische Gelehrsamkeit, Latein und auch wohl Griechisch sich aneignen konnte. Ob aber der gemeine Mann auch nur die ersten Anfänge von Bildung erhielt oder nicht, darum kümmerte sich bis zu dieser Zeit Niemand. Jetzt wurde der großartigste Plan zur christlichen Erziehung und Bildung der untern Volksklassen entworfen und in allen wesentlichen Punkten unter unendlichen Schwierigkeiten durchgeführt. Selbstverständlich war die Rücksicht auf die Erweckung und Erhaltung des wahren Glaubens auch hier maßgebend. Auch die verachteten und unterdrückten Bauern sollten ihres ersten und besten Menschenrechtes, des reinen Evangeliums genießen und darum mußten sie schon als Kinder damit bekannt gemacht, es ihnen selbst in die Hände gegeben und erklärt werden. Ohne Zweifel erhielt das Volksschulwesen durch die grundsätzliche Verkettung mit der Kirche eine Beschränkung in seiner Aufgabe die es nicht zu seiner eigentlich beabsichtigten Wirksamkeit gelangen ließ. Aber dennoch war es ein Ereigniß von den segensreichsten Folgen daß es eine Volksschule gab, daß sich Luther selbst nicht nur ihrer Gründung sondern auch ihrer Pflege ohne Rast annahm. Fortan galt sie in der öffentlichen Meinung als ein nothwendiges Erforderniß eines christlichen Landes. Auch die höheren Schulanstalten erfuhren den gedeihlichen Einfluß der Reformatoren. In vielen Städten entstanden neue, die Grundlagen unserer Gymnasien und

Digitized by Google

lateinischen Schulen, oder die alten wurden umgeformt und mit Lehrern besetzt die Luther oder Melanchthon gebildet und empfohlen hatten. Denn der Letztere besonders nahm sich dieses Zweiges des Schulwesens mit unermüdlichem Eifer an, weil er sich hier ganz auf seinem eigentlichen wissenschaftlichen Felde bewegte. Er war und blieb ein Humanist oder Philologe der den Gewinn seiner Studien zur Erforschung des Evangeliums benutzte.

Was in Sachsen durchgeführt wurde gab das Vorbild für die meisten deutschen Städte und Länder. In Süddeutschland gieng auch hierin Nürnberg allen voran. Der Rath dieser Stadt war von Anfang an der Reformation zugethan gewesen und man besaß hier politische Reife genug um die Neugestaltung des Kirchenwesens zugleich zur Kräftigung der obrigkeitlichen Gewalt zu benützen. Sie nahm auch hier die neuen Einrichtungen in ihre Hand; mit den geistlichen Stiftern wurde es wie in Sachsen gehalten, nur wurden die noch übrigen katholisch gebliebenen mehr beschränkt als dort.

In den benachbarten brandenburgisch-fränkischen Landen gestaltete es sich ähnlich. Nach dem Bauernkriege schärfte die markgräfliche Regierung die Lehre von dem unbedingten Gehorsam gegen die von Gott geordnete Obrigkeit den Unterthanen wiederholt als das erste Gebot des Evangeliums ein. Man gab damit auf die unbefangenste Art zu verstehn weshalb die Markgrafen sich erst jetzt entschieden für das Evangelium erklärten, nachdem sie lange Zeit zwischen der alten und neuen Kirche geschwankt hatten. Als kirchliche Einrichtungen wurden die sächsischen und nürnbergischen eingeführt. Das geistliche Eigenthum sollte für kirchliche Zwecke verwandt werden, doch war auch hier vieles schon verschleudert. Der Adel und die Fürsten selbst hatten zugegriffen und auch von dem noch Vorhandenen wurde nur wenig seiner Bestimmung belassen. Die unlauteren Elemente die sich überall in deutschen Landen in das so rein und schön begonnene Werk der Reformation zu mischen begannen, traten hier zum ersten Male mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit heraus.

In vielen süddeutschen Reichsstädten wie in der ganzen Eidgenossenschaft neigte man sich mehr zu den Zwinglischen oder Züricher kirchlichen Einrichtungen, so in den größten Städten des deutschen Südens und Südwestens, in Augsburg, Ulm, Straßburg, Basel. Zwingli hatte der Gemeinde Antheil an dem Kirchenregimente gegeben ungefähr in den Grenzen wie man es zuerst in Hessen durchzuführen suchte: im Cultus tilgte er mit großer Aengstlichkeit alles was an die alte Kirche erinnerte, sogar die Bilder und Altäre mußten aus den Kirchen weichen. Er wollte in allen Dingen möglichst auf die altchristlichen Einrichtungen zurück und nichts als evangelisch gestatten was nicht ausdrücklich im neuen Testament erwähnt sei. Luther dagegen gieng von dem Grundsatze aus daß Alles was sich geschichtlich in der Kirche entwickelt und gestaltet habe geduldet werden könne, wenn es nur nicht geradezu dem Evangelium widerspräche. Doch entfremdete die Verschiedenheit in den

Digitized by Google

Formen des Cultus und der Kirchenverfassung die Gemüther derjenigen welche sich zur Reformation bekannten nicht bis zu einem wirklichen Gegensatz. Wären nicht die dogmatischen Streitigkeiten namentlich über das Abendmahl hinzugekommen, wo man in der steigenden Erbitterung auf beiden Seiten auch auf die andern bisher weniger beachteten Abweichungen ein gehässiges Licht fallen ließ, so hätte der deutsche Protestantismus niemals jene große Spaltung erlebt zu der wir es bald kommen sehen.

In Norddeutschland herrschte Luthers Einfluß ohne irgend eine Beschränkung. So in Braunschweig-Lüneburg wo sich die Regierung mit den Landständen über die neue Kircheneinrichtung nach sächsischem Muster förmlich vereinbarte. Ebenso in Schleswig-Holstein, dessen Herzog Friedrich I., zugleich König von Dänemark, die neue Lehre offen begünstigte und sie auch in Dänemark gegen die Anfechtungen des Adels und des Klerus aufrecht erhielt. Gleiches galt von Ostfriesland, Mecklenburg, Pommern: sogar die schlesischen Herzoge fiengen an in ihren Landen zu reformiren, obwohl sie nicht reichsunmittelbar sondern nur Vasallen der Krone Böhmen waren. Sie durften sich darum nicht auf die Speierer Beschlüsse von 1526 berufen. Doch war ihr Abhängigkeitsverhältniß eben so locker wie das der deutschen Fürsten von Kaiser und Reich und König Ferdinand hatte ganz andere Dinge zu thun als sich um die einzelnen kirchlichen Vorgänge in Schlesien zu bekümmern. Selbst in den der Krone unmittelbar unterworfenen Städten und Fürstenthümern scheute man sich trotz aller abmahnenden Befehle des böhmischen Königs nicht vor sehr entschiedenen Schritten zur Beseitigung der alten Kirchenform. Indem sich die Hauptstadt Breslau reformirte, emancipirte sie sich durch Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit und der damit verbundenen Hoheitsrechte des Bischofs auch in politischer Hinsicht, wie es andere norddeutsche Städte, Magdeburg, Hamburg, Bremen schon gethan hatten.

Am merkwürdigsten gestaltete sich das Schicksal des Ordenslandes Preußen. Albrecht von Brandenburg, ein Enkel Kurfürst Albrecht Achilles, seit 1511 Hochmeister, führte hier im Einverständniß mit der Mehrzahl der Ordensbrüder, dem eingesessenen Adel, den Städten und selbst den Bischöfen und Prälaten des Landes die Reformation durch. Er trat damit aus dem geistlichen Stande in den weltlichen zurück. Das Land Preußen, bisher schon seit dem unglücklichen Thorner Frieden von 1466 unter polnischer Oberhoheit, wurde 1525 ein eigentliches polnisches Lehen und erbliches Herzogthum. Der deutsche Zweig des Ordens erhob sowohl gegen die Reformation wie gegen die Secularisation die heftigste Einsprache bei Kaiser und Reich, doch hatten beide zu viel andere Dinge vor als daß sie sich ernstlich in die weitaussehenden preußischen Händel hätten einlassen mögen die leicht zu einem Krieg mit der Krone Polen und dem neuen Herzog führen konnten.

Kapitel XIX.

Die Stellung der beiden Religionsparteien bis zum Nürnberger Religionsfrieden 1532.

Doch verstärkte und schloß sich nicht allein die evangelische Partei unter den Reichsständen: es wuchsen auch die Hoffnungen und Pläne der altkirchlich Gesinnten durch den Einfluß politischer Verhältnisse.

Der Kaiser war bis zu offenem Kriege gegen den Papst getrieben worden. Sein Heer in Italien eroberte 1527 ihm selbst zur peinlichsten Ueberraschung Rom und nahm den Papst und die Cardinäle gefangen. Es bestand zum größten Theil aus deutschen Landsknechten. Sie ließen ihrem nationalen und kirchlichen Haß gegen die Wälschen und das Pfaffenthum in grober Verhöhnung der Gebräuche und Diener des katholischen Cultus, in rohen Gewaltthaten, Plünderung und Mord den Zügel schießen. Die unendliche Mehrzahl des deutschen Volkes jauchzte bei der Kunde daß endlich die Strafe über die betrügerischen und hochmüthigen wälschen Blutsauger und den Antichrist der sich den Statthalter Christi nenne hereingebrochen sei. Es galt dem Volksinstinct als ein großer nationaler Sieg. Er kümmerte sich nichts darum daß der Kaiser anders dachte und Kirchengebete für die Befreiung des Papstes anstellen ließ.

Doch eben aus dem skandalösen Bruche zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit entwickelte sich eine Verständigung. Der Kaiser gab dem Papste die Freiheit wieder und versprach gegen andere politische Zugeständnisse in der italienischen Frage mit ihm in der religiösen Frage zusammenzugehn. Karl war zum Theil durch eigenes Nachdenken, zum Theil durch fremde Einflüsse zu der Ueberzeugung gelangt daß seine monarchischen Rechte, wie er sie verstand, durch die neue Lehre gefährdet seien. Seine frühere laue Abneigung gegen den sächsischen Bettelmönch der so unverschämt gewesen war neben und vor den Königen, Fürsten und Staatsmännern der Zeit die Welt in Verwirrung zu bringen, schlug jetzt in bittere Feindschaft um, worin sich allmälig auch wirklicher religiöser Fanatismus mischte, ein Erbtheil seiner spanischen Mutter, der wahnsinnig gewordenen Königin Johanna. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich stand nach seinen glänzenden und allseitigen Erfolgen im Felde gleichfalls in Aussicht: Spanien und die Niederlande waren nach langer Gährung ruhig und duldeten die Herrscheransprüche ihres Königs und Herrn. Nun wollte er sich endlich einmal als deutschen Kaiser zeigen und die Uebergriffe der Reformation streng zurückweisen.

Aber auch diesmal wurde er durch unvorhergesehene politische Verwicke-

lungen genöthigt leiser aufzutreten, als er beabsichtigt hatte. Die Zustände in Ungarn gestalteten sich immer drohender. Johann Zapolya stand in offener Verbindung mit Soliman II., dem kriegerischesten unter allen bisherigen Sultanen. Unter seinem Schutze trat Johann als wirklicher König des Landes auf. Soliman dachte nicht blos seinem Vasallen ganz Ungarn zu erobern und die österreichische Partei zu vernichten: er faßte die alten Welteroberungspläne seiner Vorgänger in weitester Ausdehnung wieder auf. Zuerst wollte er Deutschland bezwingen, dessen innere Zerrissenheit ihm recht wohl bekannt war.

Der Kaiser und sein Bruder sahen keine andere Rettung als einmüthige, tüchtige und dauernde Hülfe von Seite des ganzen Reichs. Aber es war sicher daß die evangelischen Stände sich nicht dazu verstehn würden, wenn man sie zur unbedingten Vollziehung des Wormser Edictes nöthigen wollte, wie es die strengkatholische Partei und der Papst laut forderten und Karl selbst fest entschlossen gewesen war. Unter solchen Umständen begann im Februar 1529 ein Reichstag zu Speier der sehr zahlreich besucht wurde. Die kaiserlichen Vorlagen lauteten: zuerst die Reichshülfe bewilligen, dann die Religionsangelegenheiten berathen. Aber die Stände und zwar diesmal die katholisch gesinnten kehrten die Ordnung um. Die kaiserlichen Vorschläge in den kirchlichen Händeln schienen ihnen noch zu mild und so setzten sie es mit beträchtlicher Stimmenmehrheit durch daß sie geschärft und in solcher Fassung zum Reichsschlusse erhoben wurden.

Er gieng dahin daß bis zu einem allgemeinen von dem Papste ausgeschriebenen Concilium innerhalb Jahresfrist oder einer Versammlung der kirchlichen und weltlichen Häupter der deutschen Nation unter dem Vorsitz des Kaisers alle diejenigen Stände welche bisher das Wormser Edict vollzogen, dabei verharren und ihre Unterthanen nöthigenfalls mit Gewalt dazu anhalten, die Stände dagegen welche in ihren Ländern die neue Lehre geduldet oder eingeführt, von allen weiteren Neuerungen abstehn, auch Niemand verwehren sollten den Gottesdienst nach alter Weise zu halten. Kein geistlicher Stand dürfe an seinen geistlichen oder weltlichen obrigkeitlichen Rechten geschädigt werden, bei Strafe der Acht. Endlich sollten alle Secten vertilgt werden welche das Sacrament des wahren Leibes und Bluts nicht anerkennen wollten.

Aber Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, der Landgraf Philipp von Hessen nebst vierzehn Reichsstädten legten gegen den Reichsschluß eine förmliche Protestation ein an die sich bald noch eine Appellationsschrift an den Kaiser und ein zukünftiges freies christliches Concil reihte. Die protestirenden Stände begründeten ihr Recht damit daß die Speierer Beschlüsse von 1526 mit Stimmeneinheit gefaßt seien und jetzt nicht durch bloße Stimmenmehrheit umgeworfen werden dürften, auch daß es sich

nicht um gewöhnliche Reichssachen, sondern um Gewissensangelegenheiten handele über die nur ein Concil entscheiden könne oder wie man sonst sich darüber verständigen wolle.

Doch die Türkenhülfe bewilligten auch sie, denn sie sahen daß auch ihr Dasein auf dem Spiele stand, wenn es Soliman gelang in Deutschland einzudringen. Mit der ängstlichsten Spannung wandten sich alle Blicke nach Ungarn, wo schon im Laufe des Sommers das zahllose türkische Heer sich über das ganze Land ergoß, im September unter des Sultans eigener Führung die deutsche Grenze überschritt und Wien mit unerhörten Anstrengungen zu belagern begann. Die Stadt war nur schwach besetzt und die Kriegsrüstungen in den österreichischen Landen noch lange nicht vollendet. Doch leistete sie den heldenmüthigsten Widerstand, so daß der Sultan nach unermeßlichen Verlusten an Menschen und Kriegsmaterial schon im October die Belagerung aufheben mußte und nach Ungarn abzog. Ganz Deutschland athmete auf bei dieser Kunde. Daß Ungarn in türkischen Händen blieb wurde gegen die Befreiung Wiens nicht gerechnet. Doch dachte man im nächsten Jahre mit einem Reichsheer die Türken auch daraus zu verjagen.

Während der Kriegsrüstungen giengen die religiösen Angelegenheiten bedeutsam weiter. Die protestirenden Stände sahen nun wohl daß es dem Kaiser und der katholischen Partei Ernst mit der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation sei und dachten auf Schutz gegen solche Gefahr. Ein augenblicklicher Vollzug der Speierer Beschlüsse stand nicht zu fürchten so lange die Türken drohten und Italiens politische Lage die Anwesenheit des Kaisers erheischte. Aber sobald beides oder auch nur eines davon ins Gleiche gebracht war, konnte man das Aeußerste erwarten.

Um ihre Kräfte fester als bisher zusammenzuschließen versuchten sie zuerst die dogmatischen Streitigkeiten in ihrer Mitte zu beseitigen. Denn Luthers Einfluß wirkte auch hierin so allmächtig daß sich die deutschen Gönner und Bekenner der gereinigten Lehre unwillkürlich in seine Ansicht eingelebt hatten, die darauf ein so unverhältnißmäßiges Gewicht legte. Eine haltbare Vereinigung schien den Fürsten, Staatsmännern und dem Volke nur möglich wenn man sich nicht blos im Allgemeinen in der Anhänglichkeit an das Evangelium und in der Abneigung gegen die alten Kirchenformen zusammenfand. Man mußte auch bis ins Einzelnste desselben Glaubens sein um überhaupt sich als Bekenner eines Glaubens fühlen und danach handeln zu können.

Landgraf Philipp nahm sich mit gewohnter Rührigkeit der Sache an. Auf seinen Betrieb fanden sich die Häupter beider reformatorischen Richtungen am 1. October 1529 zu Marburg ein. Luther und Melanchthon, Zwingli mit seinem Melanchthon, Oecolampadius aus Basel trafen hier persönlich zusammen. In langwierigen und peinlichen Unterhandlungen verglichen sie sich über die meisten streitigen Punkte, selbst theilweise über die Lehre vom Sacrament des Altars. Aber über die leibliche Gegenwart Christi im Abend-

Digitized by Google

mahl konnte man zu keiner Verständigung gelangen. Luther wich nicht einen Schritt von seiner damaligen starren Fassung welche beinahe die katholische Ansicht von der Transsubstantiation, der eigentlichen Verwandlung des Brotes und Weines in Fleisch und Blut war und Zwingli mit seinem nüchternen, kühlen Denken konnte es nicht über sein Gewissen bringen sich hierin zu fügen.

Da man aber alles Gewicht auf diesen einen Punkt zu legen fortfuhr, so gieng als Ergebniß des Gespräches gerade das Gegentheil von dem hervor was man beabsichtigt hatte: die klare und scharf ausgesprochene Ueberzeugung beider Theile daß man im Glauben nicht einig sei. Landgraf Philipp hoffte indessen immer noch eine politische Einigung zu Stande zu bringen und dazu hätte Zwingli von Herzen gerne geholfen. Aber Kurfürst Johann erklärte unter Luthers Beirath daß ein Bündniß nur zur Vertheidigung und Erhaltung des wahren Glaubens dienen solle und darum auch nur von solchen geschlossen werden könne die den wahren Glauben hätten. Er legte wiederholt, erst in Schwabach, zuletzt in Schmalkalden siebzehn Artikel vor, ganz nach strengster lutherischer Fassung. Diese sollte jeder Reichsstand erst unterschreiben ehe er zu der Verhandlung über die Art der gemeinsam zu ergreifenden Vertheidigungsmaßregeln zugelassen würde.

Nicht blos verschwand dadurch die Aussicht auf den Beitritt der eidgenössischen reformirten Stände, der mächtigen Städte Zürich, Bern, Basel, sondern auch die wichtigsten südwestdeutschen Reichsstädte, Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, verweigerten die Unterschrift und nahmen an den im Januar 1530 zu Nürnberg eröffneten Berathungen keinen Theil.

Die Haltung der Protestanten in Nürnberg war merkwürdig genug. Sie begaben sich aus Angst dem Gewissen zu nahe zu treten der schätzbarsten Bundesgenossen und zwar in einem Augenblicke wo man den Kaiser täglich aus Italien zurückerwartete: den Kaiser der die Speierer Protestation und Appellation als eine offene Auflehnung gegen sich und das Reich bezeichnete die er ernstlich abthun müsse, wobei die katholische Partei mit allen Kräften hülfreich sein zu wollen erklärte.

Noch auffallender war es daß die Bedrohten sich nicht einmal über die Vorfrage vereinigen konnten, ob sie überhaupt ein Recht des Widerstandes gegen den Kaiser hätten, wenn er mit Gewalt das Evangelium unterdrücke. Luther, auch hierfür das Orakel Kurfürst Johanns und anderer Fürsten, bestritt ein solches Recht. Nach seinen biblischen Begriffen von der Gewalt der Obrigkeit konnte er nicht anders. Er betrachtete das Verhältniß der Fürsten zu dem Kaiser, der höchsten Obrigkeit die in dem Evangelium erwähnt wird, auch nicht anders wie das eines gewöhnlichen Beamten, der zugleich Unterthan ist, zu seiner vorgesetzten höchsten Obrigkeit. Er erklärte, man müsse Alles dulden und über sich ergehn lassen im Vertrauen auf Gottes Beistand und drang wirklich damit bei den meisten Theologen und vielen

Juristen durch, obgleich Andere geltend machten daß die Fürsten nur vertragsmäßig dem Kaiser unterworfen und sie selbst als Obrigkeiten zum Schutze des Evangeliums berufen seien. So gieng man endlich ohne einen Beschluß auseinander, um auf dem großen Tage zu Augsburg der schon in Speier bestimmt war bald wieder zusammenzukommen.

Landgraf Philipp hatte zuerst gegen die Nöthigung zur Unterschrift der 17 Artikel und dann wenigstens gegen Luthers Theorie von dem Verhältniß des Kaisers zu den Reichsständen sich gewehrt, aber ohne Erfolg. Offen durfte er Luther nicht widersprechen, denn dieser wies nur auf die Schrift und machte damit jeden Widerspruch verstummen. Wäre es nach Philipps Sinn gegangen, so hätte man gleich das Schwert gezogen, statt sich den Feinden wehrlos in die Hände zu geben. Wie bei den Fürsten überwog auch bei dem Volke noch immer Luthers Ansicht von der Unrechtmäßigkeit gewaffneten Widerstandes, theils weil es Luthers Ansicht war, theils weil sie mit dem idealistischen Zuge der die Gemüther erfaßt hatte, harmonirte oder ihr eigentlicher Ausdruck war. Man glaubte die Seelenkraft zu besitzen um des Gewissens willen Alles für das Evangelium leiden zu können, nicht als ob man zu feig oder zu lau gewesen wäre dafür die Waffen zu ergreifen, sondern weil man fühlte daß zum Leiden ein größerer Muth gehöre als zum Dreinschlagen.

Zwei Monate nach der festgesetzten Zeit, am 15. Juni 1530, traf Karl aus Italien in Augsburg ein. Er hatte zu Bologna am 24. Februar dieses Jahres, an seinem dreißigsten Geburtstage, aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfangen, der letzte von allen deutschen Herrschern der diesen herkömmlichen Schmuck seines Amtes nach alter Weise erwarb.

Die Stände des Reichs waren zahlreicher als je und meist in Begleitung weltlicher und geistlicher Räthe und Autoritäten erschienen, denn hier sollte die große Religionsfrage endgültig entschieden werden und es darum nicht blos ein gewöhnlicher Reichstag, sondern auch eine Nationalsynode sein. Jedermann war auf die Haltung des Kaisers gespannt: die Protestanten glaubten nicht viel für sich hoffen zu dürfen und die katholische Partei rechnete sicher auf ihn. Doch er zeigte zu allgemeiner Ueberraschung eine große Milde und Geneigtheit zu friedlicher Verständigung. Es war ihm so weit damit Ernst als er nicht gesonnen war der katholischen Partei und dem Papste ihren vollen Willen zu thun und sich dadurch zu ihrem Werkzeug zu machen. Er wollte selbst die große Frage in der Hand haben und nach seinem Interesse erledigen, das ihm allerdings mit der Erhaltung der wesentlichen Stücke des alten Glaubens und Cultus, aber nicht der Kirchenverfassung zusammenfiel.

In den eröffneten Verhandlungen wurde die Religionssache selbstverständlich zuerst vorgenommen und die Reichsstände aufgefordert dem Kaiser ihre Meinung darüber schriftlich vorzulegen. Die Protestanten hatten schon

Digitized by Google

ein solches Actenstück vorbereitet. Zur Grundlage waren die Schwabacher Artikel genommen und von Melanchthon mit möglichster Schonung für die Gegenpartei in Inhalt und Form überarbeitet. Luther selbst war nicht in Augsburg. Er blieb in Coburg zurück, mehr auf den dringenden Wunsch des Kurfürsten als nach seinem eigenen Willen. Man fand es nicht statthaft ihn, der noch unter Bann und Acht stand, dem Angesicht der kaiserlichen Majestät und den päpstlichen Legaten gegenüberzustellen, noch mehr fürchtete man seine maßlose Heftigkeit. Denn noch einmal glaubten und wünschten die Protestanten ohne von dem Wesentlichen des gereinigten Evangeliums etwas aufzugeben innerhalb der katholischen Kirche bleiben oder in sie wieder eintreten zu können. Namentlich in der Kirchenverfassung waren sie zu großer Nachgiebigkeit bereit. Man gedachte sich selbst die Erneuerung der bischöflichen Gerichtsbarkeit gefallen zu lassen, nur sollte das Recht der weltlichen Obrigkeit dadurch nicht verletzt werden. Die nicht zu duldenden Mißbräuche erwähnte Melanchthons Schrift mit möglichster Nachsicht und immer unter Berufung auf das Bibelwort und die ältere Kirche. Aber auch in dem dogmatischen Theile seines Glaubensbekenntnisses hob Melanchthon mit Nachdruck die Uebereinstimmung zwischen Luthers Lehre und den größten Autoritäten der ganzen Kirche, namentlich dem heiligen Augustinus hervor, während er mit demselben Nachdruck alle die Ketzereien als solche bezeichnete und verwarf welche die Kirche bis auf diese Zeit von sich ausgestoßen hatte.

Uebrigens konnte es weder Melanchthon noch seinen Auftraggebern in den Sinn kommen eine endgültige Feststellung des protestantischen Lehrbegriffes zu liefern. Es war eine Arbeit rein nach dem augenblicklichen Bedürfnisse einer Ausgleichung und Verständigung mit der alten Kirche entworfen und ausgeführt.

Die Bekenntnißschrift der Protestanten wurde am 25. Juni dem Kaiser und den versammelten Reichsständen in feierlichster Sitzung vorgelesen und zwar in deutscher Sprache, dann wurde ein lateinisches und deutsches Exemplar dem Kaiser überreicht. Unterzeichnet hatten der Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Städte Nürnberg und Reutlingen. Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau sahen sich veranlaßt eine eigene Confession, die der vier Städte, zu überreichen, wie auch Zwingli eine solche an den Kaiser schickte. Sie unterschied sich wesentlich von den beiden anderen durch die Schroffheit, mit der sie in den controversen Punkten die reine evangelische Lehre der katholischen entgegenstellte.

Zu großem Erstaunen der Protestanten trat der Kaiser darauf hin nicht als Vermittler, sondern als Entscheider auf und somit nach ihrer Auffassung auf die Seite der Gegenpartei. Er ließ von katholischen Theologen, Eck, Cochläus, Wimpina, den berühmtesten wissenschaftlichen Bekämpfern der Re-

Digitized by Google

formation, eine sogenannte Refutation, Widerlegung der augsburgischen Confession entwerfen, worin die Protestanten in einer Anzahl von Punkten des offenen Irrthums, der Ketzerei, geziehen wurden.

In diesen vermeintlich widerlegten Punkten, erklärte der Kaiser, sollten die Unterzeichner der augsburgischen Confession nachgeben, wo nicht, werde er gegen sie verfahren wie es einem Kaiser und Vogt der römischen Kirche zieme.

Doch die Protestanten ließen sich durch die kaiserlichen Drohungen nicht einschüchtern. Kurfürst Johann verdiente sich hier durch seinen schlichten Muth den Namen des Beständigen und hielt moralisch seine Partei zusammen, auch als alle weiteren Vermittelungsversuche fruchtlos blieben.

Die katholische Majorität, voran ihr eifrigster Vorkämpfer der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, den der Kaiser durch allerlei trügerische Hoffnungen ganz zu bestricken verstanden hatte, setzte einen Reichsschluß durch in welchem den Protestanten zu ihrer vollständigen Wiedervereinigung mit der Kirche eine Frist bis zum 15. April 1531 gestellt, ihnen bis dahin jede Neuerung untersagt, die früheren ihnen günstigen Reichsabschiede bis 1529 aufgehoben und, was das Gefährlichste war wenn es durchgeführt werden konnte, die Reichsgerichte angewiesen wurden gegen die Stände unnachsichtlich zu verfahren die sich dem nicht fügen wollten, besonders aber gegen Alle welche den geistlichen Gütern und Stiftern ihre Rechte und Einkommen schmälerten oder sich ihrer bemächtigt hätten. Die Protestanten überreichten noch eine Rechtfertigungsschrift, die sogenannte Apologie der augsburgischen Confession, doch der Kaiser nahm sie nicht einmal an, sondern erklärte daß wenn sie sich innerhalb der gesetzten Frist nicht fügten, Gewalt gegen sie gebraucht werden solle.

Nunmehr verschwanden bei allen protestantischen Ständen die Zweifel, ob sie sich für das Evangelium wehren dürften oder nicht. Die unvermeidliche Nothwendigkeit überwog die theoretischen Bedenken, ja selbst die Wittenberger Theologen erkannten an daß jetzt der Fall der Nothwehr eingetreten sei.

So kam nach langwierigem und eifrigem Verhandeln im Frühling des Jahres 1531 ein Vertheidigungsbündniß zu Schmalkalden zu Stande. Es sollte ausdrücklich weder dem Rechte des Kaisers noch irgend eines andern Reichsstandes damit zu nahe getreten werden, sondern nur zur Erhaltung des Evangeliums dienen, wenn Gewalt zu seiner Unterdrückung gebraucht würde. Jeder wurde dazu eingeladen der sich nicht offen für Zwingli erklärte. So ließ man auch die vier oberdeutschen Städte zu die in Augsburg ein besonderes Bekenntniß übergeben hatten.

Der Bund bestand bald aus dem Kurfürsten Johann, dem Landgrafen Philipp, drei Herzogen von Braunschweig, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen von Mansfeld und eilf größeren Städten, meist Reichs-

städten, doch waren auch Magdeburg und Braunschweig darunter. Einstweilen sollte er für sechs Jahre gelten. Seine Einrichtung war noch ganz unvollständig und wäre es jetzt zum Kriege gekommen, so hätte er als Bund wenig Widerstand leisten können.

Doch wieder einmal griff die Politik zu Gunsten der Protestanten ein. Zwar gelang der kaiserlichen Diplomatie noch im Herbste 1531 ein Hauptschlag gegen die reformirten Stände der Eidgenossenschaft. Hier waren die Städte fast alle protestantisch, die Landgemeinden in den Urkantonen, in Zug und Luzern aber katholisch geblieben. Der Kaiser hetzte die beiden Parteien bis zu offenem Kriege. Die Mannschaft der Stadt Zürich die ihn auf reformirter Seite fast allein führte wurde bei Cappel gänzlich geworfen und Zwingli selbst der seine geistliche Heerde auch in die Schlacht begleitet hatte erschlagen. Ein Friede folgte bald darauf worin zwar die Städte nicht in ihrer Glaubensfreiheit gekränkt, aber doch zu allerlei Zugeständnissen an die katholische Partei genöthigt wurden. Die Reformation in dem deutschen Theile der Eidgenossenschaft erhielt dadurch die Grenze die sie seitdem nicht überschritten hat. Die Katholiken schlossen sich noch enger als vorher an den Kaiser an in dem sie ihren sichersten Halt sahen. Für Oberdeutschland verschwand damit die naheliegende Gefahr eines großen protestantischen Bundes als Gegengewicht gegen den noch bestehenden und durch den österreichisch-bairischen Einfluß streng katholischen schwäbischen Bund. Auch sonst war das politische Interesse des Kaisers an den Vorgängen in der Schweiz aufs Höchste betheiligt. Jedenfalls mußte er erst ihren Ausgang abwarten, ehe er etwas gegen den schmalkaldischen Bund unternehmen durfte.

Aber auch die katholische Partei in Deutschland war mit dem Kaiser rasch wieder zerfallen. Er hatte endlich die Zeit für passend erachtet wo er die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König und zu seinem Nachfolger im Reiche durchsetzen könnte. Wollte er seiner eigenen mühseligen Thätigkeit für die Größe seines Hauses einen sicheren Boden geben, so konnte es nur geschehen, wenn er auch über seinen Tod hinaus ihm die deutsche Krone erhielt. Zwar gab es schon damals mancherlei Differenzen zwischen beiden Brüdern, doch in der Hauptsache verstanden sie sich und ordnete sich Ferdinand dem erfindungsreichen Geiste und der zähen Beharrlichkeit des Kaisers unter. Wirklich fügten sich alle Kurfürsten, obwohl nicht mit freudigem Herzen, bis auf den einen sächsischen, doch dessen Protestation wurde nicht geachtet und Ferdinand war römischer König.

Aber Herzog Wilhelm von Baiern hatte selbst ehrgeizige Pläne auf die deutsche Krone und wünschte jeden Andern lieber als seinen übermächtigen Nachbarn, siegreichen Rivalen in Böhmen und sonstigen politischen Gegner Ferdinand in ihrem Besitze. Er wurde durch Ferdinands Wahl so gereizt daß er mit den Schmalkaldnern auf der einen Seite, mit Franz von Frankreich auf der andern Seite unterhandelte und auf gewisse Fälle sich ihnen

verband. Sein Einfluß auf seine Partei war so groß daß er einen Theil davon nicht gerade mit sich fort, aber doch von dem Kaiser abzog.

Endlich drohte wieder eine neue Türkengefahr. Soliman dachte seine Niederlage vor Wien zu rächen und seine Rüstungen ließen das Aeußerste befürchten. Wieder einmal mußte die Reichshülfe schleunigst beansprucht werden oder Oesterreich war verloren. Aber die Protestanten erklärten, sie würden bei den offenkundigen feindseligen Absichten des Kaisers gegen das Evangelium keine Hülfe bewilligen, ja die Möglichkeit schien nahe zu liegen daß sich ein großer Bund zwischen allen Feinden des Hauses Habsburg bilden könnte, zwischen Frankreich, England, Dänemark, den Schmalkaldnern, Baiern und andern mißvergnügten Fürsten im Niederland, Zapolya und den Türken, eine bis dahin noch unerhörte Combination, die jedoch bald ernstlich versucht wurde.

Dies Alles war Ursache genug, weshalb die angedrohten strengen Maßregeln gegen die Protestanten unterblieben. Karl und Ferdinand näherten sich ihnen sogar und wußten es in schlauberechneter Nachgiebigkeit so zu lenken daß am 23. Juli 1532 auf einem Tage zu Nürnberg ein förmlicher Vergleich zu Stande kam, wonach bis zu einem Concil oder einhelligen Reichsschluß kein Reichsstand den andern der Religion halber beleidigen oder bekriegen solle. Alle kammergerichtlichen Processe wegen kirchlicher Angelegenheiten, der Hauptgegenstand der Besorgniß für die Protestanten, wurden aufgehoben und für die Zukunft die Annahme neuer verboten.

Zum Danke zeigten sich die Protestanten jetzt zu einer nachdrücklichen Türkenhülfe bereit. Alle thaten geflissentlich ein Uebriges, im Gegensatz zu der Art wie es sonst bei einem Reichsaufgebot hergieng. Besonders zeichneten sich die Reichsstädte aus, die in der Rüstung ihrer Truppen, in der Menge und Güte ihres Kriegsmaterials, vor Allem in ihrer trefflichen Artillerie ihren ganzen Reichthum zur Schau trugen. Schon im Laufe des Herbstes waren die Vorbereitungen des Reichs und des Kaisers vollendet.

So kam das schönste Heer zusammen welches Deutschland seit Jahrhunderten aufgebracht hatte. Soliman hatte unterdessen Ungarn überschwemmt, war aber durch die Belagerung der kleinen Festung Güns lange aufgehalten und sehr geschwächt worden. Als das deutsche Heer bei Wien eintraf, kehrte er eiligst um, ohne es zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen. Doch erlitt er noch einige Verluste auf dem Rückzuge. Damit war der Zweck des Feldzugs nach der Ansicht der meisten Reichsfürsten erreicht. Es war ihnen nicht damit gedient ganz Ungarn für Ferdinand zu erobern, sie wollten nur die deutsche Grenze sichern und den Türken die Wiederkehr wenigstens für die nächste Zeit verleiden. Deshalb löste sich das Reichsheer zum größten Theil auf und nur der kleinere setzte mit den kaiserlichen Truppen den Krieg in Ungarn fort.

Digitized by Google

Kapitel XX.

Der schmalkaldische Bund auf der Höhe seiner Macht. — Letzte Niederlage der radicalen und demokratischen Bestrebungen im Gefolge der Reformation.

Die protestantischen Stände waren keineswegs gemeint ihre glücklich gewonnene Defensivstellung aufzugeben. Bei den neuen und immer bedenklicheren Zerwürfnissen des Kaisers mit Frankreich und dem Papst bot sich vielmehr Gelegenheit sie bestens zu verstärken, wohl auch einmal zum Angriff überzugehn, wenn sich voraussehen ließ daß dadurch nicht ein allgemeiner Krieg im Reiche oder eine Revolution entstehn werde.

Im Herbste 1533 entfloh der Prinz Christoph, der Sohn des vertriebenen Herzogs Ulrich von Wirtemberg, vom kaiserlichen Hoflager, wo er bis dahin erzogen und als Geisel gehalten worden. Er trat unter offener Begünstigung des bairischen Herzogs Wilhelm als rechtmäßiger Erbe von Wirtemberg auf. Der König Franz von Frankreich benützte rasch diesen glücklichen Zufall. Zwar hatte er sich im Frieden von Cambray 1529 ausdrücklich verpflichtet den Herzog Ulrich nicht zu unterstützen, und für einen offenen Friedensbruch war die Zeit noch nicht gekommen. Dafür ließ er im Geheimen dem Landgrafen Philipp beträchtliche Geldmittel zufließen, da er wußte daß dieser schon lange aus persönlicher Anhänglichkeit, politischer Berechnung und kirchlichem Interesse mit der Wiederherstellung des Hauses Wirtemberg umgehe.

Im Besitz der nöthigen Geldmittel hatte Philipp, der weitberühmte Kriegsheld, schnell ein bedeutendes Heer zusammen; wenn auch der bedächtige Johann von Sachsen das Unternehmen wegen seiner Kühnheit mißbilligte und der schmalkaldische Bund als solcher sich nicht daran betheiligte, so wußte sich der Landgraf doch so geschickt zu stellen daß die ganze Macht der Protestanten hinter ihm zu stehn schien. Jedenfalls gab es die einfachste Berechnung daß sowohl das landesfürstliche oder reichsständische Interesse wie das protestantische gleich sehr für Philipp und Ulrich und gegen Ferdinand sein mußte. Die österreichische Regierung in Wirtemberg glaubte recht wohl über die Entwürfe des Landgrafen unterrichtet zu sein, aber gerade darum hatte sie die Gefahr nicht so nahe gedacht. Als Philipp im Frühjahr 1534 in Wirtemberg einbrach, wurde das halb so starke österreichische Heer bei Laufen am 10. Mai zersprengt und das ganze Land in einem Augenblicke eingenommen. Alles huldigte mit Freuden dem Herzog Ulrich: die österreichische Verwaltung hatte es verstanden ihn, den brutalen Wüstling, Meuchelmörder und bluttriefenden Despoten, in der Glorie des Märtyrers seinen Untertha-

Digitized by Google

nen erscheinen zu lassen. Er bestätigte die alten Verträge mit seiner Landschaft und begann sogleich dem Protestantismus, dem er selbst aus naheliegender Berechnung sich zugewandt hatte, Wirtemberg zu öffnen. Bisher war er hier mit Galgen, Schwert und Scheiterhaufen mühsam niedergehalten worden, aber nun verschwand der Katholicismus so vollständig und so plötzlich daß keine Spur davon übrig blieb. Es zeigte sich auch hier daß es in ganz Deutschland nur noch die rohe Gewalt war die der alten Kirche im Volke das Leben fristete.

König Ferdinand sah daß weder er noch sein Bruder jetzt einen Krieg wegen Wirtembergs beginnen konnte, weil ein solcher unzweifelhaft zu einem allgemein europäischen ausgeartet wäre. Er entschloß sich daher seinen Frieden zu machen. In dem Vertrage zu Kadan in Böhmen gab er den unmittelbaren Besitz Wirtembergs auf und behielt sich nur die Oberlehnsherrlichkeit vor, jedoch unbeschadet der Reichsstandschaft des Landes.

Der schwäbische Bund war schon lange durch Ferdinands Stellung zu Baiern so gut wie aufgelöst. Jetzt wo Oesterreichs Macht in Schwaben gebrochen war, konnte er nur noch dem Namen nach bestehn; Ferdinand hatte nun auch kein Interesse mehr etwas dafür zu thun. Auch seine exclusiv katholische Haltung wurde nunmehr unmöglich und so war auch dieser Nothbau zerfallen der einst mit so großem Nachdruck wenigstens in einem bedeutenden Theile Deutschlands das Reich und den Kaiser ersetzt hatte.

Gleich darauf ergab sich eine recht in die Augen fallende Gelegenheit, wo die Protestanten zeigen konnten daß die Reformation und die Revolution nichts mit einander gemein hätten, wie die Katholiken jetzt nach Philipps offenem Bruche des Landfriedens mit verstärkter Heftigkeit behaupteten.

Die Stadt Münster war schon vor der Reformation der Sitz lebhafter geistiger Thätigkeit im Sinne der Neuzeit: der Humanismus hatte hier einen seiner großen Mittelpunkte und stand wie überall mit den freieren Richtungen in der Kirche in engster Verbindung. Die Bevölkerung war wie in allen bischöflichen Städten in ererbter Feindschaft gegen die Pfaffenherrschaft groß geworden. Als die Reformation begann, fand sie in Münster einen völlig vorbereiteten Boden. Er war nur vielleicht zu gut vorbereitet, denn man begnügte sich hier nicht mit einer mäßigen und im Ganzen friedlichen Abstellung der alten Mißbräuche, sondern gieng kirchlich und politisch bald zu eigentlich radicalen oder revolutionären Bestrebungen weiter. Von allen Seiten strömten fremde Demagogen, Volksprediger und Propheten in die Stadt. Versprengte Theilnehmer der Bilderstürmereien in Deutschland, des Bauernkrieges und verschiedener schwärmerischer Secten, die Luther und die sächsische polizeiliche Beaufsichtigung des gereinigten Evangeliums noch mehr haßten und verachteten als die alte Kirche, gewannen allmälig die Oberhand in der Stadt und benützten ihre Macht um zuerst die ganze Bürgerschaft gegen den Landesherrn, den Bischof und gegen die Geistlichkeit der

alten Kirche, dann die mittleren und unteren Stände gegen die städtische Aristokratie, endlich die Hefe des Pöbels gegen alle reicheren und gebildeteren Einwohner und gegen jede Beschränkung ihrer sogenannten evangelischen Freiheit in Lehre und Leben aufzuhetzen. Unter den eingewanderten Sectirern wußten sich diejenigen vorzudrängen welche neben anderem ungeheuerlichen Aberwitz auch gegen die Kindertaufe als unbiblisch polemisirten und Wiedertäufer genannt wurden, weil sie das Sacrament noch immer an den schon getauften Erwachsenen vollzogen.

Was Münzer in Mühlhausen mehr versucht als durchgeführt hatte, den völligen Umsturz aller bisherigen Ordnung in der Kirche, im Staate und in der Gesellschaft, wurde hier in dieser uralten Stätte geistlicher Herrschaft mit wahnsinniger Energie vollzogen. Die unmittelbare göttliche Erleuchtung und nicht die Bibel oder irgend ein anderes äußerliches Gesetz war das Einzige, worauf sich die ebenso schlauen wie fanatischen Führer der Revolution beriefen, womit sie die verwilderten Pöbelmassen und das fremde Gesindel zu jeder Art von blutigem Gräuel und frechem Wahnwitz fortrissen. Da überall in Deutschland unter den kaum niedergeworfenen unteren Volksklassen in den Städten und den bis zum Tode gedrückten, aber unversöhnten Bauern eine dumpfe Gährung verbreitet war die nur der Gelegenheit zum Ausbruch wartete, so wurde diese revolutionäre Stadt eine große und allgemein gefürchtete Gefahr für ganz Deutschland, für die Sache der weltlichen wie der geistlichen Obrigkeit, für die Katholiken wie für die Protestanten.

Ein Bund von katholischen und protestantischen Fürsten wieder unter Führung des hessischen Landgrafen machte dem Schreckensregiment der Wiedertäufer 1535 ein blutiges Ende, wie es seiner würdig war. Es ergieng der eroberten Stadt nicht besser als den besiegten Bauern. Eine wüthende Reaction trat ein, die ebenso sehr die Freiheit der Bürgerschaft wie die des Glaubens zu vernichten arbeitete. Das Erste gelang ihr durch die Schrecknisse einer summarischen Justiz, in der, wie bei den Bauern, die scheußlichsten Thaten der Besiegten noch überboten und gewissermaßen gerechtfertigt wurden. Doch noch gründlicher und dauernder war ihr Erfolg auf kirchlichem Gebiet. Die Bürgerschaft erholte sich allmälig von den Hinrichtungen, Vermögensstrafen, Verbannungsurtheilen, wurde wieder wohlhabend und lernte sich damit auch wieder in ihrem Rechte gegen den Landesherrn fühlen. Es bedurfte noch im nächsten Jahrhundert eines ähnlichen Gewaltstreiches wie der von 1535 um sie für immer zu gehorsamen Unterthanen des Bischofs zu machen. Aber das gereinigte Evangelium ließen sie sich nehmen, die unmittelbaren Zeitgenossen mit innerem Grimme, das nächste Geschlecht schon ohne Theilnahme, bis das darauf folgende durch die inzwischen organisirte katholische Propaganda zu fanatischen Bekennern des alten Glaubens umgebildet wurde.

In derselben Zeit erlitt nicht blos der tollgewordene Radicalismus,

sondern auch die echte bürgerliche Freiheit und die darauf gegründete Größe und Herrlichkeit des deutschen Bürgerthums eine ihrer verhängnißvollsten Niederlagen.

In Lübeck wurde der Sieg der Reformation wie in andern Städten Norddeutschlands von einer Umgestaltung der städtischen Verfassung in demokratischem Sinne begleitet. Norddeutschland war im Durchschnitt damals immer noch um 80—100 Jahre in seiner Culturentwickelung hinter dem eigentlichen Brennpunkte des deutschen mittelalterlichen Lebens, dem Südwesten und dem Rheinlande, zurück und so war es natürlich daß die bürgerlichen Verfassungskämpfe die hier das 14. und einen Theil des 15. Jahrhunderts ausfüllten, dort erst am Ende des 15. und im Anfang des 16. zum Ausbruch kamen. Lübeck behauptete noch immer einen mächtigen Einfluß auf das ganze nordöstliche Deutschland: jede innere Angelegenheit der Stadt wurde unwillkürlich eine Angelegenheit aller Städte, nicht blos der Mitglieder der Hanse. Gelang in Lübeck der Sieg der Demokratie, so mußte er auch anderwärts im Norden gelingen.

Die Seele der neuen Verfassung und Regierung war der Bürgermeister Jürg Wullenweber, ein Mann der gegen die Art seiner bürgerlichen Zeitgenossen eine umfassende Weite des staatsmännischen Blickes mit einer großen Kühnheit in seinen Entwürfen verband. Er sah daß seine Vaterstadt und der ganze Bund der norddeutschen Städte von der alten weltgebietenden Höhe tiefer herabgesunken war als Freunde und Feinde glaubten. Er sah aber zugleich auch die Ursachen des Verfalls und fühlte in sich und den Verhältnissen die Kraft ihn nicht blos aufzuhalten, sondern die alte Größe und Macht seiner Vaterstadt noch viel glänzender zu erneuern.

Der Bund der Hanse trug wie jede ähnliche Staatsbildung des deutschen Bürgerthums den Keim einer verhältnißmäßig raschen Auflösung in sich: die einzelnen Glieder begaben sich so wenig wie möglich der vollen Selbständigkeit, opferten so wenig wie möglich für das Allgemeine und verfolgten immer zu auf Kosten des Allgemeinen ihren besonderen Vortheil. Nur große äußere Gefahr konnte ihn zusammenhalten und eine solche war seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr gekommen. Keine der größeren Städte an der See oder im Binnenlande war stark genug ihren Willen den andern aufzudringen und ein wirklich gebietendes Haupt aller Städte zu werden, die meisten aber gerade so stark, um sich weder von einer einzelnen Stadt noch von dem Bunde etwas befehlen zu lassen. Im Laufe des 15. Jahrh. trennten sich die flandrischen und holländischen Städte theils aus eigennützigen Interessen, theils unter dem Einflusse ihrer Landesherren, der Herzoge von Burgund, die nach einer gebietenden Stellung in der Nordsee und sogar in der Ostsee strebten. Der Abfall Westpreußens von dem deutschen Orden und die polnische Herrschaft die hier an die Stelle der deutschen trat, entfremdete zwar die alten deutschen Städte des Landes noch nicht

der Hanse, aber störte doch ihren Zusammenhang. Die Städte an der kurischen, livischen und esthnischen Küste waren beinahe schon in gleicher Lage durch die Angriffe der Russen. Die Städte im Binnenland hatten schon zum Theil durch ihre Landesherren genöthigt aus der Hanse treten müssen oder wo es noch nicht so weit gekommen war, lockerte sich doch durch ihre eigene Schuld, durch ihre engherzige Politik ihr Zusammenhang mit dem großen republikanischen Gemeinwesen mehr und mehr. Das einst grenzenlose und scheinbar unerschöpfliche Handelsgebiet im Norden und Osten Europas erlitt durch das Wachsen der russischen Macht, die selbst nach Seeherrschaft strebte und Nowgorod, den östlichsten deutschen Stapelplatz, unterworfen und eigentlich vernichtet hatte, durch die Concurrenz der Engländer, Holländer und Flamingen schon im 15. Jahrhundert große Einbuße. Noch größere drohte, wenn sich im Norden ein festes Königthum entwickelte. Christian II., der letzte König der drei unirten scandinavischen Reiche, galt der Hanse mit Recht für ihren schlimmsten Feind. Sie war schon nicht mehr stark und frischen Muthes genug um ihn offen zu bekämpfen und zu demüthigen, wie sie es einst mit andern gleich feindseligen nordischen Königen, seinen Vorgängern, gethan. Aber die hansischen Seestädte, voran Lübeck, schürten so lange bis ihn die Empörung einer Adelspartei und eines Theiles des schwedischen Volks und noch mehr die Untreue des dänischen Adels stürzte. Der neue schwedische König Gustav Wasa war Anfangs nichts weiter als eine Creatur der Lübecker: was er hatte und war verdankte er ihnen, aber er erwies sich, nachdem er einigermaßen sicher stand, gerade so undankbar wie es der Eigennutz seiner Beschützer verdiente. Es wurde aus ihm bald ein noch schlimmerer Feind als Christian II. gewesen war, denn er war vorsichtiger und geschmeidiger. Doch bot sich jetzt einer unternehmenden Politik Gelegenheit im Norden einzugreifen. Christian II. hatte sein unbestreitbares Anrecht auf die nordischen Kronen nie aufgegeben. Gegen seinen Oheim, Friedrich I. von Schleswig-Holstein, dem der dänische Adel die Krone Dänemarks übertrug, war er nach langen Vorbereitungen und Unterhandlungen endlich offen aufgetreten, aber trotz der Unterstützung die er bei dem dänischen Volke und den Städten fand, unterlegen und seit 1532 ein Gefangener. Doch 1533 starb Friedrich und die Nachfolge seines Sohnes Christian in Dänemark hieng allein von dem guten Willen des Adels ab, der sich nicht damit beeilte, um den Preis der Krone desto höher zu schrauben. In Dänemark trat ein förmliches Interregnum ein und hier war der Punkt gefunden, wo Wullenweber den Hebel ansetzen konnte. Er veranlaßte seine Vaterstadt zu Land- und Seerüstungen, die im Vergleich mit der bisherigen schlaffen und trägen Benutzung der vorhandenen Mittel großartig genannt werden konnten, aber die Kräfte der noch immer überschwänglich reichen Stadt keineswegs überstiegen. Auch einige andere Seestädte der Hanse leisteten Beistand. Die Lübecker traten als Bundesgenossen und Befreier des

rechtmäßigen Königs Christian II. auf und eroberten in einem Augenblick unter Begünstigung überall ausbrechender Aufstände der Bauern und Bürger gegen Adel und Prälaten fast ganz Dänemark.

In dieser für das oldenburgische Haus und weiter für die gesammte fürstliche Macht im Norden höchst gefährlichen Lage gab der Herzog Christian von Schleswig-Holstein dem Krieg durch einen Angriff auf die Stadt Lübeck eine andere Wendung. Man war hier nicht darauf vorbereitet, noch weniger, als sich ein furchtbarer Bund zahlreicher deutscher und außerdeutscher Fürsten im Norden bildete, gegen welchen die Stadt so gut wie allein stand. Christian wurde nun auch 1534 in Dänemark gewählt und so hatte Lübeck nicht weniger als zwei Könige, ihn und Gustav I. von Schweden, zu Feinden. Als nun noch einige Treffen zu Land und zur See ungünstig für die Lübecker ausfielen, ohne eigentliche Niederlagen zu sein, brach in der Stadt eine Gegenrevolution aus. Das demokratische Regiment wurde umgestoßen, die alte Verfassung wieder eingeführt, Wullenweber von seinen fürstlichen Feinden gefangen und hingerichtet.

Ein Friede mit Christian III. und seinen Verbündeten auf dem Fuß des früheren Besitzstandes folgte selbstverständlich 1536 nach. Aber das Todesurtheil Wullenwebers war zugleich das der Hanse und der bürgerlichen Freiheit im Norden. Das deutsche Bürgerthum hatte gezeigt daß ihm überhaupt und nicht blos den bevorrechteten Patriciern die Spannkraft der Seele, die Frische des Muthes verloren war durch die es sich einst in den wildesten Zeiten zwischen seinen fürstlichen Bedrängern im Reiche und den feindlichen Völkern und Königen im Norden Europas zu weltgebietender Freiheit, Macht und Bildung gehoben hatte.

Auf die Sache der Reformation im engern Sinne hatte der ganze Vorgang keinen Einfluß, ein Zeichen, wie schief schon ihre Stellung zu der Gesammtheit des nationalen Lebens und seiner Zukunft geworden war, denn für diese konnte kaum ein verhängnißvollerer Schlag gedacht werden. Im Gegentheil schien sich das Lutherthum erst jetzt dauernd in Dänemark zu befestigen. Christian III. stützte sich ganz darauf und führte das schon von seinem Vater begonnene Werk der Reformation durch, wenn auch ohne rechte Theilnahme des Volkes so doch zu desto größerem Vortheil für den Adel, der mit Kirchengütern wohlgesinnt erhalten wurde.

Durch den Sieg in Wirtemberg hob sich das Ansehen der evangelischen Partei und des schmalkaldischen Bundes so bedeutend daß selbst der König Ferdinand die einzige Rettung der katholischen Sache vorläufig in einer streng defensiven Haltung sah. Dafür wurde er nun auch von dem Kurfürsten von Sachsen als römischer König anerkannt. Aeußerlich herrschte jetzt ein freundliches Einvernehmen zwischen den Häuptern beider Parteien und der Kaiser konnte weniger als je daran denken es zu stören, weil er durch

Digitized by Google

einen neuausgebrochenen Krieg mit Franz I., den dritten der großen Kriege zwischen beiden, ganz in Anspruch genommen wurde.

Der schmalkaldische Bund bekam damit vollkommene Freiheit sich zu befestigen und auszubreiten. Auf verschiedenen Bundestagen wurden mehrere neue Mitglieder, die Herzoge von Pommern, der Herzog von Wirtemberg, der Pfalzgraf Ruprecht von Zweibrücken und einige Städte aufgenommen. Da in dem Nürnberger Religionsfrieden kein ausdrückliches Verbot einer Erweiterung des Bundes enthalten war, so glaubten die bisherigen Bundesverwandten daran vom formellen Rechte nicht gehindert zu sein und wiesen die Klagen und Beschwerden der Gegner kurz ab. Selbst die vier oberländischen Reichsstädte die ihre gesonderte Confession in Augsburg übergeben hatten, gaben ihre Separatstellung auf, indem sie eine Ueberarbeitung der augsburgischen Confession, die sogenannten Wittenberger Artikel unterzeichneten, deren versöhnliche Haltung gegen die Zwinglische Lehre ein Verdienst der milden Gesinnung Melanchthons und der verständigen Politik des Landgrafen war.

Man gelangte jetzt auch zu einer Organisation der Bundeskriegsverfassung. Zu Kriegsobersten bestellte man abwechselnd den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen unter Beistand von zwölf Kriegsräthen. Außerdem nahm man die Kriegsverfassung des ehemaligen schwäbischen Bundes mit zweckmäßigen Veränderungen zum Muster. Eine gewisse Schwerfälligkeit mußte ihr immer bleiben wegen des Grundcharakters der Verbindung die aus völlig gleichberechtigten Gliedern bestand, sonst aber war sie so beschaffen daß sie für die damaligen Verhältnisse recht wohl genügte, wenn man sie nur brauchen wollte.

Noch immer giengen Unterhandlungen wegen des so oft verheißenen Concils zwischen den Bundesverwandten und dem Kaiser und diesem und dem Papste hin und her. Der Papst, damals Paul III. dachte ernstlich daran nur behielt er sich vor es selbst zu berufen und zu leiten. Davon wollten die Protestanten natürlich nichts wissen, aber auch dem Kaiser war damit nicht gedient. So schob sich die Aussicht immer weiter hinaus. Der Kaiser benutzte die Umstände um seinen eigentlichen Plan, selbst als Friedensstifter in der Kirche und im Reiche aufzutreten, auf einem neuen Wege zu fördern: durch eine persönliche Verständigung zwischen den hauptsächlichsten wissenschaftlichen Vertretern beider Confessionen die er einstweilen einzuleiten versuchte. Er begünstigte deshalb auch nicht die feindseligere Haltung welche sein Bruder Ferdinand und andere katholische Fürsten gegen den schmalkaldischen Bund einnahmen. Im Jahre 1538 hatte Ferdinand mit dem Kurfürsten von Mainz, dem Erzbischof von Salzburg, dem Herzog Georg von Sachsen und Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Nürnberg einen sogenannten heiligen Bund als Gegengewicht gegen den schmalkaldischen gegründet. Sogar Herzog Wilhelm von Baiern nahm daran Theil. Ihn trieb jetzt der Erfolg der Schmalkaldner und der Reformation in Wirtemberg, der Beitritt der

Digitized by Google

oberdeutschen Städte zu jenen und andere bedenkliche Zeichen der Zeit zu seinem Feinde Ferdinand. Trotz des heiligen Bundes gewährte der Kaiser den Protestanten am 19. April 1539 zu Regensburg eine Verlängerung des Nürnberger Religionsfriedens auf weitere achtzehn Monate und half auch sonst ihren Beschwerden über unterdessen erlittene Beeinträchtigungen mit scheinbarer Billigkeit ab.

Auch der Zufall that in dieser Zeit das Seinige um die Protestanten zu begünstigen. Zwei große deutsche Territorien öffneten sich durch den Tod ihrer Fürsten der Reformation. Im Jahre 1535 starb Joachim I. von Brandenburg, unter den Feinden Luthers einer der zähesten und vorurtheilsvollsten. Seine beiden Söhne, Joachim II. der ihm als Kurfürst, und Hans der ihm in der Neumark nachfolgte, waren schon vor dem Tode ihres Vaters dem gereinigten Evangelium gewonnen. Der jüngere, Hans, stand nicht einen Augenblick an es in seinem Lande nach sächsischem Muster einzuführen, der ältere zauderte aus allerlei Gründen noch bis zum Jahre 1539, wo er das Abendmahl unter beiden Gestalten empfieng und damit symbolisch der alten Kirche absagte. Darauf folgte unter der eifrigen Mitwirkung des angesehensten der drei Landesbischöfe, des Matthias von Jagow in Brandenburg, eine Kirchenordnung für die Mark in welcher die augsburgische Confession für die Lehre zu Grunde gelegt war. In der Kirchenverfassung und im Cultus blieb nach der Privatlaune des Kurfürsten noch sehr viel Katholisches übrig, denn Joachim II. war ein großer Verehrer äußeren Prunkes und überaus stolz auf seine landesfürstliche Autorität in der Kirche. Um keinen Preis duldete er es daß man den Wittenberger Einfluß in seinem Werke erkannte; er dünkte sich als geborner oberster Bischof der Mark viel mehr als Luther selbst, der nur ein Mönch und Professor war. Doch Luther war freien Geistes und großen Herzens genug um sich durch solche Armseligkeiten nicht irre machen zu lassen. Er freute sich des endlichen Sieges des Evangeliums in einem Lande wo es so lange unterdrückt gewesen, aber, was im Gegensatz zu andern Theilen Deutschlands beachtenswerth ist, keine Märtyrer gefunden hatte, obgleich es jetzt ohne Widerstand allgemein durchdrang.

Ebenso folgenreich wurde der Tod des Herzogs Georg von Sachsen 1539. Er war ein ebenso heftiger persönlicher Feind Luthers wie Joachim I. Seine Eifersucht gegen Friedrich den Weisen und gegen seine ernestinischen Stammvettern überhaupt, gegen die Universität Wittenberg und ihren europäischen Ruhm verband sich mit einer schwerfälligen und unverdauten theologischen Gelehrsamkeit und dem jetzt schon so allgemein herrschenden Souverainetätsschwindel. So lange er lebte hatte er mühsam und mit Härte den Katholicismus in Meißen und im Pleißner Lande aufrecht erhalten. Jetzt folgte ihm dem kinderlosen sein jüngerer Bruder Heinrich, ein gemüthlicher Lebemann, der verständig genug war um die Mißbräuche der alten Kirche einzu-

Digitized by Google

sehen und bequem genug um sie auf dem natürlichsten Wege beseitigen zu lassen, den Luther dem damaligen Deutschland gezeigt hatte.

Als der Kaiser zum dritten Male Frieden mit Franz I. geschlossen hatte, kam er nach achtjähriger Abwesenheit selbst wieder nach Deutschland um sein Werk der Herstellung der kirchlichen Einheit zu betreiben. Einige vorbereitende Gespräche zwischen den Stimmführern beider Confessionen führten im April 1541 zu eingehenden Verhandlungen in Regensburg. Von katholischer Seite waren es gemäßigte und wahrhaft gebildete Männer wie Julius von Pflug und Gropper, von protestantischer Theologen wie Melanchthon, Bucer, der zwischen den Wittenbergern und den Zürichern vermittelnd stand und Pistorius. Sie alle glaubten noch an die Möglichkeit eines Wiedereintritts in die Kirche, woran Luther mit schwerem Herzenskummer allmälig zu zweifeln begann.

Trotz alles Entgegenkommens von beiden Seiten und der humansten Form in der sich die Verhandlungen bewegten, zeigte es sich daß man sich über die Hauptstreitpunkte nicht vereinigen könne. Doch der gleichzeitig versammelte Reichstag trennte sich mit einem die Protestanten beruhigenden Abschiede. Der Nürnberger Friedensvertrag wurde bestätigt und dem Kaiser die nähere Erläuterung desselben anheim gegeben, der den Protestanten nur die gewaltsame Einziehung von Stiften und Klöstern verbot, ihnen aber erlaubte die innerhalb ihrer Territorien gelegenen zu einer christlichen Reformation anzuhalten. Wer sich freiwillig zu ihrer Confession begebe, den möchten sie immerhin aufnehmen. Damit eröffneten sich ihnen die günstigsten Aussichten, denn die Bewegung ergriff jetzt auch große geistliche Territorien und ihre Kirchenfürsten, so den Erzbischof Hermann von Cöln, die Bischöfe von Lübeck und Schwerin und Andere.

Diese kaiserliche Erklärung benützte der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, Johann des Beständigen Sohn und Nachfolger, als Vorwand um das Hochstift Naumburg, wie er es nannte, zu reformiren oder mit Gewalt sich zu unterwerfen. Seine landeshoheitlichen Rechte im Bisthum Naumburg waren keineswegs unbestritten: eine Schutzherrschaft stand ihm allerdings zu, aber diese konnte ihm keine rechtliche Handhabe zu seinem Vorgehen gewähren, wenn er sie nicht ohne Weiteres für volle Landeshoheit ausgegeben hätte. Nach dem Tode des katholisch gebliebenen Bischofs setzte er gegen den Willen des Capitels Nicolaus von Amsdorf, einen Schüler Luthers als seinen Nachfolger ein, aber er nahm ihm alle weltlichen Geschäfte, die ganze Regierung des Stiftes ab und übertrug sie einem Stiftshauptmann. Es war die erste Secularisation eines deutschen geistlichen Staates welche von protestantischer Seite vorgenommen wurde.

In einer andern Sache waren die Protestanten besser von dem formalen Rechte unterstützt, obgleich auch sie wie die Einziehung von Naumburg katholischerseits als eine freche Gewaltthat verschrieen wurde. Der Herzog Heinrich

von Braunschweig-Wolfenbüttel, die einzige aber den Protestanten sehr lästige Stütze der streng katholischen Partei in Niederdeutschland, weigerte sich die vom Kaiser ausgesprochene Aufhebung der Acht gegen Goslar und Braunschweig anzuerkennen. Beide Städte waren durch kammergerichtliche Processe und Urtheile in kirchlichen Angelegenheiten damit belegt worden und Herzog Heinrich sollte sie vollziehen. Jetzt, wo er troß der kaiserlichen Erklärung von 1541 doch nicht von seinem Auftrage abstehn wollte, wandten sich die beiden Städte an den schmalkaldischen Bund, dessen Mitglieder sie waren. Mehrere Fürsten in ihm, vor allen Landgraf Philipp, standen in erbittertster Feindschaft gegen den Herzog, die sich schon in einem höchst skandalösen Schriftenwechsel öffentlich Luft gemacht hatte. Auch Luther war persönlich von Herzog Heinrich mit Ingrimm angefallen worden, hatte aber mit einer rücksichtslosen Derbheit geantwortet welche selbst über das in dieser Zeit der wüthendsten Parteikämpfe gewöhnliche Maß weit hinausgieng und allenthalben starre Verwunderung erregte. Mit vollkommen richtigem Griffe hatte er den Herzog als das was er war, als einen ebenso gemeinen wie bösartigen Hanswurst an den Pranger gestellt. Wenn ein Mensch wie Herzog Heinrich, der wegen der gröbsten und ehrlosesten Verbrechen, Ehebruch, Entführung, Meuchelmord der Abscheu selbst seiner eigenen Standesgenossen war, sich zum innig überzeugten Vorfechter des wahren Glaubens aufwerfen wollte, so verdiente er natürlich keine andere Behandlung. Der schmalkaldische Bund hatte schon lange auf eine Gelegenheit gegen ihn gewartet. Im Augenblick stand ein treffliches Heer im Feld, das Land wurde besetzt und der Herzog unter den Verwünschungen und dem Hohne seines Volkes verjagt, um nach einiger Zeit bei einem verunglückten Einbruch in das Land auch noch gefangen zu werden. An seine Stelle trat ein Regimentsrath der ganz evangelisch gesinnt war und die Reformation sogleich durchführte, die bisher nur in der Stadt Braunschweig eine sichere Stätte gefunden hatte.

Aeußerlich stand jetzt der schmalkaldische Bund auf der Höhe seiner Macht. Er gab seinem Selbstgefühl in einer Erklärung gegen die Competenz des Reichskammergerichts Dec. 1542 einen starken Ausdruck. Troß der wiederholten kaiserlichen Mandate hatte es immer noch Processe wegen kirchlicher Angelegenheiten angenommen und nach protestantischer Ansicht mit auffälligster Parteilichkeit entschieden: jetzt erkannten es die vereinten Stände schlechtweg nicht mehr an.

Der Kaiser hatte unterdessen wieder Krieg mit Frankreich gehabt und 1544 nach einem glänzenden Feldzug Friede mit Franz I. zu Crespy geschlossen. Er sah nun die Zeit gekommen wo er die Einheit der Kirche in seinem Sinne wiederherstellen und die Rebellion im Reiche beenden müsse. Nach unendlichen Mühen mit dem Aufwand seiner ganzen diplomatischen Kunst war es ihm gelungen 1545 ein allgemeines Concil in einer Stadt des Reichs, zu Trient zu Stande zu bringen, auf dessen Haltung er mit Recht

Digitized by Google

bestimmenden Einfluß üben zu können hoffte. Aber die Protestanten weigerten sich aus allerlei Gründen es zu beschicken und als das freie christliche Concil anzuerkennen auf welches auch sie sich immer zu berufen pflegten. So gestalteten sich die Beziehungen zwischen dem Kaiser und den Schmalkaldnern in kurzer Zeit so drohend daß man schon im Beginne des Jahres 1546 allgemein in Deutschland und in ganz Europa den Ausbruch eines offenen Krieges theils hoffte, theils fürchtete. Luthers letzte Lebenstage, er starb am 18. Februar des genannten Jahres, wurden dadurch noch verbittert, denn er blieb bis zuletzt des Glaubens daß es ein großes Unglück für das Evangelium sei, wenn zu seiner Vertheidigung das Schwert gegen den Kaiser gezogen werden müsse.

Kapitel XXI.

Der schmalkaldische oder sog. deutsche Krieg und seine Folgen. Allmacht des Kaisers.

Schon seit längerer Zeit hatte im Innern des schmalkaldischen Bundes Mißtrauen und Eifersucht um sich gegriffen. Die beiden Hauptbestandtheile, die Fürsten und die Städte sahen einander herkömmlich mit argwöhnischen Augen an. Aber auch unter den fürstlichen Mitgliedern bestand keine Einmüthigkeit. Die beiden Häupter des Bundes, der Kurfürst Johann Friedrich und der Landgraf Philipp, konnten sich nicht mit einander zurecht finden. So lange der schlichte und ruhige Johann lebte, war dem Landgrafen, dem Macedonier, wie ihn seine Bewunderer nannten, von selbst die Rolle des Führers zugefallen und er hatte sie weidlich ausgebeutet. Johann Friedrich dagegen besaß wohl das Phlegma seiner Vorgänger und sehr wenig politisches und militärisches Talent, dafür aber einen desto kleinlicheren Ehrgeiz und die dazu stimmende Eifersucht gegen seine fürstlichen Bundesverwandten, besonders gegen den Landgrafen auf den die Blicke der Welt viel mehr als auf ihn, den Kurfürsten sich richteten.

Neue Mitglieder von Belang waren seit Jahren nicht mehr hinzugetreten. Die Erwerbung der Mark Brandenburg und des albertinischen Sachsens für das Lutherthum hatte dem Bund nichts genützt. Kurfürst Joachim II., ähnlich geartet wie Johann Friedrich, nur von noch untergeordneterer Fähigkeit, hielt sich streng zu der kaiserlichen Politik, soweit sein Augapfel, sein eigenes Papstthum in der Mark dadurch nicht angetastet wurde. Moritz von Sachsen nahm die ererbte Rivalität gegen die ernestinischen Vettern mit größerem Feuer

Digitized by Google

als sein Vater Herzog Heinrich auf und machte sie zum Mittelpunkt seiner vielseitigen und beinahe genialen Politik. Auch er schloß sich deshalb aufs Engste an das Kaiserhaus und die Person des Kaisers an. Mit ihm sein Jugendfreund, der Markgraf Albrecht, mit dem Beinamen Alcibiades, von Brandenburg-Culmbach, ein geborener Kriegsführer, aber mehr im wildesten Stile des vorigen Jahrhunderts als dieser Zeit, die doch schon die ärgsten Auswüchse des rohen Fehdegetümmels beschnitten hatte. Er und Moritz und im weiteren Sinne auch Joachim II. meinten es ehrlich mit ihrer Confession: sie waren und blieben überzeugte Bekenner des gereinigten Evangeliums, aber sie beruhigten mit wohlfeiler Sophistik die Bedenken ihres Gewissens, wenn sie sich zu dem Kaiser gegen ihre Glaubensgenossen hielten. Sie überredeten sich daß sie den freundlichen und toleranten Worten glauben dürften die fortwährend seinem Munde entströmten, denn er betheuerte immer zu daß er niemals daran denke die Gewissen zu zwingen, er wolle nur sich wehren gegen die ehrgeizigen Pläne des Landgrafen und des sächsischen Kurfürsten, die nichts Geringeres bezweckten als seine Verdrängung aus dem Reiche und die Unterjochung aller Fürsten.

Mit seinem gewöhnlichen überlegenen Scharfblick wählte der Kaiser den geeignetsten Moment um den Schlag gegen die Schmalkaldner zu führen. Er hatte seit dem Frieden von Crespy zahlreiches fremdes Kriegsvolk, spanische, italienische und wallonische Truppen um sich, allerdings gegen den Wortlaut eines Satzes seiner Wahlcapitulation, wonach er keine fremden Kriegsvölker ins Reich bringen sollte, aber nicht gegen den der angehängten Clausel, wie er sie wenigstens auslegte, daß er es zum Nutzen und zur Vertheidigung des Reiches thun dürfe. Durch Subsidienverträge mit dem Papst hatte er sich Geld zu ihrem Unterhalt und ihrer Verstärkung geschafft. Moritz und Albrecht waren heimlich gewonnen und gerüstet, sein Bruder Ferdinand in Ungarn und Böhmen in leidlicherer Verfassung wie seit langer Zeit.

Ehe er losbrach nahm er noch einmal die friedlichste Maske vor, was er ohne Gefahr konnte, weil auch auf der protestantischen Seite die Kriegspartei geführt von dem Landgrafen endlich durchgedrungen war. Er erklärte daß er nicht die Protestanten als solche, auch nicht den ganzen schmalkaldischen Bund angreifen wolle, sondern nur einige Ruhestörer, die allen seinen Bemühungen um den kirchlichen Frieden sich widersetzt, die unter dem Vorwand der Religion Andere unterdrückt, ihre Güter an sich gerissen und die Gerichte gestört hätten. Im Hinblick auf das Verfahren Johann Friedrichs in Naumburg das er secularisirt hatte, durfte der Kaiser so sprechen, nur vergaß er zu bemerken daß er, der Schirmherr der Kirche, es nicht besser machte. Er hatte den Bischof von Utrecht ebenso secularisirt wie das genannte Bisthum secularisirt worden war, und unter den Ködern womit er einst Heinrich von Braunschweig an sich lockte, wirkte vorzüglich die Aussicht auf den Erwerb des Bisthums Hildesheim das noch katholisch war.

Digitized by Google

Die Protestanten hatten sich auf den Krieg genügend gerüstet. Sie erschienen mit einem trefflichen Heere in Oberdeutschland an der Donau und wurden weder durch die Acht die jetzt über Johann Friedrich und Philipp ergieng, noch durch die kaiserlichen Vertheidigungsanstalten erschreckt. Der Acht setzten sie trotzige Erklärungen entgegen, worin sie dem Kaiser das Reich absprachen, weil er die Wahlcapitulation verletzt habe, und die kaiserlichen Truppen waren den ihrigen einstweilen noch keineswegs gewachsen. Doch benützten sie ihre Ueberlegenheit nicht: sie führten den Krieg an der Donau lahm und ungeschickt und der alte Hader zwischen dem Landgrafen und dem Kurfürsten loderte höher auf als je.

Herzog Moritz wartete nach Verabredung nur auf den Abzug seines Vetters um sich auf dessen Lande zu werfen. Ihr Nothschrei erschreckte den Kurfürsten und trieb ihn ungeachtet aller Gegenvorstellungen nach Hause. Jetzt wurde die kaiserliche Macht den noch zurückgebliebenen Bundestruppen so überlegen daß sie schleunigst das Feld räumen mußten. Selbst Landgraf Philipp zog in rathloser Verstimmung nach Hessen.

Der Kaiser benutzte seinen Vortheil mit bewundernswerther Schnelligkeit und Umsicht. Er brachte ganz Oberdeutschland im Laufe des Herbstes und Winters mehr durch bloße Demonstrationen als durch Gewalt zur vollständigen Unterwerfung. Die großen und festen Reichsstädte und der Herzog von Wirtemberg eilten Alles zu gewähren was er forderte. Sie konnten ihr Gewissen noch einigermaßen damit beruhigen daß er ihnen einstweilen die freie Uebung ihrer Religion bis zur Entscheidung auf dem Concil zusagte und blos Geld und andere Opfer verlangte.

Mit den gewaltigen Summen die er auf solche Art erpreßte — der Wirtemberger Herzog mußte 300,000 Fl., die Stadt Ulm 100,000 und die Andern in demselben Verhältniß zahlen — bestritt er die Kosten des weiteren Feldzugs. Er rückte dem Kurfürsten nach ehe ihm der Landgraf beistehn konnte, traf und vernichtete sein Heer bei Mühlberg an der Elbe am 24. April 1547 und bekam Johann Friedrich selbst und seinen ältesten Sohn gefangen.

Der Kurfürst sollte als ein Majestätsverbrecher hingerichtet werden, doch vollzog der Kaiser seine Drohung nicht, sondern ließ sich durch die Uebergabe der stark befestigten Hauptstadt Wittenberg zur Schonung bewegen. Noch mehr aber wirkte die Berechnung daß er in dem lebenden Johann Friedrich ein Unterpfand für die Treue Moritzens besaß, denn dieser wurde mit der Beute seines besiegten Vetters überschwänglich reich ausgestattet.

Der Kurfürst mußte auf seine Kurwürde und seine Lande verzichten, die der Kaiser auf seinen Vetter Moritz übertrug. Nur einige Aemter wurden zum Unterhalt der Kurfürstin und der kurfürstlichen Kinder vorbehalten. Daß der Kaiser den unglücklichen und gedemüthigten Johann Friedrich auch noch als Gefangenen hielt und mit sich herumführte, legte man ihm als

eine besondere Härte aus, doch geschah es, wie schon bemerkt, nur aus schlauer Vorsorge für die Zukunft und nicht aus persönlicher Erbitterung. Eine solche hegte Karl vielmehr gegen den Landgrafen, in dem er mit Recht die Seele der ihm auffässigen Partei oder der Rebellen in seinem Sinne sah. Auch er mußte froh sein durch die Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg und des Herzogs Moritz auf harte Bedingungen seinen Frieden mit dem Kaiser machen zu dürfen, denn allein konnte er gegen dessen furchtbar angeschwollene Macht nicht mehr ankämpfen. Aber gegen die Erwartung der Vermittler wurde er nach geschehener demüthiger Abbitte gefänglich eingezogen und ungeachtet aller Protestationen festgehalten. Alle noch übrigen Stände des schmalkaldischen Bundes suchten sich unter möglichst leidlichen Bedingungen die Gnade des Kaisers zu erkaufen, nur die Stadt Magdeburg zeigte daß der Freiheitssinn und der Muth des deutschen Bürgerthums noch nicht verschwunden war. Sie beharrte fürs Erste ohne Anfechtung in ihrem Widerstande, als ihr zugemuthet wurde Geld zu zahlen und kaiserliche Besatzung aufzunehmen. Die Wiedereinsetzung des Herzogs Heinrich von Braunschweig war die nothwendige Folge des Untergangs seiner Feinde. Aus seiner Gefangenschaft befreit kehrte er in sein Land zurück, doch gab er das Versprechen nichts an der kirchlichen Verfassung auf eigene Hand zu verändern.

Der Reichstag zu Augsburg 1547 zeigte den Kaiser nicht blos in dem Glanze, sondern in dem wirklichen Besitz einer Macht die keiner seiner Vorgänger seit Jahrhunderten besessen. Er konnte nun an die Möglichkeit glauben die Religionsspaltung durch seine Autorität gründlich zu beseitigen, die Kräfte des Reichs zu vereinigen und mit ihnen alle die Aufgaben zu erledigen die er sich zur Durchführung seines politischen Systems gesetzt hatte. Denn wenn ihm seine Feinde vorzuwerfen pflegten daß er eine Universalmonarchie begründen wolle, so hatte er nicht Noth ihre Begründung erst zu wollen, sondern nur ihre Befestigung. Die Grundlagen dazu waren ihm durch das Schicksal schon gegeben ehe er geboren wurde und es bedurfte nur einer zusammenhängenden und planmäßigen Ergänzung der Lücken welche der Zufall dabei gelassen hatte. Das deutsche Reich war nur ein Theil des riesigen Baues und die kirchliche Einheit aller Unterthanen des Kaisers nur der nach seinem Bedünken nothwendige Kitt, keineswegs aber der Zweck desselben. Die Weltherrschaft des Hauses Oesterreich in Europa und jenseits des atlantischen Oceans betrachtete der Kaiser als eine göttliche und unumstößliche Einrichtung gerade so und vielleicht noch in höherem Sinn wie die katholische Kirche. Sie hatte in seinen Augen den Beruf die Unterthanen im Gehorsam zu erhalten und die Majestät des von Gott eingesetzten Weltherrschers zu heiligen: darum war er ihr Schirmherr und ihr Schwert gegen ihre Feinde. Ketzerei und Rebellion fielen ihm schon seit Langem zusammen: jetzt wo beide besiegt zu seinen Füßen lagen, zeigte er

daß er sowohl die eine wie die andere nicht durch Schreckensmaßregeln, die er als ein kluger Mann verachtete, sondern methodisch und nach seiner Ansicht radical auszumerzen gesonnen sei.

Er stellte an die sämmtlichen Bekenner der augsburgischen Confession die Forderung, die jetzt nur Befehl war, daß sie sich dem Concil unterwürfen, wobei er sich für ihre billige Behandlung verbürgte. Doch zum Glück für die Protestanten war das Concil für den Augenblick zwar noch im Gange, aber für den Kaiser unbrauchbar geworden. Der Papst Paul III. hatte bei dem raschen Emporsteigen der kaiserlichen Macht nichts Eiligeres zu thun gehabt als es von Trient weg nach Bologna zu verlegen und damit dem Einflusse Karls zu entrücken. Alle seine Vorstellungen fruchteten in Rom nichts. Es blieb ihm nichts übrig als öffentlich gegen diesen Streich zu protestiren und das Concil bis zu seiner Rückverlegung nach Trient für ungültig zu erklären. So mußte er sich jetzt auf der Höhe seiner Allgewalt doch zu einstweiligen Maßregeln in der Religion verstehn.

Die beiden Theologen, Julius Pflug, durch den Sieg des Kaisers Bischof von Naumburg, und Johann Agricola, der Hofprediger des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, brachten unter stäter kaiserlicher Einwirkung eine Vereinbarung zu Stande, wie es bis zu dem Concil in Religionssachen gehalten werden solle. Beide Männer waren von aufrichtigem Eifer für ihr Werk beseelt. Pflug hatte auch jetzt, wo die Sache der alten Kirche triumphirte, seine humane Milde nicht verloren und blieb seiner Ueberzeugung von der Dringlichkeit einer Reformation treu: Agricola, zwar ein strenger Lutheraner in allen den streitigen Punkten zwischen Luther und Zwingli, war doch vor Allem ein geschmeidiger Fürstendiener. Er fand in seinem weiten Gewissen die nöthige Rechtfertigung für die politische und religiöse Sonderstellung seines Herrn, also auch jetzt für die Nachgiebigkeit die er dem Kaiser bezeigte. Er war das erste vollständig gezeitigte Exemplar einer Gattung von Leuten die beinahe am meisten Deutschland geschadet haben, der protestantischen Hoftheologen.

Doch das Friedenswerk, das sogenannte Augsburger Interim vom 15. Mai 1548, traf bei Katholiken wie bei Protestanten auf hartnäckigen Widerstand. Diese beschwerten sich daß ihnen Vieles was der Kaiser selbst in dem Regensburger Abschied und sonst zugestanden, wieder entzogen, überhaupt daß gegen das Wort des Kaisers die Gewissen dadurch beschwert würden. Mit Recht führten sie aus daß von allen den Lehren und Einrichtungen die sie für das gereinigte Evangelium wesentlich hielten, im Interim entweder nichts oder kaum kenntliche Trümmer übrig gelassen seien. Jene dagegen wollten nicht einmal von einer zeitweiligen und noch so beschränkten Duldung der lutherischen Ketzerei etwas wissen. Sie verlangten von dem Kaiser daß er die Protestanten sofort zur Rückkehr in die Kirche zwinge, weil er die Macht dazu habe. Noch weniger waren sie gesonnen sich selbst den Anord-

Digitized by Google

nungen des Interims zu fügen und der Kaiser verstand sich auch in der That dazu es für sie zu suspendiren, obgleich die Protestanten von der Voraussetzung ausgiengen und nur darum sich so nachgiebig bewiesen hatten, daß die neue provisorische Ordnung wie es in Religionssachen bis zu einem Concil zu halten sei, für alle Stände des Reichs, katholische wie protestantische, gelten solle.

So konnte der Kaiser trotz aller seiner Macht nur an den wenigsten Orten und nur da wo ihm eine unmittelbare und fortwährende Beaufsichtigung möglich war, sein Interim durchsetzen. Die meisten fürstlichen Regierungen begnügten sich es zu publiciren und zu seiner Befolgung aufzufordern, sahen aber dann jedem Ungehorsam durch die Finger. Nur in Brandenburg und in Sachsen war man aus Gründen der Politik gezwungen ein Uebriges zu thun. Doch auch hier wagte man nicht es in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern nur mit bedeutenden Modificationen durchzuführen. Das Leipziger Interim, so genannt nach dem Orte wo die Veränderungen verabredet wurden, trat in Sachsen an die Stelle des kaiserlichen, erregte aber gerade dieselbe Gewissensangst und dieselbe Erbitterung im Volke wie das echte.

Auf den deutschen Reichsstädten lastete damals die unmittelbare Gegenwart des Kaisers. Sie mußten sich daher ohne Gnade auch seinen kirchlichen Gewaltmaßregeln, zunächst dem Interim, fügen. Er ahndete jeden Widerstandsversuch auf das Strengste. Bei solcher Gelegenheit wurde die uralte freie Stadt Constanz, eine der eifrigsten Vorkämpferinnen des gereinigten Evangeliums, von kaiserlichen Truppen besetzt, zur Strafe ihres Ungehorsams ihrer Reichsstandschaft beraubt, zu einer vorderösterreichischen Landstadt gemacht und sogleich der eigentliche katholische Cultus mit Gewalt wieder hergestellt. Der Kaiser gab damit seine Ansicht über sein Verhältniß zu den freien Städten und zu der Religion in einer so furchtbar deutlichen Weise zu erkennen daß sich die Schwesterstädte der mißhandelten zitternd fügten. Nur Magdeburg allein, das nicht einmal sich auf anerkannte Reichsfreiheit berufen konnte, weigerte sich wie gegen kaiserliche Besatzung so auch gegen das Interim. Dafür war der Kaiser sogleich mit der Acht bei der Hand, deren Execution die beiden staatsrechtlich zunächst betheiligten weltlichen Landesfürsten, der Kurfürst Moritz und der Kurfürst Joachim, aufgetragen erhielten.

Wie der Kaiser überhaupt seinen Sieg für die Sache des Katholicismus auszubeuten gedachte, davon gab jeder folgende Tag ein neues bedenkliches Beispiel. Der alte Erzbischof Hermann von Cöln, ein offenkundiger Freund und Beförderer der Reformation, wurde auf seinen Betrieb entfernt und ein streng katholischer Nachfolger eingesetzt; auf seinen Betrieb wagte sich König Ferdinand mit wahren Schreckensmaßregeln gegen die Protestanten in Böhmen, Mähren, den Lausitzen und Schlesien hervor, die er bis dahin durch

Digitized by Google

heimtückische Friedensversicherungen kirre gemacht hatte. Auch hier wie überall schlug der katholische Eifer des Königs zwei Feinde auf einmal, die Ketzer und die Rebellen, und auch hier wußte man nicht welches Verbrechen in den Augen der Legitimität gottloser erschien, das gegen die Religion oder das gegen das löbliche Erzhaus.

Daß den ersten Gewaltsamkeiten des Kaisers oder wie er es nannte, der Wiederherstellung des Friedens und Rechtes, noch andere und ärgere folgen würden, war vorauszusehen. Er griff in die Besetzung des Kammergerichtes ganz nach Gutdünken ein, desgleichen in die Verfassung der Reichsstadt Augsburg, wo er das Zunftregiment durch ein streng patricisches ersetzte. Er zeigte auch seine Absicht dasselbe überall durchzuführen. Auch behielt er die Kriegsvölker um sich, die er zwar gegen die Wahlcapitulation, aber doch mit einigem Vorwand in das Reich gebracht, jetzt wo kein Feind mehr in Waffen stand außer die eine Stadt Magdeburg. Schon während des Kriegs hatte sich ein allgemeiner Schrei der Verzweiflung über diese wälsche Soldateska erhoben. Man war von den deutschen Landsknechten an Brutalitäten aller Art, Plünderung, Mord und Brand gewöhnt, aber diese Fremden überboten sie durch eine in Deutschland noch unbekannte und der deutschen Art überhaupt nicht eigene raffinirte Grausamkeit, viehische Zügellosigkeit und maßlosen Hochmuth. Sie gebärdeten sich gegen Freund und Feind, Katholische und Evangelische, als hätten sie das Reich dessen Herrscher sie dienten, für sich erobert und ihre Führer, darunter der schon damals berüchtigte Herzog von Alba, giengen ihnen in allen Stücken voran mit dem schlechtesten Beispiel. Dazu trat der Kaiser mit einem schon lange gereiften Plane offen heraus der vollends dazu angethan war ganz Deutschland, gleichviel welcher Confession, mit Entsetzen zu füllen. Er bemühte sich jetzt die bereits festgestellte Nachfolge im Reiche zu verändern und von seinem Bruder Ferdinand auf seinen Sohn Philipp zu übertragen. Philipp galt schon damals in ganz Europa und bei Jedermann der irgend etwas von Freiheit zu verlieren hatte als der fleischgewordene Despotismus und die verkörperte Tyrannei in ihrer scheußlichsten Gestalt. Und doch ließ sich voraussehen daß der Kaiser Mittel finden würde seinen Plan durchzusetzen, obgleich einstweilen sich noch alle Kurfürsten zwar schüchtern, aber doch hartnäckig entgegenstemmten.

Es war nicht schwer einzusehen daß die fürstliche Freiheit wie sie in Jahrhunderte langem Kampfe dem Kaiserthum abgerungen worden, niemals in solcher Gefahr geschwebt hatte wie jetzt. Aber davon war noch weit bis zu einer Abhülfe des für die ersten Fürsten des Reichs wie für den niedrigsten Bauer gleich unerträglichen Zustandes. Eine Volkserhebung war jetzt unmöglich nach den furchtbaren Niederlagen des Bauernkrieges, der Wiedertäufer und Wullenwebers, nachdem ein halbes Jahrhundert der gewaltigsten und tiefsten Erschütterungen einen unermeßlichen Vorrath von geistiger und

Digitized by Google

leiblicher Kraft verbraucht hatte. Unter den Fürsten war kein einziger von irgend hervorragender Bedeutung, außer höchstens der gefangene Landgraf und der neue Kurfürst Moritz, der Raubgenosse des Kaisers. Daß er der Retter der deutschen Freiheit werden könne, dachte noch im Jahre 1550 Niemand und doch wurde er es kurze Zeit darnach, aber freilich auf eine Art daß die Befreiung ungefähr ebenso schlimm war wie die Knechtschaft.

Bei Moritz war die persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser schon lange erloschen, seitdem es ihm klar geworden daß er nur ein Werkzeug in seiner Hand sein sollte. Dafür ergriff ihn allmälig eine desto größere Erbitterung, indem er sich gleichsam überlistet erschien. Auch war er stäts ein aufrichtiger Anhänger des gereinigten Evangeliums geblieben und daß dieses durch den Kaiser aufs Aergste gefährdet sei, wurde ihm jetzt, wo er keine Veranlassung mehr hatte sich selbst zu belügen vollkommen deutlich.

Es wäre Wahnsinn gewesen, hätte er etwa schon im Jahre 1550 seine Waffen gegen den Kaiser erheben wollen. Ueberhaupt war er ein zu begabter Schüler Karls um nicht eine gewaltsame Entscheidung so lange als möglich hinauszuschieben und der spitzigen Feder und glatten Zunge der Staatsmänner und Diplomaten mehr Wirkung zuzutrauen als dem Schwerte. So suchte er seinen Meister bestmöglichst zu täuschen, obgleich er ihn zu gut kannte um nicht zu wissen daß dies mit aller Kunst nur bis zu einem gewissen Punkte gelingen werde. Denn der Kaiser traute Moritz mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke fast von der Stunde an nicht mehr wo dieser innerlich von ihm abfiel. Es kam nun darauf an den Kaiser in dem Glauben zu erhalten, die deutschen Fürsten seien noch zu schwach um etwas gegen ihn zu unternehmen. So trug er fortwährend den größten Gehorsam gegen den Kaiser zur Schau. Er erklärte sich bereit das Concil zu beschicken das nach dem Wunsche des Kaisers von Julius III., dem Nachfolger Pauls III., nach Trient zurückverlegt war. Er belagerte als Achtsvollstrecker die Stadt Magdeburg. Aber im Stillen unterhandelte er mit allen protestantischen und vielen katholischen Fürsten und Ständen, selbst mit König Ferdinand, dessen eigenes Recht des Kaisers Pläne mit seinem Sohne Philipp so schwer bedrohten, mit auswärtigen Mächten, namentlich mit König Heinrich II. von Frankreich, dem Sohne und seit 1547 Nachfolger Franz I. Von den deutschen Fürsten konnte er sich wesentlich nur auf den Beistand seines alten Freundes und Waffengenossen, des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Culmbach verlassen, den ihm dieser, gleichfalls ein guter Protestant, wenn auch nebenbei der wildeste Räuberhauptmann der Zeit, aber ein grimmiger Feind der übermüthigen Spanier, Wallonen und Italiener in der Umgebung des Kaisers, mit Freuden versprach. Von auswärtigen Mächten genügte Moritz die Zusage des jungen französischen Königs, der zwar noch Friede mit dem Kaiser hatte, aber entschlossen war den Kampf seines Vaters gegen die spanische Universalmonarchie wo möglich mit besserem Glücke auf-

zunehmen. Er erbot sich in leicht erklärlicher Bereitwilligkeit für die deutsche Freiheit mit Geld und Mannschaft einzustehn, die drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun in Verwahrung zu nehmen, auch auf Verlangen bis an den Rhein vorzugehn und in Straßburg seine Residenz aufzuschlagen. Es war das Verhängniß Deutschlands daß der Retter der deutschen Freiheit und nicht blos der fürstlichen Unumschränktheit auf solche Bedingungen eingehn durfte, ohne durch einen allgemeinen Schrei des Entsetzens im deutschen Volke zurückgeschreckt zu werden. Der Krieg gegen Magdeburg gab ihm auch noch den besten Grund ein bedeutendes und auserlesenes Heer unter den Waffen zu halten und es durch fortwährende Werbungen zu verstärken, wozu Niemand geeigneter war als sein Freund Albrecht, der Abgott der deutschen Landsknechte und Reiter dieser Zeit.

Kapitel XXII.

Der Sturz der Gewaltherrschaft Karls V. und die Ausgleichung zwischen den großen Religionsparteien im Reiche.

Im ersten Frühjahr 1552 brach Moritz mit einem starken Heere plötzlich in Eilmärschen nach Oberdeutschland auf. Gleichzeitig rückten französische Truppen in Metz, Toul und Verdun ein, als Beschützer der deutschen Freiheit wie König Heinrich II. verkündigte. Der Kaiser war von allen Plänen die gegen ihn gesponnen wurden vollkommen unterrichtet, nur glaubte er den Zeitpunkt der Gefahr noch nicht gekommen. So wurde er, der Meister aller Staatskunst und aller politischen Machinationen, doch überrascht und zwar in einem Augenblick wo ihm sein beständiges körperliches Leiden härter als je zusetzte. Moritz drang fast ohne Widerstand bis nach Innsbruck vor wo sich Karl damals aufhielt. Er konnte kaum Zeit finden sich über die Alpen nach Villach in Kärnthen zu retten. Der sächsische Kurfürst stand wie schon erwähnt fortwährend in Unterhandlungen mit dem römischen König Ferdinand. Jetzt wurden sie um so lebhafter betrieben und führten kurz darnach gegen des Kaisers Willen, der sich jedoch in seiner augenblicklichen Zerschmetterung fügen mußte, zu einem Fürstentage in Passau. Hier forderte und erhielt Moritz von dem römischen König im Namen des Kaisers zuerst die Befreiung des widerrechtlich festgehaltenen Landgrafen Philipp — sein Unglücksgenosse Johann Friedrich war von dem Kaiser bei der ersten Kunde von Moritzens

Anmarsch als Schreckmittel für ihn, aber ohne Erfolg, losgelassen worden. Dann eine gründliche Erledigung der religiösen Angelegenheiten: da man sie hier in Passau, wo außer den beiden Hauptpersonen Ferdinand und Moritz nur einige wenige deutsche Fürsten vertreten waren, doch nicht vornehmen konnte, so kam man überein sie nach sechs Monaten auf einem Reichstage endgültig zu entscheiden, inzwischen sollten beide Parteien unverbrüchlichen Frieden halten, selbst auf den Fall daß sich der Reichstag verzögere oder kein Ergebniß bringe. Endlich sollten alle die unrechtmäßigen Eingriffe des Kaisers in die Reichsverfassung abgestellt werden. Ferdinand gab zu allen diesen Forderungen seine Beistimmung und versprach auch seinen Bruder dazu zu bewegen, dem unter solchen Umständen nichts übrig blieb als den gänzlichen Sieg seiner Feinde anzuerkennen.

Mit dem Abschluß des Passauer Vertrags waren die deutschen offenen und geheimen Bundesgenossen Moritzens zufrieden, nur der einzige Albrecht Alcibiades weigerte sich ihnen beizutreten und seine Truppen zu entlassen. Während Moritz nach Tyrol stürmte, war er mit unwiderstehlicher Wuth in die fränkischen Bisthümer eingebrochen und jetzt zog er mit seinem ganzen Heere dem französischen König zu Hülfe, der gleichfalls noch in Waffen stand. Aber als sich der Kaiser endlich so weit aufgerafft hatte das Dringendste zu thun was ihm als deutschem König und in seiner europäischen Stellung oblag, den französischen König zurückzuwerfen, trat Albrecht plötzlich auf die Seite des Kaisers und zeichnete sich bei der Belagerung von Metz nach seiner Weise aus. Metz konnte leider nicht wieder erobert werden: das kaiserliche Heer zog über die Vogesen zurück und Albrecht mit seinen Schaaren warf sich von Neuem auf Franken, wo er die Bischöfe und Prälaten noch viel mehr ängstigte als bei seinem ersten Anfall. Man glaubte, er handele unter Begünstigung des Kaisers der jetzt mit höhnischer Schadenfreude zusah, wie die deutschen geistlichen Fürsten die ihn in der Stunde der Gefahr alle verlassen hatten auf eine unerhörte Art bedrängt und zu den maßlosesten Zugeständnissen genöthigt wurden. Sie fanden nur bei dem Wiederhersteller der Glaubensfreiheit, bei Moritz, Hülfe. Ihm erschien das Gebahren Albrechts mehr als verdächtig: er sah in ihm nicht den Feind der Pfaffen, wie er sich selbst nannte, sondern den Schildknappen der kaiserlichen Politik und darum auch den Feind der eben erst mühsam errungenen Freiheit Deutschlands im Sinne der Fürsten. Moritz wurde die Seele eines großen Bundes gegen Albrecht der sich nicht begnügte Süddeutschland zu durchtoben, sondern auch in das Braunschweigische einbrach um in den Familienhändeln zwischen dem wiedereingesetzten Herzog Heinrich von Braunschweig und seinem Sohne Erich diesem beizustehn. Aber bei Sievershausen wurde er von dem verbündeten Heere am 9. Juli 1553 angegriffen und völlig geschlagen. Obwohl Kurfürst Moritz, der Sieger, selbst in der Schlacht fiel, so war damit die Rolle Albrechts doch geendet. Selbst der Kaiser mußte sich offen von ihm

Digitized by Google

lossagen und ihn ächten. Nach wildem und unstätem Umhertreiben und manchen unglücklichen Kämpfen in Franken starb er in der Fremde, ohne daß Jemand in der Heimath von seinem Leben oder von seinem Tode Notiz genommen hätte.

Der Fall des Kurfürsten Moritz veränderte die Lage der Dinge im Reiche nicht wesentlich. Es folgte ihm sein Bruder August der zwar mit minderem Talent, aber gereiftem Verstande und fester Sinnesart die Politik seines größeren Vorgängers fortsetzte. Selbst die Verlegenheit mit Johann Friedrich war schnell aus dem Wege geräumt. Zwar begann dieser nach seiner Heimkehr gegen das Wittenberger Abkommen von 1547 zu protestiren und wandte sich mit seinen Protesten an den Kaiser, den römischen König und die Landstände der kurfürstlichen Territorien. Doch war er durch beinahe fünfjährige Gefangenschaft milder und nachgiebiger geworden: es war etwas von dem Seelenadel eines echten Märtyrers in diesem meist durch eigene Verkehrtheit so unglücklichen, aber in seinem Unglück wahrhaft großmüthigen Vorkämpfer des gereinigten Evangeliums. Er ließ sich daher zu einem Abkommen mit seinem Vetter August zu Naumburg bewegen, in Folge dessen er einige Landstücke, ungefähr den heutigen Besitz des ernestinischen Hauses Sachsen, erhielt und die Uebertragung der Kurwürde auf August und seine Nachkommen anerkannte.

Statt sechs Monate dauerte es beinahe zwei Jahre bis der verheißene Reichstag zu Augsburg am 5. Februar 1555 eröffnet werden konnte. Der Kaiser war nicht einmal persönlich zugegen: er hatte sich zu der schmerzlichen Ueberzeugung durchgekämpft daß sein Werk in Deutschland geendet und daß hier für seinen Sohn und Geisteserben Philipp kein Ort sei. Er überließ das Reich und die Leitung der Geschäfte seinem Bruder Ferdinand. Dieser erkannte gleich bei der Eröffnung des Reichstags die Unzulänglichkeit aller bisherigen Versuche zur Lösung der kirchlichen Frage an und zeigte sich überhaupt so versöhnlich und entgegenkommend wie möglich. Auch auf protestantischer Seite war man zum Frieden gerne bereit. Trotzdem kam man doch nicht zur Erledigung aller Schwierigkeiten. Darüber zwar wurde man einig daß kein Reichsstand wegen seiner evangelischen Confession irgend ein Leid von Kaiser und Reich zu befürchten haben sollte, daß die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe in den evangelischen Territorien, natürlich nicht ihre weltlichen Rechte, Lehensherrlichkeiten und Gefälle aller Art, ausdrücklich aufgehoben, daß den evangelischen Ständen das Recht eingeräumt würde über die von ihnen eingezogenen geistlichen Güter nach Gefallen zu verfügen, daß sie überhaupt in ihren Territorien die Kirche zu einer christlichen Reformation anhalten könnten, ohne Gewalt zu brauchen. Aber die katholischen Stände ließen es sich nicht nehmen den sogenannten geistlichen Vorbehalt in den Reichsschluß zu bringen, wonach jeder Inhaber einer kirchlichen Pfründe zwar unbeschadet seiner bürgerlichen Ehre seinen Glauben verän-

dern könne, aber zugleich auch seine Pfründe aufgeben müsse. Die Protestanten sahen wohl wie man damit der fortschreitenden Reformation unter der deutschen Geistlichkeit einen derben Riegel vorschieben wolle, denn es ließ sich erwarten daß Viele bei aller Geneigtheit für das gereinigte Evangelium doch wegen des drohenden Verlustes ihrer ganzen Subsistenz sich hüten würden ihren Glauben offen zu bekennen. Aber alle ihre Anstrengungen und Protestationen konnten die Aufnahme dieses sogenannten geistlichen Vorbehalts in den Reichsabschied als eines noch unverglichenen und der Auslegung des Kaisers anheim gegebenen Punktes nicht verhindern.

Die Religionssache war nur die eine Seite des großen Friedenswerkes. Die andere nicht minder wichtige, das Zurechtrücken der durch Karls Eingriffe aus den Fugen gebrachten Reichsverfassung, wurde gleichfalls zu Augsburg versucht und bis zu einer gewissen Grenze auch glücklich vollendet. Eine neue Kammergerichtsordnung diente ebenso sehr für den Geschäftsgang in diesem wichtigsten Werkzeug zur Erhaltung des Friedens, dessen Werth troß aller störenden Einflüsse der Revolutions- und Reformationszeit nunmehr allgemein anerkannt war, wie zur Beseitigung der gegründeten Klagen von Seite der evangelischen Stände über die Parteilichkeit der obersten Justiz im Reiche in allen Processen die mit der kirchlichen Spaltung zusammenhiengen. Eine neue Kreis- und Executionsordnung belebte die bisher eigentlich nur noch auf dem Papier vorhandene Kreiseinrichtung als ein wirksames Institut zur gegenseitigen Sicherstellung der Reichsstände gegen alle Art von Selbsthülfe. Ueberall giengen die älteren Grundlagen der Reichsverfassung durch den Sieg, den die Stände unter Begünstigung des Königs Ferdinand über die spanisch-monarchischen Ideen des Kaisers Karl davon getragen, fester und sicherer aus dem seit 1495 geführten Kampfe zwischen der habsburgischen Politik und den landesfürstlichen Interessen hervor als sie jemals gewesen waren.

Der Kaiser dachte nunmehr an nichts weiter als sich möglichst bald von der Reichsregierung ganz zurückzuziehen die er nur noch dem Namen nach führte. Er erledigte noch Einiges in seinem Sinne, natürlich nicht in dem des deutschen Reiches oder gar des deutschen Volkes. So schloß er einen Waffenstillstand mit König Heinrich II. auf der Grundlage des Besitzes. Die drei lothringischen Städte und Bisthümer blieben dadurch in der Hand der Franzosen, ohne ihnen jedoch von dem Reiche abgetreten zu werden. So gab er das Herzogthum Mailand, ein deutsches Reichslehen, aber für die Stellung Spaniens in Italien von höchster Bedeutung, seinem Sohne Philipp. Am 7. September 1556 benachrichtigte er in einem von Brüssel aus datirten Schreiben die Stände des Reichs daß er die deutsche Krone niedergelegt habe und wies sie an seinen gesetzmäßigen Nachfolger Ferdinand. Vorher hatte er ebendaselbst alle seine andern Kronen seinem Sohne Philipp übergeben. Darauf wandte er sich nach Spanien das zwar nicht seine

Heimath, aber der eigentliche Mittelpunkt seiner Weltmacht schon wegen seiner Stellung zum atlantischen Ocean und dem Mittelmeere war. Auch der eigenthümlich spanische Geist der ihn einstmals ebenso abgestoßen hatte wie dieser sich von ihm abgestoßen fühlte, war unmerklich in ihm zur Herrschaft gelangt. Jetzt bereute er nichts mehr als seine frühere Lauheit in der Verfolgung der lutherischen Ketzerei, sein Schwanken zwischen politischen und religiösen Rücksichten, wobei die ersteren gewöhnlich den Sieg davongetragen hatten. Nur hierin fand er die Schuld seines Mißlingens und seine Hoffnung war daß sein Sohn Philipp einen richtigeren Weg einschlagen werde, zumal da er frei von den lästigen Rücksichten dastand die ihm der Besitz der deutschen Krone auferlegt hatte. Seinem Bruder Ferdinand gönnte er die undankbare Aufgabe als ein katholischer Zelote sich doch mit den Ketzern vertragen und mit ihnen freundlich thun zu müssen. So zog er sich an einen ihm von früher her lieben Ort, in das Kloster Yuste in Estremadura, zurück, wo er noch fast zwei Jahre bis zu seinem Tode am 21. September 1558 als ein aufmerksamer, wenn auch unthätiger Beobachter der Weltläufe verbrachte.

Kapitel XXIII.

Die Zeiten scheinbarer Verträglichkeit zwischen den beiden Confessionen. — Die Regierung der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. 1556—1576.

Der Papst Paul IV. protestirte gegen die Uebertragung der kaiserlichen Krone auf Ferdinand von Oesterreich. Er hätte lieber den spanischen Philipp an dessen Stelle gesehen, auch mit Hintansetzung des politischen Systems der bisherigen Päpste, denn ihm war es ernstlich um die Vernichtung der Ketzerei zu thun und alle andern Interessen standen ihm dagegen zurück. Er war der erste einer allerdings nur kurzen Reihe von Statthaltern Christi die sich zunächst als solche, wenn auch in dem beschränkten und fanatischen Sinne der katholischen Reaction, und erst dann als Regenten eines italienischen Staates fühlten. Bisher war es zum Glück für die Sache der neuen Lehre gerade umgekehrt gewesen: Karl V. hatte davon die grellsten Erfahrungen machen müssen.

Ferdinand empfand in seinem Herzen nicht anders wie sein Bruder. Engeren Geistes wie dieser, war er noch geneigter jeder Sophistik zu glauben und Reformation gleich Revolution und beide zusammen als Ausgeburten

des Satans zu betrachten. Aber auch er war von Jugend auf geschult in den Künsten der Diplomatie und Politik und hatte weder Neigung noch Fähigkeit zu kräftigem Heraustreten für die Sache der Kirche oder der Monarchie. Seine Stellung in den Erblanden, in Böhmen, in Ungarn, gefährdeten innere und äußere Feinde so schwer daß es von seinem Standpunkte aus Wahnsinn gewesen wäre, wenn er sich nicht als Kaiser dazu hätte hergeben wollen die Versöhnungspolitik scheinbar fortzusetzen die er einst aus Furcht vor Philipps Ansprüchen bis zum Verrath an seinem Bruder getrieben. Die protestantische Partei dagegen sah wohl ein daß sie in eine sehr bedenkliche Lage gerathen würde, wenn sie den Kaiser durch ungestümes Vorgehen nöthigte mit Hintansetzung aller anderen Rücksichten zum letzten Schutz für sich und seine Rechte im Reiche und in den Erblanden sich Philipp II. von Spanien und dem Papste in die Arme zu werfen. Auch die Protestanten bemühten sich so viel als möglich ein gutes Einvernehmen mit dem Kaiser zu erhalten dem sie den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden verdankten.

Ueberhaupt zeigte sich auf beiden Seiten immer deutlicher eine gewisse Abspannung der Kräfte, die natürliche Folge ihrer ungeheuren Ueberspannung: fast ein Menschenalter hindurch läßt sie sich überall in dem damaligen Deutschland wahrnehmen. Der Kaiser verzichtete auf die universalmonarchischen Ideen seiner Vorgänger und begnügte sich verfassungsmäßig zu regieren, so weit dies einem Habsburger möglich war. Die Stände begnügten sich mit ihrem Siege in Passau und Augsburg und zeigten sich bei verschiedenen wichtigen Gelegenheiten gerne bereit das Ansehen des Kaisers im Reiche ohne eifersüchtige Bedenklichkeiten walten und entscheiden zu lassen. Das deutsche Volk glaubte, müde wie es war, an die Möglichkeit daß sich beide Religionsparteien im öffentlichen und Privatleben mit einander vertragen könnten, wenn doch eine Vereinigung unthulich wäre. Denn um diese zu bewerkstelligen hätte es vor Allem einer schwunghafteren Stimmung des Zeitgeistes bedurft: die Duldung war viel bequemer und daher auch viel populärer. Unpopulär waren nur die Fanatiker auf beiden Seiten die nicht abließen zu hetzen bei Vornehm und Gering, den Religionsfrieden in Frage zu stellen und das Reich dadurch in seinen Grundfesten zu erschüttern. Einstweilen gelang ihnen dies noch nicht, denn wo sich eine solche Gefahr zeigte, stellte sich eine ansehnliche Majorität von Katholiken und Protestanten unbeschadet ihrer übrigen Sonderung entgegen und suchte Alles wieder in das alte ruhige Geleis zu bringen.

Das äußerlich loyale Verhalten Ferdinands erfuhr keine Aenderung als der Nachfolger Pauls IV., Pius IV., ihn förmlich als Kaiser anerkannte und zugleich das zehn Jahre lang, seit Moritzens Einmarsch in Tyrol unterbrochene Tridentiner Concil 1562 wieder an seinem alten Orte eröffnete. Den Papst bewog dazu die für jeden einigermaßen gebildeten Verstand nahe-

Digitized by Google

liegende Wahrscheinlichkeit, Ferdinand möge es bei fortgesetzter Feindseligkeit der Curie einmal in den Sinn kommen und gelingen sich mit den Protestanten auf eigene Hand zu vergleichen. Daraus hätte eine unabhängige deutsche Nationalkirche, die eigentliche Todesgefahr für das verwälschte Papstthum, hervorgehn müssen. Auch erkannte man in Rom die Nothwendigkeit zu einem festen Abschluß des ganzen katholischen Lehrbegriffes zu gelangen, wozu es die mittelalterliche Kirche, ein in lebendigster Entwickelung begriffener Organismus, nie gebracht hatte und bringen konnte.

So mußte das Concil, das ursprünglich eine friedliche Wiedervereinigung der Abgefallenen herbeizuführen berufen war, mit dem entgegengesetzten Ergebniß enden und die Trennung zwischen den beiden Kirchen besiegeln, die bis auf den heutigen Tag nicht aufgehoben ist. Die Protestanten dachten schon lange nicht mehr an die Beschickung dieses Concils, aber auch dem Papst und der streng katholischen Partei lag nichts mehr daran sie auf diesem Wege an sich heranzuziehen, wo man ihnen nothgedrungen mehr als einen Schritt hätte entgegenkommen müssen. Man wollte die katholische Kirche durch das Concil so organisiren daß sie hinfort zur Vertheidigung gegen alle Art von Ketzerei, zunächst gegen die deutsche, dann aber auch zum erfolgreichen Angriff vollkommen gerüstet sei.

In einer Reihe von Sitzungen wurden alle diejenigen Veränderungen in Lehre, Gottesdienst und Verfassung welche die Protestanten als evangelisch bei sich eingeführt hatten, als ketzerisch verdammt. Wohl sprach und rühmte man auch in Trient viel von der Reformation der Kirche. Sie beschränkte sich auf die Beschneidung mancher allzu grober Auswüchse, die ohnehin die eigentliche Kirchenlehre nie anerkannt hatte, z. B. des Ablaßkrames, über welchen Luther zuerst mit dem Papstthum zusammen gestoßen war. Schon am 4. Dec. 1563 in seiner fünfundzwanzigsten Sitzung erledigte das Concil seine Aufgabe. Bald darauf wurden alle seine Beschlüsse von dem Papste bestätigt. Er behielt sich zugleich die Auslegung derselben vor und verbot alle Scholien, Glossen und Commentare darüber. Das war der Schlußstein des modernen katholischen Systems und des päpstlichen Absolutismus. Hätte er gefehlt, so konnte sich leicht von unscheinbaren Anfängen wissenschaftlicher Untersuchung und abweichender Erklärungen ein neuer Zwiespalt innerhalb der Kirche entwickeln. Es war damit eine geistige Knechtung der Kirche auf der einen Seite, eine unumschränkte Gewalt des Papstes auf der andern Seite für alle Ewigkeit gesetzlich bestimmt und geheiligt, die der Katholicismus des Mittelalters niemals gekannt hatte. Damals lebte die Kirche in aristokratisch-monarchischer Verfassung und vertheidigte dieselbe noch in den großen Concilien des 15. Jahrhunderts gegen die Uebergriffe des wälschen Despotismus der Päpste hartnäckig. Aber vor der Nothwendigkeit alle noch vorhandenen Kräfte auf einem Punkte zu vereinen, mußte der Widerspruch verstummen der sich an vielen Orten gegen die unerhörte Ausdehnung der päpstlichen Gewalt erhob. We-

Digitized by Google

niger wurde es beachtet daß das Tridentiner Concil die großartigste Idee der früheren Kirche, die Idee der in der sichtbaren Kirche fortwirkenden, stäts von Neuem gestaltenden und umbildenden Kraft des heiligen Geistes thatsächlich zerstörte, wenn es sie auch auf dem Papiere bestehn ließ.

Der Kaiser Ferdinand war mit dem Ausgang des Concils nicht aus diesen, aber wohl aus andern Gründen unzufrieden. An eine Vereinigung mit den Protestanten hatte auch er nicht mehr geglaubt, jedoch eine umfassendere Reformation der Kirche gewünscht als dort beliebt wurde. Damit hätte er in seinen Erbstaaten dem allgemein anerkannten Verderben des Klerus und dem ebenso allgemeinen Abfall des Volkes von der Kirche entgegentreten können. Er wollte wenigstens die Aufhebung der Ehelosigkeit für die Priester und den Kelch im Abendmahl für die Laien zugestanden haben. Das Eine wie das Andere waren in den Augen der Masse die handgreiflichsten Anhaltspunkte der Feindseligkeit und der Schmähungen gegen die alte Kirche, aber nur das Zweite und nicht das wichtigere erste vermochte er durchzusetzen. Denn in Trient fälschte man absichtlich den Begriff der allgemeinen Kirche zu dem der in allen Stücken, auch in solchen die nicht zu der eigentlichen Lehre gehörten, gleichförmig zugeschnittenen und eine Forderung die das Concil zu Basel hundert Jahre früher ohne Bedenken gewährt hatte, erschien hier als eine halbe Ketzerei.

Kurze Zeit nach der Verkündigung der Tridentiner Beschlüsse starb Kaiser Ferdinand I. am 25. Juli 1564. Ihm folgte auf dem deutschen Throne sein ältester Sohn Maximilian, dem in der Erbscheidung mit seinen beiden andern Brüdern Ferdinand und Karl die Kronen von Ungarn und Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich zufielen. Von Maximilian hegten alle die dem Protestantismus offen oder im Geheimen anhiengen, also mehr als neun Zehntheile des damaligen deutschen Volkes, die Erwartung daß er sich als Kaiser für die neue Lehre erklären und dadurch der Reformation zu ihrem vollständigen, gleichsam von der Natur oder der Geschichte selbst gebotenen Siege in Deutschland verhelfen werde. Er stand mit vielen gut lutherischen Fürsten im innigsten Freundschaftsverhältniß, so mit dem Herzog Christoph von Wirtemberg und dem Kurfürsten August von Sachsen. Er liebte es bei jeder Veranlassung seine Klagen über das Verderbniß der alten Kirche und die Nothwendigkeit ihrer gründlichen Verbesserung zu äußern. Er verabscheute die katholischen Eiferer die sich auch an ihn herandrängten: er hatte während der Lebenszeit seines Vaters stäts die mildesten Worte und Vertröstungen für die bedrängten und verfolgten Neugläubigen in den Erbstaaten gehabt.

Aber auch er fühlte sich zuerst als Habsburger und Nachfolger Karls V. In seinem Herzen blieb er duldsam oder richtiger gleichgültig gegen das confessionelle Interesse. Seine politische Berechnung dagegen zeigte ihm daß eine offene Erklärung für den Protestantismus ihm keinen Nutzen, wohl aber großen Schaden bringen könne. Seine Stellung zu dem Reiche würde sich

damit nicht gebessert haben, denn die protestantischen Reichsstände waren zuerst die eifrigsten Fanatiker für ihre sogenannte Freiheit und erst dann für ihre Religion. Die Katholischen sahen in einem katholischen Kaiser ihren natürlichen Rückhalt und würden sich unter einem protestantischen Reichsoberhaupte auf der Stelle an eine auswärtige katholische Macht angelehnt und mit ihr das Aeußerste zum Sturze des Ketzers gewagt haben. Noch immer hielten sie an Zahl den protestantischen Ständen ziemlich das Gleichgewicht, wenn auch ihre Unterthanen zum größten Theil nur mit Gewalt oder auch gar nicht mehr bei dem alten Glauben erhalten werden konnten. Als Katholik durfte Maximilian für seine europäische Politik der Unterstützung aller katholischen Mächte oder wenigstens nicht ihrer grundsätzlichen Feindschaft gewärtig sein. Die größte Weltmacht der Zeit, die spanische, konnte das nahe verwandte österreichische Haus so lange nicht fallen lassen als es nicht offen auf die Seite der Ketzer trat. Die innern Zustände des Protestantismus, die Spaltungen und Streitigkeiten in ihm, waren auch nicht darnach angethan um Vertrauen zu erwecken. Die treibende Kraft der Reformation offenbarte sich nirgends mehr: sie war zu einer politischen und kirchlichen Parteisache herabgesunken und nicht mehr wie anfänglich ein neuer Geist, der unwillkürlich Alles mit sich fortriß was mit ihm in Berührung kam. Selbst wenn Maximilian II. nicht ein kluger, nüchterner, geriebener Politikus, ein echter Zögling seines Oheims und Gönners Karls V., sondern eine tiefe und ursprüngliche Natur aus dem wahren Kerne unserer Volksthümlichkeit gewesen wäre, würde er durch die damalige Erscheinung der Reformation eher zurückgestoßen als angezogen worden sein.

So begnügte er sich mit einer möglichst vorsichtigen und schonenden Stellung zwischen den Parteien. Es wurde ihm verhältnißmäßig leicht gemacht, denn noch immer wollten beide sich friedlich mit einander vertragen und grauten vor den Gefahren eines neuen Kampfes. Die Ueberzeugung war allgemein verbreitet daß das ganze Reich dadurch in Trümmer gehn werde und diese Aussicht entsetzte ebenso sehr die eifrigsten Protestanten wie die eifrigsten Katholiken. Man hatte der Revolutionen seit einem halben Jahrhundert genug gehabt: man war auf beiden Seiten leidlich befriedigt mit dem was man erworben oder was man gerettet hatte, wenigstens so lange man an das dachte, was man bei einer neuen Katastrophe verlieren könnte. Auch in seinen Erblanden that der Kaiser Alles was man billigerweise von einem katholischen Fürsten verlangen konnte, um die Gewissen seiner Unterthanen zu schonen. Ueberall legte er seinen ernsten Willen an den Tag die neue Lehre nicht verfolgen zu lassen, soweit sie sich in bescheidenen Schranken hielt und nicht selbst zum Angriff übergieng. In solchen Fällen machte er dann von seiner landesherrlichen Autorität strengen und durchgreifenden Gebrauch Er sah ruhig zu wie sich der Protestantismus ohne vieles Geräusch sowohl im eigentlichen Erzherzogthum als in Ungarn

Digitized by Google

und Böhmen mehr und mehr verbreitete, wie die katholischen Kirchen leer standen und die Bethäuser der Neugläubigen die Schaaren die ihnen zuströmten nicht fassen konnten, wie der Adel und die Bürger fast ohne Ausnahme von dem alten Glauben abfielen und selbst das Landvolk sich dem geistigen und leiblichen Druck der katholischen Klerisei mehr und mehr entwand.

Die Erhaltung des Friedens zwischen den beiden Religionsparteien im Reiche that Kaiser und Ständen um so mehr Noth je mehr beide von andern äußeren und inneren Wirren geängstigt wurden. Sultan Soliman II. drohte nach furchtbaren Rüstungen endlich das durchzusetzen was ihm 1529 und 1532 mißglückt war. Wie einstmals nahte er wieder an der Spitze eines zahllosen Heeres, aber diesmal war es der heldenmüthige Widerstand der ungarischen Festung Szigeth, der einem großen Theile der türkischen Macht und dem greisen Sultan selbst 1566 den Untergang brachte. Sein Nachfolger bequemte sich zu einem leidlichen Waffenstillstand mit Maximilian und die dringendste Gefahr von Osten her war wenigstens für eine Zeit lang abgewendet.

Im Innern des Reichs setzte damals ein Handel der sich aus der Zeit Kaiser Ferdinands in die neue Regierung herüberzog, den kaum gewonnenen Friedensstand auf eine harte Probe.

Ein evangelisches Mitglied der Reichsritterschaft in Franken Wilhelm von Grumbach war wegen seiner Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht Alcibiades in Streitigkeiten mit dem Würzburger Bischof verwickelt worden, von dem er einige Güter zu Lehen trug. Der Ritter glaubte sich so in seinem Rechte von dem Bischof gekränkt, dessen landesherrliche Gewalt über ihn er eben so hartnäckig bestritt, wie dieser sie festhielt, daß er zur Selbsthülfe nicht als Unterthan sondern als Seinesgleichen zu schreiten beschloß. Er wollte sich der Person des Bischofs Melchior Zobel mit Gewalt bemächtigen, dabei aber wurde dieser in seiner eigenen Stadt Würzburg erschossen 1558.

Dem Nachfolger Melchiors wußte er durch Drohungen und Gewalt so zuzusetzen daß er sich zu einem friedlichen Abkommen mit ihm verstand. Aber Grumbach war selbst die Ursache daß sein anfänglich wenig beachteter Handel, ein gewöhnlicher Friedensbruch wie noch so manche trotz des Reichskammergerichts und der Kreisverfassung vorkamen, schnell zu einer allgemein deutschen ja europäischen Bedeutung anschwoll. Grumbach suchte seine Sache zu einer allgemeinen der Reichsritterschaft zu machen und fand auch in der That Anklang mit seinen aufreizenden Klagen über die Anmaßung und die Gefahren denen sie von den Fürsten, namentlich den geistlichen, ausgesetzt sei. Er benutzte den zufälligen Umstand daß sein Gegner Katholik und er lutherisch war, um sich als Märtyrer für das gereinigte Evangelium darzustellen. Er knüpfte Verbindungen mit allen deutschen und außerdeutschen Feinden der katholischen Partei oder was gewöhnlich damit zusammenfiel der österreichisch-

spanischen Politik. So gerieth er auch mit dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Sachsen, dem Sohne des abgesetzten und 1556 verstorbenen Kurfürsten Johann Friedrich in Verbindung. Eifersucht und Rachedurst gegen den Räuber seines Erbes, den Kurfürsten August von Sachsen, hatten den von Hause aus verworrenen Sinn des sächsischen Fürsten gänzlich verrückt. Er gab sich den abenteuerlichsten Plänen zur Wiederherstellung seines Hauses hin und Grumbach so gut wie andere Abenteurer wußten ihm leicht beizukommen. Aber gerade damit schadete sich Grumbach am meisten. Johann Friedrichs ausschweifende Entwürfe waren am Dresdener Hofe wohl bekannt und sorgfältig überwacht. Augusts Einfluß in Wien setzte die Acht des fränkischen Ritters und endlich 1566 auch die seines Vetters, des Herzogs Johann Friedrich durch. Ihm wurde ihre Execution übertragen und er entledigte sich seines Auftrags rasch und gründlich. Er belagerte die stark befestigte Stadt Gotha, den Herd jener weitreichenden Machinationen die den Zustand der ganzen Reichsverfassung, den Kaiser und das Haus Habsburg, den Kurfürst August und die Reichsfürsten überhaupt bedrohten und wenn sie auch einstweilen noch keine wirkliche Gefahr gebracht hatten, doch bei einem Umschwung der großen europäischen Politik sehr leicht eine solche bringen konnten. Stadt und Schloß Gotha wurden nach hartnäckiger Vertheidigung 1567 erobert, der Herzog sammt Grumbach und andern Spießgesellen gefangen, der erste als widersetzlicher Aechter zu lebenswieriger Gefangenschaft nach Wienerisch-Neustadt abgeführt, Grumbach mit einigen Andern unter den grausamsten Martern, wie es in der Art des damaligen Criminalverfahrens begründet war, hingerichtet.

In dem nordwestlichen Theile des Reichs, in dem Gebiete des ehemaligen Herzogthums Burgund bereiteten sich unter der Regierung des Kaisers Maximilian Ereignisse vor die schon jetzt von ihm und dem übrigen Deutschland je nach seiner religiösen und politischen Parteistellung mit großer Besorgniß oder mit großen Hoffnungen betrachtet wurden.

Diese umfangreichen Landschaften bildeten den sogenannten burgundischen Kreis, den jedoch Karl V. nach seiner gewöhnlichen Politik sorgfältig von dem Verbande der übrigen Kreise ferne gehalten und von aller Einwirkung der Reichsgerichte befreit hatte. Karl V. that Alles was in seinen Kräften stand um ihn vom Reiche zu isoliren, ohne daß dadurch die Pflicht des Reiches ihm gegen äußere Feinde Schutz zu leisten aufgehoben worden wäre.

Seitdem Karl V. einigermaßen fest stand, seit den ersten zwanziger Jahren des Jahrhunderts, hatten auch die Niederländer die Einflüsse seines monarchischen Systemes erfahren müssen. Sie setzten ihm einen zäheren Widerstand entgegen als die übrigen seinem Scepter unterworfenen Nationen, die Spanier und Italiener, aber sie konnten sich ihm weder in den religiösen noch in den weltlichen Angelegenheiten des Landes völlig entziehen.

Auch hier verwuchs die Sache der Gewissensfreiheit und die der politi-

Digitized by Google

schen Freiheit unauflöslich mit einander. Die Regierung suchte die alte Kirche und ihr angeblich göttliches Recht, das genauer besehen nicht alt sondern erst eine ganz neue Erfindung war, neben einander und das eine durch das andere fest zu halten. Der Kampf der einst so freien und mächtigen städtischen Gemeinwesen und des zahlreichen und begüterten Adels richtete sich zugleich auf den Erwerb der Gewissensfreiheit und die Bewahrung der alten Landes- und Standesprivilegien.

Karl V. mußte sehen wie in dem Lande seiner Geburt die Reformation bald hier bald dort vernehmlich an dem alten Kirchenwesen rüttelte. Er trat ihr entgegen mit consequenter Strenge, mit dem barbarischen Strafcodex seiner Zeit bewaffnet. Er scheute sich nicht Blut zu vergießen, Scheiterhaufen anzünden zu lassen, Güter einzuziehen und die polizeiliche Ueberwachung des Volkes und vor Allem der Presse durch eigene Beaufsichtigung seiner Beamten möglichst wirksam zu machen. Nur in den letzten Jahren seiner Regierung griff er nicht so unablässig ein: es bedrängten ihn zu viel andere und zu schwere Sorgen als daß er für das Einzelne der Vorgänge in den Niederlanden die rechte Muße hätte finden können. Ganz von selbst ließ auch die Aufmerksamkeit seiner bestellten Wächter nach. Wohl erschienen fortwährend neue Verordnungen gegen Alles was Ketzerei war oder dazu führen konnte, eine strenger als die andere, wohl wurde noch hie und da eine Execution an einem armen und unvorsichtigen Verächter des Papismus und Verkünder des reinen Evangeliums, oder an Bibeln in den Landessprachen und andern ketzerischen Schriften vorgenommen, aber im Ganzen bewegte man sich doch freier und hoffte auf die Zukunft.

Als Philipp II. an die Stelle seines Vaters trat, blieb es ihm nicht verborgen daß sich der größere Theil der Bevölkerung namentlich in den Städten der neuen Lehre zuneige. Er ergriff die ihm zweckdienlich scheinenden Maßregeln dagegen. Sie bewirkten daß sich die öffentliche Meinung in ihren hauptsächlichsten Vertretern, dem Adel und den Städten für die Bewahrung der Gewissensfreiheit und der alten ebenso schwer gefährdeten Rechte der verschiedenen Provinzen und Stände erhob. Noch war nichts Revolutionäres in den Formen dieser Bewegung, obgleich daneben ähnlich wie einst beim Beginn der Reformation im eigentlichen Deutschland, sich der Haß und die Rohheit des niedern Volks in Zerstörung von Kirchen und heiligen Geräthen, in der Mißhandlung von Priestern und anderm Unfug Luft machte. Der König Philipp II. war nicht fähig in dem Vorgehen der angesehenen Klassen, des eigentlichen Volkes, und in den Excessen des Pöbels zwei verschiedene Ereignisse zu sehen. Für ihn war das Eine wie das Andere Widersetzlichkeit gegen den Gesalbten Gottes und also der höchste aller Frevel. Sein außerordentlicher Bevollmächtigter Alba bemühte sich die loyalsten Unterthanen systematisch zu Unbesonnenheiten zu treiben, damit sie dann als offene Rebellen mit desto größerem Schein Rechtens aller ihrer noch erhaltenen Freiheiten beraubt

Digitized by Google

werden könnten, die sich mit der Monarchie nicht vertrugen. Eine Reihe der unerhörtesten Verfassungsverletzungen zerstörte den Rechtsboden auf dem die Herrschaft Philipps in den Niederlanden begründet war und gab dem Volke nicht blos den Vorwand, sondern das durch unvordenkliches Herkommen geheiligte Recht sich zur Wehre zu setzen. Die Hinrichtung mehrerer Männer vom höchsten landsässigen Adel, unter denen Egmont und Horn zugleich auch dem Herrenstande des deutschen Reiches angehörten und folglich keinem andern Richter als dem Oberhaupte des Reiches unterworfen waren, die Einlegung von spanischen Truppen, die nach den urkundlichen Rechten der Provinzen und Städte unter keinem Vorwand in das Land gebracht werden durften, die Ausschreibung und Einziehung neuer Steuern ohne Befragen der Stände waren solche Gewaltschritte, von denen jeder einzelne nach den hier und anderwärts auf deutschem Boden noch gültigen Rechtsbegriffen das vertragsmäßige Unterthanenverhältniß aufhob und diese ihres Gehorsams gegen den fremden Despoten von selbst entband. Wie Philipp II. und mit ihm die meisten Fürsten dieser Zeit ihr göttliches Herrscherrecht faßten, durfte er allerdings dies und noch Anderes wagen ohne desselben verlustig zu gehen. Nach der nun Mode werdenden Anschauung von der Natur der fürstlichen Gewalt sollte es überhaupt kein Recht für die Unterthanen gegen die Fürsten, am wenigsten ein Widerstandsrecht geben.

Darauf erhob sich ein Aufstand, der von unscheinbaren Anfängen seit dem Jahre 1572 immer weiter um sich griff. Es bedurfte nur einiger glücklicher Erfolge um die Landschaften Holland und Seeland zu einer allgemeinen Bewaffnung zu bringen. Ohne noch dem König Philipp II. den Gehorsam aufzukündigen, wozu sie nach ihren Landesrechten hinlänglich befugt gewesen wären, verlangten sie ungesäumte Abstellung aller ihrer Beschwerden. Sie stellten zu diesem Behufe den Grafen Wilhelm von Nassau, Fürsten von Orange oder Oranien im ehemaligen burgundischen Reiche und bisher Statthalter des Königs in Holland, Seeland und Utrecht, mit ausgedehnter Vollmacht an ihre Spitze.

Auch die südlichen Provinzen, Brabant, Flandern, Hennegau &c. vereinigten sich auf eigene Hand zu demselben Zwecke und die spanischen Besatzungen waren bald auf einige feste Punkte beschränkt. Doch hielt man im Norden wie im Süden fortwährend die Aussicht auf eine friedliche Verständigung mit dem König fest.

Der deutsche Kaiser und das Reich hätten die Pflicht gehabt sich nachdrücklichst der niederländischen Angelegenheiten anzunehmen, denn es handelte sich um große und wichtige Reichslande und um offenbare Friedensstörungen. Doch hinderten die mannichfachsten Rücksichten eine durchgreifende Einmischung des Kaisers und des Reichs als einer Gesammtheit: der Kaiser in seiner für ihn ersten und wichtigsten Eigenschaft als Fürst des Hauses Habsburg und einzelne Reichsstände je nach ihrem confessionellen und politischen Stand-

Digitized by Google

punkt suchten bald für bald gegen Spanien oder die Aufständischen zu wirken ohne in solcher Vereinzelung einen namhaften Einfluß ausüben zu können. Die Dinge entwickelten sich dort selbständig weiter und erhielten durch die Einmischung anderer europäischer Mächte, Frankreichs und Englands, bald so große Dimensionen daß sie von der beschränkten und zurückhaltenden Politik der damaligen deutschen Fürsten oder auch des Kaisers nicht mehr sich erfassen ließen.

Wie im Westen so wurde auch im Osten das Interesse des Reichs gleichzeitig durch eine große Umgestaltung der politischen Lage aufs Höchste in Anspruch genommen, aber dieselben Gründe die dort jede gemeinsame Thätigkeit, jede Berücksichtigung der Rechte, des Vortheils und der Ehre der deutschen Nation verhinderten, thaten es auch hier.

Man hatte im Reiche dem unglücklichen Kampf des deutschen Ordens im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ohne Verständniß seiner unermeßlichen Bedeutung zugesehen. Deutsche Söldner im Heere des Polenkönigs Jagel, der noch mehr als ein halber Heide war, entschieden die furchtbare Schlacht bei Tannenberg gegen die geistlichen Vorkämpfer der deutschen Cultur, die wie keine andern Herrliches geleistet hatten, wenn sie vielleicht auch zuletzt in etwas von ihrer früheren Tüchtigkeit herabgesunken waren. Der Friede zu Thorn 1466 verwandelte einen großen Theil der deutschen Colonien in Preußen zu einer polnischen Provinz, den Rest zu einem polnischen Lehen, aber Kaiser und Reich rührten sich nicht troß des Hülferufs des Ordens und einzelner Anregungen im Reiche. Wie dann der Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525 Preußen secularisirte und den Herzogshut des Landes von Polen zu Lehen erhielt, wußte die kaiserlich-katholische Politik nichts Anderes zu thun als ihn in die Reichsacht zu erklären. Nothwendiger Weise drängte er sich desto mehr an Polen und blieb so im Stande sich troß der Acht zu behaupten. Preußen war niemals ein Glied des Reiches im engeren Sinn gewesen, wie Franken oder Sachsen oder selbst Brabant, aber da die Hochmeister und der Orden die Oberherrlichkeit des Kaisers anerkannten, so legte sich auch das Reich unbedenklich Rechte auf Preußen bei, ohne dafür zu sorgen wie sie mit den neuen polnischen Ansprüchen zu vereinigen seien. Man ließ dieses unklare Verhältniß in dem Knäuel der tausend unklaren Beziehungen und Ansprüche zwischen Kaiser und Reich, zwischen den einzelnen Reichsständen, zwischen dem Reiche und dem Auslande nach der gewohnten eigensüchtigen Bornirtheit der damaligen deutsch-fürstlichen Politik mitfortschleppen. Das nächste Interesse an seiner Erledigung hätte das brandenburgische Kurhaus gehabt, aber es war ihm noch immer nicht gelungen auch nur die Mitbelehnung in Preußen durchzusetzen und es dauerte noch geraume Zeit bis es den Polen nur so viel abdrang, die nicht sehr geneigt waren ein großes deutsches Fürstenhaus in dem von ihnen begehrten Küstenlande festsetzen zu lassen.

Mit dem Zusammenbruch des deutschen Ordens schwebte die noch weiter

nordöstlich vorgeschobene deutsche Colonie der Schwertbrüder völlig in der Luft. Das Eindringen der Reformation in den großen Hansestädten dieser Landschaften vermehrte ihre innere Haltlosigkeit, dazu kamen die Angriffe der Russen, die ihre kaum gewonnene Selbständigkeit sogleich zu begehrlichem Ausschreiten nach der ihnen so wohl gelegenen Küste von Esthland, Livland und Kurland benützten. So hatte der Hermeister Gotthart Kettler keinen andern Rath gesehen, als dem Beispiel des Hochmeisters Albrecht von Preußen zu folgen, zu secularisiren und sich mit Curland als erblichem Herzogthum unter polnische Lehenshoheit zu stellen 1561. Er erhielt dadurch wenigstens einen sichern Rückhalt, denn aus Livland waren die Russen nicht mehr zu verdrängen und um Esthland stritten sich Dänemark und Schweden. Auch auf den Staat der Schwertbrüder behauptete das deutsche Reich Ansprüche aus derselben Ursache wie auf Preußen, aber auch hier geschah nichts um sie durchzuführen. Man erwiderte den kläglichen Hülferuf der bedrängten Deutschen durch zahme Reichsschlüsse die selbst dann nur auf dem Papiere blieben. Die Hanse war seit Wullenwebers Untergang politisch gelähmt, nur einzelne Städte betheiligten sich als Verbündete der fremden Mächte an dem Kampf um die deutsche Colonie, aber auch sie ohne Nachdruck und darum ohne Erfolg.

Der Zufall bot jetzt Kaiser und Reich Gelegenheit das schmählich Versäumte wieder gut zu machen. 1572 starb Sigmund II. der letzte aus dem Mannsstamm der Jagelonen, die seit 1382 sich auf dem polnischen Throne behauptet und an der Ostgrenze des Reichs eine der deutschen Nation stäts feindselige Politik verfolgt hatten. Oesterreich versuchte jetzt auch in Polen Fuß zu fassen wie es ihm in den andern halbcultivirten Ostländern, in Böhmen und Ungarn gelungen war, und viele Reichsfürsten waren geneigt ihm wenigstens nicht entgegen zu arbeiten. Dennoch entschied sich die polnische Königswahl 1573 gegen den österreichischen Prinzen Ernst, den Sohn des Kaisers, und für Heinrich von Anjou, Bruder des französischen Königs, also einen Erbfeind des Hauses Oesterreich. Doch schon 1574 gab der neue König sein polnisches Reich auf, damit er die ihm durch den Tod seines Bruders Karl IX. zugefallene französische Krone in Besitz nehmen könnte. Die neue polnische Wahl setzte noch einmal die europäische Politik in Bewegung. Wieder that Maximilian II. alles was er konnte für sich oder für sein Haus, aber eine zahlreiche Partei in Polen wollte auch jetzt nichts von dem Oesterreicher wissen. Der unvertilgbare Nationalhaß zwischen Polen und Deutschen, die Furcht vor einer Beschränkung des zügellosen Adelsregiments durch die bekannten österreichischen Ideen von dem göttlichen Rechte der Fürsten, endlich auch das Verlangen nach Gewissensfreiheit und Duldung der sogar in dem halbbarbarischen Polen eingedrungenen Reformation erzeugte in der Mehrzahl des niedern Adels, der hier das vorstellte was man anderswo unter dem Begriffe „Nation" zu verstehn pflegt, eine allgemeine Auflehnung gegen die

Digitized by Google

von dem höheren Adel durchgesetzte Wahl nicht eines kaiserlichen Prinzen sondern des Kaisers selbst. Stephan Bathory, der Woiwode von Siebenbürgen, dem Sultan tributär und ein Feind Oesterreichs, wurde herbeigerufen und kam auch im Vertrauen auf den Rückhalt an der Macht der Osmanen.

Aber noch ehe Kaiser Maximilian sein Recht vertheidigen konnte, starb er am 12. October 1576 und die Zustände, die unter seinem Nachfolger im Reiche und in den Erblanden sofort eintraten, machten es dem Hause Oesterreich unmöglich die Krone von Polen zu behaupten. Das deutsche Reich hatte sich zwar günstig für seinen Kaiser erklärt, war aber schon bei Lebzeiten Maximilians nicht gesonnen sich deshalb in die weitaussehenden polnischen Händel ernstlich einzumischen. Nach seinem Tode konnte es sich um so leichter von jeder Betheiligung und auf die den einzelnen Ständen näher liegenden Interessen, die confessionellen sowohl wie die eigentlichen inneren zurückziehen. So wenig wie der Kaiser bei seinen polnischen Plänen an die Nation oder an das Reich als solches, sondern wie alle seine Vorgänger und Nachfolger dieses Geschlechtes nur an das Haus Habsburg dachte, sowenig dachte auch ein Kurfürst, Herzog, Fürst oder eine Stadt des Reiches daß es eine deutsche Nation gebe und daß ihre Zukunft durch den Verlust einst so lebenskräftiger Glieder ernstlich bedroht sei. Es war nach dem mächtigen Aufschwung des Patriotismus am Ende des vorigen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts jetzt eine Ernüchterung eingetreten welche die Blicke nur auf das Allernächste beschränkte, auf die Erhöhung des landesfürstlichen Ansehens, Vermehrung der Einkünfte, Erwerb und Behauptung von nutzbaren Rechtsansprüchen, Sicherung des Friedens und der Ordnung im Lande, allenfalls auch innerhalb des Kreises oder des ganzen Reiches. Hauptsächlich aber bangte man vor jeder Sache die lange und kostspielige Verwickelungen, etwa gar einen allgemeinen Krieg mit sich bringen konnte und darum mußte ein Kaiser Maximilian II., weil er im Ganzen ebenso dachte, während seines Lebens und nach seinem Tode in der Erinnerung seiner dankbaren Zeitgenossen der rechte Mann für die Krone Karls des Großen sein.

Digitized by Google

Kapitel XXIV.

Die Zeiten der Gegenreformation.

Rudolf II., der älteste Sohn Maximilians II., war bereits 1575 zum römischen König erwählt worden und folgte ihm sogleich in der Reichsregierung nach. In Bezug auf die wichtigste und schwierigste Seite führte er sie in ganz anderem Geiste wie sein Vater. Er verstand es nicht über beiden religiösen Parteien eine so ehrenhaft unparteiische Stellung einzunehmen wie sie Maximilian nach der Ansicht der Gemäßigten eingenommen hatte. Er stellte sich von Anfang an auf die Seite der Katholiken und zwar nicht einmal der besonnenen und friedfertigeren, sondern der vordringlichen katholischen Reaction welche in ihm den langersehnten Stützpunkt für ihre verhängnißvollen Bestrebungen fand.

Rudolf war von seinem so aufgeklärten Vater doch zu seiner Erziehung nach Spanien geschickt worden. Maximilian glaubte daß sein Sohn nirgends besser zu seinem Berufe als künftiges Haupt des deutschen Hauses Habsburg vorgebildet werden könne als bei Philipp II., der die Fäden der großen europäischen Politik in der Hand hielt und damals noch, ehe seine Armada verunglückte und er Staatsbankerot gemacht hatte, als ein Herrschergenie ohne Gleichen angestaunt wurde. Daß Rudolf dort etwas Anderes als Verträglichkeit mit den Ketzern lernen werde, scheint der Kaiser nicht bedacht zu haben, obwohl er selbst es sich während seiner ganzen Laufbahn so angelegen sein ließ hierin der guten Meinung seiner Zeitgenossen gerecht zu werden.

Rudolf blieb auch in Spanien von eigentlich religiösem Fanatismus unberührt, aber es wurde ihm dort die Ueberzeugung beigebracht daß die völlige Vertilgung der Ketzerei und der völlige Triumph der alten Kirche nothwendig zur Sicherheit und zur Größe des Hauses Habsburg sei. Es war das Nämliche was einst schon seinen Großoheim Karl V. und seinen Großvater Ferdinand zu ihrer verkehrten Stellung gegen das frische Leben des sittlichen Geistes ihrer Zeit, zu der verbissenen Abkehr von dem Gotteshauch der als Reformation durch das deutsche Volk gieng, getrieben hatte: der von dem Pfaffenthum ihnen aufgeschwätzte Trugschluß, Reformation sei dasselbe wie Revolution. Das Beispiel seines großen Musters Philipp II. lehrte Rudolf wie man den Katholicismus benützen müsse um die Revolution zu bekämpfen, denn auch für ihn hieß das Revolution was genauer besehen nichts weiter als das Beharren auf dem altherkömmlichen Rechtsboden war,

und die Politik die sich conservativ nannte war schon damals wie heute die wirkliche und echte Revolution, die im Glauben an das unbeschränkte Herrscherrecht jedes andere Recht mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu vernichten sich bemühte. Rudolf war wie sein Vetter Philipp dazu bestimmt, indem er den Katholicismus zu seinen Zwecken zu benützen gedachte, von diesem selbst benützt zu werden. Er begann damit die Reihe der in einem und demselben Geiste zweihundertundfünfzig Jahre lang fast ohne Unterbrechung für die Wiederherstellung des vermeintlich Alten in Staat und Kirche thätigen Regenten des deutschen Reiches aus dem österreichischen Hause. Ihre unglückselige Verkuppelung der religiösen und politischen Interessen wurde die Quelle des größten Unheils das über Deutschland entweder in furchtbar zerschmetternden Schlägen wie im dreißigjährigen Kriege losbrach oder in fortwährender heimtückischer Feindseligkeit gegen alle freiere Entfaltung in Staat und Kirche bis auf diesen Augenblick beinahe noch mehr Unheil angerichtet hat als jene.

Rudolf war schon vor seinem Regierungsantritt in Spanien ein Freund und Verehrer einer Genossenschaft geworden die mit staunenswerther Schlauheit und wahrhaft diabolischer Planmäßigkeit ihre eigensten Absichten je nach Umständen mit denen der absolutistischen Politik zu vereinigen verstand und während sie ihr zu dienen vorgab, sie vollständig knechtete und als ein willenloses Werkzeug leitete. Es war das der Jesuitenorden, dessen erste Gründung in das Jahr 1540 fällt. Er setzte von seinem Ursprunge an seine Aufgabe in die Bekehrung der Heiden und Ketzer. Da es in Europa außer den Muhamedanern keine Nichtchristen oder Heiden gab, so hatte er hier blos gegen die Ketzer zu kämpfen. Alle andern Ketzereien waren jetzt in die eine größte von allen aufgegangen die Luther begonnen hatte. Daher wurde die Bekämpfung und Ausrottung der Reformation der eigentliche Mittelpunkt der Thätigkeit des neuen Ordens. Die Päpste erkannten nach anfänglichem Mißtrauen in die wunderliche Persönlichkeit des Stifters Ignaz Loyola und die seltsame Phantastik seiner ersten Versuche, das Praktische in seiner Schöpfung bald an und förderten sie nach Kräften. Ebenso hielten es die andern einflußreichen Vertheidiger des alten Kirchenthums in dieser Zeit.

Der Jesuitenorden kämpfte für seinen Zweck mit den Waffen die er seinen Feinden abgesehen hatte, aber er formte sie für sich um und vergiftete sie, damit sie desto bessere Wirkung thäten. Er erklärte daß vor Allem an der Verbesserung des Volkslebens durch die Religion gearbeitet und daß dazu die kirchlichen Heilsanstalten neu belebt werden müßten. Wo Jesuiten als Priester Eingang fanden, wurde der alte kirchliche Schlendrian verlassen. Der Gottesdienst in ihren Kirchen erhielt durch alle möglichen Kunstmittelchen und Knalleffecte einen größeren Sinnenreiz und eine größere Abwechselung als früher. Das kirchliche Gepränge das sie entfalteten wirkte, da

es im besten Geschmack der Zeit war, auch auf die Gebildeten, selbst auf Protestanten, deren Cultusformen entweder schon damals ihre jetzige Einfachheit oder Nüchternheit im wahren Sinne dieses ehrenwerthen Wortes angenommen hatten oder im Begriffe standen sie anzunehmen. Sie predigten häufiger als bisher in der Landessprache und beflissen sich auch dabei einer Ausdrucksweise die dem gemeinen Manne faßlich war, ihn anzog und unterhielt. Sie verwalteten die Sacramente, insbesondere die Beichte, mit der strengsten Sorgfalt und Emsigkeit. In ihrem Wandel vermieden sie alle die Ausschweifungen welche sich der gewöhnliche katholische Klerus vor und nach der Reformation zu Schulden kommen ließ, denn seine Völlerei, seine Lüderlichkeit, sein grobes und unfläthiges Gebahren, seine schmutzige Habsucht waren auch durch das furchtbare Gericht das über die Kirche gekommen, nach dem Zeugniß seiner eigenen kirchlichen Oberen nicht vertilgt. Ein Jesuit hütete sich möglichst vor jedem Anstoß in seinem Wandel. Gab er doch einen, so war die Aufsicht des Ordens so wachsam und seine Disciplin so kräftig daß ein solches Subject schnell beseitigt und das Aergerniß, wenn auch nicht bestraft, so doch weggeräumt wurde.

Mit der Kirche setzten die Jesuiten die Schule in engste Verbindung. Auch hierin suchten sie das Versäumniß der älteren Kirche nachzuholen und die Reformation zu überbieten. Ihre Schulen waren mit äußeren Mitteln aller Art besser ausgestattet als die protestantischen, denn an Geld und an einer rücksichtslosen Benutzung des Geldes als des bloßen Mittels zum Zwecke ließen es die Jesuiten nie fehlen. Die Schulanstalten die die Reformation ins Leben gerufen hatte, umfaßten alle Stufen der Bildung, von der höchsten, wofür die Universitäten dienten, bis zu der niedrigsten, der Volksschule im engeren Sinne. Mit der Volksschule befaßten sich die Jesuiten nicht, hier war für ihren letzten Zweck nichts zu erreichen. Aber alle mittleren und höheren Lehranstalten in den katholischen Ländern suchten sie entweder in ihre Hand zu bringen, oder wenn dies nicht thulich war, die schon vorhandenen durch ihre eigenen neugegründeten bei Seite zu schieben. Auch sie stellten in ihren Gymnasien und Schulen die classische Bildung als das Ziel ihrer Lehrthätigkeit hin: aber sie dachten nicht daran ihre Schüler ernstlich und gründlich in das Studium der classischen Sprachen einzuführen. Sie wurden auf eine möglichst wenig anstrengende Weise abgerichtet fertig Latein zu sprechen und zu schreiben, außerdem in alle Künste und Kunststücke der Rhetorik und Dialektik eingehetzt. Daneben wurde der Ausbildung der körperlichen Fertigkeiten und der geselligen Künste, der Anstandslehre, dem Tanzen, Declamiren, Musiciren &c. viele Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet. Ihre Schulen zeichneten sich auf diese Art sehr vortheilhaft vor den protestantischen Anstalten gleicher Stufe aus, wo bald eine pedantische Gelehrsamkeit und eine grämliche Schulfuchserei die Jugend mehr lähmte als förderte, wo alle schönen Künste beinahe als Erfindungen des Teufels und Gift

für die Jugend gehaßt waren, wo man wohl im besten Falle ein gründliches Wissen, aber gar keine Tournure davon tragen konnte. Alle die Klassen der Gesellschaft denen es darum zu thun war daß ihre Söhne hauptsächlich eine solche sich aneigneten, wußten sich nicht anders zu helfen als daß sie zu den Jesuitenschulen ihre Zuflucht nahmen. Die Jesuiten machten auch keine Schwierigkeiten Kinder von Ketzern unter ihre Obhut zu nehmen: im Gegentheil war Alles berechnet gerade diese an sich zu locken. Aber auch sonst sorgten sie dafür daß ihre Schulen Jedermann zugänglich wurden der für ihre Zwecke brauchbar zu werden versprach. Der Unterricht und der Unterhalt wurde den Aermeren umsonst gegeben und sie konnten mit leichter Mühe auch die ausreichende lebenslängliche Versorgung aller ihrer Schüler garantiren die sich anstellig erwiesen. So erhielten ihre Schulen unermeßlichen Zulauf, wurden von den Schülern selbst, die keine Pedanterie in ihrem jugendlichen Muthwillen störte, die niemals durch harte Geistesarbeit angestrengt wurden, auf deren Eitelkeit tausend pfiffige Reizmittel wirkten, sehr gerne besucht und erfreuten sich im Publicum einer großen Popularität. Durch prunkvolle Schulfeste, namentlich durch theatralische Aufführungen suchten sie dessen Langeweile zu unterbrechen und für ein solches Verdienst war es ihnen nach Kräften dankbar.

War erst die Jugend von ihnen beherrscht, so konnten sie der Zukunft sicher sein, aber um auch die Gegenwart gefangen zu bekommen warfen sie ihre Netze nach den Großen und Vornehmen der Welt. Es gelang ihnen an den meisten katholischen Höfen als Beichtväter und Gewissensräthe sich einzunisten, am liebsten und häufigsten durch die Gunst der Weiber, die sie durch jedes Mittel zu erobern oder zu erschleichen und zu behaupten verstanden. Waren sie einmal Beichtväter, so wußten sie das fürstliche Beichtkind sofort zu ihrem willenlosen Werkzeug zu machen, indem sie systematisch alle schlechtesten Seiten der menschlichen Natur hegten und pflegten, um das selbständige Denken und den klaren Blick in die Dinge zu ertödten. Ohne irgend einen Titel führten sie als allmächtige Minister oder Großveziere die ganze Regierung, leiteten die innere und äußere Politik bis in die feinsten Einzelheiten und beuteten alle Staatskräfte für ihren Zweck aus.

Dieser war nichts Anderes als die absolute Herrschaft ihres Ordens über die ganze Welt in geistlichen und weltlichen Dingen. Der Katholicismus und die Legitimität waren nur Mittel dazu, die sie eben so gut gegen andere vertauschen konnten und thatsächlich vertauscht haben, wenn sie passender schienen, gegen die Verkündigung der Volkssouveränetät und die Vertheidigung des Tyrannenmordes. Es war immerhin ein kühner Versuch einer Anzahl namenloser Menschen sich neben und vor den geborenen Großen der Erde, neben der Hierarchie der Kirche der Weltherrschaft zu bemächtigen. Nur die feinste Organisation und die unbedingteste Brauchbarkeit aller Glieder und Gliederchen der Verbindung oder richtiger der Maschine konnte eine Aussicht

Digitized by Google

auf Erfolg geben und brachte sie auch wirklich auf etwa hundertundfünfzig Jahre zwar nicht zum Ziele selbst, aber doch sehr nahe daran.

In Deutschland nisteten sie sich schon 1551 bei König Ferdinand I. ein und zwar in der Stadt Wien. Doch mußten sie sich dort lange Jahre in unscheinbarer Stille halten, was sie indessen nicht verhinderte nach allen Seiten einstweilen Fühlfäden auszustrecken. Pater Canisius, ein Niederländer von Geburt, der erste Rector ihres Collegiums zu Wien, wußte seinem Orden auch bei Herzog Albrecht V. von Baiern 1556 Eingang zu verschaffen. Ingolstadt, schon seit Luthers Auftreten die feste Burg der alten Theologie, wurde bald auch das Hauptquartier ihrer neuen Vertheidiger. Schwerer hielt es für sie bei den deutschen geistlichen Fürsten. Die deutschen Bischöfe und reichsunmittelbaren Prälaten waren, wenn sie auch noch der alten Kirche aufrichtig zugethan blieben, doch nicht geneigt einer Genossenschaft unbedingt zu trauen, deren ehrgeizige Pläne selbst gute Katholiken öffentlich brandmarkten. Sie konnten nicht wohl neben sich eine andere geistliche Herrschermacht aufkommen lassen welche die ihre aufsaugen mußte. Doch allmälig überwand die Mode der Zeit, die Furcht vor dem bedrohlichen Vordringen des Protestantismus und die Schlauheit der Jesuiten solche Bedenken. Schon 1563 führte sie der damalige Bischof von Augsburg, ein Truchseß von Waldburg, nach Dillingen und räumte ihnen daselbst ein Collegium ein, worauf sie sich bald der schon länger bestehenden Universität bemächtigten. Seinem Beispiel folgten nach und nach andere geistliche Fürsten, erst zögernd, dann als sich der Orden über alle Erwartung bewährte, einer den andern überbietend an Zuvorkommenheit und Freigebigkeit gegen die neuen Verbündeten.

Einstweilen begnügten sich die Jesuiten in Deutschland mit einem versteckten Angriffskrieg gegen die Ketzer. Sie führten ihn so pfiffig daß er fast nur wie eine Vertheidigung der staatsrechtlichen Grundlage des Augsburger Religionsfriedens aussah, worauf das Verhältniß der beiden Religionsparteien im Reiche beruhte. Sie suchten durch ihre geistliche und pädagogische Thätigkeit dem Vordringen der Reformation jeden Schritt streitig zu machen oder sie auch aus ihren kaum gewonnenen Eroberungen zu verdrängen. Eine Menge freiwilliger Rücktritte zur alten Kirche unter Angehörigen aller Stände und Landschaften Deutschlands war die erste Frucht ihrer allseitigen und unermüdlichen Thätigkeit. Sorgfältig hielten sie darauf daß sich nirgends eine Gewaltsamkeit, ein äußerer Zwang dabei rechtlich beweisen ließ, außerdem aber waren ihnen schon jetzt alle Mittel gleich lieb und die schlechtesten am liebsten, weil sie die menschliche Natur zu gut kannten um nicht zu wissen daß sich damit am meisten ausrichten ließ.

Seit 1552 hatte ihre Thätigkeit für die Rückbekehrung Deutschlands an dem Collegium Germanicum in Rom einen festen und äußerst wirksamen Mittelpunkt. Dort wurden die fähigsten Subjecte, am liebsten feurige Re-

negaten des Protestantismus, zu dem großen Zwecke mit staunenswerther Umsicht vorbereitet und an die Stellen des Kampfplatzes geschickt wo man sie gerade am besten brauchen konnte.

So konnte es geraume Zeit dauern, ehe die Protestanten die Folgen der furchtbaren Thätigkeit der Jesuiten sich nur recht klar zu machen vermochten. Ihre glatte und gewinnende Außenseite, ihre möglichst ausposaunten Verdienste um den Jugendunterricht, ihre zungenfertige, wenn auch meist oberflächliche Gelehrsamkeit erwarb ihnen sogar unter den Protestanten zahlreiche Gönner, namentlich in den höheren Klassen, die bei aller ehrlichen Ergebenheit gegen das gereinigte Evangelium doch mit der gewöhnlichen deutschen Gutmüthigkeit und Arglosigkeit auch in den Feinden das Anerkennenswerthe hervorheben zu müssen glaubten. Als man endlich sah, wen man sich gegenüber hatte, standen die Jesuiten schon so fest an allen katholischen Höfen, hatten sich so gänzlich aller Fäden der Geschäfte und der persönlichen Beziehungen der Fürsten und ihrer Umgebung bemächtigt, daß ein Kampf gegen sie zugleich einen offenen Bruch mit dem gesammten officiellen katholischen Deutschland nach sich ziehen mußte. Dies suchte man begreiflicher Weise so lange als möglich und länger als es die Ehre und die politische Einsicht gebot hinauszuschieben.

Auch erleichterten die Protestanten durch ihr ganzes Gebahren die Arbeit der Jesuiten, die von ihnen eingeleitete und durchgeführte Bekämpfung der neuen Lehre, die sogenannte Gegenreformation, so sehr daß es oft den Anschein gewann als geschähe es absichtlich.

Alles was schon zu Luthers Lebzeiten dem Gedeihen seines großen Werkes schädete, trat nach seinem Tode immer entschiedener in den Vordergrund der weiteren Gestaltung der Reformation. Die protestantischen Theologen verfolgten mit größter Einseitigkeit die strenggläubige Richtung, deren Keime von Luther selbst gelegt, aber in ihm durch die unendliche Fülle und Innerlichkeit seines Wesens einigermaßen unschädlich gemacht wurden. Die protestantischen Universitäten gestalteten sich zu Heerlagern ebenso vieler sich aufs Erbittertste bekämpfenden wissenschaftlichen Ansichten. Die Vertreter der einen warfen der andern alle möglichen Irrthümer und Ketzereien vor und waren stäts bereit jedes Mittel zu ihrer Vertilgung in Anspruch zu nehmen, am liebsten den Arm der weltlichen Macht, wenn er sich, was er nur allzu gerne that, dazu hergeben wollte. Der Sieg der einen oder der andern theologischen Richtung oder Secte, wie man sie wohl nennen darf, wurde stäts von Absetzung und Landesverweisung der andersgesinnten Theologen und Geistlichen begleitet. Auch stand man nicht an gegen die Gemeinden oder einzelne Laien die sich der zufällig siegenden Secte nicht anschließen wollten, die härtesten Maßregeln zu gebrauchen. Es fielen auf protestantischer Seite und gegen Protestanten ganz dieselben Scenen vor die man den katholischen Ketzergerichten stäts zum Vorwurf zu machen pflegte.

Digitized by Google

Die einstmals nothdürftig hergestellte Verständigung zwischen den Anhängern Luthers vom reinsten Wasser und denen die sich mehr zu Zwingli neigten, konnte unter solchen Einflüssen nicht von Dauer sein. An ihre Stelle trat der wüthendste Haß, eine fanatische Verfolgungssucht, die weder im Ausdruck in Schrift und Wort noch in ihren wirklichen Thaten jemals etwas Aehnliches gefunden hat. So lange Melanchthon nach Luthers Tod das natürliche Haupt der protestantischen Gelehrsamkeit und die Seele der Wittenberger Universität war, konnte dieser Abschaum der Verkehrtheit wenigstens in vielen Theilen des protestantischen Deutschlands die Vernunft nicht ganz überfluthen. Zwar hatte Kurfürst Johann Friedrich gleich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in dem ihm verbliebenen Jena eine neue streng lutherische Universität gegründet gegen das mehr als halb verdächtige Wittenberg, wo die Nachgiebigkeit gegen die schweizerische Irrlehre und sein Vetter August herrschte, doch Melanchthons Name allein wog alle die unsaubern und obscuren Zionswächter auf, die hier und anderwärts von Jahr zu Jahr mehr Lärm verführten. Melanchthon freute sich auf seinen Tod, weil er ihn von der Wuth dieser Leute erlöste und mit Recht, denn Alles was er davon erlebt hatte war ein Kinderspiel gegen das was nun kam.

Die schweizerische Richtung hatte unterdessen durch den Franzosen Calvin ihre eigentliche Vollendung erhalten. Mit diesem thatkräftigen und scharfdenkenden Manne verstand sich Luther zur Noth, Melanchthon ganz gut, um so weniger die streng lutherische Orthodoxie, der bis auf den Namen Alles fehlte was zu dem wahren Luther gehörte, um dafür alle seine Schwächen bis zur Caricatur zu besitzen. Ihr Haß gegen den Calvinismus grenzte nicht blos an Wahnsinn, sondern war der Wahnsinn selbst. Nun ist es eine bekannte und psychologisch leicht erklärbare Erscheinung daß gerade die einander zunächst liegenden und nur durch eine kleine Abweichung getrennten Ansichten in den erbittertsten Streit mit einander zu gerathen pflegen. Der Calvinismus und die echt lutherische Theologie standen einander näher als Zwinglis und Luthers Lehre, obgleich auch diese in allen Hauptstücken eins waren. So würde es sich erklären, wenn die lutherischen Orthodoxen noch etwas heftiger gegen den Calvinismus losgefahren wären als einst Luther gegen Zwingli. Doch reicht dies nicht hin um zu verstehn wie sie sich so gebärden konnten daß Luther in Vergleich mit ihnen ein Engel der Sanftmuth und Verträglichkeit zu sein schien. Der eigentliche Grund ihres unmenschlichen Hasses lag darin, wenn es ihnen selbst auch nicht klar bewußt war, daß Calvins Lehre und noch mehr seine kirchlichen Einrichtungen das Aufkommen eines neuen Pfaffenthums unmöglich machten. Er hielt nicht blos auf dem Papiere und in Worten an Luthers sittlich tiefster Idee des allgemeinen Priesterthums aller Laien fest, sondern er setzte sie auch in die That um. Die lutherischen Theologen dagegen hielten sich bei Allem was sie als angeblich lutherisch und deshalb kanonisch der Welt aufzwingen wollten, am ersten und

liebsten an Luthers spätere Ansichten über die Nothwendigkeit eines besondern priesterlichen Standes. Schon für Luther wäre es leicht gewesen mit einigen weiteren dialektischen Kunststückchen bis zu der katholischen Grundirrlehre von dem besonders geweihten Klericat zu gelangen: seine Nachfolger schraubten ihren Priesterstand und damit sich selbst unversehens ganz bis auf diese den schlechtesten Eigenschaften der menschlichen Natur so behagliche Höhe. Freilich schnaubten sie und gebärdeten sich wie Besessene sobald ihnen ihre einsichtigeren Gegner unter Katholiken und Calvinisten zu beweisen suchten daß sie hier auf katholischem Standpunkte seien, aber die Sache blieb trotzdem so und daß nicht ein wahrhafter katholischer Klericat aus dem orthodoxen lutherischen Pfaffenthum erstand, war nicht die Schuld seiner Mäßigung, sondern der Zeitverhältnisse, vor Allem der strengen oder richtiger despotischen Obhut in welche die obersten Bischöfe, die Landesherren, ihre Landes- oder richtiger Winkelkirchen nahmen.

Nichts erboste die lutherischen Orthodoxen mehr als daß ihnen all ihr Toben gegen den Calvinismus nichts half oder vielmehr das Gegentheil bewirkte. Er machte seit 1560 von Jahr zu Jahr größere Fortschritte in Deutschland, namentlich unter den höheren und gebildeteren Classen. Er verdankte sie nicht sowohl einem inneren Vorzug vor dem echten Lutherthum, als seiner schärfer ausgeprägten logischen Form die mit dem trockneren und verstandesmäßigeren Charakter dieser herabsinkenden Zeit besser harmonirte wie die Fülle und Wärme des Gemüthes und der unergründliche Reichthum Luthers an ursprünglichen und tiefen Gedanken. Viele wurden ihm auch nur durch die pöbelhafte Gemeinheit seiner Feinde zugeführt, wogegen die im Ganzen maßvollere und äußerlich gebildetere Art der calvinistischen Vertheidiger und Vorkämpfer vortheilhaft abstach. Noch mehrere, darunter seine wichtigsten Proselyten, hatten politische Verhältnisse im Auge, denn der Calvinismus war bereits über Frankreich, England, die Niederlande, Ungarn und Polen verbreitet und griff nachdrücklich in die große europäische Politik der Zeit ein. Die wenigsten wurden von dem freieren, wenn man will demokratischen Elemente angezogen das seine Kirchenverfassung enthielt, denn der Zug der Zeit gieng wenigstens in Deutschland gerade nach der entgegengesetzten Richtung.

So fiel das wittelsbachische Fürstenhaus in der Pfalz nach langem Schwanken 1563 dem Calvinismus zu, bald auch Anhalt und Hessen-Cassel. Wo die Fürsten sich ihm zuwandten, folgten ihnen auch die Unterthanen freiwillig oder aus Zwang, denn soweit gieng die Humanität auch dieser Religionspartei nicht daß sie neben sich ein anderes Glaubensbekenntniß geduldet hätte, wenn sie nicht mußte.

So lange Luther lebte war die Einmischung der weltlichen Obrigkeit in die Angelegenheiten der Kirche, die Unterordnung dieser unter jene, noch nicht von so auffällig gefährlichen Folgen begleitet gewesen. Seine mächtige

Digitized by Google

Persönlichkeit konnte alle Uebergriffe von dieser Seite her wohl zurückweisen. Aber nach seinem Tode gab es Niemand der ihn auch hierin hätte ersetzen können. Jede einzelne Faction der Orthodoxie war immer nur auf einen verhältnißmäßig eng begrenzten Raum beschränkt, wo sie ihre Alleinherrschaft nur durch den festesten Anschluß an die weltliche Obrigkeit zu behaupten vermochte.

So trugen die sonst so hochmüthigen lutherischen Päpstlein die eigentliche Schuld daß die Kirche in eine neue Knechtschaft gerieth. Richtete man das Auge nur auf die Erscheinungen dieser Zeit, so konnte man wohl im Ernste fragen, was denn all das gewaltige Ringen des abgelaufenen halben Jahrhunderts gefruchtet habe, wenn an die Stelle des päpstlichen Despotismus jetzt der landesfürstliche treten sollte. Der erste wirkte doch nur aus der Ferne und wurde durch Rücksichten aller Art beschränkt, der andere drückte aus unmittelbarster Nähe und kannte bald keine andern Rücksichten als die rein politischen, wenn sie sich auch häufig hinter der Maske des kirchlichen Interesses oder des Gewissens versteckten.

Noch ließ man sich zwar darüber täuschen, denn noch immer war der Geist der Zeit wesentlich theologischer Natur. Einstweilen aber hegten alle deutsche Obrigkeiten nicht den geringsten Zweifel mehr daß sie kraft ihres von Gott eingesetzten Amtes zum Schutze und zur Leitung ihrer Landeskirchen berufen seien. Durch den Augsburger Religionsfrieden war wie sie meinten auch von Seite des Reichs ihr Recht anerkannt und damit über alle Anfechtung erhoben. Luther hatte immer daran festgehalten daß die Obrigkeit nur provisorisch, bis die Einheit der Kirche wieder hergestellt sei, die bischöflichen Rechte an sich nehmen sollte. Jetzt, wo jede Aussicht auf eine Wiedervereinigung mit der alten Kirche verschwand und höchstens noch als eine leere Redensart, als ein sogenannter frommer Wunsch vegetirte, wurde das was einst provisorisch gemeint gewesen, von selbst zu einem endgültigen Zustande und die Hoftheologen und Hofjuristen bemühten sich aus Gründen der heiligen Schrift, der Vernunft und der Gesetze es als das absolute Recht zu beweisen.

Die protestantischen Obrigkeiten glaubten in dem Religionsfrieden ein Recht erhalten zu haben durch ihre Edicte die Bekehrung ihrer Unterthanen zu bewirken, eine Meinung worin sie von ihren theologischen und juristischen Gewissensräthen mit großem Eifer bestärkt wurden, wiewohl sie dem Sinne des Religionsfriedens geradezu entgegen lief, denn er erlaubte ihnen nur mit Güte und soweit es ohne Bedrückung der Andersgläubigen geschehen könne, ihre Territorien zu reformiren. Aber das Reformationsrecht, so lautete der Kunstausdruck für diese unerhörte Tyrannei, war eine furchtbar zweischneidige Waffe, denn auch die katholischen Landesherren konnten es in Anspruch nehmen und thaten es wirklich, wobei ihnen die Jesuiten die erstaunlichsten Dienste leisteten. Sie lehrten sie namentlich Alles dabei vermeiden was wie

offene Gewalt aussah, weil diese ausdrücklich in dem Religionsfrieden verboten war. Einstweilen vermied man also noch Hinrichtungen durch Feuer und Schwert, verstümmelnde Leibesstrafen oder Confiscationen des Vermögens der Andersgläubigen, denn dies wäre Gewalt gewesen, aber man schädigte und bedrückte sie sonst auf alle Art, man verbot ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte, man vertrieb ihre Geistlichen und Lehrer unter den härtesten Bedrohungen im Falle der Widersetzlichkeit, man peinigte diejenigen die sich nicht zu der herrschenden Religion bekennen wollten unter allen möglichen Vorwänden so lange, bis sie das Land verließen.

Daß mit dem Religionsfrieden noch kein dauernder Friede gegründet sei, daß es über kurz oder lang zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen müsse, konnten die deutschen Protestanten wohl sehen. Keiner von allen protestantischen Reichsständen war einer solchen Gefahr mit seiner Macht allein gewachsen. Die gewöhnlichste Vorsicht erforderte daher daß sie sich fest aneinanderschlossen. Manche unter ihnen, so der Kurfürst August von Sachsen, das natürliche Haupt der ganzen Partei, gaben sich große und redliche Mühe die andern zum Zusammenhalten zu vermögen. Aber wie einst zu den Zeiten Karls V. sollte auch jetzt jeder politischen Vereinigung eine dogmatische Verständigung vorangehn. Deshalb richteten sich Augusts Bemühungen zunächst darauf, aber die Natur der Sache brachte es mit sich daß es ohne den gehofften Erfolg geschah. An eine Ausgleichung mit den Calvinisten war von vornherein nicht zu denken. Hätte der Kurfürst nur alle die vereinigen können welche sich Lutheraner nannten, so wäre schon viel gewonnen gewesen.

Im Jahre 1577 brachte Kurfürst August mit großen Mühen und Kosten endlich die sogenannte Concordienformel zu Stande worin die verschiedenen Lehrbegriffe welche alle echtlutherisch sein wollten, auf die kunstvollste Weise mit einander vermittelt werden sollten. Aber nur bei einigen Hoftheologen und ihren Regierungen, meist solchen die sich an ihrer Abfassung unmittelbar betheiligt hatten, fand sie Eingang. Der innere Zwiespalt unter dieser einen Abtheilung der protestantischen Partei trat dadurch nur um so greller hervor.

Die Concordienformel hob absichtlich die unterscheidenden Lehren gegen den Calvinismus möglichst heraus und so wurde auch dieser Riß noch größer, was dem Wunsche ihrer Urheber in ihrer verhängnißvollen Verblendung nur entsprach. Für die Zukunft sollte dadurch das Einschleichen des sogenannten Kryptocalvinismus verhütet werden, die furchtbarste Gefahr welche die lutherische Orthodoxie kannte. Bisher war es wohl vorgekommen daß man sich noch für gut lutherisch gehalten hatte, bis man durch irgend einen besonders wachsamen Hüter des ewigen Seelenheiles mit der Schreckensbotschaft aufgedonnert wurde daß man sich entweder in der Lehre vom Abendmahl, oder vom freien Willen, oder von der göttlichen Vorherbestimmung auf ketzerischen Abwegen befinde. Irgend ein verkappter Calvinist oder in den meisten Fällen das Gespenst eines solchen, hatte die arglosen Herzen durch seine heimtücki-

schen Künste berückt und die Gewissen mit einer Schuld beladen die ihnen schwerer däuchte als ein todeswürdiges Verbrechen im Sinne der menschlichen Vernunft. Wo man die Concordienformel annahm, wurde nicht blos jeder Theologe, sondern auch jeder weltliche Staatsdiener auf ihren ganzen Inhalt verpflichtet und wer sich dessen weigerte sogleich des Amtes entsetzt.

Aeußerlich vermochte jetzt der Protestantismus nur noch durch die Eroberung der katholischen geistlichen Staaten und Stifter Fortschritte zu machen, denn die weltlichen katholischen Territorien verschlossen sich ihm mehr und mehr.

Der erste Versuch solcher Art war wie erwähnt schon vor langer Zeit in Naumburg gemacht worden. Nach der Wittenberger Capitulation von 1547 kam das Stift wieder in katholische Hände, aber seit 1564 bemächtigte sich der Kurfürst August seiner, so wie der Bisthümer Merseburg und Meißen, indem er von den größtentheils evangelisch gewordenen Domcapiteln entweder sich selbst oder einem Prinzen seines Hauses die weltliche Administration des Stiftes, die Landesregierung mit allen ihren politischen und kirchlichen Rechten übertragen ließ.

Gleiches geschah in Schwerin und Camin, Magdeburg und Bremen, Lübeck, Osnabrück, Ratzeburg, Verden, Halberstadt, Minden: sie alle kamen auf dieselbe Art an die benachbarten landesfürstlichen Häuser deren Macht dadurch bedeutend erhöht wurde. Die Einrichtung der Domcapitel und ihre Stellung zu dem Administrator blieb im Wesentlichen dieselbe wie in der katholischen Zeit. In den Stiftslanden führte man natürlich auch den evangelischen Gottesdienst ein, sobald der regierende Herr einer evangelischen Familie angehörte. Wie es in den großen reichsunmittelbaren Stiftern gieng, so gieng es auch in der Mehrzahl der kleineren landsässigen. Sie wurden entweder ganz aufgehoben, sobald alle oder der größere Theil ihrer Pfründner evangelisch geworden waren, und ihr Vermögen eignete sich dann entweder der Landesfürst oder der Adel zu der sie einst dotirt hatte, oder sie wurden in ihrem Bestande erhalten, aber der alten Kirche nichts desto weniger entzogen. Wenn die Katholiken sich in jedem einzelnen Falle dieser Art auf den geistlichen Vorbehalt des Augsburger Religionsfriedens beriefen und die Herausgabe der Stiftsgüter verlangten deren Pfründner übergetreten waren, so antworteten ihnen die Evangelischen mit erneuten Protestationen gegen jenen von ihnen nie anerkannten Zusatzartikel des Reichsabschieds von 1555. Auch beriefen sie sich auf das ausdrücklich gewährleistete Recht zu reformiren, denn in jedem einzelnen Falle und selbst bei den größten Hochstiftern wie Magdeburg und Bremen konnten die Fürsten die sich ihre Administration aneigneten, althergebrachte Schutzgerechtsame aufweisen, die mit einigem Aufwand von gelehrter Rechtsverdrehung leicht zu wirklichen landeshoheitlichen Rechten sich stempeln ließen.

Es war natürlich daß sich durch solche Vorgänge die Erbitterung auf

Digitized by Google

beiden Seiten immer mehr steigerte. Niemand verstand es besser sie zu reizen als die Jesuiten, die in dem Federkrieg gegen die protestantischen Anmaßungen eine unglaubliche Rührigkeit entwickelten. Indessen war es den Protestanten noch bis in die ersten Jahre der Regierung Rudolfs II. immer gelungen ihre Ansprüche durchzusetzen, als sie zum ersten Male 1583 auffällig bei gleicher Veranlassung den Kürzeren zogen.

In dem genannten Jahre erklärte sich der 1577 erwählte Kurfürst und Erzbischof von Cöln, Gebhard aus dem Hause Truchseß von Waldburg, im Einverständniß mit einem Theile seines Capitels und im Vertrauen auf die weitverbreitete Neigung seiner Unterthanen für einen Protestanten und heirathete. Aber er behauptete auch seine Stelle, trotz des Widerspruchs der katholisch gebliebenen Domherren und des päpstlichen Absetzungsdecretes das sofort erfolgte. Seit der Regierung des schon erwähnten Kurfürsten Hermann hatten die schärfsten Verfolgungen wohl den Schein der Wiederherstellung des alten Glaubens in den cölnischen Landen aufrecht erhalten können, aber auch nicht mehr. Jetzt stand für den Katholicismus im Nordwesten Deutschlands Alles auf dem Spiele, denn der Abfall Cölns hätte auch sogleich den Abfall der mühsam zum Katholicismus gezwungenen westfälischen Bisthümer nach sich gezogen. Auch sonst mußte sich das ganze Verhältniß der katholischen und protestantischen Partei durch den Abfall eines Kurfürsten gründlich verändern. Die Katholiken im Reiche und außerhalb des Reiches begriffen den Ernst der Lage vollkommen und handelten darnach rasch und entschieden. Der Kaiser selbst suchte sich zwar für seine Person den Anschein der Neutralität zu erhalten, aber er leistete andern Mächten die sich eher compromittiren konnten allen möglichen Vorschub. Spanien in seiner Eigenschaft als Reichsstand für den burgundischen Kreis und Baiern, als der herkömmliche Hort der katholischen Interessen im eigentlichen Deutschland, rüsteten sich das päpstliche Absetzungsdecret mit gewaffneter Hand zu vollziehen. Der Kurfürst Gebhard hatte diesen Fall als selbstverständlich vorausgesehen und demgemäß seine Anstalten getroffen. Er war nicht zum Lutherthum sondern zum Calvinismus übergetreten. Dadurch hoffte er bei den vereinigten Provinzen der nördlichen Niederlande Beistand gegen die spanische Execution um so sicherer zu finden, weil auch sie calvinistisch waren, ebenso bei dem wittelsbachisch-pfälzischen Hause, das sich seit einiger Zeit zur Vormacht für die calvinistische Partei im Reiche aufgeworfen hatte, wie Sachsen es für die lutherische war. Doch weder die Niederländer noch das pfälzische Haus waren im Augenblick in der Lage Gebhard nachdrücklich beizustehn. Er mußte vor den Spaniern das Land räumen und nach Straßburg fliehen. Mit den päpstlichen Executionstruppen zog der neue katholische Erzbischof Ernst von Baiern ein, der die Jesuiten und damit die systematische Gegenreformation brachte. Innerhalb weniger Jahre war der Protestantismus gründlich unterdrückt und die Lutheraner im Reiche wußten nicht einmal, ob sie sich über diesen Ausgang

der cölnischen Händel freuen oder betrüben sollten. Wie sie sich zum Calvinismus gestellt hatten, konnte es ihnen gleich sein ob Cöln von diesem oder von papistischer Irrlehre vergiftet wurde.

Aehnlichen Ausgang hatte 1592 die streitige Bischofswahl zu Straßburg. Auch hier war die Mehrheit des Capitels evangelisch, trotzdem setzte die katholische Minderheit mit Hülfe des katholischen In- und Auslandes ihren Candidaten Karl von Lothringen gegen einen brandenburgischen Prinzen durch.

Weit bedenklicher war es jedoch daß fast alle noch katholischen Stifter allmälig in die Hände von Prinzen des baierischen und österreichischen Hauses kamen. Der Grund dazu war einleuchtend genug: die katholische Partei unter dem Stiftsadel sah ein daß sie sich nur im engsten Anschluß an die weltlichen katholischen Fürsten und vorzugsweise an die beiden erzkatholischen Häuser Baiern-Wittelsbach und Habsburg halten könne. Darum verzichtete sie auf ihr sonst so eifersüchtig bewahrtes Recht den Bischofsstuhl durch einen aus ihrer Mitte zu besetzen, darum war auch die Curie in Rom geneigt jede Art von Dispens zu ertheilen um einen solchen Candidaten möglich zu machen. So erwarb Ernst von Baiern, der Sieger über Gebhard Truchseß, nach und nach die Hochstifter Freising, Hildesheim, Lüttich, Münster und Cöln und die Reichsabtei Stablo, obgleich das Tridentiner Concil die alten Verbote gegen die Häufung von geistlichen Würden strengstens geschärft hatte. Wo solche Bischöfe durchdrangen, setzten sie auch sofort die Gegenreformation unter Leitung der Jesuiten ins Werk. Im Nothfall berief man wie es schon in Cöln geschehen war, spanische Truppen aus den Niederlanden. Sie verstanden es trefflich den Jesuiten durch raffinirte Brutalitäten aller Art in die Hand zu arbeiten, denn nunmehr waren diese schon so keck geworden daß sie die offene Gewalt als bestes Bekehrungsmittel anpriesen. Es war noch niemals mit solchem trotzigen Hohne, mit solcher Verachtung und zugleich solchem Hasse gegen die ganze protestantische Partei, Fürsten und Völker, Lutheraner und Calvinisten geschehen wie in dem berüchtigten Jesuitenproducte, dem Tractat de Autonomia, das ist von Freistellung mehrerlei Religion und Glauben, der 1586 zu München mit dem untergeschobenen Namen des schon 1584 verstorbenen Kanzlers Franz Burkhard erschien. Hier war mit einer cynischen Offenheit welche alle Protestanten erstarren machte, geradezu gesagt daß der Religionsfrieden nichts gelte und daß die gewaltsame Vernichtung der Ketzer nur eine Frage der Zeit sei. Wo sich aus früheren Zeiten der Protestantismus in einer herkömmlich anerkannten Freiheit gehalten hatte, suchten die Jesuiten so lange zu intriguiren und zu hetzen bis sich das Volk irgend eine Gewaltsamkeit wenn auch nur zum Schutze seiner Gewissensfreiheit erlaubte. Dann war ein Rechtsvorwand gefunden um der bürgerlichen und der Gewissensfreiheit zugleich ein Ende zu machen. So geschah es unter der Regierung des Bischofs Theodor von Fürstenberg im Hochstift Paderborn.

Nach langen und peinlichen Plackereien erhob sich 1602 die Bürgerschaft der ganz protestantischen Stadt gegen die Jesuiten und ihren Landesherrn, doch mit Gewalt wurde sie wieder unterworfen, ihrer städtischen Freiheit und ihrer Religion beraubt, ohne daß sich die protestantischen Reichsstände verfassungsmäßig hätten einmischen dürfen, selbst wenn sie den Willen und den Verstand dazu gehabt hätten.

Solche jesuitische Ränke wagten sich im Jahre 1607 endlich auch an ein selbständiges, aber schwaches Glied des Reiches, an die zwar nur mittelgroße, aber immerhin reichsfreie Stadt Donauwörth. Die baierischen Jesuiten zettelten durch unaufhörliche Hetzereien Streitigkeiten zwischen dem Rathe und dem Abte eines noch katholisch gebliebenen Klosters an. Das Benehmen des Rathes wurde zu einer Verletzung des Religionsfriedens gestempelt, die Reichsacht gegen die Stadt erkannt und ihre Execution dem Herzog Maximilian von Baiern übertragen, der vor Begierde brannte seiner Hauspolitik durch einen glänzenden Streich zu dienen. Die Acht und die Execution waren eine einzige Kette von Verletzungen aller Rechtsformen: die erstere hatte der Reichshofrath erlassen, der dabei nicht mitsprechen durfte, weil es eine Sache des Kammergerichtes war, die andere wurde dem Herzog von Baiern aufgetragen, der in dem schwäbischen Kreise worin Donauwörth lag, nichts zu sagen hatte. Dem entsprechend gestaltete sich das Weitere. Ohne Widerstand bemächtigte sich der Baier der freien Reichsstadt, nachdem er ausdrücklich versprochen nichts in der Religion zu ändern. Aber die Jesuiten stellten ihm vor daß er an ein solches Versprechen nicht gebunden sei und er war an sich nur zu geneigt ihnen zu glauben. Der Kaiser überließ ihm gleichfalls mit unerhörter Rechtsverletzung die eroberte Stadt als Ersatz für die Kriegskosten. Der Herzog hatte darauf nichts Eiligeres zu thun als mit den bekannten Zwangsmaßregeln, die jetzt schon zu einem völligen System ausgebildet waren, die unglückliche Bevölkerung ihres Glaubens sammt ihrer alten Freiheit zu berauben. Denn es ist nicht oft genug darauf hinzuweisen daß beides überall Hand in Hand gieng. Die maßlose Ergebenheit der damaligen deutschen katholischen Fürsten gegen die Jesuiten stammte zum bei weitem größeren Theile nicht aus einer religiösen Vornirtheit, sondern aus dem von diesen sorgfältig genährten und durch scheinbar unanfechtbare Zeugnisse belegten Glauben daß sie die wahren Stützen der fürstlichen Unumschränktheit oder der von Gott geordneten Legitimität seien. Sie waren pfiffig genug ihre deutschen Gönner darüber zu täuschen daß sie in Frankreich und in England oder wo es sonst ketzerische Regenten gab, die Souverainetät des Pöbels, das Recht und die Pflicht der Revolution und den Königsmord predigten und selbst ins Werk setzten, wie die verunglückten Mordversuche an Elisabeth von England, die geglückten an Wilhelm von Nassau, Heinrich III. und IV. von Frankreich beweisen.

Die Vergewaltigung der Reichsstadt Donauwörth öffnete endlich den

Protestanten die Augen. Sie sahen wie sehr sich ihre Lage durch ihre eigene Schuld im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre verschlimmert hatte, daß sie überall in verlustvoller Defensive standen, während einst das Verhältniß umgekehrt gewesen war. Jetzt machten sie Versuche zur Vereinigung selbst mit Hintansetzung ihrer orthodoxen Bedenken. Der Einfluß Frankreichs oder des französischen Königs Heinrich IV. wirkte dafür aus allen Kräften. Er bedurfte der deutschen Protestanten für seine politischen Pläne die auf den Sturz der habsburgischen Uebermacht gerichtet waren, wie einst die seines Vorgängers Franz I. Alle protestantischen Fürsten und Völker, England, die vereinigten Niederlande, die deutschen Calvinisten waren schon von seinen diplomatischen Manövern umsponnen und selbst die deutschen Lutheraner mußten endlich erkennen daß es besser sei mit den Calvinisten zu gehn als ohne sie von den Jesuiten zu Boden getreten zu werden. So entstand 1608 ein förmlicher Bund, die sogenannte Union, nach dem Muster des ehemaligen Schmalkaldner zwischen Kurpfalz, Pfalz Neuburg, den brandenburgischen Markgrafen in Franken, Wirtemberg und Baden-Durlach auf zehn Jahre. Bald traten auch der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessen-Cassel und einige Reichsstädte bei. Er war somit ungefähr zu gleichen Theilen aus Lutheranern und Calvinisten zusammengesetzt, aber ein Calvinist, der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der rührigste und durchgebildetste aller deutschen Fürsten damaliger Zeit, erhielt im Frieden die Vorstandschaft, im Kriege sollte ein Kriegsrath an der Spitze stehn. Man versprach sich die Reichsangelegenheiten künftighin nur nach gemeinschaftlich gefaßten Beschlüssen zu behandeln, also nach einem festen Systeme das der protestantischen Partei schon lange abhanden gekommen war, und alle unrechtmäßigen Eingriffe möglichst in Güte oder auf dem Wege Rechtens, sollte aber dies nicht anschlagen mit Gewalt abzuwehren.

Wie vorauszusehen hemmte auch diesen Bund seine schwerfällige Verfassung wie einst den Schmalkaldner, und noch mehr die unbesiegbare Feindseligkeit zwischen den Lutheranern und Calvinisten. Politische Eifersucht konnte sich am besten hinter religiösen Bedenklichkeiten verstecken, so wenn das mächtige Sachsen nicht beitrat, eigentlich um sich nicht unter Pfalz zu stellen oder wie der Kurfürst Christian II. und sein Nachfolger Johann Georg nach dem Vorgang ihrer Hoftheologen glauben machen wollten, um nicht die ewige Seligkeit durch einen Bund mit den Calvinisten zu gefährden. Niemand kam dies gelegener als den Jesuiten. Sie waren einen Augenblick durch den allgemeinen Schrei der Erbitterung aller Protestanten stutzig geworden, sie wußten sehr wohl wie eifrig und geschickt ihre beinahe ebenbürtigen Feinde, die französischen Diplomaten dies benützten um alle Protestanten im Reiche zusammenzubringen. Sie frohlockten daher im Stillen, als sie sahen daß das alte Vorurtheil, der kleinlichste Eigennutz und Eigensinn den Sieg über das sonnenklare Gebot der Vernunft davon trug und thaten alles

Digitized by Google

Mögliche den Triumph der Vornirtheit und damit das furchtbarste Unheil in Deutschland zu vollenden.

Die Bildung der Union rief auf katholischer Seite sehr schnell schon 1609 einen länger vorbereiteten Gegenbund ins Leben, die sogenannte katholische Liga. Herzog Max von Baiern der sich nach dem Donauwörther Erfolg immer mehr als Führer der Partei hervorthat, brachte sie nicht ohne große Mühe zu Stande. Zwar hieß es öffentlich, die Liga sei nur bestimmt die etwaigen Uebergriffe der Union zurückzuweisen, aber man wußte an den katholischen Höfen recht wohl daß die Union weder in der Lage noch des Willens sei Uebergriffe zu machen und sich sehr gerne auf eine halbweg anständige Vertheidigung beschränken werde. Man bangte trotz alles katholischen Eifers doch vor den entsetzlichen Folgen eines längeren und allgemeineren Zusammenstoßes der beiden Parteien im Reiche, weil die Ueberzeugung durch ganz Deutschland gieng daß das Reich dabei in Trümmer fallen werde. Doch fanden sich nach und nach einige geistliche Fürsten die sich zum Eintritt in die Liga bewegen ließen und Geldbeiträge zahlten, worauf es Herzog Maximilian oder seinen Jesuiten am meisten ankam. Denn an den Bischöfen als solchen war ihnen nichts gelegen, noch weniger daß sie in den Formen einer Bundesverfassung von gleichberechtigten Gliedern etwa aus Aengstlichkeit oder aus Eifersucht die weitaussehenden Entwürfe der eigentlichen Leiter der katholischen Partei durchkreuzten. Aber ihr Geld war willkommen und diente um einstweilen die bairische Truppenmacht zu einer die Kräfte des Landes weit übersteigenden Höhe hinaufzuschrauben.

Eine Reihe von unglücklichen Zufällen verschlechterte die Stellung der Protestanten in den nächsten Jahren noch mehr. Im Jahre 1609 starb der letzte männliche Sproß des herzoglichen Hauses von Jülich-Cleve-Berg. Drei große protestantische Fürstenhäuser, das brandenburgische oder zunächst der Kurfürst Johann Sigmund, das wittelsbachische von Pfalz-Neuburg oder der Pfalzgraf Philipp Ludwig und das Gesammthaus Sachsen machten kraft Erbrecht und Eventualbelehnungen Ansprüche auf die Verlassenschaft die zu den größten deutschen Territorien der Zeit gehörte. Einen Augenblick vergaßen sie ihren Streit vor einer sie gemeinsam bedrohenden Gefahr. Der Kaiser übertrug dem Erzherzog Leopold die einstweilige Verwaltung der erledigten Lande, offenbar in der Absicht sie mit Hülfe der spanischen Truppen in den Niederlanden zum Katholicismus zurückzuzwingen und, wenn man sie nicht dauernd behalten könne, bei der möglichst verzögerten Herausgabe an den künftigen Besitzer die Erhaltung des Bestehenden in der Religion zur Bedingung zu machen. Die Spanier zeigten sich auch sogleich bereit. Sie bemächtigten sich einiger festen Plätze. Doch auch die Niederländer waren zur Intervention entschlossen und die Union raffte sich endlich einmal aus ihrer vorsichtigen Haltung auf und sagte den erbberechtigten Fürsten, von denen zwei ihr angehörten, ihren rückhaltlosen Beistand zu. Dies schreckte

Digitized by Google

die katholische Partei und sie versuchte es nun auf anderem Wege. Sie that ihr Möglichstes um eine gütliche Verständigung zwischen den streitenden Fürsten zu verhindern, wozu sich Alles anließ. Der Verführung der Jesuiten gelang es einen davon, den Pfalzgrafen Wolfgang, den Sohn Philipp Ludwigs, zu heimlichem Uebertritt zu bewegen. Man versprach ihm den kräftigsten Beistand der katholischen Mächte um ihm nicht blos einen Theil, sondern das ganze jülichsche Erbe zu verschaffen. Er trat dann 1614 öffentlich über und gab sogar seine streng protestantischen Stammlande der jesuitischen Gegenreformation Preis, die hier gerade so wie anderwärts und mit nicht geringerem Erfolg verfuhr. Der Kurfürst Sigmund von Brandenburg war 1613 zum Calvinismus übergetreten. Wenn er auch schon vorher sich aus inneren Beweggründen mehr dahin als nach der Seite des orthodoxen Lutherthums neigte, das nur sehr bornirte oder sehr tiefe Naturen befriedigen konnte, so gab doch die Politik auch bei ihm den Ausschlag. Er rechnete auf den mächtigen Beistand des calvinistischen In- und Auslandes, denn von Seite der Lutheraner konnte er um so weniger auf Unterstützung hoffen, weil Sachsen, ihr eigentlicher Führer und der einzige lutherische Staat von Bedeutung, in der jülichschen Sache sein natürlicher und keineswegs ehrlicher Feind war. Der Kurfürst von Brandenburg versöhnte wenigstens dadurch mit seinem Schritte daß er die strengste Achtung vor der Gewissensfreiheit seiner Unterthanen nicht blos verbürgte, sondern auch durch die That bewies. Es wurde ihm in seinem eigenen Lande schwer genug durch die maßlose Wuth der Orthodoxen gemacht, die „lieber papistisch als calvinistisch" zu ihrem Feldgeschrei nahmen und das Volk durch ihre gewöhnlichen wahnwitzigen Lästerungen gegen den Calvinismus bis zur offenen Empörung zu entflammen suchten. Daß der Gott der Calvinisten der leidige Satanas, daß die Religion der Türken im Vergleich mit der ihrigen eine Gott wohlgefällige sei, waren noch die maßvolleren dieser Ergüsse evangelischer Gesinnung, die ohnedem als längst abgedroschen wenig Wirkung bei dem Volke thaten.

Aber auch sonst hatte sich die ganze Weltstellung der protestantischen Partei und damit auch ihre Stellung in Deutschland seit dem Anfang des Jahrhunderts sehr ungünstig verschoben. Im Jahre 1603 war Elisabeth von England gestorben und ihr Nachfolger Jacob II. war zwar ein heftiger Protestant, aber seine querköpfige Politik brachte England schnell von seiner weltgebietenden Höhe. 1610 wurde Heinrich IV. von Frankreich auf Anstiften der Jesuiten ermordet und die neue vormundschaftliche Regierung unter Maria von Medici, seiner Wittwe, lenkte nach ganz anderen Bahnen hin. In demselben Jahre war auch Friedrich IV. von der Pfalz gestorben, der durch seine persönliche Ueberlegenheit die deutsche protestantische Partei immer noch einigermaßen zusammenzuhalten verstanden hatte. Sein jugendlicher Sohn und Nachfolger Friedrich V. trat zwar mit großen Ansprüchen

und noch größeren Plänen an die Stelle des Vaters, konnte ihn aber nach seiner Persönlichkeit in keiner Art ersetzen, auch waren die Verhältnisse unterdessen um Vieles mißlicher und verwickelter geworden.

Der Kaiser Rudolf selbst hatte trotz seines bitteren Hasses gegen die Protestanten als verkappte Revolutionäre und seiner Zärtlichkeit für die Jesuiten als Vertheidiger des Thrones und Altares doch im Ganzen der katholischen Sache mehr geschadet als genützt. Seine Persönlichkeit war die ungeeignetste für die Zeit und die Stelle die er ausfüllen sollte. Er war zu einem genießlichen Leben angelegt, mochte es gemeine Sinnenlust oder ein raffinirtes Schwelgen in den Früchten der Wissenschaft und Kunst sein. Das Regieren und die Politik blieben ihm stäts ein Gegenstand des Aergers. Er überließ sie daher sehr gerne seinen Jesuiten, seinen Kammerdienern und den lüderlichen Weibern welche ihm die Jesuiten und die Kammerdiener zuführten. Begreiflich fand sich weder ein festes System noch auch Verträglichkeit bei diesen wahren Beherrschern des Reichs und der Erblande. Rudolfs Hof war die Heimath der gemeinsten Ränke, der schmutzigsten Umtriebe, der gewissenlosesten Käuflichkeit und der Kaiser zu Hause und im Reiche mit Recht tiefer verachtet als irgend einer seiner Vorgänger seit Wenzel, der auch in demselben Prag wo Rudolf mit Vorliebe sein unsauberes Wesen trieb, nur mit mehr Keckheit und Humor getollt hatte.

Die Reichsangelegenheiten giengen wohl auch unter einem solchen Kaiser in ihrem Geleise fort. Die katholische Partei war zufrieden daß er Alles für sie that was ihm seine Trägheit und Sinnlichkeit zu thun erlaubten. Aber in dem Hausbesitz des Kaisers stand es desto übler. Jedermann wußte daß er die Protestanten je eher je lieber zu vernichten strebte und traute zwar nicht ihm, wohl aber seinen Jesuiten das Schlimmste zu. Ueberall hier im Osten war der Protestantismus noch im Steigen begriffen, während er im eigentlichen Deutschland schon seit geraumer Zeit seinen Höhepunkt erreicht hatte. Es fehlte daher nicht an den ärgerlichsten und aufreizendsten Conflicten zwischen den protestantischen Unterthanen und der kaiserlichen Regierung. Alle Heimtücke und Hinterlist half ihr nicht, da sie allzu sehr mit Schwäche und Thorheit verbunden war. Oesterreich und Ungarn, in etwas minderem Grade auch Böhmen und seine Nebenländer, steuerten von Jahr zu Jahr mehr nach einer wirklichen Revolution. Während der großen Revolutionsperiode im Anfang des Jahrhunderts war Oesterreich fest geblieben, jetzt am Ende des Jahrhunderts entbrannte in den Jahren 1595—97 in Oberösterreich ein heftiger Bauernaufstand. Er wurde zwar niedergeschlagen, weil die andern Stände diesmal der Regierung halfen, aber neue Verkehrtheiten des Kaisers und neue heimtückische Streiche der Jesuiten machten die allgemeine Gährung noch schlimmer. In Ungarn kam sie in einer großen Empörung des ganzen Adels zum Ausbruch. Er erhob sich für das gereinigte Evangelium, dem er fast ausnahmslos zugethan war, und seine alten

Vorrechte. Die Lage war so gefährlich daß der gänzliche Zerfall der österreichischen Hausmacht unabwendbar schien.

Da trat einer der Brüder des Kaisers, der Erzherzog Matthias, dazwischen. Er wußte alle übrigen Erzherzoge, seine Brüder und Vettern 1606 um sich zu vereinigen. Im Bunde mit ihnen schrieb er dem Kaiser Gesetze vor, beruhigte Ungarn und erzwang die Abtretung dieses Landes und des eigentlichen Oesterreichs. Rudolf blieb nur Böhmen, Schlesien und die Lausitz. Um sich diese, die gleichfalls wankten, zu sichern nahm er die Maske des duldsamen und freisinnigen Fürsten auf einige Zeit vor. In dem großen sogenannten Majestätsbrief von 1609 erkannte er alle politischen und kirchlichen Rechte seiner böhmischen Stände und Unterthanen an und dehnte diese Verbriefung der Freiheit auch auf die übrigen ihm gebliebenen Lande aus, aber nur um sie im nächsten Augenblick nach dem Rathe seiner Jesuiten wieder zu verletzen.

So konnte ihm Matthias 1611 auch noch den Rest seiner Länder abdringen und Rudolf behielt nichts als eine kleine Rente, den Kaisertitel und ungeheure Schulden. Er starb in schmählicher Hülflosigkeit und Verachtung bald darauf 20. Januar 1612.

Ihm folgte als Kaiser sein schon zum römischen König erwählter Bruder Matthias. Nach seinem bisherigen Auftreten knüpfte man an ihn manche Hoffnungen. Er schien des Willens die Allmacht der Jesuiten zu brechen. Obgleich gut katholisch hatte er sich doch immer in persönlich freundlichem Verkehr mit einzelnen Häuptern der Protestanten gehalten, hatte nach Kräften die wachsende Erbitterung und das Mißtrauen auf beiden Seiten zu beschwichtigen gesucht und auch in den österreichischen Landen bis dahin die von ihm ertheilten Zusicherungen gehalten. Sein einflußreichster Berather und Lenker, der Bischof von Wien, Khlesl, war zwar ein Convertit, aber ein Feind der Jesuiten und dies galt schon als eine große Empfehlung.

Aber Khlesl ließ sich durch den Cardinalshut den ihm die Jesuiten verschafften wenigstens erweichen, wenn auch nicht gewinnen und der ungarische Jesuit Pazman wußte auch Matthias auf die Bahn seines Bruders Rudolf zu leiten. Es war der verhängnißvollste Schritt auf ihr, als er nach dem Willen der Jesuiten seinem Vetter Ferdinand die Nachfolge in den Hauslanden zuwandte.

Ferdinand, Sohn des Erzherzogs Karl, Enkel des Kaisers Ferdinand, regierte die innerösterreichischen Lande seit dem frühzeitigen Tode seines Vaters 1590. Er war das vollkommenste Musterbild eines Fürsten im Sinne der Jesuiten und galt allen Protestanten als ihr gefährlichster Feind. Selbst sein Freund und Gesinnungsgenosse Maximilian von Baiern mußte ihm die Palme zuerkennen, wenn er es auch mit gottseligem Neide that. Denn Ferdinand hatte unter der Obhut seiner Mutter Marie, Tochter Albrechts V. von Baiern, die es in jeder Art verdiente die Mutter eines solchen Sohnes

zu sein, schon in jungen Jahren Unglaubliches geleistet. Er verstand es dem Protestantismus in Innerösterreich ein Ende mit Schrecken zu machen. Auch sein Vater hätte den besten Willen und den heiligsten Eifer, aber alle seine Arbeit blieb fruchtlos. Steiermark, Kärnthen und sogar das slavische Krain waren bei seinem Tode noch besser protestantisch als bei seinem Regierungsantritt. Adel, Bürger und selbst die Bauern widersetzten sich hartnäckig jeder heimtückischen Verführung und jeder versteckten Gewaltthat der Jesuiten, aber sie waren zu schlaff oder zu loyal um ihre Feinde von dem heimischen Boden zu vertilgen, wie sie wohl gekonnt hätten. Ferdinand griff es geschickter und glücklicher an. Er benützte die Verwirrung in den übrigen Erbstaaten, um ohne viel Lärmen den Protestantismus aus einer Stellung nach der andern zu verdrängen. Einstweilen wußten er und seine Jesuiten sehr wohl daß mindestens neun Zehntheile der Einwohner Innerösterreichs der neuen Lehre noch im Herzen anhiengen, aber ihre Prediger waren vertrieben oder hingerichtet, ihre Kirchen zerstört, geschlossen oder den Jesuiten übergeben und der Katholicismus in die ausschließliche Herrschaft eingesetzt. Sie rechneten mit Sicherheit darauf daß dem Zwange bei der nächsten Generation Gleichgültigkeit, bei der dritten die Macht der Gewohnheit folgen und die Bekehrung vollenden werde. Ferdinands Erfolge waren überall zum Sprichwort geworden: auf gut Steiermärkisch verfahren, so bezeichnete man damals jenen jesuitischen Vertilgungskrieg gegen jede bürgerliche und religiöse Freiheit, der nirgends heimtückischer, aber auch nirgends glücklicher als hier geführt worden war.

Es verstand sich von selbst daß die Evangelischen in sämmtlichen österreichischen Ländern die Nachfolge Ferdinands mit Abscheu und Furcht sahen. Aber doch wagten sie nicht oder waren vielmehr zu uneinig unter sich, zu träge und ungeschickt, sie von vornherein zu vereiteln. Sie glaubten sich durch sorgfältige Clauseln und eidliche Versprechungen sicher stellen zu können und wußten doch daß der erste Satz der jesuitischen Moral lautete: Eide die Ketzern geleistet werden binden nicht. Auch rechneten sie darauf daß sie im Nothfall noch immer im Stande seien ihren neuen Herrn abzuschütteln. Als sich daher Ferdinand gegen seinen 1617 bei seiner Wahl zum böhmischen König geleisteten Eid in die Regierung des Landes mengte, den Evangelischen Schlingen legte und auf gut Steiermärkisch zu verfahren begann, erhoben sich die böhmischen Stände evangelischen und katholischen Glaubensbekenntnisses, vertrieben die kaiserlichen Räthe die ganz unter seinem Einflusse standen, verbannten die Jesuiten und setzten eine provisorische Regierung bis zur Verständigung mit ihrem eigentlichen Landesherrn Kaiser Matthias im Mai 1618 ein.

Aber Matthias war inzwischen ganz von Ferdinand abhängig worden. Er hatte ihm den Cardinal Khlesl durch eine Palastrevolution geraubt und diesen Mann gefänglich eingezogen, der bei allem Fanatismus eines Con-

Digitized by Google

vertiten doch eine Art von Respect vor den anerkannten Rechten Anderer behalten hatte. So mußte sich der frühgealterte und schwachsinnig gewordene Kaiser zu Allem verstehn was ihm Ferdinand gebot. Er durfte sich mit den Böhmen nicht vertragen, sondern sollte Gewalt gegen sie brauchen. Aber diese vertrieben Gewalt mit Gewalt. Als Matthias 20. März 1619 starb war Böhmen noch unbezwungen, die andern habsburgischen Lande im Begriffe sich zu erheben und ganz Deutschland von der Ueberzeugung durchdrungen daß jetzt die lange gefürchtete Katastrophe, der Zusammenbruch des Reichs und ein allgemeiner Krieg eintreten müsse.

Kapitel XXV.

Der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede.

Nach dem Tode des Kaisers Matthias verweigerten auch die österreichischen Stände die Huldigung an Erzherzog Ferdinand bis den Religionsbeschwerden abgeholfen sei und setzten sich in Verbindung mit den Böhmen und Ungarn. Schon am 5. Juni erschien ein böhmisches Heer unter dem Grafen Thurn vor Wien wo sich Ferdinand aufhielt. Doch seine zähe Standhaftigkeit und die Unentschlossenheit des böhmischen Generals rettete ihn aus der nächsten Bedrängniß. Die Böhmen mußten vor anrückenden kaiserlichen Truppen abziehen, die Stadt Wien und Oesterreich empörten sich wenigstens nicht offen und der Erzherzog hatte sogar den unbegreiflichen Muth sich nach Frankfurt zu begeben um dort seine Wahl zum deutschen Kaiser durchzusetzen. Es gelang ihm auch am 28. August 1619, obgleich drei Kurfürsten, Sachsen, Brandenburg und Pfalz, evangelisch waren und Jedermann ganz genau wußte was von ihm zu erwarten stand. Aber man hatte keinen andern Candidaten. Der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz hatte schon Jahre lang mit seinem Vetter Maximilian von Baiern unterhandelt, um diesem gegen genügende Bürgschaft in Betreff des religiösen Friedens im Reiche die Kaiserkrone zu verschaffen. Doch die Jesuiten durchschauten den Plan der die katholische Reaction vernichtet hätte. Ihr Einfluß bewog den Baier abzustehn und für Ferdinand zu arbeiten.

Die Böhmen protestirten gegen die Gültigkeit der Wahl Ferdinands, aber ohne formales Recht. Schon einige Tage vorher hatten sie ihn der böhmischen Krone entsetzt und schritten sofort zu einer Neuwahl die auf

Friedrich V. von der Pfalz fiel, dem zur Empfehlung gereichte daß er nicht blos das Haupt der Union, sondern auch wegen seiner oberpfälzischen Lande ein Nachbar Böhmens war.

Friedrich nahm die Krone troß der dringendsten Abmahnungen von allen Seiten nur zu begierig an. Er konnte wissen daß er in offene Feindschaft mit dem eben gewählten Kaiser, mit der Liga, mit Spanien, kurz mit der ganzen katholischen Partei in Europa trete und die Aussicht auf Unterstützung von Seite der Protestanten, zunächst der im Reiche, erschien bei der Spaltung zwischen den Lutheranern und Calvinisten mehr als zweifelhaft. Vom Ausland konnte er höchstens von seinem Schwiegervater König Jacob von England auf Hülfe rechnen, aber dieser war wie sich bald zeigte nicht der Mann etwas Nachdrückliches zu thun.

Friedrich V. war Vorstand der Union, doch sie ließ sich durch Drohungen und Bearbeitungen aller Art dahin bringen daß sie auf jede Einmischung in die böhmischen Händel verzichtete. Ja sie war so feig und gewissenlos daß sie sich selbst für die Erblande des pfälzischen Kurfürsten keine Sicherheit wegen eines Angriffes von katholischer Seite geben ließ. Und doch wußte man daß ein solcher von Spanien her mit den Truppen bevorstand die es in den Niederlanden hielt und die seit dem 1609 geschlossenen Waffenstillstand zwischen der Krone und den vereinigten nördlichen Provinzen entbehrlich geworden waren.

Daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen sehr bald sogar offenkundig auf die Seite des Kaisers trat, konnte nicht befremden. Die bekannte jämmerliche Eifersuchtspolitik des Dresdener Hofes, der unglaubliche lutherische Fanatismus des Mannes und seiner nächsten Umgebung, namentlich seines berüchtigten Hofpredigers Hoe von Hoenegg, des vollendetsten Musters jener lutherischen Hoftheologen denen das deutsche Volk so viel Unheil verdankt, ließ nichts Anderes erwarten. Auch wirkten neben den gewöhnlichen jesuitischen Aufhetzungen und Schmeicheleien noch derbere Lockmittel. Der sächsische Kurfürst rückte angeblich als kaiserlicher Commissarius in die zur Krone Böhmen gehörenden Lausitzen ein, aber sie waren ihm als Preis für seinen bewaffneten Beistand gegen die böhmischen Rebellen und ihren calvinistischen König insgeheim zugesagt worden.

Während so Böhmen im Norden von jedem Beistand abgeschnitten und von einer starken feindlichen Heeresmacht bedroht wurde, rückte von Süden her ein Heer der Liga unter dem Befehle eines bairischen Generals, des Wallonen Tilly, in das Land ein.

Eine Schlacht auf dem weißen Berg dicht bei Prag 8. Nov. 1620 gieng durch den Leichtsinn und die Kopflosigkeit des böhmischen Königs so völlig verloren daß Prag selbst und der größte Theil des Landes von dem Heere der Liga mit leichter Mühe eingenommen werden konnte. Ein starkes spanisches Heer unter Spinola und Cordova, zweien der berühmtesten Feldher-

ren dieser Zeit, zog sich von den Niederlanden den Rhein herauf und besetzte die Pfalz wo man an keine Vertheidigung dachte, und so war Friedrich ganz vernichtet.

Ferdinand wartete einige Zeit bis er an die Durchführung der Maßregeln gieng die nach dem Rathe der Jesuiten der Ketzerei und der Rebellion für immer ein Ende machen sollten. So lange Herzog Maximilian und das ligistische Heer in Böhmen stand mußte er sich zurückhalten, denn die raschen Erfolge desselben waren nur dadurch ermöglicht worden daß der bairische Herzog Allen die sich unterwürfen eine Generalamnestie zugesagt hatte. Schon im Jahre 1621 wurde Ferdinand von dieser Rücksicht befreit. Ein mit Verletzung aller Rechtsformen eingesetztes Tribunal verurtheilte 27 Männer vom höchsten Rang und Reichthum zur Todesstrafe mit dem Schwerte, die an ihnen zu Prag am 21. Juni des genannten Jahres vollzogen wurde. Es waren bis auf einen nur Protestanten, aber der eine katholische mußte darunter sein, damit die Jesuiten für ihre Behauptung, die Strafe gelte der Rebellion und nicht der Ketzerei, doch einen Grund hatten der ihnen genügte. Darauf folgten unermeßliche Vermögensstrafen an Schuldigen und Unschuldigen, meist Protestanten, die ja überhaupt die große Mehrheit der Bevölkerung ausmachten. Man rechnete 40 Millionen Gulden die der Kaiser damit verdiente. Bis dahin hatte er sich in der herkömmlichen habsburgischen Finanznoth hingeschleppt und von aller Welt Geld zusammenbetteln müssen um nur einige Truppen aufzustellen und die unersättliche Habsucht seiner Jesuiten zu befriedigen. Neben den Confiscationen brachte eine Münzverfälschung im größten Stil fast das ganze baare Geld in Böhmen in die Hände Ferdinands und das Land in die drückendste Armuth.

Anfänglich wiederholte er noch immer seine früheren Zusicherungen daß er an der Religion nichts ändern wolle. Daß er in demselben Augenblick alle calvinistischen Prediger vertrieb, fanden die Lutheraner nur billig, denn sie betrachteten jene als ketzerische Eindringlinge und waren mit den Jesuiten vollkommen einverstanden daß nur die Bekenner der unveränderten augsburgischen Confession ein Recht auf Uebung ihrer Religion besäßen. Aber schon 1622 wurden auch die lutherischen Pfarrer gerade so abgesetzt, verfolgt und des Landes verwiesen und 1624 allen Nichtkatholiken alle bürgerlichen Rechte genommen. Die Jesuiten und der Kaiser behaupteten, es geschehe nur weil sie auch jetzt noch nicht zur schuldigen Unterthanentreue zurückkehren wollten und keineswegs aus Haß gegen ihre Religion. Doch konnte selbst ein Johann Georg von Sachsen seine Verstimmung nicht mehr bergen, worüber man in Wien jedoch sich nicht ängstigte. Er hatte von Ferdinand erhalten was er begehrte, die Lausitzen als Ersatz für die aufgewendeten Kriegskosten, er hatte noch 1621 den schlesischen Ständen zu Dresden einen Accord mit dem Kaiser als Preis ihrer damals sehr willkommenen Unterwerfung vermittelt, wodurch der Majestätsbrief für Schlesien, also die freie

Religionsübung, bestätigt wurde. Aber dieser Dresdener Accord wurde so wenig gehalten wie Herzog Max' Generalamnestie in Böhmen oder des Kaisers feierliche Versprechungen. Es gieng hier gerade so wie in Böhmen. Wie in Böhmen vollbrachten kaiserliche Truppen, die für alle Zeit berühmt gewordenen Lichtensteiner Dragoner, das Werk der Bekehrung. Hinter ihnen zogen Jesuiten und Kapuziner und wiesen die schon an sich entmenschte Soldateska methodisch zu allen möglichen Schandthaten an. Kaum daß diejenigen Theile des Landes die unter den einheimischen der Krone Böhmen nur lehnbaren Fürsten standen, etwas milder behandelt wurden. Die Jesuiten rühmten es noch als eine besondere kaiserliche Gnade daß denen die durchaus nicht übertreten wollten und die allen Mißhandlungen der Pfaffen und Kriegsknechte getrotzt hatten, die Erlaubniß zur Auswanderung angeblich mit ihrem vollen Vermögen gegeben wurde. Trotzdem daß die Auswanderer alle Kinder unter 18 Jahren zurücklassen mußten und von ihrem Vermögen wegen der Entwerthung des Eigenthums und der gänzlichen Ausgesogenheit des Landes, hauptsächlich aber wegen neuer diabolischer Jesuitenkniffe nur einen sehr geringen Theil mitnehmen konnten, verließen doch seit dem Jahre 1627 nach und nach gegen 30,000 Familien allein Böhmen und wandten sich meist in die benachbarten protestantischen Länder. In ähnlichem Verhältniß erfolgte die Auswanderung auch aus den übrigen Erbstaaten.

Die Rückführung der 1618 verbannten Jesuiten und ihre überreiche Ausstattung aus der Beute der Ketzer verstand sich von selbst. Sie und die Ansiedlung einer Menge fremder Abenteurer im kaiserlichen Dienste, Menschen aus allen Nationen, hauptsächlich aber Wallonen und Italiener, die völlige Beseitigung aller alten Landesfreiheiten und der ganzen Verfassung, darunter auch die Aufhebung des bisherigen Wahlrechts der böhmischen Stände, die sorgfältigste Ueberwachung jeder Lebensregung des Volkes durch Soldaten und Pfaffen vollendete in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Untergang des alten Böhmens mit seinem selbständigen Adel und Bürgerthum, seiner entschieden ketzerischen Gesinnung und seinem großen Reichthum. Man rechnete daß schon wenige Jahre nach der Prager Schlacht die Bevölkerung auf ein Drittheil ihres vorigen Bestandes zurückgebracht war. Was übrig blieb war eine willenlose Heerde die sich jeder Mißhandlung fügte und es bald vergaß daß ihre Väter mit Hunden in die Messe gehetzt wurden.

Das große katholische Wiederherstellungswerk blos auf die österreichischen Lande zu beschränken lag nicht im Sinne der Jesuiten und des Kaisers. Allerdings bot sich keine rechte Veranlassung dar es auch auf das Reich auszudehnen: die Union hatte sich während der Katastrophe ihres ehemaligen Hauptes, des nunmehr entsetzten, geächteten und landesflüchtigen Friedrich V., aufgelöst: die protestantischen Fürsten und Städte begehrten nichts weiter als Friede und Schonung. Aber zum Glück für die jesuitischen Pläne setzten einige Parteigänger auf eigene Hand den Krieg gegen den Kaiser und

für den vertriebenen böhmischen König fort. Dies gab Ferdinand die gewünschte Veranlassung starke Heeresmassen aufzustellen und sie durch den größten Theil des südlichen, mittleren und westlichen Deutschland auszubreiten. Nur wenige mächtigere Reichsfürsten wurden einstweilen noch verschont, sonst aber vorzugsweise die protestantischen ausersehen dem Muthwillen, der Brutalität und der Raubsucht dieser Horden zur Beute zu werden. Der Kaiser erreichte dadurch echt jesuitisch noch einen andern Zweck. Es war ihm trotz aller Jugendfreundschaft und Glaubensgemeinschaft doch immer lästig genug gewesen daß Herzog Maximilian die erste Rolle in der katholischen Partei spielte. Sein Heer hatte die Schlacht am weißen Berge gewonnen und Böhmen erobert und stand unter seinem großen Feldherrn Tilly, dem besten der damaligen Zeit, dem kaiserlichen vollkommen gleich. Auch bewies sich Maximilian keineswegs als einen uneigennützigen Ritter des Katholicismus und der Legitimität. Er hatte sich von dem Kaiser reichlichen Ersatz für seine Kosten, darunter auch die Anwartschaft auf die Würde und die Lande seines unglücklichen Stammesvetters Friedrich ausbedungen. Trotz des Widerspruchs der beiden andern protestantischen Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, übertrug sie ihm der Kaiser vorläufig, wie es zu deren Beschwichtigung hieß, nur auf Lebenszeit. So war Maximilian abgelohnt und mußte sogar noch für die Zukunft dem Kaiser gewärtig sein, wenn er den vorläufigen Erwerb zu einem dauernden machen wollte. Aber noch mehr als auf seinen Beistand und auf die spanischen Truppen, die gegen alle reichsgesetzlichen Bestimmungen überall wo es Noth that, wo es Ketzer zu bekämpfen oder zu bekehren gab, kräftig mit eingriffen, durfte sich der Kaiser auf sein eigenes Heer verlassen, seitdem es in Albrecht von Wallenstein einen Feldherrn hatte der Tilly an Geschick gleichkam und ihn in jeder andern Beziehung, namentlich als Staatsmann, übertraf.

Dieser Albrecht von Waldstein oder Wallenstein gehörte dem böhmischen Herrenstand an, war, wie fast alle seine Standesgenossen von Geburt Protestant, aber früh übergetreten, nach einer wilden Jugend durch eine reiche und vornehme Heirath in die Höhe gekommen und durch kluge Speculationen nach der Schlacht am weißen Berge zu mehr als fürstlichem Reichthum emporgestiegen Im kaiserlichen Dienste erprobte er bald seine ausgezeichnete Befähigung und seine grenzenlose Brauchbarkeit im Sinne der Jesuiten. Sie sahen es ihm dafür gerne nach daß er ein offenkundiger Spötter über die katholische und alle andern Religionen war und sich mit dem Aberglauben der Zeit, der Magie und Astrologie abgab, der sonst seine Anhänger, wenn sie arm, ohne Gönner oder wegen anderer Gründe verdächtig waren, unfehlbar auf den Scheiterhaufen der Ketzer und Zauberer brachte. Als er 1623 auch noch die große böhmische Herrschaft Friedland mit fürstlichen Rechten erwarb, schien er auf der Höhe seines Glücks zu stehn. Aber er wußte es so zu lenken daß dies Alles bald nur ein Anfang gewesen zu sein schien.

Digitized by Google

Der größte Theil von Norddeutschland war noch unberührt von den kaiserlichen, ligistischen und spanischen Heeren geblieben, aber es war ein offenbares Geheimniß daß der Kaiser auch diese Länder damit zu überziehen gedachte. Daher bewaffneten sich im Jahre 1625 die Reichsstände des nieder-sächsischen Kreises, wie sie nach der Reichs- und Kreisverfassung vollkommen befugt waren, und ernannten einen aus ihrer Mitte, den Herzog Christian von Holstein, als König von Dänemark Christian IV., zu ihrem Kreisobersten. Sofort befahl der Kaiser daß sie ihre Rüstungen einstellen und ihre geworbenen Truppen entlassen sollten. Als sie sich dessen weigerten, rückte das ligistische Heer unter Tilly ein, denn im Augenblick war die kaiserliche Heeresmacht durch neue Finanzbedrängnisse Ferdinands keineswegs in achtunggebietendem Zustand. Tilly schlug das niedersächsisch-dänische Heer am 27. Aug. 1626 in einer Hauptschlacht bei Lutter am Barenberge so vollständig, wie er Friedrich von der Pfalz am weißen Berge geschlagen hatte. Im nächsten Jahre konnte auch wieder ein stattliches kaiserliches Heer unter dem Generalissimus Wallenstein in Niederdeutschland auftreten. Wallenstein hatte es auf eigene Kosten geworben und unterhielt es auf dieselbe Art. Er bedang sich bei seinem Kriegsherrn nichts weiter als dereinstigen Ersatz seiner Kosten. Daß er in diesem Heere ganz von selbst eine Stellung einnahm die mehr derjenigen eines souveränen Fürsten als eines Generals glich, ließ der Kaiser ohne Bedenken zu. Einstweilen benützte er sie nur um die Feinde des Hauses Habsburg, die Ketzer und Rebellen niederzuwerfen, deren Anzahl und Strafwürdigkeit in den Augen des Kaisers und der Jesuiten mit jedem neuen Siege Tillys oder Wallensteins wuchs.

Wallenstein vertrieb die Dänen bald aus den Grenzen des Reichs und die übrigen Stände des Kreises beeilten sich ihren Frieden mit dem Kaiser oder vielmehr mit seinem Feldherrn zu machen. Da er keine Feinde im Rücken hatte, verfolgte er den dänischen König über die Eider und eroberte in einem Zuge Schleswig und ganz Jütland.

Als Unterpfand für seine aufgewandten Kosten erhielt er 1628 das Herzogthum Meklenburg; die Herzoge waren keine größeren Verbrecher als die andern Fürsten des niedersächsischen Kreises, aber die kaiserliche Politik glaubte sie mit der geringsten Gefahr zu ihrem Opfer auserlesen zu können. Sie wurden mit schreiender Verletzung der Reichsverfassung blos durch Reichshofrathsurtheil ihrer Länder entsetzt und geächtet, darauf Wallenstein förmlich damit beliehen und unter die deutschen Reichsfürsten aufgenommen.

Nunmehr war fast das ganze nördliche Deutschland mit Ausnahme der kursächsischen Staaten von kaiserlichen und ligistischen Truppen überschwemmt. Brandenburg und Pommern, die nicht zum niedersächsischen Kreise gehörten und nicht den geringsten Vorwand gegeben hatten, mußten doch auch starke Besatzungen in alle festen Plätze aufnehmen. Die ganze Ostseeküste wurde von ihnen eingenommen, nur die große und feste Hansestadt Stralsund, die unter

Digitized by Google

pommerscher Landeshoheit so gut wie reichsfrei war, weigerte sich beharrlich ihre Thore dieser fremden Soldateska zu öffnen. Wallenstein wollte sie mit Gewalt dazu anhalten, aber die Stadt vertheidigte sich eben so heldenmüthig und glücklich wie einst Neuß gegen Karl den Kühnen oder Magdeburg gegen das kaiserliche Executionsheer, und Wallenstein mußte zum ersten Male erfahren daß auch ihm eine Kriegsunternehmung fehlschlagen könne.

Der hartnäckige Widerstand Stralsunds störte Wallensteins großartige Entwürfe die er für den Kaiser gemacht und nöthigenfalls auch gegen dessen Willen durchzusetzen beschlossen hatte. Er dachte an eine Wiederherstellung der kaiserlichen Macht im größten Stile. Deutschland selbst hielt er schon für unterworfen: es konnte nach seiner Meinung nicht schwer halten die Reichsfürsten und die andern Stände zur Herausgabe der Rechte zu zwingen die sie dem Kaiser einstmals entrissen hatten und sie wieder zu bloßen Beamten herabzusetzen. Sobald die Ordnung im Reiche im streng österreichisch-monarchischen Sinne wiederhergestellt sei, sollten der Umfang und die Rechte des Reiches nach außen wiederhergestellt werden. Die Unterwerfung Italiens, der Wiedererwerb der durch Frankreich geraubten burgundischen und lothringischen Lande, die Vertreibung der Türken aus Europa wurden von ihm als selbstverständliche Folgen der kaiserlichen Siege ins Auge gefaßt. Aber noch eher als diese Pläne ins Werk treten sollten, gedachte er die außerdeutschen Ostseeländer, Dänemark, Schweden und die ehemaligen deutschen Colonien an der Ostsee der kaiserlichen Hoheit unterthan zu machen. Dazu bedurfte er der Seeherrschaft in den nördlichen Meeren, welche die Niederländer und Engländer an sich gerissen hatten. Also wurde eine kaiserliche Ostseeflotte projectirt, zu deren Großadmiral er sich ernennen ließ. Die Flotte sollten die Hanseaten schaffen, denen er so viel Patriotismus oder Scharfblick zutraute um bereitwillig auf Pläne einzugehn, die ihnen zumeist nützen mußten. Aber die unglückliche Belagerung Stralsunds vereitelte fürs Erste alle diese Entwürfe die nur deshalb einen phantastischen Anstrich haben, weil sie mißlangen. Wallenstein mußte einen großen Theil seines Heeres vor den Mauern der Stadt fallen sehen ohne sie erobern zu können, und doch war es der einzige vorhandene Kriegshafen für seine Ostseeflotte. Die Hanseaten zeigten fortwährend den schlechtesten Willen und thaten nicht mehr als was sie mußten. Die Furcht vor der katholischen Reaction und der kaiserlichen Despotie überwog bei ihnen alle andern Rücksichten. Da sie hundert Jahre früher Wullenweber kalten Blutes hatten untergehn lassen, war es natürlich daß sie in Wallenstein nur einen Feind und lästigen Dränger sahen.

So entschloß sich Wallenstein 1629 dem König Christian IV. den dringend nachgesuchten Frieden zu gewähren. In diesem Frieden zu Lübeck verzichtete der dänische König unter andern demüthigenden Bedingungen auf jede Einmischung in die Reichsangelegenheiten, erhielt aber seine eroberten Länder wieder.

Digitized by Google

In demselben Jahre 1629 erließ der Kaiser am 6. März ein Edict um alle bisherigen Zweifel über die Auslegung des Religionsfriedens durch eine authentische Erklärung ein für allemal zu beseitigen. Dem Wortlaut und Sinne des Religionsfriedens entgegen seien eine Anzahl von Stiftern, Klöstern und Prälaturen von den Protestanten eingezogen, reformirt oder secularisirt worden. Alle diese widerrechtlich angemaßten Kirchengüter sollten unverzüglich herausgegeben werden bei Strafe der Acht. Um die alte Spaltung unter den Protestanten, den eigentlichen Grund ihrer Niederlagen, auch jetzt noch zu verewigen, wurden die drei Bisthümer Naumburg, Merseburg und Meißen von der angeordneten allgemeinen Restitution des katholischen Kirchengutes ausgenommen, angeblich weil sie das Kurhaus Sachsen schon seit langer Zeit in Besitz habe. Eine besondere kaiserliche Erklärung entschied auch daß die Calvinisten nicht mit in den Religionsfrieden eingeschlossen seien, weil er blos für die Bekenner der unveränderten Augsburger Confession gelte. So wie die Sachen der Protestanten im Augenblicke lagen, bedurfte es kaum mehr dieser neuen heimtückischen Jesuitenkniffe, denn es schien nach menschlichem Ermessen nicht möglich daß sie selbst gegen noch härtere Gewaltstreiche des Kaisers Widerstand leisten würden.

Jetzt zeigte es sich mit noch entsetzlicherer Deutlichkeit als bisher weshalb die kaiserlichen und die andern katholischen Armeen durch das ganze Reich von den Alpen bis zur Ostsee vertheilt worden waren. Kaiserliche Commissarien zur Vollziehung des Restitutionsedictes schickten sich unter ihrem Beistande an zwei Erzbisthümer, Magdeburg und Bremen, ungefähr ein Dutzend Bisthümer, eine kaum übersehbare Menge von Abteien und andern Stiftern wieder zurückzunehmen. Bei der geringsten Widersetzlichkeit brauchten sie nur ihre Soldateska loszulassen, deren bloße Erscheinung meist schon genügte. Am rücksichtslosesten verfuhren sie in den Reichsstädten. Sie wurden noch schlimmer wie nach dem schmalkaldischen Kriege als ungehorsame Unterthanen des Kaisers mißhandelt. Das große und überreiche Augsburg mußte sich ebenso wie das kleine und schon verarmte Kempten und Kaufbeuern jede Anmaßung der kaiserlichen Commissare, jeden Gewaltstreich ihrer unzertrennlichen Begleiter, der Jesuiten, und jede Brutalität der kaiserlichen Wallonen und Kroaten gefallen lassen. Ohne Weiteres setzte man hier Alles nicht auf den Fuß von 1555, sondern auf einen den es niemals gegeben hatte. Mit der protestantischen Religion wurde die althergebrachte Freiheit thatsächlich umgestoßen und ein unerhörtes Plünderungs- und Aussaugungssystem organisirt, mittelst dessen die Jesuiten und kaiserlichen Commissare sich unermeßliches Geld machten. Was mit der Restitution der Kirchengüter eigentlich gemeint sei, zeigte sich sehr bald. Sie sollten nicht der Kirche sondern der österreichischen Hauspolitik zu Theil werden. Ferdinands II. fünfzehnjähriger Sohn Leopold Wilhelm, der schon Deutschordensmeister und Inhaber von vier Hochstiftern war, erhielt Bremen und Magdeburg, also zwei Erzstifter, Halberstadt

und Hersfeld. Andere kaiserliche Creaturen wurden für andere wichtige Stellen bestimmt, die politisch minder wichtigen sollten die Jesuiten haben, nicht die alten Besitzer, um deren gekränkte Rechte angeblich doch das ganze Restitutionswerk begonnen war.

Alle Gegenvorstellungen von katholischer und protestantischer Seite fruchteten nichts. Auf sein unbesiegbares Heer und die Jesuiten gestützt verachtete der fromme Kaiser sogar die päpstlichen Ermahnungen zu Gunsten der älteren Orden und die Klagen die diese selbst allenthalben erhoben. Noch weniger durften sich die Protestanten rühren. Die großen fürstlichen Häuser welche durch die Restitution einen so schönen Theil ihres Besitzes unwiederbringlich verlieren sollten, mochten sich glücklich schätzen wenn sie nur das Uebrige behielten. Denn schon konnte es Jeder hören daß eine Anzahl von deutschen Territorien zur Belohnung kaiserlicher Generale nach dem Beispiele Wallensteins eingezogen werden müßten, daß auch die Kurfürstenhüte sehr locker säßen, daß der Kaiser endlich einmal wirklich Herr sein wolle. Es verstand sich von selbst daß man die Rechte und das Eigenthum der kleineren Herren und des niederen Adels, da wo die Restitution auch sie betraf, oder wo sie noch nicht genug ausgeplündert waren und die Habsucht der kaiserlichen Schergen reizten, absichtlich verletzte und unerhörte Gewaltmaßregeln durch alle möglichen tückischen Intriguen oder auch um Zeit zu sparen durch plumpes Dazwischenfahren über sie verhängte. Ueber ganz Deutschland verbreitete sich dasselbe Schreckenssystem das in Böhmen und in den Erbstaaten vollständigen Erfolg gebracht hatte und die Gefahr der wirklichen und der sogenannten deutschen Freiheit war 1629 jedenfalls unendlich größer als 1548.

Doch jetzt war auch das Maß der Geduld auf Seiten der bisherigen deutschen Verbündeten des Kaisers erschöpft. Ferdinands und Wallensteins Pläne traten mit allzu frecher Nacktheit heraus und wenn sie auch nur zum Theil gelangen, war es nicht blos um den Protestantismus sondern auch um das Fürstenthum in Deutschland geschehen. Wenn der Untergang der Ketzer nur um diesen Preis zu haben war, so verstand es sich für einen Glaubenshelden von dem Schlage Maximilians von selbst daß er ihn nicht mehr begehrte. Die auswärtige Politik benützte seine und der ganzen katholischen Partei Verstimmung nach Kräften. Der allmächtige Regent Frankreichs, der Cardinal Richelieu suchte einen Bund aller durch Ferdinand und durch das ihm alliirte Spanien bedrohten Mächte zusammenzubringen, worin dem Baier eine große Rolle zugedacht war.

Aber ehe es so weit kam, gieng der Kaiser nicht durch offene Gewalt, sondern durch bloße Furcht bewogen einen verhängnißvollen Schritt zurück. Auf dem Reichstage des Jahres 1630 zu Regensburg trat ihm eine so fest geschlossene Opposition unter den Fürsten beider Confessionen entgegen, vernahm er so stürmische und so wohl begründete Klagen über die unerträglichen Anmaßungen Wallensteins und seiner andern Generale, über den unsäglichen

Druck und die unmenschlichen Greuel die von seinen Heeren an Ketzern und Gläubigen verübt wurden, daß er ihnen durch die Entlassung Wallensteins abzuhelfen beschloß. Es war eine Maßregel im echten Jesuitenstil: auf ihn sollte der ganze Haß künstlich gelenkt werden den doch nur der Kaiser verdiente. Ferdinand war nicht gesonnen auf das schon Erreichte zu verzichten, gleichviel ob Protestanten oder Katholiken damit geschädigt wurden, aber es sollte so aussehen, als beseitige er in dem eigentlichen Feind der deutschen Fürsten zugleich seine Feindschaft gegen die deutsche Freiheit. Nebenbei war ihm Wallenstein auch zu mächtig geworden. Hätte er ihn jetzt nicht opfern wollen, so mußte er sich ganz in seine Hand geben, was bei einem Wallenstein allerdings bedenklich war. Der Oberbefehl der kaiserlichen Streitkräfte gieng nun an den bairischen General Tilly über. Er galt mit Recht für den einzigen General der einigermaßen Disciplin unter seinen Truppen zu halten verstehe und nicht muthwillig Land und Leute verderben lasse. Auch wurde der für jene Zeit ungeheure Effectivstand der kaiserlichen Armeen, man schlug sie auf 150,000 Mann an — bedeutend verringert. Da mit Wallenstein dem Kaiser zugleich auch das Geld fehlte, so verstand sich diese Maßregel von selbst, obwohl Ferdinand und seine Jesuiten nicht verfehlten damit als mit einem Beweis seiner aufrichtig friedfertigen Gesinnung groß zu thun.

Ferdinand hatte sich in Regensburg als ein echter Jesuit, feig und hinterlistig benommen. Er hatte gezeigt daß er wo es auf einen männlichen Entschluß ankam nur eine Memme sei und höchstens dann tapfer, wenn ihn die Verzweiflung wie im Jahre 1619 so stumpfsinnig machte daß er Alles über sich ergehn ließ oder, wie die Jesuiten sagten, gottergeben ausharrte. Aber die gerechteste Strafe folgte auf dem Fuße. Noch während des Regensburger Reichstages landete Gustav Adolf, König von Schweden, in Pommern. Der Kaiser wußte es und ließ sich auch dadurch mit zu seiner ungeahnten Milde stimmen, aber er hielt diesen neuen Feind nunmehr, wo er des Beistands der Liga wieder sicher sein durfte, für gänzlich unbedeutend. Er legte auch keinen besondern Werth darauf daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen auch nach dem Regensburger Reichstag in einer zuwartenden und schlagfertigen Haltung blieb und sich durch keinerlei Lockmittel wieder in das frühere herzliche Einverständniß mit dem Wiener Hofe bringen ließ. Sachsen allein war keineswegs ein gefährlicher Feind für die vereinte katholische Partei und die übrigen Protestanten waren schon so niedergeschmettert daß sie den Ausgang des Regensburger Reichstags und das einstweilige Nachlassen des österreichisch-jesuitischen Unterjochungs- und Bekehrungswerkes als das höchste nach den Umständen Erreichbare betrachteten.

Aber Gustav Adolf warf in raschem Siegeslauf die kaiserlichen Truppen, die bis zu 40,000 Mann stark waren, aus ganz Pommern. Er bewog den alten Herzog Bogislav XIV. zu einem Schutz- und Trutzbündniß fast mit

Gewalt, weil dieser den Schrecken vor seinen bisherigen sogenannten Beschützern auch nach ihrer gänzlichen Niederlage nicht los werden konnte. Dann schickte er sich an geradenwegs nach Süden in das Herz von Deutschland vorzudringen.

Gustav Adolf kam in der That, wie er selbst sagte, meist darum daß seine unterdrückten Glaubensgenossen von dem papistischen Joche befreit würden. Wie überall in damaliger Zeit kann auch bei seinem Unternehmen der politische von dem religiösen Beweggrunde nicht getrennt werden. Er war als König des streng lutherischen Schwedens und Sprosse des lutherisch gebliebenen Zweiges der Nachkommenschaft Gustav Wasas am meisten durch die Triumphe und Pläne des Katholicismus und der österreichischen Politik im Norden bedroht. Der König Sigismund von Polen aus der katholisch gewordenen Linie des Hauses Wasa hielt sich für den rechtmäßigen Erben von Schweden und wurde von allen katholischen Mächten außer Frankreich als solcher anerkannt. Gustav Adolf hatte seit seinem Regierungsantritt in glücklichen Kriegen gegen Dänemark und Rußland gefochten und letztere Macht aus ihrer ganzen bis dahin behaupteten Stellung in den ehemaligen deutschen Ordenslanden, in Ingermannland und Livland vertrieben. Mehrere Feldzüge gegen seinen katholischen Vetter Sigmund unterwarfen ihm das übrige Livland und erhoben Schweden zur Vormacht in dem nordöstlichen Theile des baltischen Meeres. Aber er sah wohl daß ihm alle seine bisherigen Erfolge nichts helfen würden, wenn sich der Kaiser dauernd an der Ostsee festsetzte und auch nur ein Theil der Pläne Wallensteins gelänge. Kaiserliche Truppen hatten mit den Polen gegen ihn gefochten, dafür unterstützte er zur See die Stadt Stralsund und trug wesentlich bei zu dem Mißgeschick Wallensteins. Richelieu hatte in ihm mit richtigem Blick den Mann erkannt dessen er gegen das Haus Habsburg bedurfte. Als er 1630 Deutschland betrat, kam er mit französischen Hülfsgeldern und den glänzendsten Versprechungen für die Zukunft.

Er durfte mit Recht seinem kleinen aber vortrefflichen Heere viel zutrauen, auch konnte er auf eine allgemeine Erhebung seiner so entsetzlich mißhandelten deutschen Glaubensgenossen rechnen, sobald er ihnen Sicherheit gab daß sie die Rache eines Ferdinand und der Jesuiten nicht treffen werde.

Nachdem er Pommern von den Kaiserlichen gesäubert hatte, wandte er sich nach seiner Art blitzschnell in die brandenburgischen Staaten. Auch sie hatten durch die angeblich befreundeten kaiserlichen Truppen furchtbar gelitten und der Kurfürst Georg Wilhelm, Sigmunds Sohn und Nachfolger, war wie der pommersche Herzog allen Insulten der übermüthigen kaiserlichen Generalität ebenso ausgesetzt, wie sein armes Volk denen der kaiserlichen Soldateska. Außerdem war Georg Wilhelm durch seine Schwester Eleonore Gustav Adolfs Schwager und alle politischen Erwägungen mußten ihn zum

Bunde mit Schweden treiben. Gustav Adolf hatte mit ihm ein und dasselbe Interesse gegen Polen: seit 1618 war das Herzogthum Preußen an das Kurhaus gefallen, aber die Krone Polen zeigte deutlich ihre Absicht sich des Landes zu bemächtigen. Trotzdem schwankte der brandenburgische Kurfürst mehrere kostbare Wochen lang. Seine natürliche Unschlüssigkeit und Furchtsamkeit wurde durch die Einflüsterungen seines bösen Geistes, des an Oesterreich verkauften Grafen Adam Schwarzenberg, nach Kräften ausgebeutet. Erst als sein Schwager mit Gewalt drohte, ergab er sich. Unterdessen aber hatte das kaiserliche Heer unter Tilly und Pappenheim am 20. Mai 1631 den wichtigsten Platz in ganz Norddeutschland, Magdeburg, nach hartnäckiger Belagerung erstürmt.

Magdeburg rettete nach dem Erlaß des Restitutionsedictes wieder einmal ganz allein die Ehre der deutschen Protestanten und der deutschen Städte. Es weigerte sich den kaiserlichen Prinzen aufzunehmen der zu seinem Erzbischof und Zwingherrn bestimmt war. Dafür wurde es von dem kaiserlichen Heere nach seiner Erstürmung mit einer Bestialität behandelt die selbst damals einen allgemeinen Schrei des Entsetzens durch ganz Europa hervorrief und Tillys Namen mit unvertilgbarer Schande befleckte.

War auch Tilly ein viel zu erfahrener Feldherr um nicht eine gänzliche Verwüstung eines solchen Hauptwaffenplatzes für ein großes Unglück zu halten, so traf und trifft ihn doch der Fluch der Mitwelt und Nachwelt im tiefsten Grunde rechtmäßig. Wer eine Soldateska commandirt die eine solche Greuelthat verüben kann, der muß, wenn er auch persönlich nicht der Urheber davon gewesen ist, wie sich bei Tilly von selbst versteht und nicht erst pedantischer oder jesuitischer Beweisführung bedarf, als gebrandmarkt für alle Ewigkeit gelten.

Die Zerstörung hätte ein halbes oder ein ganzes Jahr früher die Unterwerfung der Protestanten besiegelt. Jetzt wo der schwedische König in unwiderstehlichem Siegeslauf bis zur Elbe vorgedrungen war, wirkte sie umgekehrt. Ueberall erhoben sich die Gemüther zu Gedanken der Rache und Befreiung. Tilly selbst sah ein daß er jetzt einen Hauptschlag gegen Gustav Adolf führen müsse und wandte sich nach Obersachsen wo der schwedische König so eben ganz auf dieselbe Art mit dem immer noch zögernden Kurfürst Johann Georg verfahren war wie mit Georg Wilhelm von Brandenburg.

Aber am 17. September 1631 erlitt das vereinte ligistisch-kaiserliche Heer bei Breitenfeld unweit Leipzig durch die vereinte schwedisch-sächsische Armee eine gänzliche Niederlage. Tilly selbst entgieng mit genauer Noth der Gefangenschaft oder dem Tode. Es war die erste Schlacht die Tilly verlor, überhaupt die erste größere seit 1619 in welcher ein kaiserliches Heer besiegt wurde. Daher denn auch ihr ungeheurer Eindruck und der gänzliche Umschwung der Stimmung unter den Protestanten und Katholiken. Gustav Adolf benutzte seinen großartigen Erfolg auf das Meisterhafteste. Er drang

unaufhaltsam nach Süddeutschland vor, breitete sich in Franken und am Rheine aus und wurde von seinen Glaubensgenossen überall als ein Messias aufgenommen. Die kleineren Fürsten, die Reichsstädte und das gemeine Volk wetteiferten ihn zu unterstützen und schon im Beginne des Jahres 1632 war für den Kaiser und die Liga viel mehr verloren als sie jemals gewonnen gehabt hatten.

Gustav Adolf eroberte am 17. Mai 1632 München, nächst Wien die eigentliche Hauptstadt der katholischen Reaction und die Stätte wo der verhängnißvolle Krieg vorbereitet und ins Werk gesetzt worden war. Es gab nun weder ein kaiserliches noch ein ligistisches Heer; Tilly selbst war bei der Vertheidigung der Uebergänge über den Lech gefallen, Maximilian aus seinem Lande vertrieben und der Kaiser ebensowohl vor Gustav Adolf selbst als vor den Sachsen, die in Böhmen vorgedrungen waren, in Todesangst.

In dieser ärgsten Noth wandte er sich an den abgesetzten Wallenstein, den einzigen Mann der helfen konnte, wenn er wollte. Er gab ihm unbeschränkte Vollmacht zur Bildung eines Heeres und genügende Bürgschaft daß es ohne alle Einmischung von Seite des Hofes nur seinem Willen unterstellt sein solle. Wallenstein war dadurch vertragsmäßig eine völlig unabhängige Macht die für eine andere gewisse Kriegsleistungen übernommen hat. Wallensteins Glanz war selbst vor Gustav Adolfs Siegeslauf nicht erblichen. Sein Name wirkte mit dämonischer Anziehung auf die vielen Tausende von abgedankten oder versprengten Soldaten und auf die noch größere Zahl kriegslustiger Leute, denn schon hatte sich unter dem deutschen Volke eine wilde Unruhe und eine Neigung zu dem Waffenhandwerk verbreitet wie sie seit den Zeiten der Völkerwanderung nicht mehr dagewesen war. In wenigen Monaten wuchs ihm ein zahlreiches und trefflich gerüstetes Heer, fast nur aus kriegsgewohnten Soldaten und unter den erprobtesten Befehlshabern, gleichsam aus der Erde. Damit griff er Nürnberg an, den Hauptwaffenplatz der Schweden in Süddeutschland. Zwar konnte er diese Stadt nicht nehmen, aber eben so wenig konnte ihn Gustav Adolf aus seiner festen Stellung in ihrer unmittelbarsten Nähe vertreiben. Das schwedische Heer erlitt zum ersten Male schwere Verluste und Gustav Adolf gieng wenigstens nicht als Sieger aus den blutigen Wochenlang geführten Gefechten hervor. Darauf wandte sich Wallenstein nach Sachsen und nöthigte seinen Gegner ihm dahin zu folgen. Am 16. November 1632 trafen sich die beiden Heere bei Lützen. Die Schlacht endete mit dem Tode Gustav Adolfs, aber auch Wallensteins Heer hatte so furchtbar gelitten daß er sich nicht länger in Sachsen halten zu können glaubte und nach Böhmen abzog um neue Kräfte zu sammeln.

Die Katholiken sahen mit Recht die Schlacht von Lützen als einen großen Sieg an; dies war sie durch den Tod des schwedischen Königs, der als Heerführer und Staatsmann nicht ersetzt werden konnte. Es hatte ihm Mühe genug gekostet die trägen, bornirten und feigen protestantischen Mittelmächte

zu sich heranzubringen: es kostete ihm noch größere sie festzuhalten, obwohl auch jetzt die Erfahrung lehrte daß sie ohne schwedischen Beistand ebenso wie vor der Breitenfelder Schlacht dem Kaiser Preis gegeben seien. Aber Gustav Adolf hatte trotz aller Klugheit und seiner gewinnenden Persönlichkeit ihre eifersüchtigen Bedenken allzu rege gemacht. Es trat offen heraus daß er im deutschen Reich dauernd sich festzusetzen gesonnen sei: Pommern war in seinen Händen und hatte ihm huldigen müssen, in Franken und am Rhein bildete er aus den eroberten geistlichen Fürstenthümern den Kern eines großen protestantischen Staates den er doch wohl für sich zu behalten gedachte. So fühlte man daß man ihn nicht entbehren könne, aber als der Tod seine ängstlichen und undankbaren Verbündeten von ihm befreite, athmeten sie doch leichter. Im deutschen protestantischen Volke dachte man anders darüber. Er hatte es aus einer entsetzlichen Knechtschaft gerettet in der Leib und Seele zu Grunde gehn mußten, er hatte durch sein eigenes Thun und Lassen ein Beispiel eines frommen Helden gegeben, das nicht einmal der Folie jener fanatischen oder gottlosen Henker, Mordbrenner und Räuber bedurfte die sich kaiserliche oder ligistische Generale nannten, um jeden Unbefangenen, geschweige denn seine Glaubensgenossen bis ins tiefste Herz zu erwärmen und zu begeistern. Auch er hatte den Gräueln der damaligen Kriegsführung nicht ganz zu steuern vermocht. Die ideale Haltung seines ursprünglichen Heeres war bald zu Grunde gegangen, je mehr das kleine Häuflein durch allerlei ansetzende Bestandtheile von mindestens zweifelhafter Beschaffenheit zu einer großen Armee anschwoll und je mehr auch die Verwilderung und Zuchtlosigkeit des Volkes, die natürliche Folge dieses schon jetzt grausenhaften Krieges, auf die besseren Bestandtheile bis hinauf zu dem König selbst verderblich einwirkte. Aber er war und blieb der Märtyrer einer großen und reinen Sache. Das Volk verstand nichts von den mancherlei politischen Motiven die auch bei ihm gewirkt haben. Es hielt sich an das Große und Ganze, an die That und den Mann selbst. Es nahm auch keinen Anstoß daß er aus Schweden gekommen war. Schlimm genug daß die deutschen Fürsten, denen es zunächst oblag, durch ihre eigene Schuld die heilige Aufgabe Befreier ihres Volkes zu werden nicht erfüllen konnten.

Auch war Gustav Adolf im eigentlichen Sinne des Wortes kein Fremder. Die schwedische Art stand durch die gemeinsame Grundlage des deutschen Lutherthums, der natürlichen Frucht der ganzen deutschen Volksthümlichkeit, dem deutschen Wesen in dem wichtigsten und innerlichsten Momente nicht blos sehr nahe, sondern war völlig eins mit ihm. Ein Ferdinand II., ein Maximilian von Baiern mit ihrer Umgebung von wälschen Pfaffen und Hofschranzen, mit ihrem der deutschen Art grundsätzlich abgekehrten Denken und Empfinden sind trotz ihres deutschen Blutes unserem Volke viel fremder wie er. Würde er in Deutschland durchgedrungen sein, so hätte dies nicht dazu geführt daß schöne deutsche Länder unter Fremdherrschaft gerathen wären, son-

Digitized by Google

dern daß sich hundert Jahre eher ein neuer protestantischer Großstaat in Deutschland gebildet hätte, der dann auch Schweden und wahrscheinlich den ganzen germanischen und lutherischen Norden und Nordosten mit umfaßte.

Wie es sich mit dem Stichblatte der Jesuiten und ihrer Nachtreter, mit der angeblichen Undeutschheit Gustav Adolfs und der Deutschheit seiner genannten Gegner verhielt, dürfte vielleicht am schlagendsten für Jeden der sehen will und sehen kann sichtbar werden, wenn man die urkundlich oder sonst authentisch überlieferten Zeugnisse der Redefertigkeit des schwedischen Königs in deutscher Sprache mit den entsprechenden jener deutschgeborenen Fürsten vergleicht. Bei ihm fließt Alles im kräftigsten, wärmsten und volksthümlichsten Ausdruck, gleichsam als wenn der gute Geist Luthers auch darin in ihm lebte; bei jenen, wenn sie überhaupt sich der verdächtigen Ketzersprache und nicht ihres Jesuitenlateins, oder der italienischen und spanischen Zunge ihrer eigentlichen Landsleute im Geiste bedienten, ist nichts als ein rohes und tölpisches Stammeln zu vernehmen. Sie haben unwissentlich die deutsche Sprache eben so mißhandelt und mit Füßen getreten, wie sie mit gottseligem Vorbedacht das deutsche Volk durch ihre Jesuiten, Spanier, Kroaten und Wallonen mißhandeln und mit Füßen treten ließen.

Die imposante Persönlichkeit Gustav Adolfs hatte wenigstens äußerlich den protestantischen Bund zusammengehalten. Mit seinem Tode erlosch zwar die Furcht vor seinem Ehrgeiz, der bei seinem längeren Leben diesen oder jenen seiner Bundesgenossen leicht zu eben so verkehrten wie nichtswürdigen Schritten hätte treiben können, aber es fehlte auch überall der Geist und die Kraft die solche Elemente dennoch verwerthen konnte.

Der schwedische König hinterließ nur eine unmündige Tochter, Christine, für welche eine vormundschaftliche Regierung eintrat. Sie oder ihre eigentliche Seele, der Kanzler und vertrauteste Rath des Verstorbenen Oxenstierna, wünschten Beendigung des Krieges aber zugleich auch einen vortheilhaften Frieden, der Schweden für die schon unverhältnißmäßig großen Opfer an Geld und Menschen entschädigen sollte. Die Aussicht dazu trat immer näher, als sich Wallenstein trotz seiner nunmehrigen Ueberzahl und einer Reihe glänzender Erfolge gegen die Sachsen in Böhmen und in Schlesien immer mehr einer energischen Führung des Krieges entzog und eine vermittelnde Stellung zwischen beiden Parteien einnehmen zu wollen schien.

Der Kaiser und seine Jesuiten, die aus begreiflichen Ursachen Wallenstein nie geliebt hatten, betrachteten seine neuerworbenen Verdienste mit den argwöhnischsten und gehässigsten Blicken. Daß er allein der Retter des Hauses Habsburg und der katholischen Sache, somit auch der Jesuiten geworden war, ließ sich unmöglich auch nur in etwas verdecken, desto mehr Grund glaubten seine Feinde zum Mißtrauen zu haben. Seine Stellung als souveräner Kriegsherr vertrug sich in der That nicht mit irgend einer Art von Staat oder Staatsgewalt und er war jetzt, wo er sich mit Recht so furchtbar gekränkt fühlte,

Digitized by Google

noch weniger als je der Mann darnach irgend etwas zur Milderung und Beschwichtigung der Furcht zu thun die er einflößte. Im Gegentheil glaubte er nur damit sich behaupten zu können. So lange der Krieg dauerte, war er unentbehrlich, aber er sah ein daß er nicht ewig dauern könne und wollte den Frieden so machen daß er auch dann unentbehrlich bliebe. Er hätte noch viel weniger von der strengsten Linie der Pflicht und Treue abweichen dürfen als er gethan hat, und doch wäre es schon genug gewesen um ihn in Wien zu einem todeswürdigen Verräther zu stempeln. Als der Kaiser Wallenstein zu opfern beschloß, verzichtete er auf die vollständige Bezwingung der Ketzer, denn daß nur er allein es vermöge, dies mußte man selbst in Wien wissen. Man nahm also auch hier einen Frieden nicht als unmittelbare aber doch als selbstverständliche Folge in Aussicht und gab sich nur Mühe die möglichst vortheilhafte Position dabei zu behaupten.

Daß mit Gewalt gegen Wallenstein nichts auszurichten war, wußten der Kaiser und seine Jesuiten, auch glaubten sie zu wissen daß er jetzt nicht wie im Jahre 1630 vor einem bloßen kaiserlichen Befehle seinen Degen niederlegen werde. Daher entschloß man sich ihn durch Hinterlist aus dem Wege zu räumen. Erkaufte Verräther unter seinen eigenen Soldaten ermordeten ihn am 25. Februar 1634 zu Eger gerade als er im Begriffe stand sich offen von dem Kaiser loszusagen, dessen arglistige Pläne zu seiner Kenntniß gekommen waren.

Leichter als man es sich vorgestellt hatte, gelang es sein Heer unter den Oberbefehl des ungarischen Königs und Erzherzogs Ferdinand, des Sohnes Ferdinands II. zu bringen. Mit diesem Heere wurde am 7. September 1634 die Hauptarmee der Schweden unter dem Herzog Bernhard von Weimar und dem General Horn so vollständig geschlagen daß sie eine Zeit lang den Kaiserlichen nicht mehr im offenen Felde entgegen treten konnte.

Jetzt war die Zeit gekommen wo der Kaiser seinen Frieden machen durfte. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen gieng zuerst auf seine Vorschläge ein und verließ das schwedische Bündniß, das er von Anfang an als eine unbequeme Nothwendigkeit getragen hatte. Im Frieden zu Prag am 30. Mai 1635 wurde der Religionsfriede von 1555 bestätigt, auch der Hauptstreitpunkt über den geistlichen Vorbehalt, die Handhabe der Jesuiten für ihre Hetzereien zu dem ganzen Kriege, auf eine billige Weise geordnet und für die Zukunft beseitigt.

Alle reichsunmittelbaren und landsässigen seit 1555 eingezogenen Stifter sollten den Protestanten in dem Zustande bleiben in welchen sie von ihnen am 12. November 1627 besessen worden, zunächst auf vierzig Jahre und wenn man sich dann nicht verständigen könne, auf immer. Trotz dieser jesuitischen Clausel, ohne die es ein Ferdinand nun einmal nicht thun konnte, war damit das Restitutionsedict factisch zurückgenommen und das große Werk der Gegenreformation, das 1630 dem Gelingen so nahe schien, zu sehr bescheidenem

Umfang eingeschrumpft. Denn bis zu dem angegebenen Termin hatten die Protestanten durch allerlei Gewaltstreiche zwar Manches aber doch im Ganzen nicht Viel verloren, auch ließ sich voraussehen daß jeder dem Frieden beitretende Reichsstand seine Secularisationen durch besondere Bedingungen sichern und der Kaiser keine erheblichen Schwierigkeiten machen würde, denn es war ihm aus guten Gründen ernstlich um den Frieden im Reiche zu thun.

Wirklich traten nach und nach viele der bedeutenderen evangelischen Reichsstände in Separatverträgen dem Prager Frieden bei und dem gequälten deutschen Volke schien sich die Aussicht auf eine wirkliche Beendigung des fast zwanzigjährigen Kampfes zu eröffnen. In diesem Augenblick griff Frankreich oder Richelieu, die Verkörperung der französischen Politik, zum dauernden Verderben Deutschlands ein. Gustav Adolf war mit seinen Subsidien gekommen, aber sein übermäßiges Glück hatte ihn bald verdächtig gemacht. Frankreich konnte ebenso wenig daran liegen daß die österreichische Macht ganz gestürzt werde, als daß sie ganz siege. Es bedurfte ein möglichst zu Boden getretenes, unvereinbar gespaltenes Deutschland, in dem sich zum Wenigsten zwei Mächte die Wage hielten, jede zu schwach die andere zu besiegen und unfähig ohne die Hülfe des Auslandes sich gegen die andere zu halten. Daher loderte sich seit der Breitenfelder Schlacht die französisch-schwedische Allianz. Aber jetzt wo die Schweden auf Pommern und einige wenige feste Plätze beschränkt waren, wo sie jeden Tag an ihren gänzlichen Abzug aus Deutschland dachten und die Hoffnung auf einigen Ersatz für ihre Kriegsmühen und Kosten fast schon aufgegeben hatten, beschloß Richelieu den Krieg gegen Spanien und Oesterreich.

Französische Hülfe und Gelder brachten eine schwedische Armee wieder auf die Beine, französische Intriguen verhinderten den Fortgang des Friedenswerkes in Deutschland und durchkreuzten alle Pläne die auf die Bildung einer selbständigen dritten Partei hinzielten welche dem Kaiser und den Schweden den Frieden hätte dictiren können. Ein starkes französisches Heer trat in Süddeutschland auf den Kriegsschauplatz und suchte sich mit den Schweden zu verbinden, die von Pommern her operirten.

So begann der Krieg aufs Neue und furchtbarer als vorher. Die Fremden fanden zur Vollendung des Verderbens unserer Nation nicht blos an dem kriegslustigen Gesindel, wozu ein großer Theil des Volkes durch die Noth und die sittliche Zerrüttung der Zeit geworden war, ihre besten und fast einzigen Soldaten. Auch mehrere deutsche Fürsten traten zu ihnen über. Die Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Cassel, die als Vormünderin ihres Sohnes Wilhelm VI. seit 1637 mit männlicher Kraft und weiblicher Schlauheit die böse Zeit für den Vortheil ihres Hauses bestens auszunutzen verstand, schloß ein offenes Bündniß mit den fremden Mächten, obgleich sie nunmehr, wo fast alle andern Reichsstände mit dem Kaiser in Frieden waren, in jedem Sinne nur für Feinde des Reichs gelten konnten. Sie war es die

mehr als einmal, wenn die Sachen ihrer Verbündeten ganz verzweifelt lagen, den Muth nicht verlor und ihnen durch ihr Land und Volk einen festen Rückhalt in Deutschland gewährte. Ihr muß für alle Zeiten das Verdienst bleiben, das sich würdig an die andern Verdienste ihres Hauses um Deutschland reiht, daß sie es gewesen ist die der französischen Politik dazu verhalf Deutschland so völlig niederzustampfen wie sie es nur in ihren kühnsten Träumen begehrte. So konnte auch Schweden das erreichen was ihm das Ziel des Krieges war, möglichst viel von dem blutenden Leichnam unserer Nation als Beute nach Hause zu schleppen.

So zog sich der Krieg in mancherlei Wechselfällen noch bis zum Jahre 1648 hin, ohne daß es den Schweden und Franzosen sammt ihren deutschen Bundesgenossen gelang in einer Hauptschlacht die Kräfte des Kaisers auf einmal zu brechen, oder daß diese jene aus dem Reiche vertreiben konnten. Feldherrn ersten Ranges gab es seit Tillys, Gustav Adolfs und Wallensteins Tode nicht mehr; der einzige der vielleicht von der Art jener großen Helden war, Herzog Bernhard von Weimar, fand als Bundesgenosse der Schweden und Franzosen sehr bald und fast unzweifelhaft durch französisches Gift den Untergang, als er sich nicht zu einem bloßen Werkzeug der französischen Intriguen gegen Deutschland herabwürdigen lassen wollte. Die großen Armeen der früheren Zeit verschwanden. An ihrer Stelle erschienen kleinere Haufen, die nicht viel besser als Räuberbanden in Regimenter und Fähnlein getheilt waren, gefolgt von Weibern und Kindern und einem unendlichen Troß, wodurch sie zu wandernden Völkern anschwollen. Der Abschaum aller Nationen strömte in ihnen zusammen und wälzte sich von einer Gegend Deutschlands zur andern. Denn die Bewegungen dieser sogenannten Heere hatten keine strategischen Zwecke, sondern dienten nur dazu ihren Lebensunterhalt zu sichern und Beute zu machen. Es blieb nach und nach kein noch so versteckter Winkel unseres Vaterlandes von der allgemeinen Zerstörung verschont. Freund und Feind verfuhren auf gleiche Weise, aber am schlimmsten in den Ländern wo man sich neutral halten zu können gedachte.

Seit dem Jahre 1640 nahm der Kaiser Ferdinand III., der 1637 seinem Vater Ferdinand II. gefolgt war, das Friedenswerk im Reiche mit aufrichtigem Ernste in die Hand. Auch er gehörte der echthabsburgischen Gesinnung oder den Jesuiten an, aber die Erschöpfung seiner Finanzen, die trostlosen Zustände in seinen Erblanden, das immer wachsende Uebergewicht der Fremden, der Schweden und Franzosen, nöthigte ihn seine Gewissensbedenken bei Seite zu setzen. Doch zeigte es sich schon damals und in den drei Jahre verzögerten Unterhandlungen, die er 1643 zu Frankfurt mit den Reichsständen eröffnete welche als Bundesgenossen der fremden Mächte unter den Waffen standen, daß von katholischer Seite die Forderungen noch zu hoch gespannt wurden. Auch thaten jene fremden Mächte alles Mögliche um einen Frieden im Reiche zu verhindern, der nicht von ihnen dictirt war.

Digitized by Google

So blieb nichts übrig als ein allgemeiner Friedenscongreß aller kriegführenden Mächte, der zu Münster und Osnabrück gehalten wurde. Frankreich und Schweden spielten, die eine Macht dort, die andere hier, selbstverständlich die Hauptrolle und ihren nachdrücklichen Bemühungen war es allein zuzuschreiben daß am 24. October 1648 die Acte des Westfälischen Friedens unterzeichnet werden konnte. Bis zum letzten Augenblick hatten die jesuitische Clique in Wien und einige katholische Fanatiker unter den Reichsständen, namentlich der Fürstbischof Franz Wilhelm von Osnabrück, ein unehelicher Sprosse des bairischen Hauses, alles gethan um jedes Zugeständniß an die Ketzer in Deutschland zu verhindern. Um diesen Preis waren sie erbötig den Fremden Alles zu gewähren. Umgekehrt sahen auch die Protestanten in den fremden Mächten ihre einzige Stütze und suchten sich dieselbe durch Ueberbietung ihrer Gegner zu erhalten. So gewannen die fremden Mächte auf dem Congreß eine Stellung die sie zu vollkommenen Herren der Lage machte. Doch sobald sie dies erreicht hatten, drangen sie ernstlich auf die Beendigung des Friedenswerkes um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Es gelang aber erst, als Kurfürst Maximilian von Baiern durch wiederholte grauenhafte Verwüstungen seines Landes 1646 und 48 genöthigt wurde auf die Seite der Freunde des Friedens zu treten, als sich die schwedischen Waffen durch eine glückliche Diversion wieder einmal in Böhmen ausbreiteten und das eigentliche Oesterreich von Baiern verlassen schutzlos vor den Feinden dalag.

Das Erste was erledigt werden mußte, waren die Entschädigungen die sich die fremden Beschützer der deutschen Freiheit ausbedangen. Frankreich hatte offenbar geringere Anstrengungen als Schweden gemacht, doch trug es zu Münster eine viel reichere Beute davon. Die größere Verschmitztheit und Dreistigkeit seiner Diplomaten half ihm dazu am meisten, daneben auch die von ihnen bestens benützte Ueberzeugung daß seine Kräfte noch nicht so weit wie die der andern kriegführenden Mächte erschöpft seien. Es erhielt jetzt förmlich abgetreten die Landeshoheit über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die seit 1552 in seinem Besitze standen, ohne daß sie ihm durch irgend einen staatsrechtlichen Act überlassen waren. Ferner die Landgrafschaft im Elsaß, die bisher Oesterreich gehabt hatte, sammt der Landvogtei d. h. thatsächlich der Landeshoheit über zehn bisher reichsfreie Städte daselbst, Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Obernheim, Rußheim, Münster, Kaisersberg, Türingheim, auch die Stadt Breisach auf dem rechten Rheinufer, eine der stärksten Festungen damaliger Zeit, deren Belagerung und Eroberung im Laufe des Krieges zu den wichtigsten Begebenheiten gehört hatte, dann das Besatzungsrecht in Philippsburg und in Italien Pignerol, worüber dem Reiche die Lehenshoheit zustand. Alles dies erhielt die Krone Frankreich zu vollem Eigenthum, ohne in irgend eine Beziehung zu dem Reiche zu treten.

Schweden bekam ganz Vorpommern und Rügen sammt einem Theile

Digitized by Google

von Hinterpommern, dann die Stadt Wismar, die Stifter Bremen und Verden. Es behielt die Reichsstandschaft für seine Abtretungen bei, indem es dadurch den kürzesten und sichersten Weg zu weiterer Einmischung und weiterem Erwerbe im Reiche gefunden zu haben glaubte.

Das schwedische Heer, das die eigene Krone nicht bezahlen konnte, wurde noch besonders bedacht. Fünf Millionen Thaler wurden ihm als Reichscontribution für seinen rückständigen Sold bewilligt.

Durch die Ueberlassung Pommerns wurden die alten und unzählige Male verbrieften Rechte Brandenburgs schwer verletzt, denn nach dem Erlöschen des pommerschen herzoglichen Hauses, das im Laufe des Krieges erfolgt war, stand dem brandenburgischen die Nachfolge in dem ganzen Lande zu. Doch erhielt Brandenburg außer dem Reste von Hinterpommern an den secularisirten Bisthümern Halberstadt, Camin, Minden und Magdeburg einen mehr als hinreichenden Ersatz. Auch Meklenburg konnte für das abgetretene Wismar sich mit den secularisirten Bisthümern Schwerin und Ratzeburg zufrieden geben.

Hessen-Cassel hatte nicht umsonst das Beste für die fremden Mächte gethan. Es erhielt durch ihre dankbaren Bemühungen das secularisirte Stift Hersfeld und 600,000 Thaler Kriegsentschädigung auf die nächstgelegenen geistlichen Fürstenthümer Mainz, Cöln, Paderborn, Münster und Fulda angewiesen.

Der Pfalzgraf Karl Ludwig, der Sohn des vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Friedrich V., erhielt die Pfalz am Rhein zurück und damit seine Kurstimme. Sein Stammesvetter Maximilian mußte sich mit der Oberpfalz und einer bairischen Kurstimme begnügen, so daß ihre Zahl jetzt auf acht, fünf katholische und drei protestantische, stieg.

Alle andern vertriebenen, geächteten oder ihrer Lande beraubten fürstlichen Häuser, Herren, Ritter und Unterthanen wurden durch eine Generalamnestie in den vollen Rechtszustand von 1618 wieder eingesetzt: nur für seine österreichischen Unterthanen bedang sich der Kaiser so bedeutende Ausnahmen daß sie zwar nicht dem Namen aber der That nach davon ausgeschlossen blieben.

Härtere Kämpfe als die Entschädigungsfrage kostete die religiöse. Endlich kam man dahin überein daß der Augsburger Religionsfriede als Grundlage genommen werden sollte. Noch einmal bediente man sich der althergebrachten Redensart: alle Bestimmungen über die Religion sollten nur bis zu einer einstmaligen vollständigen Wiedervereinigung beider Parteien Gültigkeit haben, doch wußte man wohl daß daran nicht zu denken war.

Ausdrücklich wurden alle Rechte des neuen Friedens auch auf die Calvinisten ausgedehnt, die nach der jesuitischen und zum Theil auch orthodox lutherischen Erklärung des Augsburger Religionsfriedens davon ausgeschlossen sein sollten. Aber außer diesen drei Confessionen wurde jeder andern eine rechtliche Gültigkeit im Reiche abgesprochen.

Katholiken und Protestanten insgesammt sollten von nun an in ihrem Verhältniß zum Reiche einander völlig gleichstehn. Auf den Reichstagen entschied fortan in allen religiösen Angelegenheiten nicht die Stimmenmehrheit, sondern nur ein gütlicher Vergleich zwischen beiden Parteien und die Reichsstände traten als ein Corpus Catholicorum und Evangelicorum in dieser Hinsicht wie zwei gleichberechtigte, vollkommen selbständige Mächte einander gegenüber. Auch die Besetzung der Reichsgerichte wurde von jetzt ab nach den Grundsätzen der Gleichberechtigung beider Religionen geregelt.

Wie im Prager Frieden entschied man auch hier den Streit über den geistlichen Vorbehalt durch die Ansetzung eines sogenannten Normaljahres. Beide Parteien sollten im Besitze der ganzen geistlichen Stifter und Güter bleiben die sie am 1. Januar 1624 inne gehabt und Jeder der seitdem daraus verdrängt worden, wieder eingesetzt werden. Auch für die Religionsverhältnisse der Unterthanen wurde derselbe Termin als Norm angenommen und in einzelnen Fällen sogar auf das Jahr 1618 zurückverlegt. Das Reformationsrecht der Landesherren, gleichfalls eine der verhängnißvollsten Clauseln des Augsburger Religionsfriedens, wurde nunmehr als überflüssig aufgehoben, so weit es mit den angegebenen Bestimmungen collidiren konnte.

Blos die österreichischen Erblande blieben von diesem Friedensartikel ausgenommen, so setzte es der Kaiser durch und Schweden und die deutschen evangelischen Stände verließen ihre unglücklichen Glaubensgenossen, deren Bedrängnisse mit jedem Jahre stiegen. Aber in diesem Punkte war der Widerstand des Wiener Hofes oder vielmehr der Jesuiten nicht zu besiegen. Trotz seiner verzweifelten Lage hätte es Ferdinand III. noch auf einen neuen Krieg ankommen lassen, ehe er hier seinen vermeintlichen Rechten etwas vergab.

Ein besonderer Fall war bei der allgemein ausgesprochenen Aufhebung des fürstlichen Reformationsrechtes genauer ausgeführt, nicht ohne Nutzen für das deutsche Volk, wie die Zukunft mehr als einmal bewies. Bei einem etwaigen Religionswechsel des Landesherrn wurde ausdrücklich vorgesehen daß die Unterthanen nicht mehr wie bis jetzt fast immer zur Mitleidenschaft beigezogen werden dürften. Der Convertit sollte kein weiteres Recht beanspruchen können als freie Uebung seines neuen Glaubens für seine Person und für die andern Bekenner desselben, ohne an der kirchlichen und bürgerlichen Verfassung seines Landes das Geringste ändern zu dürfen; sogar seine landesbischöflichen Rechte sollten für diesen Fall sehr beschränkt, beinahe aufgehoben und einer von ihm unabhängigen Behörde übertragen werden. Damit war wenigstens dem ärgsten Unfug der mit dem Reformationsrechte getrieben werden konnte, vorgebeugt. Daß von oben her ein Land gezwungen wurde innerhalb weniger Jahre seinen Glauben nicht blos einmal, sondern mehrmal zu ändern, wie die Kurfürsten von der Pfalz in nicht ganz dreißig Jahren ihr lutherisches Land erst reformirt, dann wieder lutherisch

Digitized by Google

und endlich wieder reformirt gemacht hatten, konnte fortan nicht mehr geschehen, wenn die Unterthanen es sich nicht gefallen lassen wollten.

Alle angeführten Bestimmungen sollten unbeschadet eines Widerspruches, er möge kommen von wem er wolle, als Reichsgesetze Gültigkeit haben. Man verwahrte sich damit im Voraus gegen die päpstlichen Protestationen, die auch nicht lange auf sich warten ließen. Schon am 20. November 1648 erschien eine päpstliche Bulle welche gegen den westfälischen Frieden protestirte, wie es einst von gleicher Stelle gegen den Augsburger Religionsfrieden geschehen war. Doch nahmen weder geistliche noch weltliche Reichsstände von den Klagen, Anschuldigungen und Drohungen dieser Bulle Notiz.

Die religiösen Streitigkeiten waren die hauptsächlichste, aber doch nicht die einzige Veranlassung des Krieges gewesen. Die Eingriffe der kaiserlichen Gewalt in die Reichsverfassung hatten den Krieg zwar nicht hervorgerufen, aber ihn über seine ursprüngliche Grenze hinausgetrieben und zu seiner Verlängerung am meisten beigetragen. Der Friedensschluß suchte auch hierin einen dauernden Zustand zu begründen, welcher der Wirklichkeit der Verhältnisse entsprach, wie sie sich durch den Erfolg des Kampfes herausstellte.

Die westfälische Friedensacte erkannte den Gesammtumfang aller von den Reichsständen erworbenen Rechte durch den im deutschen Staatsrechte neuen Ausdruck Souveränetät an, der sich zum ersten Male in dem französischen Friedesentwurfe fand und von nun an das Stichwort der Zeit wurde. Der Begriff der Souveränetät wurde in der Friedensurkunde nicht allseitig und systematisch entwickelt, nur einzelne Punkte hob man besonders hervor, so daß die Reichsstände bei allen Reichsangelegenheiten ohne Ausnahme ihr Stimmrecht ausüben, folglich die berüchtigten, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erlassenen Decrete in Zukunft ganz wegfallen sollten. Von nun an konnte die Theorie, ohne revolutionär sein zu wollen, die monarchische Verfassung des deutschen Reichs läugnen. Es geschah gerade damals zuerst in einem staatsrechtlichen Werke das wie wenig andere durch die Schärfe seines Ausdrucks und die Gewandtheit seiner Beweisführung, vielleicht aber noch mehr durch den so klug abgepaßten Augenblick seines Erscheinens Aufsehen erregte. Der Publicist und Historiker Philipp von Chemnitz oder wie er sich nannte, Hippolytus a Lapide führte im schwedischen Auftrag diese Ansicht aus in dem Buche über die Art der Staatsgewalt im römisch-deutschen Reiche, de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico. Nach ihm gieng die höchste Gewalt im Reiche in allen Fällen nur von Kaiser und Ständen zusammen aus und die wenigen Gerechtsame deren Ausübung dem Kaiser allein unbestritten zustand, die sogenannten Reservatrechte, wie das Recht der Standeserhöhung, der Legitimation, der Bestätigung neuer Universitäten, fürstlicher Hausgesetze u. dergl., sollten nur eine Ausnahme von der Regel sein und für diese wie jede Ausnahme erst recht beweisen.

Digitized by Google

Ein anderer ausdrücklich anerkannter Ausfluß der landesfürstlichen Souveränetät war daß den einzelnen Reichsständen ein unbeschränktes Recht zu Frieden und Krieg, Bündnissen und Verträgen mit auswärtigen Mächten zugeschrieben wurde, nur mit dem Vorbehalt daß es nicht zum Nachtheil von Kaiser und Reich oder ihrer andern Mitstände geübt werden dürfe.

Die Vollziehung der ganzen Friedensacte wurde unter die Garantie von Schweden und Frankreich gestellt. Ihre Einmischung in alle inneren Reichsangelegenheiten war damit für alle Zukunft durch das wichtigste und umfassendste aller bisherigen Reichsgrundgesetze förmlich anerkannt.

Gleichzeitig mit den Unterhandlungen zwischen Frankreich, dem Kaiser und dem Reiche zu Münster wurde daselbst auch ein endgültiger Friede zwischen der Krone Spanien und den vereinigten Provinzen der Niederlande zu Stande gebracht. Die erstere mußte jetzt deren volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit anerkennen, die sie in beinahe achtzigjährigem Kampfe zu Land und zur See in Europa und jenseits des Weltmeeres glorreich vertheidigt hatten. Damit löste sich auch thatsächlich ihr bisheriges Verhältniß zu Kaiser und Reich. Der 53. Artikel ihres Friedensvertrages mit Spanien besagte: die Krone Spanien mache sich anheischig die Fortsetzung der Neutralität, Freundschaft und guten Nachbarschaft von Seite des Kaisers und Reichs auszuwirken, die bisher bestanden. Einige Jahre später erkannte ein förmlicher Reichsschluß diese Friedensartikel und damit auch die selbständige europäische Stellung der Republik an. So blieb nur der südliche Theil des burgundischen Kreises, die sogenannten spanischen Niederlande, noch dem Namen nach beim Reiche als dessen burgundischer Kreis, denn nach langem Schwanken befestigte sich hier der Katholicismus und die spanische Herrschaft wieder, je mehr im Norden Calvinismus und republikanische Verfassung durchgedrungen waren. Doch behielt das Reich auch von diesem Ueberreste Burgunds nur den Namen und die Gefahr seiner Vertheidigung, wenn er durch auswärtige Feinde bedroht wurde. Was einst zu einer dauernden Wiedervereinigung des niederdeutschen nordwestlichen Küstenlandes, der großen Strommündungen Deutschlands, mit dem übrigen Reichskörper von selbst führen zu müssen schien, ihr Erbanfall an das habsburgische Kaiserhaus, brachte das gerade Gegentheil, ihre völlige Entfremdung zu Wege. Der unversöhnliche Gegensatz zwischen der habsburgischen Politik und dem nationalen Interesse trat nirgends greller heraus als hier, obwohl sie überall in der ihr zur andern Natur gewordenen Art alles das als feindlich verfolgen und dem entgegenwirken mußte, was zur inneren Erhebung und Kräftigung des deutschen Volkes, zur Sicherung und Erweiterung seines Machtgebietes nach außen unerläßlich nothwendig war.

Für den unersetzlichen Verlust den unser Volk durch dieses verhängnißvolle Ergebniß der habsburgischen Politik erlitt, mochte es noch einigermaßen trösten daß hier im äußersten Nordwesten Deutschlands ein Staat sich

Digitized by Google

herausgearbeitet hatte, der seinem Ursprung und Wesen nach nur deutsch und dazu bestimmt war für geraume Zeit der Bannerträger der politischen und religiösen Freiheit in Europa und häufig ihr einziger Vertheidiger zu sein.

Auch ein anderes Glied löste sich durch den westfälischen Frieden förmlich vom Reichskörper ab, nachdem es seit Jahrhunderten schon so gut wie selbständig gelebt hatte. Die schweizerische Eidgenossenschaft wurde jetzt ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich losgezählt und als eine unabhängige europäische Macht anerkannt. Während des dreißigjährigen Krieges war sie neutral geblieben und hatte dadurch den furchtbaren Zerstörungsproceß vermieden in welchem das alte Deutschland untergieng. Daß sie ihre Geschicke von denen des Reichs trennte, war eben so natürlich und wie sich der Gang der deutschen Entwickelung traurig genug gestaltet hatte, zunächst ebenso förderlich für sie selbst, wie für die Niederlande. Beachtenswerth ist daß der Anstoß zur Trennung auch hier durch die habsburgische Hauspolitik gegeben wurde. Sonst durfte sich diese eingesperrte Binnenmacht an weltgeschichtlicher Bedeutung nicht mehr mit den frisch aufstrebenden und über den ganzen Erdball gebietenden Niederlanden messen: die glänzendste Zeit der Eidgenossenschaft war als sie sich in den Kriegen um den Besitz Italiens am Schlusse des fünfzehnten und im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts durch ihre geographische Stellung und durch ihr Material an kriegslustigen Soldaten den streitenden Weltmächten als tüchtige Verbündete oder gefährliche Gegnerin unentbehrlich machen konnte. —

Deutschland war im Beginn des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf bürgerlichen Wohlstand, Anbau des Bodens und Dichtigkeit der Bevölkerung das blühendste Land in Europa gewesen. Im Jahre 1648 durfte man sich mit Recht fragen, ob die elenden Trümmer der deutschen Nation im Stande sein würden auch nur fort zu existiren. Durchschnittlich drei Viertheile davon hatte der Krieg und sein Gefolge von verheerenden Seuchen, von Hungersnoth und Jammer aller Art verschlungen: in einzelnen Landschaften war kaum noch der fünfzigste Theil der früheren Einwohnerzahl vorhanden. Daß sie die Jahre lang verödeten Felder wieder zu roden, daß sie die Ruinenhaufen an der Stelle von tausend und abertausend stattlichen Ortschaften wieder aufzubauen, daß sie sich auch nur vor den Massen der reißenden Thiere, der Bären und Wölfe, zu retten vermöchten, die von diesem einst so hochcultivirten Lande wie von der uralten Wildniß Besitz genommen hatten, fiel den verzweifelnden Zeitgenossen schwer zu glauben. Es schien als sei das ganze Volk dem Untergang verfallen, wie so manches andere vordem eben so große und herrliche Volk eben so jammervoll durch eigene Schuld und durch das Verhängniß geendet hatte, das die Schuld voll und ganz auf einmal abbezahlt haben wollte.

Denn es war doch im letzten Grunde die Schuld des deutschen Volkes,

daß es sich auf dem großen Wendepunkt seiner Geschichte sein eigenes höchstes Werk, die Reformation, durch die Politik eines Karl V. und der katholischen Fürsten, durch die Hetzereien des Auslandes und der Jesuiten hatte verderben lassen. Wäre es frisch und ganz fortgefahren wie es begonnen, so hätten so jämmerliche und nichtswürdige Kräfte nicht vermocht ihm eine dauernde, nie wieder heilende Wunde zu versetzen.

Und doch zeigte es sich schon nach einigen Jahren daß die Lebensfähigkeit unseres Volkes noch immer nicht zerstört war. Sobald nur wieder etwas Ruhe im Lande herrschte, sobald die mehr als teuflischen Plagegeister der schwedischen, französischen und andern Soldateska nach mühseliger Befriedigung ihrer unverschämten Contributionsforderungen den deutschen Boden geräumt hatten und ihre Abzweigungen, die großen Diebs- und Räuberbanden die den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, mit Aufbietung der letzten Hülfsmittel durch die Obrigkeiten etwas beschränkt worden waren, begann auch wieder ganz von unten auf das neue Leben des deutschen Volkes seine ersten bescheidenen Schößlinge zu treiben.

Die Bestellung des Bodens erreichte rasch wieder eine ziemliche Ausdehnung, so daß wenigstens die noch übrige Bevölkerung vor dem Hungertode geschützt war, dem sie in den letzten Kriegsjahren massenweise zum Opfer zu fallen pflegte. Grund und Boden blieben freilich noch auf eine beispiellose Art entwerthet. Noch viele Jahre nach dem Frieden wurden ganze Bauernhöfe in den gesegnetsten Strichen Baierns für 20, 30, 40, 50 Gulden ausgeboten und fanden doch keine Käufer. Denn außer den unberechenbaren, jede Vorstellung übersteigenden Summen welche die fremden Räuber, die kaiserlichen, schwedischen oder französischen Offiziere und Soldaten fortgeschleppt hatten, außer dem gänzlichen Stillstand jeder Art von nützlicher und Geld erzeugender Thätigkeit war noch durch die betrügerische Verschlechterung der Münze, die systematisch von den Regierungen seit Ferdinands II. glorreichem Vorgang in Böhmen und bald auch durch weitverzweigte und fest organisirte Falschmünzerbanden geübt wurde, alles baare Geld dem Verkehr entzogen. Noch im Jahre 1654 mußte von Reichswegen ein Generalmoratorium auf drei Jahre für alle Schuldforderungen erlassen, alle rückständigen Zinsen auf drei Viertel ihres Betrags herabgesetzt werden, um nur einem allgemeinen Bankerot vorzubeugen. Alle einzelnen deutschen Territorien konnten sich nur durch die unerhörtesten Opfer und Anstrengungen ihrer Landstände vor einem Staatsbankerot retten und selbst die großen Reichsstädte, deren Einnahmen vor dem Kriege denen großer Staaten gleichstanden, schwankten jetzt am Rande des Bankerots.

Schwerer zu heilen als das materielle Elend des deutschen Volkes war seine moralische Versunkenheit. Daß Rohheit und Sittenlosigkeit aller Art während und durch den Krieg auf das Furchtbarste überhand genommen, daß der Auswurf der fremden Nationen, der dreißig Jahre den deutschen Boden

zertrat, das Schlechteste was seine Heimath erzeugt hatte hier zurückließ, wovon der Branntwein und der Tabak als auffälligste Beispiele zu erwähnen sind, war begreiflich und wieder auszugleichen. Doch für die geistige Verdumpfung, für die starre Verzweiflung an sich selbst, für das freiwillige Verzichtleisten auf Alles was über die Fristung des nackten Lebens hinausgieng, für den völligen Untergang aller großen, ein Volk erst zum Volke machenden Gedanken und Interessen, wofür sollte da Rettung kommen?

Das war nun jenes längst ersehnte freie Feld auf dem sich die landesherrliche Souveränetät recht ungehemmt nach allen Seiten ausdehnen, recht stattlich abrunden, recht behaglich den Bau des fürstlichen Despotismus vollenden konnte. Jetzt gab es weder Bürger, noch Adel, noch Bauern mehr, die den Fürsten sonst so manche schlaflose Stunde machten. Jetzt war Alles was noch von demokratischem Geiste in der deutschen Art lag, förmlich aus dem Reiche verbannt und in ihm nur noch für die Souveränetät Platz. In der Schweiz und in den Niederlanden mochte es sich frei entfalten, aber Deutschland konnte davon abgesperrt gehalten werden, weil jene zu fremden Staaten geworden waren, die in ihrem eigenen Glücke und in der Erniedrigung des deutschen Volkes ihres Ursprunges nur zu gerne vergaßen. Die Kirche war ohnehin schon lange die allezeit gehorsame dienstbeflissene Magd der von Gott eingesetzten Obrigkeit und selbst für die Katholiken gab es wohl noch einen Papst der nichts von einer solchen Knechtschaft wissen wollte, aber was man von ihm hielt, zeigte der westfälische Friede, gegen den er umsonst protestirte. Auch sah man es an tausend andern Zeichen der Zeit deutlich genug daß die katholischen Fürsten nicht deswegen für ihre Religion gekämpft hatten, weil sie die ihrer Väter war, weil Herz und Gemüth an ihr hieng, sondern weil sie nach der Lehre ihrer Jesuiten glaubten daß sie mit ihrer Hülfe leichter das durchzusetzen vermöchten was man jetzt unter Regieren verstand.

Der Krieg hatte in den Städten und in dem Adel das letzte Gegengewicht aufgehoben gegen die wuchernden despotischen Gelüste der Fürsten. Zwar erkannte der westfälische Friede noch einmal ausdrücklich die Reichsstandschaft der freien Städte an, aber mit dieser Anerkennung schloß ihre geschichtliche Laufbahn. Denn die augenblicklichen Drangsale, die Verluste an Capital und Menschen hätten sich wohl noch wieder ersetzen lassen, wenn nicht jene Grundbedingung der städtischen Blüthe in Deutschland, die lebendige und tonangebende Theilnahme am Welthandel, unwiederbringlich verloren gegangen wäre. Schon vor dem Kriege war sie schwer gefährdet. Seit der Eröffnung des atlantischen Oceans, der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien konnte Deutschland nicht mehr die wahre Mitte des europäischen Handels und Verkehrs vorstellen. Während der dreißigjährigen Kriegszeit hatten die Niederländer den ganzen Welthandel im Westen und auch im Norden, der immer noch mühsam von der deutschen Hanse

behauptet worden war, an sich gerissen. Gegen und neben ihnen strebten die Engländer nach demselben Ziele. Wer aber auch siegte, jedenfalls war und blieb Deutschland davon ausgeschlossen. Die Niederländer thaten alles Mögliche um ihre günstige Stellung als Herren der großen deutschen Flußmündungen zur dauernden Lähmung des Hinterlandes zu benützen: die andern deutschen Küsten, von der Natur ohnehin ungünstig gestellt, waren in den Händen der Schweden, die gleichfalls Alles thaten um die Wiederkehr der Zeiten der Hanse unmöglich zu machen. Mit dem Welthandel war auch der deutschen Gewerbthätigkeit ihr Markt geraubt. Während des Krieges mußte auch sie zu Grunde gehn und jetzt fand man überall wohin man die Blicke richtete, übermächtige Concurrenten, hohe Zölle und feindliche Gesinnung.

Der deutsche Adel hatte durch die allgemeine Zerstörung des deutschen Bauernstandes den Boden verloren aus dem er bisher ohne es zu ahnen seine Kraft gezogen und den er zum Danke mit Füßen getreten. Ob Reichsritter oder Landsasse, war der Mann vom Adel jetzt der Gnade der Fürsten Preis gegeben und konnte einsehen lernen was auch für seine Freiheit der Untergang seiner alten Feinde, der Städte, bedeute. Bis zum dreißigjährigen Kriege hatte er in den Landständen der einzelnen Territorien noch immer sich neben der landesfürstlichen Gewalt behauptet, aber nur weil es noch Städte gab, die sich gleichfalls nicht ihre Freiheiten nehmen lassen wollten. Für den Augenblick existirten überall noch die landständischen Verfassungen und traten sogar hie und da in erhöhte Thätigkeit, weil die Fürsten allein der Noth der Zeiten nicht gewachsen waren. Aber es dauerte nicht lange, so wurden sie bei Seite geschoben, unterhöhlt oder gesprengt, denn ihr belebender Geist war schon lange entwichen. Auch sie hatten es nicht verstanden sich aus der Enge ihrer speciellen Interessen zu einem Blick auf das Große und Ganze, zu einem Gemeingefühl für das Nationale zu erheben. Sie fühlten und handelten stäts noch particularistischer, noch kleinlicher und engherziger als die Fürsten und wurden daher von dem ersten großen Sturme der über ganz Deutschland hin zog, leicht entwurzelt.

Mochte die Staatskunst der deutschen Fürsten damaliger Zeit von durchaus eigensüchtigen, meistens sogar von den niedrigsten Grundsätzen geleitet werden, so gab es hier doch noch eine Art von Leben. Es wurden geistige Kräfte in Bewegung gesetzt, wenn auch zu gemeinen Zwecken, man strebte vorwärts, blickte aufmerksam nach allen Seiten, spähte nach jedem günstigen Moment. Dadurch erhielt man sich im Besitz der geistigen Herrschaft über das Volk und erwarb sich eine gewisse innere Berechtigung zur Handhabung der fürstlichen Unumschränktheit, auf die man jetzt mit vollen Segeln lossteuerte. Das Fürstenthum war noch der einzige Rest einer festen Gestaltung in Mitte des zu Brei zerstampften deutschen Staats-, Gesellschafts- und Volkswesens; kein Wunder, daß sich an ihm Alles festhalten mußte was sich allmälig wieder aus jenem abscheulichen Sumpfe in die Höhe zu arbeiten begann.

Digitized by Google

Kapitel XXVI.

Deutschland unter französischem Einfluß.

Die ersten Jahre nach dem Friedensschluß vergiengen den deutschen Regierungen in der Besorgung der nothwendigsten inneren Angelegenheiten, in der Wiedereinrichtung geordneter Staatsformen, in einem mühseligen Kampfe mit der Finanznoth die durch die schwedischen Contributionsforderungen so sehr vergrößert worden war. In solcher Lage hatten sie nicht viel Muße an die auswärtige Politik zu denken, desto mehr aber dachte diese, namentlich die französische, an sie. Damals wurden im Cabinete Ludwigs XIV. die Fäden gesponnen womit man einen Theil der deutschen Fürsten zu umstricken hoffte, um durch sie diejenigen im Schach zu halten welche noch nicht ehrvergessen oder kurzsichtig genug waren daß sie sich freiwillig zu Werkzeugen der schlimmsten Feinde Deutschlands, der Freiheit seines Volkes und der Selbständigkeit seiner Fürsten, herabwürdigen ließen.

Nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. im April 1657 suchte sich Frankreich der Wahl zu bemächtigen. Ludwig XIV. wollte für sich selbst die Kaiserkrone erwerben, die ihm für seine universalmonarchischen Pläne trefflich zu Statten gekommen wäre. Unterhandlungen wurden mit allen Reichsständen angeknüpft, Versprechen aller Art, sogar die gröbsten Bestechungen wie einst als Franz I. dasselbe begehrte, nicht gespart. Auch die andere der angeblichen Schutzmächte der deutschen Freiheit, Schweden, wo jetzt nach der Abdankung der Königin Christine ihr Vetter, der deutsche Pfalzgraf von Birkenfeld, Karl als Karl X. regierte, machte ihren ganzen sehr bedeutenden Einfluß im Reiche für Frankreich geltend. Aber dennoch gelang der französischen Diplomatie nichts weiter als die sogenannte rheinische Allianz, eine Verbindung mehrerer deutscher Fürsten katholischer und evangelischer Confession, angeblich zur Erhaltung des westfälischen Friedens und zur gegenseitigen Vertheidigung, obwohl Niemand eine Verletzung desselben oder einen Angriff auf sie beabsichtigte. Der Sohn des verstorbenen Ferdinand II., Leopold, wurde trotz den französischen Cabalen gewählt und gekrönt.

Seine Persönlichkeit erleichterte ihm die Durchführung eines politischen Systems, das von der Lage der österreichischen Macht und der Reichsverhältnisse geboten war. Als eine gänzlich passive Natur dachte er nicht an ein wirkliches Eingreifen in die große europäische Politik, außer wo es die Vertheidigung seines rechtmäßigen Besitzes dringend erforderte. Zwei übermächtige Feinde, Frankreich im Westen und die Türken im Osten, setzten ihm ununterbrochen härter als irgend einem seiner Vorgänger zu, und die Hülfsmittel

die er dagegen aufzubringen vermochte, waren nach dem unglücklichen Ausgang des dreißigjährigen Krieges geringer als jemals.

Das deutsche Reich konnte für ihn jetzt, wo es sich entschieden hatte daß der Kaiser nichts und die Souveränetät der einzelnen Glieder Alles sei, nur ein Mittel sein um die österreichische Hausmacht zu decken, eine Vormauer gegen die Feinde, deren man sich blos nach den augenblicklichen Erfordernissen der Vertheidigung bedient. Leopold I. dachte nicht daran die Bestrebungen seines Großvaters und seiner Ahnen wieder aufzunehmen: er begnügte sich mit dem spärlichen Machtbereich welcher dem Kaiserthum nach seiner großen Niederlage im westfälischen Frieden geblieben war. Aber er hatte auch kein Pflichtgefühl und kein Interesse für das Reich als solches und sah sich durch keine innere Rücksicht gehemmt den Vortheil seiner Hausmacht auf Kosten des Reichs zu verfolgen.

In seiner Regierung der österreichischen Lande hielt er sich ebenso conservativ wie in seiner Reichspolitik, wenn man ein System conservativ nennen will das mit zähester Hartnäckigkeit das angeblich Althergebrachte in Staat und Kirche aufrecht erhielt, das die angeblich göttlichen Rechte des Herrschers durch alle, auch die nichtswürdigsten Mittel vertheidigte, das es lieber auf die offene Revolution ankommen ließ als daß es nur einen Fußbreit nachgegeben hätte. So konnte er in den deutschen Erbstaaten ohne sonderliche Mühe das große Wiederherstellungswerk seiner Vorfahren vollenden. Den Protestantismus und die Selbständigkeit des Adels und der Städte, die Lebenskraft der landständischen Verfassungen fand er schon völlig geknickt. Er hatte nichts weiter zu thun als jeden Trieb der etwa noch von Neuem ausschlagen wollte, sorgfältig abzuschneiden und es der Zeit zu überlassen, bis die hier einst so kräftigen Wurzeln der religiösen und politischen Freiheit gänzlich verfaulten.

Nur Ungarn ließ sich nicht so leichten Kaufes seiner althergebrachten ständischen Freiheit in den bevorrechteten Klassen des höhern und niedern Adels und seines neugewonnenen Protestantismus berauben. Die Größe des Landes und noch mehr der Rückhalt an den Türken hatten bisher alle durchgreifenden Maßregeln zur Wiederherstellung des Katholicismus und Einführung des Absolutismus vereitelt. Auch Leopold konnte hier nur Schritt für Schritt weiter kommen, aber trotz einzelner nachdrücklicher Niederlagen, trotz der Schwierigkeit des Unternehmens verlor er sein Ziel nie aus den Augen. Jene unbegreifliche Geduld oder Unempfindlichkeit gegen alle Demüthigungen, jenes unerschütterliche Vertrauen auf den göttlichen Beistand und die besondere Gunst des Himmels für das Haus Habsburg, die seinen Ahn Friedrich IV., seinen Großvater Ferdinand II. mitten im tiefsten Unglück nie verlassen, blieben auch ihm die besten Bundesgenossen durch ein langes Leben und eine fast ununterbrochene Kette von herben Verlusten, die zuletzt und im Ganzen doch mit einem günstigen Ergebniß schloß.

Eigentlich conservativ oder das Althergebrachte bewahrend zeigte sich seine Regententhätigkeit nur darin daß er frei blieb von dem allgemeinen Hange seiner fürstlichen Zeitgenossen nach einer festeren und übersichtlicheren Verbindung ihrer einzelnen Rechte und Besitzungen zu einem einheitlichen Staatsgebilde, von dem neumodischen Triebe nach politischer Centralisation, der zunächst von Frankreich aus sich auch über Deutschland verbreitete. Die einzelnen Provinzen oder Länder des österreichischen Hausbesitzes behielten auch jetzt wo ihre innere Selbständigkeit zu Grunde gegangen war, ihre äußere Getrenntheit. Es blieb ein zufälliges Conglomerat verschiedener Staaten, die nach den verschiedensten Grundsätzen und in den verschiedensten, stäts aber schwerfälligen, kostspieligen und veralteten Formen von einer Person regiert wurden.

Unter den damaligen deutschen Fürsten war der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg der entschiedenste Vertreter der entgegengesetzten politischen Grundsätze. Er führte seit 1640, seit dem Tode Georg Wilhelms die Regierung. Kein anderes deutsches Land litt in dem zweiten Abschnitt des dreißigjährigen Krieges so fürchterlich wie das seinige. Georg Wilhelm hatte sich durch seinen allmächtigen Günstling, den Grafen von Schwarzenberg, von der kaiserlichen Politik seit dem Prager Frieden ganz umgarnen lassen. Weder die Rücksicht auf die ausgesetzte Lage seiner Länder noch auf die Interessen seiner Religionspartei oder seines Hauses konnten ihn von dem österreichischen Bunde abbringen. Er oder vielmehr sein Land mußte ihn durch die furchtbarsten Mißhandlungen der wieder vordringenden Schweden büßen. Sein Nachfolger hatte Mühe überhaupt nur zum Besitze zu gelangen, aber alsdann wußte er durch seine ebenso vorsichtige wie energische Politik eine immer günstigere Stellung zwischen den kriegführenden Mächten einzunehmen, welcher er im Frieden die verhältnißmäßig reiche Entschädigung für seine Ansprüche auf Pommern verdankte. Im Jahre 1666 kam auch der verhängnißvolle Jülichsche Erbfolgestreit endlich zum Abschluß. Er brachte zwar nicht die Erfüllung aller Ansprüche des brandenburgischen Hauses, aber doch das Herzogthum Cleve, die Mark und Ravensberg. So übertrafen die brandenburgischen Territorien alle andern im Reiche an Umfang, aber bald auch an innerer Festigkeit, Ruhe und Wohlfahrt der Unterthanen. Friedrich Wilhelm verstand es, die besten Regierungsgrundsätze praktisch durchzuführen. Hier wie überall in Deutschland hatte der dreißigjährige Krieg ein leeres Feld zurückgelassen, worauf ein großes Herrschertalent wie das seine allerdings leichter etwas gründen konnte als auf dem einst durch selbgewachsene und selbgenügsame Gebilde aller Art völlig in Anspruch genommenen Boden des alten Deutschlands vor dem Kriege. Eine systematisch geordnete und in bisher unbekannter Art centralisirte Landesverwaltung, ein durchgreifendes und genau controlirtes Steuer- und Zollwesen, eine strenge Landespolizei gab dem Volke das was es zunächst bedurfte, Ordnung und Sicherheit und der einzig

lebendigen Kraft in seiner Mitte, dem Landesherrn, Geld und Menschenkräfte. Auf einer soliden Grundlage dieser Art konnte er auch nach außen hin eine Machtstellung einnehmen wie keiner seiner Vorgänger. Ein starkes Heer von stehenden Truppen war das unerläßlich nothwendige Werkzeug dafür. Das frühere System Soldaten nur für eine bestimmte Zeit oder einen bestimmten Zweck zu werben, konnte er so wenig wie sein mächtigster Zeitgenosse Ludwig XIV. brauchen.

Die geographische Stellung seiner Staaten wies seine Politik einstweilen noch zu einer Anlehnung an die schwedische Macht. Der Ausgang des dreißigjährigen Krieges hatte ihr im Nordosten ein Uebergewicht gegeben das wegen der mangelnden natürlichen Grundlage nicht von Dauer sein konnte, aber im Augenblick anerkannt werden mußte. Sie schien noch immer im Wachsen begriffen. König Karl X. war von Natur ein kriegerischer Fürst und nahm die Eroberungspolitik seines großen Vorgängers Gustav Adolf zunächst gegen das polnische Reich wieder auf. Seine Schwäche bei großem Umfang und bedeutenden inneren Hülfsmitteln forderte den Ehrgeiz und die Habsucht der Nachbarn von selbst heraus. Für Schweden kam noch die alte Feindschaft hinzu die zwischen der lutherisch gebliebenen schwedischen und katholisch gewordenen polnischen Linie der Wasas herrschte und beide überdauerte. Schon war Brandenburg durch die außerordentliche Persönlichkeit seines Landesherrn so in die Höhe gestiegen daß selbst Schweden seiner nicht mehr entbehren konnte. Hätte sich Friedrich Wilhelm auf die Seite Polens gestellt, so würde er höchst wahrscheinlich die Angriffspläne des schwedischen Königs durchkreuzt haben. Aber dann hätte er sich selbst für Polen opfern müssen. Sein richtiger Instinct und der gute Genius Deutschlands ließ ihn die Bundesgenossenschaft mit der protestantischen und so vielfach verwandten schwedischen Macht der mit dem katholischen und seinem Wesen nach Brandenburg und Deutschland grundfeindlichen Polen vorziehen. Daß er in einem solchen Kampfe nicht neutral bleiben könne, sah er als ein Fürst von Verstand und Ehre leicht ein.

So kämpfte Friedrich Wilhelm einige Jahre als Bundesgenosse Karls X. mit Ruhm und Glück in dessen polnischen Feldzügen. Doch als es sich darum handelte, ob Polen durch den vollständigen Sieg Schwedens ganz zertrümmert oder soweit erhalten werden sollte, als es der Zukunft Brandenburgs unschädlich sein mußte, war die Wahl schnell getroffen. Der Kurfürst trat von dem Bunde mit Schweden ab und rettete allein durch seine nachdrücklichen Diversionen das Dasein des polnischen Reiches.

Der frühzeitige Tod des schwedischen Soldatenkönigs 1660 führte zu dem Frieden von Oliva zwischen den kriegführenden Mächten, denn Schweden war durch innere Verwickelungen nicht mehr geeignet seine Eroberungspolitik fortzusetzen. Der Kurfürst von Brandenburg hatte schon vorher von der Krone Polen die Aufhebung der Lehensabhängigkeit des Herzogthums in

Preußen zugestanden erhalten und war als vollkommen souveräner Fürst somit in die Reihe der andern europäischen Mächte getreten.

Der Tod Karls X. löste auch die innige Verbindung zwischen Frankreich und Schweden. Bis dahin hatte es den Anschein gehabt als wolle jede Macht die andere in Deutschland gewähren lassen, die eine im Osten, die andere im Westen. Nun aber hielt Ludwig XIV. es für gerathen die Maske einer vollkommenen Freundschaft gegen das Reich und den Kaiser noch auf einige Jahre vorzunehmen. In den Türkenkriegen von 1663 und 1664 focht sogar eine französische Heeresabtheilung auf Seite der Kaiserlichen, während der allerchristlichste König im Geheimen den Sultan zur nachdrücklichen Fortsetzung des Kampfes anreizte.

In den Reichsangelegenheiten benutzte die französische Diplomatie jeden Anlaß sich einzumischen und dem kaiserlichen Hofe Verlegenheiten zu bereiten. Wo sich kein Anlaß fand, wurde einer künstlich geschaffen. Ueberall hörte man Klage führen über Störungen und Verletzungen des westfälischen Friedens, heimtückische Anschläge des Kaisers gegen die deutsche Freiheit, tyrannische Absichten im Stile Karls V. und Ferdinands II. Die im Grunde so einfachen Geschäfte der Reichsregierung verwickelten sich durch das hinterlistig erweckte und genährte Mißtrauen zwischen dem Kaiser und den Ständen so, daß seit 1663 der Reichstag beständig zusammen blieb. Natürlich nahmen jetzt die Fürsten nicht mehr in Person Antheil daran: schon bei den westfälischen Friedensunterhandlungen waren die Geschäfte nur von Abgeordneten betrieben worden, wodurch ihr Gang noch um Vieles schwerfälliger als früher werden mußte.

In einer solchen Versammlung von rechtsgelehrten Staatsmännern, wie sie jetzt zu Regensburg die Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches führte, erhielten die gewandten französischen Diplomaten ebenso leicht als in den Cabineten der einzelnen deutschen Fürsten einen beinahe allmächtigen Einfluß. Sie vermochten alle Beschlüsse die ihrem Herren schädlich sein konnten, entweder ganz zu vereiteln oder so zu verschieben und umzumodeln daß sie todt zur Welt kamen. Sie durften sich dabei immer auch noch auf den Buchstaben des deutschen Reichsstaatsrechtes, auf die von ihrer Krone geleistete Garantie des westfälischen Friedens berufen und Niemand wagte ihnen zu sagen daß ihr König es sich zum obersten Grundsatz gemacht zu haben schien fortwährend gegen den Sinn desselben zu handeln.

So gelang es ihrem Einfluß das Reich in jämmerlicher Neutralität zu halten, als Ludwig XIV. 1667 die spanischen Niederlande, d. h. den burgundischen Kreis, angriff. Hätte ihn nicht eine Coalition mehrerer europäischer Großmächte, die sogenannte Tripleallianz Englands, der vereinigten Niederlande und sogar Schwedens, zur Mäßigung gezwungen, das Reich würde ihn in ihrer völligen Eroberung nicht gestört haben. Doch behielt er in dem

Digitized by Google

Frieden zu Aachen 1668 einen guten Theil seines Raubes, ohne daß von den Rechten und Ansprüchen des Reiches die Rede war.

Auch in dem Kriege den er 1672 gegen die vereinigten Niederlande begann, wußte er die Einmischung des Reiches lange hinauszuschieben. Ludwig XIV. hatte es diesmal nicht blos auf Sieg und Beute wie sonst, sondern auf die Vernichtung seines Gegners abgesehen. Er fühlte in sich den natürlichen Haß aller Despoten und Tyrannen gegen ein freies, aus eigener Kraft emporgekommenes Volk durch die Coalition von 1667, deren Seele die Niederlande waren, bis zur Wuth gesteigert. Mit seiner gewöhnlichen Arglist wurden die Vorbereitungen so getroffen daß ein Mißlingen unmöglich schien. England lag in seinen Banden. Der König Karl II. aus dem unheilvollen Geschlechte der Stuarts war nicht blos ein heimlicher katholischer Convertit und ein erbitterter Feind aller bürgerlichen Freiheit im In- und Auslande, sondern auch ein bezahlter Diener des französischen Königs. Eine große Zahl seiner Staatsmänner theilte die Schande und Thorheit ihres Herrn. Schweden war durch Geld und Versprechungen gleichfalls gewonnen und die Tripleallianz völlig gesprengt. Spanien lag in den letzten Zügen seines Todeskampfes, der natürlichen und gerechten Folge davon daß es sich seit Karl V. an die Spitze der katholischen und despotischen revolutionären, oder wie sie sich selbst nannte conservativen Politik gestellt hatte. Am kaiserlichen Hofe hielten sich Furcht vor der französischen Uebermacht und französisches Geld bei den leitenden Staatsmännern die Wage und verhinderten jeden kräftigen Entschluß, zu dem ohnehin Niemand unfähiger war als ein Leopold I. Das deutsche Reich konnte nicht blos für neutral gelten, sondern mehrere Fürsten, so der Kurfürst von Cöln und der Fürstbischof von Münster waren durch ihre alberne und kurzsichtige Habsucht von Ludwig XIV. geködert und zu Bundesgenossen in seinem Raubkriege gemacht worden.

Es war der gefährlichste Augenblick für die europäische Freiheit und für das Dasein Deutschlands. Weder ein Karl V. noch ein Ferdinand II. auf der Höhe ihrer Macht hätten die Zukunft unseres Volks vernichten können, wenn ihnen auch seine einstweilige Unterjochung geglückt wäre. Aber ein Ludwig XIV. konnte es damals, wo sich das deutsche Volk kaum erst wieder zu beleben begann. Wäre damals die französische Universalmonarchie geglückt, die nur damals glücken konnte, so würde der eigenthümlich deutsche Volksgeist, schwach und muthlos wie er war, von den vergiftenden Einflüssen Frankreichs gründlich und unwiederbringlich zerstört worden sein. Eine politische Unterjochung unseres Vaterlandes hätte damals zugleich auch seine moralische und geistige Knechtung bedeutet, und die eine wäre durch die andere verewigt worden.

In dieser furchtbaren Situation wurde der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg der eigentliche Retter Deutschlands und Europas. Er begriff um was es sich handelte. Er verband sich mit den vereinigten Staaten,

Digitized by Google

die in verzweifeltem Muthe schon ohne rechten Glauben an Erfolg den Kampf gegen die riesige Uebermacht aufgenommen hatten. Er war ihr erster Bundesgenosse und sein Beispiel wirkte daß bald auch andere kamen. Denn daß er mit seinen verhältnißmäßig geringen Kräften Frankreich nicht gewachsen sein konnte, verstand sich von selbst. Der Kaiser erklärte den Krieg an Frankreich, und wenn er ihn auch so lässig führte daß der brandenburgische Kurfürst selbst genöthigt wurde Waffenstillstand mit den Franzosen zu machen um sie nicht allein auf dem Halse zu haben, so war der eigentliche Augenblick der Gefahr doch glücklich vorbei und der Rachezug des Weltdespoten gegen die übermüthigen Republikaner zu einem ganz gewöhnlichen Feldzug geworden in welchem das Glück bald auf dieser bald auf jener Seite stand.

Als der Kurfürst den Krieg wieder aufnahm, fielen die Schweden im Einverständniß mit Frankreich in die Mark Brandenburg ein um ihn, den mannhaftesten und thatkräftigsten unter den Feinden Ludwigs XIV., vom Rhein an die Oder zu locken. Wirklich mußte der Kurfürst dem Weheruf seines Landes Folge leisten, denn die Schweden verfuhren so, daß man in ihnen die echten Soldaten des dreißigjährigen Krieges wieder erkannte.

Die glorreiche Schlacht bei Fehrbellin bereitete 1675 dieser schwedischen Diversion so wie der schwedischen Uebermacht in Norddeutschland ein jähes Ende. Es war die erste große Niederlage der Schweden seit Nördlingen. Bisher hatten sie als unbesiegbare Soldaten gegolten und der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit sehr viel dazu beigetragen die politische Bedeutung ihres Staates weit über das natürliche Maß seiner Kräfte zu steigern.

Zuletzt mischte sich auch noch das Reich und Spanien in den Krieg gegen Frankreich und traten der großen Coalition bei. Im Allgemeinen erhielten die kaiserlichen und deutschen Waffen auf dem einen Kriegstheater am Oberrhein das Uebergewicht. Der größte französische Feldherr dieser Zeit, Turenne, der sich schon im dreißigjährigen Kriege einen berüchtigten Namen in Deutschland gemacht hatte, fiel in einem der zahlreichen unglücklichen Gefechte der Franzosen gegen die deutschen Truppen bei Saßbach. Dagegen auf dem andern Kriegstheater in den spanischen Niederlanden waren die Franzosen im entschiedenen Uebergewicht. Doch würde ihnen dies auf die Dauer nicht geblieben sein, wenn nicht die französische Diplomatie wie immer noch glücklicher als die französischen Heere operirt hätte. Es gelang ihr die Feinde zu vereinzeln und so eine Reihe für Frankreich überaus günstiger Verträge zu Nimwegen 1678 und 79 zu erschleichen. Die der Vernichtung geweihte Republik der vereinigten Niederlande gieng ohne alle Verluste und eben darum stärker und angesehener als jemals aus dem Kriege hervor, aber Spanien mußte einige Theile seiner Niederlande und die Franche Comté abtreten, und der Kaiser zog sich selbst dadurch ohne Verlust aus dem Handel daß er ohne Auftrag von Seite des Reiches doch im Namen desselben Friede schloß, worin Ludwig XIV. das wichtige Freiburg im Breisgau für das unwichtige Philippsburg um-

Digitized by Google

tauschte. Der Kurfürst von Brandenburg war zum Lohne für seinen Heldenmuth und seine politische Weisheit der eigentlich Betrogene: er hatte unterdessen ohne sonderliche Mühe die Schweden aus allen ihren deutschen Besitzungen über das Meer gejagt und glaubte das Recht zu haben wenigstens Einiges davon als Entschädigung zu beanspruchen. Aber alle seine Verbündeten ließen ihn im Stich, am schmählichsten die Republik der Niederlande, die ihm doch recht eigentlich ihre Rettung verdankte. Er mußte jetzt erfahren, was es heißt ein großer Fürst in einem kleinen und schwachen Staate zu sein. Frankreich kehrte seine ganze Macht gegen ihn und wenn er nicht mehr verlieren wollte als er gegen Schweden je gewinnen konnte, mußte er sich zur Herausgabe seiner gemachten Eroberungen verstehn.

Nach dem Nimweger Frieden zeigte sich der französische Einfluß in Deutschland wo möglich noch mächtiger als vorher. Ludwig XIV. verstand es nicht blos an den Höfen, sondern auch in den weiteren Kreisen der höheren Klassen ergebene Anhänger zu erkaufen. Selbst der Wiener Hof wurde von ihm beherrscht, denn dessen wahre Beherrscher, die Jesuiten, wandten sich nach ihrer gewöhnlichen Art Ludwigs aufgehender Sonne zu und verriethen ihren blindgläubigen Verehrer und Wohlthäter Leopold I. wo und wie sie nur konnten. Schon im Jahre 1670 hätten ihm die Augen aufgehn müssen, wenn er welche gehabt hätte. Ein mit besonderer Schlauheit unternommener und nur durch Zufall entdeckter Vergiftungsversuch gegen ihn selbst führte auf einen Jesuiten als Urheber zurück. Da Leopold damals noch keinen männlichen Erben hatte, so wäre mit seinem Tode die ganze Lage Europas zum ungeheuersten Vortheil Ludwigs XIV. verändert worden. Begreiflicher Weise wurde von den Jesuiten dafür gesorgt daß die Fäden des Complots nicht verfolgt werden konnten. Es bleibt daher ungewiß, ob sie es als einen freiwilligen Liebesdienst, gleichsam als Einstand und Empfehlung bei dem großen französischen König angezettelt haben, oder ob er selbst darum wußte. Auf jeden Fall hätte er den alleinigen Nutzen davon gehabt. Bis zum Jahre 1674 wurde der jesuitische Einfluß in Wien etwas durch den damaligen Premierminister Fürsten Lobkowitz beschränkt. Er war als solcher und als gebildeter Weltmann ihr natürlicher Feind, obgleich auch keineswegs ein treuer und tüchtiger Diener seines Herrn. Aber als er durch ihre Einflüsterungen in dem genannten Jahre plötzlich gestürzt worden war, herrschten sie unumschränkt und Leopold I. dachte nicht daran die angeblich stäts nur von einem Einzelnen begangenen Verbrechen dem Orden zur Last zu legen. Sie verriethen alle Staatsgeheimnisse, alle Bewegungen der Heere an Ludwig XIV., sie reizten den Kaiser zu den thörichtsten Gewaltmaßregeln gegen die adelichen Vorrechte und die Protestanten in Ungarn und complotirten dann mit den ungarischen Rebellen gegen den Kaiser. Sie verschmähten es auch nicht bei der hohen Pforte zum Kriege gegen Oesterreich zu schüren, nur um Ludwig XIV. ihre aufrichtige Ergebenheit zu

beweisen. Leopold I. erntete so in vollem Maße den Dank den sich seine Vorgänger und er selbst von den Jesuiten verdient hatten. Denn so wenig man von einem giftigen Gewürme etwas Anderes erwarten kann als daß es sein Gift gebraucht, so wenig kann man sich auch verwundern daß die Jesuiten das Haus Habsburg so behandelten wie sie es thaten.

Ludwig XIV. sparte weder Geld noch Schmeicheleien aller Art um feile Seelen oder eitele Gecken unter den deutschen Staatsmännern, Hofleuten und Gelehrten, besonders Juristen und Historiker an sich zu fesseln. Daneben wirkte für ihn unwillkürlich aber unwiderstehlich das Uebergewicht der französischen Hofbildung, die sich gerade jetzt überall in Deutschland eindrängte. Ludwig XIV. und das Leben an seinem Hofe wurden die Sonne nach der sich die Blicke der deutschen Fürsten und ihrer Höfe wandten. Derselbe Dünkel der ihnen eingab die Rolle europäischer Mächte zu spielen, trieb sie auch den sogenannten großen König bis ins Einzelnste nachzuahmen. Um sich dem erhabenen Vorbild möglichst anzunähern wurde Alles nach dem Zuschnitt von Versailles eingerichtet: französische Hofsitte, französische Mode, französische Sprache begannen eine unumschränkte Herrschaft zu üben. Das Beispiel der Höfe wirkte bei der damaligen Versumpfung des deutschen Volkslebens, bei der demüthigen Verehrung gegen die regierenden Herren nach und nach auch auf weitere Kreise. Jede fürstliche Residenz geizte nach der Ehre Klein-Versailles zu heißen und opferte willig Alles was noch von deutscher Zucht und Ehrbarkeit, von bürgerlicher Gediegenheit und Tüchtigkeit den dreißigjährigen Krieg überdauert hatte. So begann sich das deutsche Volk durch den Einfluß der französischen Hofcultur in zwei große Massen zu scheiden, in die sogenannten Gebildeten d. h. französisch Umgemodelten, und die Ungebildeten d. h. die naiv nach alter Art Fortlebenden.

Wie Ludwig XIV. sein Uebergewicht in Deutschland zu benützen gedachte, lehrte die nächste Folge. Nach dem Nimweger Frieden setzte er drei Gerichtshöfe zu Metz, Breisach und Besançon ein, die berüchtigten sogenannten Reunionskammern, angeblich um seine Ansprüche auf den Zubehör der ihm seit 1648 abgetretenen deutschen Gebietstheile rechtlich untersuchen zu lassen. Jedermann wußte daß es sich nur um eine leere Formalität handele, um einen Diebstahl der unter der Maske des Rechtes ausgeführt werden solle, denn diese Gerichtshöfe bestanden aus seinen Creaturen und nahmen sich kaum die Mühe die ihnen aufgetragene Farce zu Ende zu spielen. Ueberdies hatte Ludwig selbst solche Eile daß er schon ehe sie ihren Spruch fällen konnten, mitten im Frieden und unter fortwährender Betheuerung seiner wohlmeinenden Gesinnung gegen das deutsche Reich beträchtliche Landstriche als solchen angeblichen Zubehör früherer Abtretungen mit gewaffneter Hand besetzte. Natürlich erfolgte dann sogleich das Urtheil seiner rechtsgelehrten Schergen, daß er es mit vollem Rechte thun dürfe. Auf diese Art bemächtigte er sich bequemer und sicherer als wenn er das Glück des offe-

Digitized by Google

nen Krieges hätte wagen sollen eines großen Theils des deutschen linken Rheinufers. Zuletzt erkaufte er auch noch durch Verräther die angeblich mit 300,000 Thaler bezahlt wurden, am 30. September 1681 die Uebergabe der Reichsstadt Straßburg, der größten und wichtigsten Stadt im ganzen deutschen Südwesten. So mächtig herrschte französischer Einfluß an den deutschen Höfen und in den deutschen Cabinetten daß auch jetzt noch keine Kriegserklärung erfolgte. Oesterreich allein, dem der Verlust Straßburgs doch endlich das Maß voll gemacht hatte, war gerade damals am wenigsten im Stande etwas zu thun. Es war wieder in einen sehr gefährlichen Türkenkrieg verwickelt, den Ludwig angezettelt hatte um am Rhein sicher zu sein. Die Finanzen und das Heer des Kaisers befanden sich durch die jesuitischen Gebieter des Kaisers in so ungenügendem Zustande daß die Türken sich fast ohne Widerstand über ganz Ungarn und bis vor Wien ausbreiteten. Im Sommer 1683 belagerten sie diese Stadt. Sie leistete denselben heldenmüthigen Widerstand wie im Jahre 1529, aber sie wäre doch verloren gewesen, wenn nicht dem rathlosen und ohnmächtigen Kaiser von einigen Reichsfürsten und dem König von Polen, Johann Sobiesky, Hülfe gekommen wäre. Sächsische, brandenburgische, hauptsächlich aber bairische Truppen unter ihrem tapferen jugendlichen Kurfürsten Max Emmanuel im Vereine mit einem starken polnischen Heere unter persönlicher Führung des schon als Türkenbesieger erprobten Königs Johann entsetzten die Stadt, vernichteten das türkische Heer und eroberten rasch einen großen Theil Ungarns zurück.

Der allerchristlichste König empfand die Niederlage der Türken mit Recht als einen schweren Schlag der ihn selbst getroffen hatte. Deshalb zeigte er sich auch am Rheine einstweilen etwas nachgiebiger. Seine Diplomaten wußten es als einen Beweis seiner grenzenlosen Großmuth bei allen Freunden und Spießgesellen bestens zu rühmen daß er einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre mit dem Reiche abzuschließen geneigt sei, mit dem er doch, wie er unzählige Male betheuert hatte, gar nicht im Kriege gewesen war. Wirklich gelangen ihnen ihre Umtriebe auch diesmal. Der Waffenstillstand wurde für zwanzig Jahre auf den Fuß des gegenwärtigen Besitzstandes geschlossen und Ludwig verzichtete auf alle weiteren Reunionsansprüche.

Wie er das meinte, zeigte er schon nach kurzer Zeit. Im Jahre 1685 erlosch das bisher blühende pfälzische Kurhaus der Linie Pfalz-Simmern im Mannsstamme. Ludwig nahm für die Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Elisabeth Charlotte, die an seinen Bruder, den Herzog von Orleans, vermählt war, allem Staatsrechte zum Hohn den ganzen Mobiliarnachlaß ihres Bruders, sowie alle die Gebietstheile der Pfalz in Anspruch von denen nicht ausdrücklich nachgewiesen werden könnte daß sie Mannslehen seien. Um diesen unerhörten Forderungen zu begegnen schlossen sich wenigstens einige Reichsstände zusammen, was Ludwig als lang ersehnten Vorwand zur Besetzung der Pfalz benützte. Als nun endlich die Kriegserklärung des Reichs

Digitized by Google

erfolgte und der localisirte Krieg zu einem allgemein europäischen sich umzugestalten drohte, sah Ludwig ein daß er für diesmal die Beute fahren lassen müsse. Doch beschloß er sie so zurückzulassen, daß sie auch jedem Andern nichts werth sein sollte. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs, der sich selbst für das Muster echtmenschlicher Bildung hielt und von seinem Volke und vielen Thoren im Ausland wirklich dafür gehalten wurde, verheerten die französischen Truppen die Pfalz und andere benachbarte Gebiete mit einer solchen systematischen und raffinirten Gründlichkeit daß sie sich rühmen durften alle Greuel der Bestialität im dreißigjährigen Kriege überboten zu haben. Es ist beachtenswerth für die Charakteristik der Franzosen daß sich ihre Generäle, nicht blos der eine Melac, Officiere und Soldaten mit enthusiastischem Wetteifer zu Mordbrennereien und Schlächtereien drängten, wo nicht der geringste Widerstand die thierischen Leidenschaften aufgestachelt hatte, wo also nur die Lust an der Zerstörung als solcher, die kaltblütige Grausamkeit die um ihrer selbst willen sich ins Werk setzt, höchstens noch die Raubsucht thätig sein konnten.

Jetzt giengen auch den Verblendetsten unter den deutschen Fürsten die Augen auf: sie sahen an dem Schicksal der Pfalz, unzähliger in Flammen aufgegangener Städte, darunter zweier großer Reichsstädte, Speier und Worms, Dörfer und Schlösser, was ihrer eigenen Länder harre, wenn sich Ludwig noch weiter auszudehnen vermöge. Der Krieg wurde am Rhein mit ungewöhnlichem Nachdruck und nicht ohne Glück geführt, doch ein Einbruch in Frankreich von dieser Seite her erwies sich unthulich. Ludwig hatte den Zweck seiner Mordbrennereien erreicht: seine Grenzen waren besser als durch Heere und Festungen durch die Wüste gedeckt welche die französischen Soldaten hinter sich gelassen hatten.

Nach und nach betheiligte sich fast ganz Europa an dem Kampfe und trat zu einer großen Coalition gegen Frankreich oder Ludwig XIV. zusammen. Denn beides war hier gänzlich ein und dasselbe und wenn Ludwig von sich selbst zu sagen pflegte, er sei Frankreich oder der französische Staat, so litt dies Wort für die auswärtige Politik nicht die geringste Einschränkung. Er verkörperte nur in seinem, die Freiheit und das Dasein aller Staaten und Völker bedrohenden Universaldespotismus den innersten Gedanken jedes Franzosen, der sich als Theilnehmer daran für die Knechtschaft zu Hause damals wie zu jeder anderen Zeit vollkommen entschädigt fand.

Die Seele der Coalition war Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, Statthalter von Holland, der schon in dem Kriege von 1672 sich als einen der hartnäckigsten und klügsten unter allen Feinden des französischen Königs gezeigt hatte. Wilhelm war es kurz vorher 1688 gelungen seinen katholischen Schwiegervater Jacob II. von England, einen Söldling Ludwigs, zu entthronen und dem Namen nach neben seiner Gemahlin Marie, in der That aber allein König von England zu werden. England war somit wie-

der seiner natürlichen Aufgabe gewonnen, als protestantische und germanische Macht eine Vorkämpferin gegen den Romanismus, gegen geistliche und weltliche Sclaverei zu sein was es seit der unheilvollen Zurückführung der Stuarts, seit 1660 zu sein vergessen hatte.

Einer solchen Coalition war selbst die schon so sehr centralisirte Kraft Frankreichs auf die Dauer nicht gewachsen, obwohl seine gutgeschulten Heere hie und da noch einige Vortheile über die, wie bei Coalirten natürlich ist, schlecht geführten oder ungleich zusammengesetzten Truppen der andern Mächte davon trugen. Ludwig beeilte sich also mit Hülfe seiner alten Künste die Verbündeten im Frieden zu vereinzeln, was ihm auch 1697 zu Ryswik so gut gelang daß er fast ohne alle Verluste aus dem Kriege davon kam. Er gab nur Freiburg und Breisach heraus, die zwei Fangzähne die er bereits in das rechte Rheinufer eingeschlagen hatte, weil er sah daß er ein so großes Beutestück doch noch nicht zu fassen vermöchte. Aber seine Reunionen behielt er, sogar die Reichsstadt Straßburg, die nicht einmal mit unter diesen sogenannten Rechtstitel fiel, sondern aus Gründen der Sicherheit Frankreichs durch einen bloßen Gewaltstreich geraubt war, wie solche bei Andern unerhört, in der französischen Politik von jeher an der Tagesordnung gewesen sind und bleiben werden.

In der heimtückischsten Absicht hatten die französischen Friedensunterhändler mit dem Reiche auf einem Artikel bestanden durch welchen der katholische Gottesdienst an den Orten auch im Frieden erhalten werden sollte, wo er von französischen Truppen im Kriege eingeführt worden war. Denn Ludwig hieß nicht umsonst der allerchristlichste König: er war zwar aus guten Gründen ein besonderer Freund und Alliirter des Großtürken, aber er hatte doch auch den Ketzern, den Hugenotten in Frankreich ein furchtbares Ende bereitet und damit in seinen und der Jesuiten Augen alle Anwandlungen menschlicher Schwachheit mehr als gut gemacht. Da er sich wie manche seiner Vorfahren und Nachfolger ein allgemeines Protectorat über den Katholicismus anmaßte, so war es von seiner Seite nur folgerecht daß er auf jener berüchtigten Ryswiker Clausel bestand. Aber was sollte man dazu sagen daß Oesterreich und Kurpfalz auf Antrieb der Jesuiten alles Mögliche thaten um ihn zu einer Ausdehnung seiner Forderung zu bewegen, an die er selbst zuerst nicht gedacht hatte? Von einigen Dutzend Ortschaften schwoll sie auf 1922 an, deren Kirchen den Protestanten genommen werden sollten, weil irgend ein französischer Feldpater oder Caplan einmal darin Messe gelesen hatte. So gelang die Einschiebung der Clausel in das Friedensinstrument, obwohl sich die protestantischen Reichsstände von den katholischen die Zusage geben ließen daß sie sich niemals zum Nachtheil des westfälischen Friedens darauf berufen wollten. Aber die Zusage wurde fast augenblicklich gebrochen. Denn nun zog mit dem neuen Regentenhause Pfalz-Neuburg, das 1614 wegen der jülichschen Erbschaft vom Lutherthum zum Katholi-

cismus übergetreten war, die Gegenreformation in die Pfalz ein, zwar nicht mit offener Gewalt, weil diese durch das Reichsgrundgesetz verboten war, dafür aber mit allen Werkzeugen der Verführung und Heimtücke, wie sie sich bei Jesuiten von selbst verstanden.

Es schien als sollte der confessionelle Hader der seit 1648 zurückgetreten war, überall in Deutschland von Neuem zu einem allgemeinen Brande entzündet werden, der Niemand erwünschter als Frankreich gekommen wäre. Denn kurz nach dem Ryswiker Frieden glückte dem Katholicismus eine Erwerbung die alle seine bisherigen an Glanz und Folgewichtigkeit übertraf.

Das Haupt des Corpus Evangelicorum, Kurfürst August II. von Sachsen, trat zu ihm über. Zwar hatte nicht einmal der Convertit selbst die Stirne zu behaupten daß es aus innerer Ueberzeugung geschehe: es lag zu klar am Tage daß er katholisch geworden war, weil er nur so seine ehrgeizigen Absichten auf die erledigte polnische Krone erreichen konnte. Aber die That selbst wog doch unendlich schwer für den Katholicismus und es kam nur darauf an, ob sie sich zu einer katholischen Reaction in dem eigentlichen Mutterlande der Reformation, in Sachsen benützen ließ. Doch davor schützte der zähe passive Widerstand des ganzen Volkes, das sich wohl mit Füßen treten, ausplündern und noch verhöhnen, aber nicht seinen Glauben gefährden ließ, und das schlaffe und indolente Naturell Augusts. Er war mit dem hohlen Prunke zufrieden den er als König von Polen in Dresden und Warschau entfalten konnte. Er begünstigte wohl auch die jesuitischen Umtriebe an seinem Hofe und in seiner Familie, die sogar den Kurprinzen zum Abfall von seinem Glauben verführten. Aber es hätte ihm zu viel Mühe gekostet und zu viel Zeit seinem eigentlichen Berufe, dem sinnlichen Genusse, entzogen, wenn er auch seinen Erblanden seine neue Kirche hätte aufdringen wollen. Hier traten nun jene Bestimmungen des westfälischen Friedens in Kraft, wie es bei einem Religionswechsel des Landesherrn gehalten werden sollte und erwiesen sich als eine im Ganzen genügende Schranke gegen die rastlosen jesuitischen Wühlereien. Dem Namen nach führte Sachsen sogar noch am Reichstage das Directorium des Corpus Evangelicorum fort, das ihm rechtlich gehörte, aber natürlicher Weise übertrug sich die Stellung einer Vormacht der deutschen Protestanten auf Brandenburg, den jetzt größten protestantischen Staat, der sich nur bisher, weil das Land lutherisch, aber sein Fürstenhaus reformirt und seit Sigmund der Toleranz zugethan war, neben dem streng lutherischen Sachsen und der calvinistischen Kurpfalz nicht recht in seiner confessionellen Bedeutung hatte geltend machen können.

Die polnische Königskrone auf dem Haupte des sächsischen Kurfürsten befeuerte auch in dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der 1688 seinem Vater, dem großen Kurfürsten, gefolgt war, den schon lange genährten Wunsch nach dem Besitze einer solchen. Seine europäische Stellung als

Herzog von Preußen mußte ihm als Grundlage dafür dienen und so gelang es ihm nach mühseligen und langwierigen Unterhandlungen mit den verschiedensten Mächten, namentlich mit dem Kaiser Leopold, die Anerkennung der von ihm 1701 neugeschaffenen Königswürde in Preußen durchzusetzen.

Friedrich III. oder als König Friedrich I. leistete zum Dank für die kaiserliche Anerkennung in dem gerade 1701 beginnenden großen Kriege um die spanische Erbschaft dem Hause Oesterreich die wesentlichsten Dienste. Ludwig XIV. hatte durch geschickte Unterhandlungen es dahin gebracht daß der letzte König von Spanien aus dem habsburgischen Stamme, Karl II., in seinem Testamente dem Enkel des französischen Königs, Philipp die Nachfolge in der ganzen spanischen Monarchie zuwandte und die besser begründeten Ansprüche des Erzherzogs Karl, des zweiten Sohnes Kaiser Leopolds, übergieng.

Die Vereinigung der unermeßlichen spanischen Monarchie mit Frankreich hätte die Gefahr einer französischen Universaldespotie, wogegen Europa schon so lange in Waffen stand, größer als je gemacht. Denn wenn auch die Kronen von Frankreich und Spanien vorläufig getrennt bleiben sollten, so verstand es sich doch von selbst daß der Enkel nur eine Drahtpuppe in der Hand des Großvaters sein werde. So mußte noch einmal ein großer Kampf für die Freiheit und Selbständigkeit aller Staaten gewagt werden. Zum Glück befand sich Wilhelm von Nassau als König von England und Statthalter von Holland noch an der Spitze zweier Großmächte deren außereuropäische Interessen durch die Vereinigung Spaniens und Frankreichs noch handgreiflicher bedroht waren als das Gleichgewicht Europas im engeren Sinne. Er wurde von Neuem die Seele der großen Coalition die sich gegen Frankreich und Spanien bildete. Auch der Kaiser Leopold war nun am Ziele seines Lebens etwas thatkräftiger und entschlossener geworden. Sein Einfluß brachte endlich auch das deutsche Reich als solches zu dem Bunde gegen Ludwig XIV., doch nicht ohne daß auch diesmal wieder die französischen Intriguen zwei der größten Reichsfürsten, die beiden Brüder Max Emanuel, Kurfürst von Baiern, und Clemens Josef, Kurfürst und Erzbischof von Cöln, von der gemeinsamen Sache zu trennen und zu Reichsfeinden zu machen gewußt hätten. Max Emanuel hatte sich einst dem Kaiser in den Türkenkriegen als einen tapferen und aufopfernden Bundesgenossen bewiesen, war aber wie er glaubte mit Undank belohnt worden. Seine Geldnoth und sein gekränkter Ehrgeiz wurden von Ludwig XIV. arglistig wie immer ausgebeutet. Sein Bruder der Kurfürst von Cöln, ein schwacher Wüstling, ließ sich durch ihn mit fortreißen.

Der Abfall Baierns von der gemeinsamen Sache gab in den ersten Jahren des großen Krieges Frankreich wenigstens auf dem einen Kriegsschauplatze in Süddeutschland das Uebergewicht, bis es die Schlacht bei Höchstädt 1704 brach. Ihre nächste Folge war die Flucht des bairischen Kurfürsten

aus seinem Lande, ihre weitere die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland und die Flucht des andern Reichsverräthers, des Kurfürsten von Cöln. Von da ab begann ein völliger Umschwung. Auf den beiden Hauptkriegsschauplätzen in den spanischen Niederlanden und Italien erlitten die französischen Heere durch die Alliirten unter dem Befehle der beiden größten Feldherrn ihrer Zeit, des kaiserlichen, Eugen Prinz von Savoyen, und des englischen, des Herzogs von Marlborough, eine Reihe der furchtbarsten Niederlagen. Die Coalition war einiger und entschlossener wie je den Krieg bis zur völligen Demüthigung des allgemein schädlichen Feindes fortzusetzen. Selbst Oestreich entfaltete jetzt, nachdem Leopold II. 1705 gestorben und ihm sein ältester Sohn Josef I. als Kaiser und Herr der Erblande gefolgt war, eine Kraft und Thätigkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte. Alle Manöver Ludwigs XIV. versagten eines nach dem andern, wie eines seiner Heere nach dem andern vernichtet wurde. Frankreich rechnete auf seinen alten Schildknappen Schweden, aber der schwedische König Karl XII. fand an den andern östlichen und nördlichen Mächten so zahlreiche und starke Gegner daß er mit ihnen genug zu thun hatte und keine Diversion von Bedeutung zu Gunsten Ludwigs machen konnte. Wie sonst sollten auch jetzt die Türken der Sache des allerchristlichsten und zugleich des katholischen Königs, des Großvaters und des Enkels, dienen, aber seit der verunglückten Belagerung Wiens hatten sie von den kaiserlichen Waffen Niederlagen auf Niederlagen erlitten. Bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts waren sie aus ganz Ungarn sammt seinen Nebenländern herausgeworfen und ein Friede zu Carlowitz 1699 hatte dem Kaiser Leopold I. gegeben was seinen Ahnen zwei Jahrhunderte lang entweder ganz oder zum großen Theil entzogen gewesen war, den vollen Besitz Ungarns. Nur die althergebrachte Mißstimmung in Ungarn konnte durch französische und die mit ihnen wie herkömmlich verbündeten jesuitischen Wühlereien und Ränke zu einem gefährlichen Aufstande unter Führung des Franz Ragoczy ausgebeutet werden. Er hielt allerdings von 1703 — 1711 einen Theil der kaiserlichen Streitkräfte im Schach, doch ohne Einfluß auf den Gang des großen Krieges.

Nur ein unvorhergesehener Zufall, der Tod des im ersten Mannesalter stehenden Kaisers Josef I. ersparte Ludwig XIV. die wohlverdiente ärgste Demüthigung. Denn schon war er nicht blos zur gänzlichen Verzichtleistung auf die spanische Erbschaft und zur Herausgabe alles dessen bereit, was er und seine nächsten Vorfahren dem deutschen Reiche entwandt hatten, sondern er hätte sich auch noch in härtere Bedingungen gefügt. Aber nun änderte sich mit einem Schlage die ganze Situation. Josef starb 1711 ohne männlichen Erben und Erzherzog Karl, oder wie er sich in Spanien nannte, Karl III., war nicht blos der Herr Spaniens, sondern auch der einzige Erbe der deutschen habsburgischen Linie und der herkömmliche Träger der Kaiserkrone, denn er war der einzige männliche Sprosse des ganzen Hauses Habsburg. Dadurch

Digitized by Google

wurde das europäische Gleichgewicht ebenso stark bedroht, wie durch die französische Uebermacht, die jetzt nachdem sie ein Jahrzehend lang Schlag auf Schlag erlitten, kaum mehr gefährlich schien.

England und die Niederlande neigten sich ohnehin schon länger zum Frieden. König Wilhelm war schon im Beginne des Krieges gestorben, nachdem er ihn in rechten Zug gebracht hatte. Seine Schwägerin und Nachfolgerin in England, die Königin Anna, gerieth unter den Einfluß einer politischen Partei, der Tories, welche nach ihrem besonderen Interesse der Fortsetzung eines Krieges entgegenwirkte der ihrem Hauptfeinde, dem Herzog von Marlborough immer neue Lorbeeren brachte. So kam 1713 der Friede zu Utrecht zwischen England und den Niederlanden auf der einen Seite und Frankreich und Spanien auf der andern zu Stande. Der nunmehrige deutsche Kaiser Karl VI. sollte als Abfindung für die ganze spanische Monarchie die spanischen Niederlande, Neapel, Sardinien und Mailand erhalten, alles Andere auf Philipp, als König von Spanien Philipp V., übergehn, mit Ausnahme Siciliens welches einem der eifrigsten unter den Verbündeten, dem Herzog von Savoyen, zum Lohne gegeben wurde.

Auch Kaiser und Reich sahen sich schon nach einem Jahre zum Beitritt zu dem Utrechter Frieden genöthigt. Von allen ihren Verbündeten verlassen hatten sie den Krieg gegen Frankreich in welchem Ludwig XIV. seine letzten Kräfte aufbot, matt und ungeschickt fortgesetzt. Ein Friedensschluß zu Baden 1714 wiederholte die Bedingungen des Utrechter, doch blieb der Kaiser auf eigene Hand noch im Kriege mit Philipp V. von Spanien, den er als unrechtmäßigen Besitzer seines Erbes betrachtete.

In demselben Jahre starb die Königin Anna und ihr Nachfolger durch Erbrecht, der Kurfürst Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg oder Hannover, war bisher ein treuer Verbündeter Oestreichs gewesen. Schon sein Vater Ernst August hatte sich als solchen bewiesen und zum Lohne dafür von Kaiser Leopold die Kurwürde, also die neunte erhalten 1692, trotz des heftigsten Widerspruches vieler Reichsstände, der erst 1710 besiegt werden konnte. Doch die Stellung Englands zur großen Politik und insbesondere zu der spanisch-österreichischen Frage änderte sich nicht dadurch daß ein kleiner auswärtiger Fürst seinen Thron bestieg.

Schon vor und während des spanischen Erbfolgekrieges hatten einige deutsche Reichsstände die zugleich fremde Kronen trugen, die Könige von Polen, Preußen und Dänemark, als Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und Herzog von Holstein Glieder des Reichs, auch der Kurfürst von Hannover der während dieser Zeit die englische Krone erwarb, Theil an dem großen sogenannten nordischen Kriege gegen Karl XII. von Schweden genommen. Der russische Czar oder wie er sich jetzt nannte Kaiser Peter der Große hatte mit seinem gewöhnlichen Scharfblick in Schweden seinen eigentlichen Feind erkannt, der ihn durch den Besitz der Ostseeländer von jeder

Verbindung mit dem Meere und jedem Eingreifen in die große Politik ausschloß. Auf seinen Betrieb bildete sich eine große Coalition der genannten Mächte mit dem Ziele Schweden aller seiner früheren Eroberungen zu berauben, und die Jugend Karls XII. schien der Ausführung des Planes günstig. Doch zeigte sich der schwedische König als den echten Erben der soldatischen Eigenschaften seiner Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite her. Seit 1697 tobte der Krieg im ganzen Norden mit wechselndem Erfolge zuerst überaus günstig für Karl, der 1700 Peter bei Narwa gänzlich schlug, Polen eroberte, König August verjagte, ihn nach seinen Erblanden verfolgte und dort zu einem schimpflichen Frieden zu Altranstädt zwang, in welchem er auch auf die polnische Krone verzichten mußte. Darauf hatte sich der Sieger höchst abenteuerlich in das südliche Rußland gewagt um Peter dasselbe Schicksal zu bereiten, war aber bei Pultawa 1709 gänzlich geschlagen und zur Flucht in die Türkei genöthigt worden. Während er dort Jahre in eigensinniger Unthätigkeit verträumte, wurden alle schwedischen Küstenländer an der Ostsee von den Verbündeten angegriffen und zum größten Theile erobert und August in Polen wieder eingesetzt. Selbst als Karl die Türkei endlich verließ und persönlich den Kampf gegen die Preußen und Dänen in Pommern und Norwegen führte, gelang es ihm nicht das Verlorene wieder zu gewinnen. Als er 1718 gefallen war, schloß die schwedische Regierung mit Hannover und Preußen Friede. Das erste erhielt Bremen und Verden, das zweite Vorpommern bis an die Peene, so daß nur noch der Rest von Pommern von allen Eroberungen des dreißigjährigen Krieges den Schweden blieb. Auch mit Dänemark, Polen und Rußland kam dann ein Friede zu Stande, gleichfalls gegen große Opfer, doch berührten seine Bedingungen Deutschland nur insofern, als die ehemaligen deutschen Colonien Livland und Esthland sammt Ingermannland jetzt die Fremdherrschaft wechselten und von Schweden an Rußland übergiengen, wodurch sie dem Vaterland noch ferner gerückt wurden.

In demselben Jahre beendete ein Friede zu Passarowitz einen Krieg den die Türken im ungeschicktesten Augenblick, nach dem Badener Frieden, gegen den Kaiser begonnen und unglücklicher als irgend einen früheren geführt hatten. Oesterreich erhielt das ganze Banat, Serbien sammt Belgrad, die Walachei bis zur Aluta, einen Theil von Bosnien und was noch von Croatien und Slavonien in türkischem Besitze gewesen war.

Doch Karl VI. dachte noch an größeren Gewinn als den eben erlangten. Noch immer hatte er Philipp V. nicht anerkannt und keinen Frieden mit ihm geschlossen. Er glaubte sich nicht stark genug durch seine eigene Kraft Spanien zu erobern, daher sollten ihm diplomatische Manöver Verbündete schaffen. Frankreich schien dabei nicht furchtbar. Ludwig XIV. war 1715 gestorben und hatte sein Reich in tiefster Erschöpfung seinem Urenkel Ludwig XV. hinterlassen. Auch waren sehr bald nach dem Utrechter Frieden Mißverständ-

nisse zwischen beiden bourbonischen Mächten ausgebrochen und die Verwandtschaft der Regentenhäuser erwies sich wie gewöhnlich als ein schwaches Band.

Aber auch in Spanien erstrebte man auf dem nämlichen Wege die Wiedervereinigung der ganzen spanischen Monarchie. Der Kaiser mußte bald erfahren daß die Politik überall von denselben egoistischen Gesichtspunkten ausgieng und mit derselben Gewissenlosigkeit verfuhr wie sie es am Wiener Hofe that, nur mit dem Unterschied daß die andern Cabinete, namentlich das spanische, gewöhnlich besser unterrichtet und von intelligenteren Leuten bedient waren als das kaiserliche. Aber noch nachtheiliger wirkte ein anderer Plan den Karl VI. mit dem wunderbarsten Aberglauben an die Kraft papierner Verheißungen Jahre lang verfolgte. Da er der letzte männliche Sprosse des habsburgischen Hauses war und ihm keine Erben weiter in Aussicht standen, so war es ein Lieblingswunsch des Kaisers seiner ältesten Tochter Maria Theresia die Nachfolge in der ganzen österreichischen Monarchie zuzuwenden. Mancherlei Bedenken standen jedoch im Wege. Diejenigen die aus dem Staatsrecht und der Verfassung einzelner Provinzen entsprangen, konnten durch kaiserliche Decrete oder durch Uebereinkunft mit den Ständen, wo es noch solche gab, hinweggeräumt werden. Doch viel schwieriger war die Beseitigung der Ansprüche welche von auswärtigen Mächten unter den verschiedensten Rechtstiteln auf einzelne Theile der Monarchie erhoben wurden. Es schien dem Kaiser nothwendig solchen Prätendenten, wobei er zunächst an Baiern und Sachsen dachte, die Unterstützung der andern Mächte zu entziehen, ohne welche sie ungefährlich blieben.

So oft er sich nun anschickte seine Entwürfe zur Wiedereroberung Spaniens oder einen andern politischen Plan mit Nachdruck durchzuführen, so oft hielt ihn wieder der Gedanke zurück daß er ein oder das andere Cabinet sich zum Feinde machen könne. Der Wunsch die Anerkennung aller Mächte für die Veränderung der Thronfolge in Oesterreich oder für seine vorzugsweise so genannte pragmatische Sanction zu erhalten, überwand allmälig, indem er bei ihm zu einer fixen Idee wurde, alle andern Rücksichten der Klugheit und Ehre. Er verstand sich zu den größten Opfern an Land und Leuten, wenn er nur die Unterschrift eines Cabinets dafür eintauschte, womit es seiner Tochter den Besitz seiner Verlassenschaft gewährleistete.

So verlor er 1735 Neapel und Sicilien (Sicilien war nach dem Utrechter Frieden von dem Herzoge von Savoyen gegen Sardinien eingetauscht worden) an Spanien, mußte die erledigten Reichslehen Parma und Piacenza an einen spanischen Prinzen verleihen und Lothringen an Ludwig XV. von Frankreich überlassen. Der Herzog von Lothringen, Franz, wurde reichlich mit der Anwartschaft auf das Großherzogthum Toscana und durch die Hand der kaiserlichen Erbtochter Maria Theresia entschädigt. Schon 1737 wurde Toscana, das als ein Reichslehen galt, durch das Erlöschen des Mediceischen Hauses ledig und gehörte von nun an dem Großherzog Franz.

Digitized by Google

Das deutsche Reich ließ sich wie gewöhnlich auch diese Schmälerung seines Umfangs gefallen, den die mächtigeren Reichsstände waren entweder in das kaiserliche oder in das französische Interesse gezogen. Lothringen konnte kaum mehr als ein wirklicher Theil des Reiches gelten, seitdem Frankreich den Elsaß erworben und die lothringischen Herzoge, wenn sie sich nicht allen Anmaßungen des übermüthigen Nachbarn fügen wollten, wie ungehorsame Vasallen zu behandeln sich gewöhnt hatte.

Durch die verkehrtesten Maßregeln, durch die verstärkte Fortsetzung der altösterreichischen heillosen Finanzwirthschaft und die Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit des Staatshaushaltes gerieth auch das einst von Prinz Eugen so trefflich geschulte und unter ihm so ruhmvolle Heer des Kaisers in den ärgsten Verfall. In einem leichtsinnig unternommenen Krieg mit den Türken, deren militärische Bedeutung man jetzt ebenso zu unterschätzen begann wie man sie früher überschätzt hatte, erlitt es empfindliche Verluste die zu einem schimpflichen Frieden 1739 führten, worin ein großer Theil des Gewinnes von 1718 geopfert wurde. Karl VI. überlebte diese Demüthigung nicht lange, er starb am 20. October 1740.

Wenige Monate vorher war auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, seit 1713 Nachfolger seines Vaters Friedrich I., gestorben. Er hatte es sich hauptsächlich zur Aufgabe gesetzt einen geordneten Staatshaushalt wieder herzustellen, der durch die Prunkliebe und die Kriege seines Vaters sehr zerrüttet war. Mit der ängstlichsten Sparsamkeit die sehr oft an schmutzigen Geiz grenzte und nie frei von Pedanterie war, benutzte er alle Hülfsmittel seiner von Natur armen Staaten, schuf neue in der Weise dieser Zeit, indem er Production und Handel von oben her zu beleben suchte, erhöhte zwar die Steuern, regelte und verwaltete sie jedoch so daß sie das Gedeihen der Unterthanen nicht unmöglich machten, aber sie nöthigten alle ihre Kräfte zusammenzunehmen, wenn sie bestehn wollten. Mehrere Erwerbungen vergrößerten seine Staaten. Die von Pommern ist schon erwähnt; auf friedlichem Wege erhielt er die Fürstenthümer Mörs und Lingen.

In der auswärtigen Politik hielt er sich zumeist an den Kaiser, soweit dieser wirklich das kaiserliche und nicht das blos österreichische Interesse vertrat. Wo es galt jesuitische Wühlereien im Reiche zurückzuweisen, nahm er eine ganz selbständige Haltung ein. Sein trefflich geschultes Heer von 76,000 Mann schien in seiner Hand nur ein kostbares Steckenpferd und erregte bei seinen Nachbarn mehr Spott oder Aerger, wegen der lästigen königlichen Liebhabereien für hochgewachsene Leute, als Achtung oder Furcht. Doch war und blieb es trotz alles Gamaschenthumes, das von der Person seines Kriegsherrn unzertrennlich war, das am besten exercirte, am besten ausgerüstete und von den tüchtigsten Befehlshabern geführte seiner Zeit, ein Werkzeug ohne Gleichen in der Hand dessen der es zu brauchen wußte.

Digitized by Google

Kapitel XXVII.

Deutsche Zustände um das Jahr 1740.

Seit dem westfälischen Frieden konnte dem deutschen Kaiserthum keine andere Aufgabe mehr zuerkannt werden als die einmal bestehenden Zustände im Reiche nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Es löste seine Aufgabe weniger durch die Mittel und Kräfte die ihm die Verfassung Deutschlands gab, als durch den Einfluß verschiedener davon unabhängiger Verhältnisse.

Während des Mittelalters stellte Deutschland den lebendigen Knotenpunkt der europäischen Bewegung dar, wobei weder unser Vaterland noch Europa sich schlecht befand. Die Reformation nöthigte die ganze Volkskraft sich nach innen zu sammeln. Ihre Folgen erschöpften die materielle und moralische Kraft der deutschen Nation so sehr daß sich seit dem dreißigjährigen Kriege das alte Verhältniß umkehren und Deutschland das passive Centrum der europäischen Politik werden mußte, wobei unser Vaterland und Europa sich gleich schlecht befanden.

Doch brachte es das System der großen europäischen Politik mit sich daß eine jede der großen und kleinen außerdeutschen Mächte mit Ausnahme einer einzigen, Frankreichs, aufs Lebhafteste an der Erhaltung des deutschen Reiches in seinen einmal vorhandenen Formen interessirt sein und diesem Interesse gemäß handeln mußte. Schon der Begriff des europäischen Gleichgewichts erforderte dies, wenn er auch noch so roh mechanisch gefaßt wurde. Seitdem er überhaupt in den Gedankenkreis der Zeit eingeführt war, erwies er sich hauptsächlich nach zwei Richtungen hin von fruchtbarem Erfolge. Die Aufrechthaltung des Besitzstandes der spanischen Monarchie gegen die Eroberungsplane Ludwigs XIV. war der Mittelpunkt der Thätigkeit des großen Schöpfers der Gleichgewichtspolitik, Wilhelms III. von Holland und England, gewesen. Seitdem der Utrechter Friede die spanische Frage so gelöst hatte daß die Sicherheit der übrigen europäischen Mächte dabei bestehn konnte, handelte es sich am meisten um die Abwehr oder möglichste Beschränkung der französischen Eroberungsgelüste welche das deutsche Reich zum Ziele nahmen. Der spanische Erbfolgekrieg, noch mehr aber das gänzlich verkehrte Regierungs- und Verwaltungssystem Ludwigs XIV. hatten zwar Frankreich in die größte innere Zerrüttung gebracht und Alles zu einem künftigen Umsturz der ganzen Verfassung vorbereitet, aber die dem französischen Nationalcharakter angeborene Eroberungspolitik war eben darum, weil sie nicht von den zufällig regierenden Persönlichkeiten ausfloß, nach wie vor dieselbe geblieben. Der polnische Thronfolgekrieg von 1735 zeigte wie gefährlich sie auch jetzt noch

dem Reichskörper werden konnte. Deshalb giengen noch immer die Bestrebungen der übrigen europäischen Mächte mit derselben Folgerichtigkeit wie früher dahin, nicht blos allen Versuchen Frankreichs auf Kosten des Reichs Beute zu machen, im Cabinet und im Felde entgegenzutreten, sondern auch Alles zu vermeiden was die Widerstandskraft des Reiches schwächen konnte. Sein geringer staatlicher Organismus welcher nur durch die Ueberbleibsel der kaiserlichen Gewalt wirklich zusammengehalten wurde, mußte möglichst in seiner einmal vorhandenen Gestalt geschützt werden. Die kaiserliche Macht im Reiche genoß daher von Seite aller europäischen Großstaaten mit Ausnahme Frankreichs wenigstens in soweit eine dauernde und einflußreiche Unterstützung als sie selbst sich im strengsten Sinne des Wortes erhaltend zeigte und auf dem Grunde des durch den westfälischen Frieden geschaffenen Staatsrechts einen gänzlichen Zerfall des Reichs in eine Anzahl vollkommen unabhängiger Staaten abzuwehren oder hinauszuschieben suchte. Kein deutscher Kaiser dachte seit dem dreißigjährigen Kriege und den furchtbaren Erfahrungen Ferdinands II. an eine Wiederherstellung eines engeren Zusammenhangs der einzelnen deutschen Territorialstaaten auf Kosten ihrer Selbständigkeit oder Souveränetät, und die große europäische Politik kam deshalb niemals in die Verlegenheit ihre Beziehungen zu Kaiser und Reich nach einer solchen revolutionären Politik des ersteren umgestalten zu müssen.

Mehrere große und mittlere europäische Mächte waren nach und nach zu Gliedern des Reichs geworden. Oesterreich ganz bei Seite gelassen, war England unmittelbar durch den Besitz seines regierenden Hauses, Kurbraunschweig, mit dem Bestand des Reiches verflochten. Rußland hatte durch die Verbindung der kaiserlichen Familie mit dem Hause Holstein-Gottorp und andern deutschen Fürstenhäusern wenigstens die Aussicht in eine ähnliche Stellung zum Reiche zu treten wie sie Schweden seit dem westfälischen Frieden und Dänemark schon seit länger als zweihundert Jahren, seit der Wahl des Herzogs Friedrich von Holstein und Schleswig zum dänischen König einnahmen. Fast in gleicher Lage befand sich das albertinisch-sächsische Haus, seitdem August II. König von Polen geworden war. Wäre der polnische Thron von gleicher Festigkeit gewesen wie der englische oder auch nur der dänische, so würde auch Sachsen in ein ähnliches Verhältniß zu Polen getreten sein wie Hannover zu England oder die beiden nordalbingischen Herzogthümer zu Dänemark.

Alle diese genannten europäischen Mächte konnten nach der Lage der Dinge nur in einer Unterstützung des wichtigsten erhaltenden Elementes in der Reichsverfassung, der kaiserlichen Macht, eine Sicherung ihrer eigenen Besitzungen und Ansprüche erblicken, da es keiner einzigen von ihnen zunächst darum zu thun war weitere Erwerbungen in Deutschland auf gewaltsamem Wege zu machen. So brachte das an sich so traurige Verhältniß der Abhängigkeit großer deutscher Territorien von einer dem Reiche fremden Po-

Digitized by Google

litik doch wieder eine Art von Vortheil für die politische Gesammtentwickelung Deutschlands. Denn Alles was der vollständigen Emancipation der einzelnen Territorialstaaten und der gänzlichen Zertrümmerung des Reichskörpers entgegenarbeitete, mußte einstweilen noch als ein Gewinn für die Zukunft der deutschen Nation angesehen werden.

Es wäre ganz unbegreiflich gewesen, wenn die deutschen Territorialstaaten aus eigenem freien Willen auf dem Wege stehn geblieben wären den sie seit der Reformation bis zum westfälischen Frieden mit so günstigem Erfolge betreten hatten. Bei jedem Schritte auf ihm hatte sie der Einfluß Frankreichs gefördert und immer weiter vorwärts getrieben. Auch jetzt noch besaß man in Versailles dieselbe Neigung, wenn auch nicht mehr dieselbe Kraft wie in der glänzenden Zeit Ludwigs XIV. ihnen behülflich zu sein um auch die letzten Consequenzen ihrer Bestrebungen nach voller Selbständigkeit durchzusetzen. Die äußere Nothwendigkeit die sie hieran verhinderte, war eben die große europäische Politik mit ihrer wesentlich conservativen Gesinnung gegen die Reichsverfassung wie sie einmal sich gestaltet hatte. Sie verhinderte es daß der Reichskörper nicht in eine Anzahl von etwa dreißig bis vierzig scheinbar selbständigen Staaten zerfiel welche mit Hülfe des Auslandes, d. h. Frankreichs sich die mehreren hundert kleineren und kleinsten Territorien unterworfen haben würden, um selbst nur durch die Gnade Frankreichs eine Scheinexistenz als europäische Mächte zu erkaufen, wie sie eine spätere Zeit den Rheinbundstaaten gegeben hat.

Natürlicherweise gieng die Politik aller jener kleineren und kleinsten deutschen fürstlichen, aristokratischen oder demokratischen Staaten dahin nach ihren besten Kräften eine solche Eventualität zu verhüten, die sie klar genug als die eigentliche Gefahr der Zukunft erkannten. Sie schlugen im Allgemeinen den richtigsten Weg zu ihrer Verhütung ein, indem sie sich so fest als möglich an die kaiserliche Macht anlehnten.

Man darf die Verstärkung welche dieser daraus erwuchs nicht zu gering anschlagen. Wollte man sie nur nach der Bedeutung und Kraft berechnen welche eine Verbindung aller dieser Kleinstaaten zu ihrem gemeinsamen Schutze gegen die Uebergriffe der größeren und des Auslandes ohne den Rückhalt der kaiserlichen Macht gehabt hätte, so würde man ein unrichtiges Ergebniß gewinnen. Aber so lange die Verfassung des Reichs und in ihr die kaiserliche Autorität nicht durch ein gewaltsames Ereigniß in Frage gestellt wurde, war ihr reichsverfassungsmäßiger Einfluß viel größer als ihre wirkliche Macht, und jener diente wiederum mit dazu ein solches zerstörendes Ereigniß wenigstens hinauszuschieben.

Es muß mehr für eine Fügung des Zufalls als für eine innere Nothwendigkeit der damaligen Lage Europas und des Reiches angesehen werden daß einige der größten deutschen Staaten in der letzten Zeit auch auf die Seite der erhaltenden Politik hinüber traten, während sie durch ihre Geschichte

und Bedeutung recht eigentlich darauf angewiesen schienen die Rolle der zerstörenden Kräfte zu spielen, indem sie nach voller Selbständigkeit und Vergrößerung auf Kosten der Reichsverfassung und ihrer kleineren Mitstände strebten. So Baiern nach dem spanischen Erbfolgekrieg und Brandenburg seit dem großen Kurfürsten und noch mehr seit Friedrich III. die preußische Königskrone erlangte.

Baiern hatte schon zur Zeit der Reformation, dann mit großartigerem Erfolge während des dreißigjährigen Krieges und zuletzt vor und während des spanischen Erbfolgekrieges den Anlauf zu selbständiger europäischer Machtstellung und Politik genommen. Sie richtete sich nach der Lage der Dinge zunächst gegen das Uebergewicht des Hauses Oesterreichs oder da dieses das Kaiserthum besaß, gegen das Uebergewicht des Kaisers im Reiche. Selbst jener Retter Kaiser Ferdinands II., der Herzog und Kurfürst Maximilian erwies sich doch später als das eigentliche Hemmniß der Wiederherstellung der kaiserlichen Macht auf ihren früheren Grundlagen und Maximilian Emanuel strebte unverholen auf Kosten Oesterreichs und seiner deutschen Mitstände durch Frankreichs Gnade groß zu werden. Seitdem aber gerieth die bairische Politik in immer engere Abhängigkeit von der des kaiserlichen Hofes, allerdings nur um bei günstiger Gelegenheit den verlassenen Weg desto ungestümer wieder zu betreten. Aber für den Augenblick war von dieser Seite her für den Bestand der Reichsverfassung nichts zu fürchten.

Aehnliches gilt für Brandenburg-Preußen. In den früheren Zeiten hatte Brandenburg niemals jene Selbständigkeitsbestrebungen auf Kosten des Reichs gezeigt die der bairischen Hauspolitik gleichsam angeboren waren. Auch ein hervorragender Regent wie der große Kurfürst, der noch dazu in dem Besitz eines völlig unabhängigen europäischen Staates, des Herzogthums Preußen, die natürliche Grundlage einer ganz selbständigen Politik hatte, hielt sich doch stäts in seinem Verhältniß zum Reich innerhalb der Grenzen welche die allgemeine Entwickelung der Souveränetät aller Glieder des Reichs bereits gewonnen hatte. Was bei ihm eine bewußte Selbstbeschränkung war, wirkte als überliefertes System auf seine beiden Nachfolger fort. Ohne Frage nahm Brandenburg den Rang des ersten deutschen Staates dieser Zeit nächst Oesterreich ein, wenn man dies einen deutschen Staat nennen will. Es erhob sich weit durch seine innere Entwickelung und seine Leistungsfähigkeit nach außen über Baiern oder Sachsen und alle andern deutschen Territorien. Trotzdem war und blieb die brandenburgische Politik in Bezug auf das Reich durchaus conservativ und insofern auch gut kaiserlich oder österreichisch, während sie in ihren sonstigen Combinationen schon seit der Zeit des großen Kurfürsten häufig genug dem eigentlich österreichischen Interesse entgegenarbeiten mußte, wo es nicht mit dem Reichsinteresse zusammenfiel.

So lange der Beherrscher des weitläufigen Ländergebietes welches das österreichische Haus nach und nach erworben hatte, zugleich deutscher Kaiser

war, lag darin das beste Schutzmittel für die Erhaltung der Reichsverfassung. Die österreichischen Herrscher verkannten nicht daß ihnen das Reich und die Kaiserwürde trotz seiner Schwäche und ihrer geringen thatsächlichen Bedeutung doch von unendlicher Wichtigkeit waren. Bedroht von Frankreich im Westen, von den Osmanen im Osten erwies es sich ihnen vom größten Nutzen daß ihr eigenes Hausgebiet nach Westen von einem breiten Gürtel befreundeter oder doch wenigstens nicht feindlicher Staaten umlagert wurde die wiederum ihrer bedurften um ihre Existenz zu erhalten. Die kaiserliche Krone war auch für die Besitzer der bunt zusammengewürfelten österreichischen Territorien und Reiche der einzige ideale Mittelpunkt der sie alle einigermaßen zusammenhielt. Denn ein Land wie Ungarn oder auch Böhmen würde auf die Dauer nicht bloßen Erzherzogen von Oesterreich untergeordnet geblieben sein, während seine Abhängigkeit von den Trägern der ersten Krone der Christenheit mit ihren noch nirgends zurückgewiesenen Traditionen der Weltherrschaft nichts Verletzendes hatte.

Alles dies konnte jedoch nichts weiter zu Wege bringen als daß die alten Formen des Reichs sich mühsam erhielten. An ihre Umbildung nach den Bedürfnissen der Zeit und der Nation war weder im Ganzen noch im Einzelnen zu denken. Wäre ein Versuch dazu von den Kaisern ausgegangen, so würde er als eine Verletzung der Grundgesetze des Reichs und der Wahlcapitulationen, kraft deren sie die Krone trugen, gegolten haben. Von den mächtigeren Einzelstaaten konnte er ebenso wenig ausgehn, das verhinderten schon die Begriffe welche sich allmälig über die Natur und Berechtigung der Territorialsouveränetät gebildet hatten. Hätte man von dieser Seite die Reichsverfassung reformiren wollen, so würde dies nur in der Absicht geschehen sein, die letzten Bande der Abhängigkeit zu zerreißen die noch immer die deutschen Staaten merklich von den ganz souveränen europäischen Staaten unterschied. Würden die kleineren Staaten derartige Versuche gewagt haben, so hätten sie an dem Widerspruch der größeren und ihrer eigenen Machtlosigkeit, am allermeisten aber an der Eifersucht und der Gehässigkeit ihrer Nebenstände scheitern müssen. Warum andere Bestrebungen zur Umbildung und Verbesserung des Reichs, die weder vom Kaiser noch von den Ständen, sondern von zahlreichen Stimmen und den einsichtsvollsten Männern aus der Mitte der Nation vertreten wurden, gleichfalls scheitern mußten, wird sich im Verlauf der folgenden Darstellung zeigen.

Der so vielfach zusammengesetzte und so locker zusammenhängende Organismus des Reiches bekam in dieser Periode wenigstens ein Institut das ihn immer nothdürftig in Gang hielt. Seit 1663 war der Reichstag zu Regensburg permanent geworden und blieb es auch, einzelne thatsächliche Unterbrechungen abgerechnet, von da an bis zum Ende des ganzen Reiches. Er war schon lange nicht mehr die lebendige Versammlung der wirklichen Häupter der deutschen Nation, ihres Kaisers und ihrer Fürsten. Eine Anzahl von

Digitized by Google

Gesandten pflog dort in den weitschweifigsten und trockensten Formen unter einem unendlichen Wuste von Actenwerk der ihnen übertragenen Geschäfte noch schläfriger, saumseliger und widerwilliger, als es sonst ähnlich zusammengesetzte Corporationen thaten. Aber es war doch wenigstens ein allseitig anerkannter und fühlbarer Mittelpunkt.

Noch geraume Zeit nachdem die Gleichberechtigung der beiden großen Religionsparteien in einem Grundgesetze des Reichs ausgesprochen worden war, gaben die Versuche der einen sich darüber hinauszusetzen und das Bestreben der andern, ihr Recht gegen solche Beeinträchtigungen zu wahren, den Hauptinhalt der Thätigkeit des Reichstags. Namentlich erzeugte die berüchtigte Ryswiker Clausel fortwährend die heftigsten Beschwerden der dadurch verletzten protestantischen Ortschaften und Gemeinden und der protestantischen Reichsstände. Sie erwies sich als die tückische Falle für den Reichsfrieden als die sie von Frankreich gemeint war. Nach dem Geschäftsgang am Reichstag kamen nur die wenigsten solcher Beschwerden zur Erledigung und wiederum häufte sich, wie in der Zeit vom Passauer Vertrag bis zum Ausbruch des böhmischen Krieges, eine Menge von ungelösten Streitfragen aus dem kirchlich-politischen Gebiete, die nach der Meinung patriotischer Zeitgenossen das Dasein des Reiches mit einer neuen gewaltsamen Lösung bedrohen konnten. Doch hatte sich inzwischen die große europäische Politik der kirchlichen Gesichtspunkte gänzlich entledigt und bediente sich ihrer nur noch als Hülfsmittel zur Durchsetzung ihrer eigentlichen rein weltlichen Zwecke. Ebenso stand es auch in Deutschland, wenigstens in allen den größeren Staaten auf deren Haltung für die Zukunft des Reichs wirklich etwas ankam. Selbst da wo noch ein katholischer oder protestantischer Fanatismus die Fürsten und ihre Höfe beherrschte, was immer weniger zum guten Tone gehörte und daher immer seltener gefunden wurde, gieng er niemals soweit um das eigentlich politische Interesse des betreffenden Hauses oder Staates wesentlich davon beeinträchtigen oder auch nur abhängig werden zu lassen. Wo sich der Eifer für den Glauben mit demselben vereinbaren ließ, that man dem ersteren wohl dies und jenes zu Liebe, was nur nicht allzu viel kosten und keine bedenklichen Folgen nach sich ziehen durfte. Wo dies nicht der Fall zu sein schien, mußte unfehlbar das kirchliche oder confessionelle Interesse dem politischen weichen. Wie das eigentliche Sachverhältniß nunmehr lag zeigte sich am deutlichsten bei dem Uebertritt des sächsischen Kurfürsten August II. zum Katholicismus. Er wollte damit einen großen politischen Vortheil, die polnische Krone, erringen, jedoch auch seine hergebrachte Stellung als Haupt der protestantischen Körperschaft der Reichsstände nicht aufgeben. Daß dies augenblicklich möglich war und auch später zu keinen unlösbaren Conflicten führte, beweist wie völlig jetzt das confessionelle Element im Reiche als ein bloßes Hülfsmittel der politischen Stellung seiner einzelnen Glieder betrachtet wurde.

Nächst den confessionellen Streitigkeiten war es besonders die auswärtige Politik welche die Thätigkeit des Reichstags in Anspruch nahm. Ein System der auswärtigen Politik des Reiches konnte bei seiner damaligen Beschaffenheit nicht vorhanden sein: der Reichstag hatte sich blos um gewisse einzelne Thatsachen zu kümmern in welchen das Reich im Ganzen stäts eine traurige Rolle spielte. Den meisten Stoff dazu boten die Raubzüge Ludwigs XIV. Es handelte sich also nur um eine einigermaßen genügende Abwehr solcher Angriffe, aber durch die einmal gültigen Formen der Verfassung, durch die Eifersucht, den Eigennutz und häufig auch die reichsverrätherische Gesinnung so vieler Stände, endlich durch den schleppenden Geschäftsgang in Regensburg, selbst kam man immer erst dann zu einem Beschlusse, wenn die feindlichen Heere schon in der Mitte Deutschlands standen und unermeßlichen Schaden angerichtet hatten. Wäre nicht die Truppenmacht des Kaisers als Herrn der österreichischen Erblande, der feste Stützpunkt für die langsamen, schwachen und zersplitterten Vertheidigungsmaßregeln gewesen die man in Regensburg beschloß, so hätten sie sich noch viel unwirksamer erwiesen und wären noch lächerlicher von dem raschen und concentrirten Auftreten der Feinde abgestanden als es in der That schon der Fall war. Denn so vortrefflich auch die militärischen Einrichtungen einzelner Reichsstände, größerer wie Brandenburg, oder Baiern vor dem spanischen Erbfolgekrieg, ja sogar mancher kleinerer wie Hessen-Cassel und Gotha waren, so wenig leistete doch ein Reichsheer als solches, wo alle Contingente aller Stände oft in unendlich kleinen Bruchtheilen zu einem hundertfach gemischten haltlosen Brei zusammengeknetet werden mußten.

Je folgerichtiger und selbstbewußter sich die landesherrliche Gewalt in den einzelnen Territorien ausbildete, desto mehr wurden die inneren Verwaltungsangelegenheiten des Reichs dem Einflusse des gemeinsamen Mittelpunktes, des Kaisers oder der Gesammtheit der Stände, entzogen. So war denn jetzt diese Seite der Thätigkeit des Reichstags im Vergleich zu dem was außerhalb seiner Berechtigung lag und ohne ihn geschah, so gut wie nicht der Rede werth. Seitdem der westfälische Frieden die Rechte der Centralgewalt nicht blos auf ein äußerst geringes Maß beschränkt, sondern auch so fest und genau umschrieben, so sorgfältig gegen jede mögliche Fortbildung und Erweiterung verclausulirt hatte, gewannen die Einzelstaaten erst den vollkommen sichern Boden, so zu sagen ihr eigenes, jedem Fremden unzugängliches Haus, in welchem sie ganz nach Gutdünken schalten und walten durften. Denn auch im Innern hatte der Krieg welcher das alte Deutschland vernichtete, nur Trümmer übrig gelassen, mit denen die Staatsgewalt ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen nach Belieben Versuche anstellen konnte ihr Staatsideal zu verwirklichen. Dafür entschädigte sich der Reichstag auf einem andern Gebiete, auf dem der leeren Formen. Von der Frage nach der Beschaffenheit und Stellung der Sessel, welche den einzelnen

Gesandten je nach dem Range ihrer Höfe zukamen, bis hinauf zu den jahrelangen Streitigkeiten über die Errichtung einer neunten Kur, der braunschweigischen, und dem neuen Reichserzamt das dafür geschaffen werden sollte, wurde die ganze Stufenleiter aller Probleme dieses Schlages in Regensburg mit unermüdlicher Geduld, mit einer wahrhaften Freudigkeit und Erhebung der Seele durchlaufen, wovon die Behandlung aller übrigen Geschäfte, sogar die der confessionellen Zänkereien, gewaltig abstach. Der Reichstag legte damit ein vollgültiges Zeugniß ab daß er für das Leben und die Zukunft der deutschen Nation keine größere Bedeutung verdiente als ihm wirklich zukam, und daß Alles was dem deutschen Volke auch auf dem Gebiete des Staatslebens förderlich sein konnte, außerhalb der Mauern von Regensburg sich auf eigene Hand entwickeln mußte. Wäre eine solche Corporation in der sich die Hauptfehler des Nationalcharakters ohne alle Beimischung seiner Tugenden, der Eigensinn, die Kleinigkeitskrämerei, die Pedanterie und Unschlüssigkeit gleichsam typisch darstellten, befugt und stark genug gewesen in die Geschicke Deutschlands einzugreifen, so hätte sie nur hemmen und verderben können. Im Vergleich mit ihr erhielt selbst der fürstliche Absolutismus dieser Zeit eine gewisse Berechtigung und Weihe, wie jede zerstörende Kraft die den einmal zur Lüge gewordenen Zustand zu untergraben sucht, um sich und ihr naturwüchsiges Recht an seine Stelle zu setzen.

So wenig Kaiser und Reich die Steigerung und Ausbreitung der landesfürstlichen Gewalt zu hindern vermochten, so wenig fühlte sie sich auch durch andere Hemmnisse beschränkt die ihr bis zum dreißigjährigen Kriege hin viele Noth bereitet hatten. Fast in allen deutschen Territorien gab es noch die altherkömmliche landständische Verfassung, aber fast überall lebte sie nur dem Namen nach fort. Seit 1653 wurde in Brandenburg kein Landtag mehr berufen, desgleichen in Baiern seit 1669. An seine Stelle traten ständische Ausschüsse die ganz in der Hand der Regierung waren und sich völlig zufrieden gaben, wenn nur die Geldinteressen der privilegirten Klassen, der Geistlichkeit, des Adels und der städtischen Vollbürger durch die neuen Steuereinrichtungen nicht verletzt wurden. Einen Antheil an der Landesverwaltung und Regierung begehrten sie weder, noch räumte ihnen die Regierung einen solchen ein. Noch weniger konnte von dieser Seite die Reichs- oder auswärtige Politik des regierenden Hauses beeinflußt werden, wie es die deutschen Landstände in der Zeit ihrer Lebenskräftigkeit stäts gethan hatten. Auch wo die alten Stände zu gewissen Zeiten noch versammelt wurden oder sich selbst versammelten, gebrauchte man sie nur um neue Polizei- oder Verwaltungsmaßregeln, vor Allem neue Landessteuern durch ihre nie fehlende Bestätigung in eine Art von Rechtsform zu kleiden, vorausgesetzt daß nur ihr eigener Geldbeutel nicht angetastet wurde.

Es gab wohl noch einige größere deutsche Territorien in denen die

Digitized by Google

Landstände noch etwas mehr als einen bloßen Schatten ihrer selbst vorstellten, so Kursachsen, Wirtemberg und Meklenburg. In Sachsen richtete sich die Aufmerksamkeit des fürstlichen Hauses gerade zu der Zeit ausschließlich auf die große auswärtige Politik, erst auf den Erwerb der polnischen Krone, dann auf ihre Vertheidigung, wo in den übrigen deutschen Territorien die landesfürstliche Gewalt ihre folgenreichsten Erweiterungen nach innen versuchte und durchsetzte. Die wirtemberger landständische Verfassung verdankte ihre größere Lebenskraft ihrer verhältnißmäßig volksthümlicheren Zusammensetzung; sie enthielt neben den überall vertretenen privilegirten Ständen der Prälaten und Städte — einen landsässigen Adel gab es hier nicht — auch noch eine zahlreiche Vertretung der Aemter oder des Landvolks. In Meklenburg verhinderte die eigenthümliche Einrichtung der Gesammtregierung des fürstlichen Hauses das Aufkommen der neumodischen Regierungsgewalt und schützte die alte Verfassung die hier bei sehr einfachen und gleichbleibenden Zuständen einstweilen noch größere innere Berechtigung als anderswo beanspruchen durfte. Auch in den meisten geistlichen Staaten regten sich die Landstände, soweit solche sich hier überhaupt entwickelt hatten, von Zeit zu Zeit. Hier konnte sich die fürstliche Unumschränktheit bei dem fortwährenden Festhalten an der unbedingten Wahlfreiheit der Capitel viel weniger entfalten als in den erblichen Staaten. Auch waren alle geistlichen Regenten schon durch ihre Domcapitel mehr oder minder beschränkt: um so leichter mußte es der Landschaft werden, entweder angelehnt an die Capitel oder auch im Kampfe mit ihnen und dann häufig verbündet mit den Bischöfen, eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren.

In der Periode von 1648—1740 hatte das deutsche Volk in seiner Gesammtheit sich bereits wieder einigermaßen von der Lähmung erholt in welche es durch den dreißigjährigen Krieg versetzt worden war. Aber selbst wenn seine Wiedererhebung weiter vorgeschritten gewesen wäre, wenn sie namentlich auch das politische Gebiet direct berührt hätte, was sie nicht that, würde sie doch mit den Resten der landständischen Einrichtungen nichts haben beginnen können. Denn diese Landstände vertraten überall nur die privilegirten Klassen und wehrten sich noch viel mehr als gegen die Uebergriffe der fürstlichen Unumschränktheit, gegen Alles was etwa aus der Mitte des Volkes heraus und nach den veränderten Bedürfnissen der Zeit diese ihre Privilegien angetastet hätte. Die drei großen Stände des Mittelalters, Klerus, Adel, Bürgerschaft, die überall mit so geringen Ausnahmen daß sie bei einem allgemeinen Bilde der deutschen Zustände keine Berücksichtigung verdienen, allein in den deutschen Landständen dieser Zeit vertreten waren, konnten jetzt politisch und social für ausgelebt gelten. Alles was frisch und lebendig in Deutschland war, was noch eine Zukunft hatte und was die weitere Geschichte der Nation bestimmt hat, gehörte nicht zu ihnen, weil es außerhalb der todten Privilegien stehn mußte, um die Zu-

kunft in sich zu tragen. Wenn daher die landesfürstliche Unumschränktheit und die neuen Steuer-, Verwaltungs- und Polizeieinrichtungen die verbrieften Rechte der Landstände täglich mehr und offenkundiger beeinträchtigten, so geschah dies zwar durch fortwährende Verletzung des formellen Rechtes, aber keineswegs des höheren Rechtes der Geschichte und der vernünftigen Entwickelung.

Am meisten hatte sich das moderne Regierungssystem in den Landen des brandenburgischen Kurhauses durchgebildet. Der große Kurfürst, durch eigene Einsicht geleitet, sein Sohn, der erste König in Preußen, Friedrich I., gestützt auf die trefflich geschulten Diener seines Vaters, und dessen Sohn, Friedrich Wilhelm I., dem trotz alles Eigensinnes Scharfblick und guter Wille nicht abgieng, hatten einen Staat gleichsam aus dem Nichts geschaffen der sich aufs Vortheilhafteste vor allen andern deutschen Staaten dieser Zeit auszeichnete. Der letzte Zweck aller neuen Einrichtungen war auch hier die politische Bedeutung, die Ehre und das Ansehen des Staates nach außen zu behaupten und zu vergrößern. Nicht um des Volkes und des Staates willen geschah was geschah, denn der Begriff Volk oder Staat, soweit er sich von dem Interesse der Regierung oder des regierenden Hauses trennen ließ, war noch nicht gefunden. Aber die Mittel die man anwandte um jenen Zweck zu erreichen, waren doch die passendsten die es überhaupt gab, und wirkten eben deshalb auch über ihre eigentliche Grenze hinaus auf die zukünftige Entwickelung einer reineren und freieren Ansicht von der Natur der Staatsgewalt und ihrer Pflichten gegen den Staat und das Volk.

Was hier auf die verständigste und durchgreifendste Weise geschah, wurde allenthalben mit größerem oder geringerem Geschicke versucht. Ueberall gestaltete sich jetzt die eigentliche Landesverwaltung in wesentlichen Grundzügen um. Zuerst wurde, wie bereits gezeigt ist, die Macht und Thätigkeit der ständischen Vertretung beschränkt. Es geschah dies ebensowohl zum Vortheil der Unumschränktheit des Fürsten oder seiner regierenden Diener als zum Vortheil der Einheit der Verwaltung des ganzen Staates. Denn die meisten größeren Territorien waren aus einer Anzahl einst selbständiger Glieder zusammengesetzt, welche ihre eigene landständische Verfassung und in ihr eine gewisse Sicherheit ihrer früheren Absonderung besaßen, womit sich der Begriff der Einheit des ganzen Staates, der von einem Fürsten beherrscht wurde und einer Hauspolitik diente, schlecht vertrug.

Der nächste Schritt war die Selbständigkeit der einzelnen Gemeinwesen möglichst zu beschränken. So schrumpfte namentlich die einst fast schrankenlose Unabhängigkeit der Städte in den reichsfürstlichen Landen mehr und mehr ein. Ihre Magistrate sanken zu bloßen Werkzeugen landesherrlicher Beamten herab; an vielen Orten, besonders in den brandenburgischen Staaten, fieng man schon an ihnen die wichtigsten Geschäfte der Rechtspflege und Verwaltung geradenwegs zu entziehen und auf Staatsbeamte zu übertragen.

Zur Erhebung und Beaufsichtigung der neu eingeführten Steuern waren gleichfalls neue Behörden nothwendig, ebenso für das weitläufige und unsicher begrenzte Gebiet welches man unter dem Namen der innern Landespolizei zusammenzufassen pflegte. Eine immer vollständiger besetzte Oberbehörde vereinte alle diese neuen Zweige der Staatsverwaltung und ihr stäts anwachsendes Beamtenheer. Aehnlich wie der Kriegerstand des Mittelalters schloß sich diese neue Miliz des Friedens nur an die Person des Fürsten an und stand in einem besonders engen Verhältniß zu ihr. Was sie nach innen hin war, das unbedingte Werkzeug der fürstlichen Gewalt, das waren nach außen hin die stehenden Truppen, die jetzt gleichfalls zu einem wesentlichen Merkmal eines wohleingerichteten Staates gehörten.

Die Erhaltung dieser beiden neuen Werkzeuge der fürstlichen Unumschränktheit erforderte eine Vermehrung des Staatseinkommens die sich keineswegs stäts im richtigen Verhältniß zu der Kräftigung des Volkseinkommens und der Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes hielt. In allen deutschen Territorien sind in der Zeit von 1648—1740 die Bedürfnisse des Staates gestiegen, wenn auch in manchen in einem weniger drückenden Verhältniß als in andern, besonders in den größeren. In den kleineren fiel die eine Hauptausgabe, die Kosten für das Militär, fast ganz weg, denn entweder hielt man hier keine Soldaten, höchstens eine Leibwache für die Person des Fürsten, oder wenn man doch auf den einmal Mode gewordenen Prunk des Soldatenwesens nicht verzichten wollte, so half man sich durch Subsidienverträge mit größeren Nachbarstaaten oder auch mit dem Auslande. Besonders häufig pflegte die Republik der vereinigten Niederlande, auch wohl Venedig, solche Truppenkörper kleinerer deutschen Potentaten in ihren Sold zu nehmen und in allen Ländern Europas und sogar in fremden Welttheilen für ihre Kriege zu verwenden. Dem deutschen Volke kam von der Kraft und Kriegstüchtigkeit seiner an das Ausland verkauften Söhne nichts weiter zu gut als daß es sich an den glänzenden Paraden der Dragoner- und Grenadierregimenter weiden durfte die es nicht aus seiner Tasche zu bezahlen brauchte.

Am übelsten gestaltete sich der Steuerdruck da wo neben den Bedürfnissen des neuen Beamtenthums und des stehenden Militärs auch noch die eines üppigen und verschwenderischen Hofhaltes zu bestreiten waren. Der alte Grundsatz daß gerade dafür das fürstliche Hausvermögen in erster Linie aufzukommen habe, galt auf dem Papier wohl überall noch unbestritten, aber thatsächlich wurde er unaufhörlich entweder geradezu oder durch allerlei betrügerische Machinationen verletzt. Steuern die dem Namen nach zu ganz andern Zwecken bewilligt und ausgeschrieben waren, flossen in den gähnenden Abgrund des Hofprunkes, wo sie nicht einmal dem Lande durch eine Belebung der einheimischen Industrie indirect wieder zu Nutze werden konnten. Denn ein deutscher Hof dieser Zeit würde sich geschämt haben, wenn er seine

Digitized by Google

Luxusbedürfnisse bis herab zu der Seife und den wohlriechenden Wassern nicht vom Auslande bezogen hätte. Am leidlichsten befanden sich die steuerzahlenden Klassen in den größeren Territorien da wo ein geistlicher Fürst herrschte. Er bestritt die Kosten seines gewöhnlich auch glänzenden Hofes meist aus den unermeßlichen Einkünften des Stiftes und enthielt sich ebenso gewöhnlich der Soldatenspielerei. Auch drangen hier die neuen und so theueren Verbesserungen in der Verwaltung des Staates und im Beamtenwesen am langsamsten durch. Diese Zeit war es die das Sprichwort entstehn ließ: unter dem Krummstab ist gut wohnen. Es hat seine Wahrheit, wenn man es dahin auslegt daß der Krummstab es bei seinen Unterthanen meist gehn ließ wie es bisher gegangen war, und sie weder durch wohlgemeinte, aber kleinliche Polizeimaßregeln in ihrer hergebrachten Bequemlichkeit störte, noch ihre Geldbeutel durch neue Steuern in Anspruch nahm. Dafür ließ man es sich gern gefallen daß nirgends schlechter für die öffentliche Sicherheit gesorgt war, daß der Geschäftsgang bei den Gerichten und in der Verwaltung durch den Wust ererbter Schäden mehr und mehr gelähmt wurde und daß wenigstens die Gebildeteren in den Nachbarstaaten mit wachsender Geringschätzung auf die Pfaffenwirthschaft blickten.

Vieles von dem was für die innern politischen Zustände der landesfürstlichen Territorien gilt, gilt auch für die zahlreichen freien Städte des Reichs. Ihre Stellung zum Reichskörper hatte sich nicht weiter verändert; auch hier war Alles erstarrt und ohne Möglichkeit einer lebendigen Fortbildung. Doch einige unklare Verhältnisse der früheren Zeit fanden gerade in dieser Periode ihre endliche Erledigung. Es war bei einigen größeren deutschen Städten lange zweifelhaft gewesen, ob sie eigentlich frei oder landsässig wären. Gewöhnlich entschied sich dies jetzt zu Gunsten der fürstlichen Ansprüche, so bei Magdeburg, Braunschweig, Münster und Erfurt. Sie die bis zum dreißigjährigen Kriege die Anerkennung der alten Ansprüche ihrer Landesherren nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zurückzuweisen im Stande waren, sanken jetzt nach mehr oder minder zäher Vertheidigung in die bescheidene Stellung ihrer kleineren Nachbarinnen herab. Dagegen erwehrte sich Hamburg gerade jetzt der letzten Angriffe auf seine Unabhängigkeit und Reichsunmittelbarkeit, die von seinen angeblichen Landesherren, den Herzogen von Holstein, nunmehr auch Königen von Dänemark, ausgiengen.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte daß die eigentlichen freien Städte des Reichs von einem besseren Geiste in Bezug auf ihr Verhältniß zur Gesammtheit des Reichs beseelt gewesen seien als die verschiedenen fürstlichen Staaten. Wohl hielt man hier noch immer an der Vorstellung fest daß man zu Kaiser und Reich in einer besonders engen Verbindung stehe, aber in den praktischen Fragen die auf dem Reichstage erledigt wurden zeichneten sich diese Reichsstädte nur durch die kleinlichste und argwöhnischste Vertretung ihrer Einzelinteressen aus und waren noch weniger als manche

von den kleineren Fürsten und Herren zu bewegen auch nur das geringste Opfer, etwa in Sachen der Reichsvertheidigung gegen die Franzosen, zu bringen.

Im Innern herrschte hier derselbe starre Zwang einer abgeschlossenen regierenden Corporation wie in den fürstlichen Staaten, nur daß es in diesen die von den Fürsten angestellten Beamten und in jenen die alten patricischen Geschlechter oder die ausschließlich berechtigten Zünfte waren welche unbekümmert um das Ganze nur nach ihrem Interesse regierten. Die städtischen Unterthanen befanden sich dabei in vieler Hinsicht noch übler als die landesfürstlichen. Denn die Verwaltung und Rechtspflege in den Reichsstädten wurde noch ganz nach altem Zuschnitte geführt und die vielfachen Verbesserungen die in beiden manche landesfürstliche Territorien entstehn sahen, prallten hier an dem Widerstand der privilegirten Corporationen ab. Sie hielten an der alten Verfassung sammt allen ihren Gebrechen mit unglaublicher Hartnäckigkeit fest, theilweise aus bloßem spießbürgerlichen Eigensinn, theilweise aus der richtigen Berechnung daß jede Veränderung nur zu einer Beeinträchtigung ihrer so außerordentlich begünstigten Lage führen müsse.

Das ganze Staatswesen durfte für nichts Anderes als eine bloße Versorgungsanstalt der wenigen Privilegirten, insbesondere der patricischen Familien gelten. Die in diesem Sinne ausschließlich geleitete Verwaltung des Stadt- oder Staatsvermögens hatte es bereits soweit gebracht daß manche Reichsstädte nicht mehr die Bestreitung ihres Staatshaushaltes ermöglichen konnten und immer tiefer in Schulden versanken. Nürnberg und Augsburg deren Macht und Reichthum zweihundert Jahre früher manches europäische Königreich in Schatten stellten, waren jetzt durch die Schuld ihrer Verfassung und Verwaltung dem Bankerot nahe, aber sie dachten nicht daran ihre verderbliche Finanzwirthschaft zu ändern. Darum ist es nicht zu verwundern daß die in den Landstädten und Dörfern innerhalb des Gebietes der Reichsstädte seßhaften Unterthanen sich politisch und finanziell noch gedrückter fühlten als die der meisten fürstlichen Territorien, ohne etwas von der Ehre und dem Ansehen zu genießen das von der Person des Fürsten oder von seinem glänzenden Hofe oder auch von seinem zahlreichen und gutgeschulten Militär und Beamtenstaat als eine Art von Ersatz auf die Unterthanen ausstrahlte, die dies Alles mit ihrem Schweiße erhielten.

So gleichförmig wie sich die Entwickelung der Staatsgewalt im Ganzen und Großen in dem hundertfach zerspaltenen Deutschland gestaltete, ebenso gleichförmig bildeten sich auch die gesellschaftlichen und politischen Zustände der großen Masse des Volks die von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen war, heraus. Die bedeutenden Gegensätze an denen es innerhalb des deutschen Lebens dieser Zeit nicht mangelte, sind auf einem ganz andern Gebiete zu suchen. Hier jedoch verschwindet die Verschiedenheit zwischen dem Süden und Norden unseres Vaterlands, zwischen den Angehörigen der ein-

zelnen Stämme oder auch der entlegensten Territorien, ja sogar der Unterschied der Confession vor den gemeinsamen Zügen. Später erschienen allerdings auch auf diesen Gebieten große Gegensätze deren versöhnende Ausgleichung noch heute und wahrscheinlich für lange die Hauptaufgabe der wahren Vaterlandsfreunde sein muß, doch davon zeigt sich damals kaum eine leise Spur. Auch hatte es früher schon eine Zeit gegeben wo sie vorhanden waren, wenn auch nicht in so ausgeprägter Schärfe wie heute, doch jedenfalls in stärkeren Zügen als in der Periode von 1648—1740. Erinnern wir uns an die Zeiten des Mittelalters und der Reformation, so tritt uns das Bild einer in vielen Beziehungen ganz selbständigen Entwickelung vor die Seele welche Norddeutschland im Gegensatz zu Süddeutschland charakterisirt. Die sociale und politische Gestaltung des deutschen Nordens wich damals wenigstens in ebenso vielen Punkten von der des deutschen Südens ab als sie in andern mit ihr übereinstimmte. Im Süden selbst, welch ein Unterschied zwischen dem unendlichen Gewimmel der originellsten Gestaltungen im Südwesten, wo die republikanische Eidgenossenschaft, die mächtigsten Reichsstädte, die Reichsritterschaft, die geistlichen Fürstenthümer massenhaft in und durch einander lagen, und der verhältnißmäßigen Einförmigkeit der ausgedehnten weltlichen Staaten des habsburgischen und wittelsbachischen Hauses. Alle diese Gebilde des Mittelalters fristeten auch jetzt noch ihr Dasein, aber ihre Lebenskraft hatten sie unwiederbringlich verloren. So entstand jene Einförmigkeit in der äußern Erscheinung des deutschen socialen und politischen Lebens. Sie war keineswegs ein Ergebniß des naturgemäßen Ganges der deutschen Entwickelung, sondern nur die nothwendige, aber traurige Folge der furchtbaren Störungen die in denselben eingegriffen hatten. Sobald sich die innere Kraft der Nation wieder sammelte, mußte sie daher auch wieder verschwinden und dem volksthümlichen Drange nach möglichster Ausbildung der Individualitäten aller Theile des großen Ganzen Platz machen.

Auch in anderer Hinsicht bot das damalige Deutschland den Anblick der größten Gleichförmigkeit dar. Ueberall wurden die bestehenden Zustände nicht als eine Ausnahme, als eine aufgedrungene Gewalt empfunden, auch wenn sie noch so sehr drückten. Denn überall hatte jetzt derselbe Geist des duldenden Gehorsams Raum gewonnen, gleichviel wie die früheren Zustände beschaffen gewesen sein mochten. Man ertrug sie ohne innerlich dagegen zu protestiren oder ohne den Gedanken zu hegen sie bei passender Gelegenheit abzuschütteln. Sie galten als das rechte und normale Dasein der Unterthanen, als ihre einmal hergebrachte und für alle Zeiten gültige Stellung, als die wahre Erfüllung der biblischen und naturrechtlichen Lehren über das Verhältniß der Unterthanen zur Obrigkeit. Nirgends zeigte sich in dem damaligen Deutschland eine Spur von dem widersetzlichen oder revolutionären Geiste der bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts noch in verschiedenen niederen Volksklassen, namentlich in der städtischen und ländlichen Bevölkerung des

deutschen Südens, hie und da zum Ausbruch gekommen war. Die Aufstände der oberösterreichischen Bauern während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges und in anderer Weise das Söldnerwesen und Soldatenthum des großen Krieges hatten die letzten Ueberbleibsel davon scheinbar für immer verzehrt und die Obrigkeiten vor allen derartigen Gefahren gesichert. Der Jammer eines Krieges wie ihn kein anderes Volk jemals durchzumachen gehabt hatte, lag noch immer unserm deutschen Volke gleichsam in allen Gliedern. Zahm und demüthig wie es war, ließ es sich durch die rasche Entfaltung der fürstlichen Macht und ihrer Staats- und Militäreinrichtungen willig imponiren. Auch half die Doctrin der beiden Kirchen trefflich dazu die Geister zu knechten.

Katholicismus und Protestantismus giengen in diesem einen Punkte und sonst in keinem andern einträchtig Hand in Hand. Dem Protestantismus war schon durch Luther selbst eine bedenkliche Hinneigung zur unbedingten Unterstützung der Staatsgewalt beigebracht worden. Er war dann aus der Rolle eines ergebenen Bundesgenossen in die eines abhängigen Schutzbefohlenen herabgedrückt worden und mit der äußern Abhängigkeit stellte sich die innere von selbst ein. Der unbedingte Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit wurde so nach und nach zu einer Grundlehre und zu einem Hauptstück der protestantischen Kirche, das von ihren Dienern immer und immer ihren Pfarrkindern wiederholt, von dessen aufrichtiger und vollständiger Erfüllung nicht blos ihr zeitliches, sondern auch ihr ewiges Heil abhängig gemacht wurde. Die protestantische Geistlichkeit handelte dabei im guten Glauben und da sie selbst in allen Kreisen der Nation damals eine so einflußreiche Stellung einnahm, so ist die Wirkung ihrer vielen Generationen von Jugend auf vorgepredigten Lehre des leidenden Gehorsams nicht hoch genug anzuschlagen.

Der katholischen Kirche war eine solche Ueberschätzung der Rechte der Obrigkeit an sich fremd, wie sie im Mittelalter nicht blos durch ihre Lehre, sondern auch durch ihre Thaten hinlänglich bewiesen hat. Selbst noch zur Zeit der Reformation stellten die Jesuiten die altkirchlichen Ansichten von der Nichtigkeit des weltlichen Staates gegenüber dem Rechte der Kirche auf die Spitze, so daß sich alle Königsmörder und Revolutionäre ohne Bedenken auf ihre Lehren berufen konnten. Aber um den Kampf gegen die Reformation in dem fast ganz entfremdeten Deutschland bestehn zu können, mußte sich auch der Katholicismus aufs Engste an die Staatsgewalt anschließen, von deren gutem Willen sein Dasein und seine Zukunft abhieng. In der Theorie nahm daher die ältere Kirche niemals die starre protestantische Doctrin in sich auf, aber in der Praxis sah sie sich doch zur Anerkennung und Empfehlung derselben Grundsätze genöthigt. Dazu kam noch daß alle Häupter der deutschen katholischen Kirche zugleich Landesfürsten waren. Wurde die Hoheit der Kirche allenfalls durch die Uebertreibung der Rechte der weltlichen Obrigkeit

angetastet, so kam dies ihren Bischöfen als Reichsfürsten um so mehr zu Gute. Sie konnten unmöglich eine Ansicht mißbilligen die bei der immer mehr sich ausbreitenden unkirchlichen Gesinnung in den höheren Kreisen der Kirche selbst allen Nachdruck auf die Seite ihres Amtes legte welche sie selbst für die wichtigere hielten. So war der Erfolg auch bei der katholisch gebliebenen oder wieder gewordenen Hälfte der Nation der nämliche. Wie bei den Protestanten, wurde auch ihr Geist durch ihre Kirche auf alle Art zu Gunsten der obrigkeitlichen Allmacht bearbeitet.

Noch immer gab es jene großen mittelalterlichen Stände welche das ganze Volk umfaßten: den Adel, die städtischen Bürger und die Bauernschaft. Aber nur in ihrem gegenseitigen Verhältniß und mehr auf dem Gebiete der geselligen Zustände und des Privatlebens als auf dem des öffentlichen Wesens wohnte diesen alten Gliederungen noch eine wirkliche Bedeutung ein. Dem Staate oder der Obrigkeit gegenüber besaß jeder von ihnen allerdings noch eine Reihe von Rechten und Privilegien, viele andere jedoch und zwar die politisch bedeutsamsten waren ihnen durch die Entwickelung des modernen Staates entweder stillschweigend entschwunden, weil die Zustände auf welche sie sich bezogen von selbst aufgehört hatten, oder geradezu genommen worden, weil sie die fürstliche Gewalt beschränkten. In dem modernen Staate dieser Zeit trat der Unterschied der festgeschlossenen Geburts- und Berufsstände ganz zurück gegen den viel wichtigeren der zur Theilnahme an irgend einer Thätigkeit des Staates von Obrigkeitswegen Berufenen, der Civilbeamten und der Offiziere des Militärs, und der bloßen Unterthanen. Diese letztere Klasse umfaßte die Angehörigen aller Stände zusammen, so gut wie Angehörige aus allen zur Theilnahme an der ersteren gelangen konnten, wenn auch die beiden höheren Stände, namentlich der Adel, ein gewisses herkömmliches Vorrecht zur Besetzung der einträglicheren und ehrenvolleren Stellen in Civil und Militär wenigstens in den meisten deutschen Staaten dieser Zeit behaupteten.

Der deutsche Adel dieser Zeit verschaffte sich seine hauptsächlichste Bedeutung im Staate durch seine unmittelbare Berührung mit der Person des Fürsten. Die nächste fürstliche Umgebung war an den großen wie an den kleinen deutschen Höfen geistlicher und weltlicher Herren nach dem Vorbilde ihres Musters in Versailles aus Schaaren von höherem und niederem Adel zusammengesetzt. Theils führte sie die alte Sitte hin, wie ja auch die Höfe des Mittelalters vom Herren- und Ritterstande des landsässigen Adels bevölkert wurden, theils auch die Nothwendigkeit sich bei sonst geringem Vermögen dort eine auskömmliche Stellung zu verschaffen. Denn noch immer hielt die Sitte des deutschen Lebens streng daran fest daß ein Mann von Adel weder durch den Betrieb des Handels oder bürgerlicher Gewerbe, noch durch den Dienst als Staatsbeamter, insofern er dadurch nicht in unmittelbare Berührung mit der Person des Fürsten trat, sich seinen Lebens-

unterhalt verdienen dürfe. Die einstmaligen großen Versorgungsanstalten des verarmenden Adels, die geistlichen Stiftungen aller Art, waren für den deutschen protestantischen Adel dieser Zeit nicht mehr vorhanden. Ihre dürftigen Trümmer, die sich als protestantische Domcapitel und Klöster in einigen nord- und mitteldeutschen Ländern erhalten hatten, reichten nur zur Noth aus um die Söhne und Töchter von ein Paar Dutzend Familien mit standesgemäßem Einkommen zu versehen. So blieb dem Adel, da er einmal von dem Glauben daß jeder bürgerliche Beruf ihn schände, und von der Sitte seine Ansprüche auf alle Nachkommen zu vererben, nicht abgehn wollte, keine andere Zuflucht als der Fürstendienst. Hier konnte man entweder auf eine Stellung in der unmittelbarsten Umgebung der allerhöchsten Person, im eigentlichen Hofdienst, rechnen, oder die militärische Laufbahn ergreifen oder auch eine höhere Civilbeamtung annehmen. Die ersteren waren niemals aus den Händen des Adels gekommen, seitdem die unfreien Dienstleute die damit betraut waren, als Ritterbürtige auch zum Adel gerechnet wurden. Jetzt wo jeder Fürst mit seinem Nachbar wetteiferte ihn durch den Glanz seines Hofstaates zu überbieten, gab sich um so eher Gelegenheit auch für in jeder Art mäßig ausgestattete Subjecte vom Adel sich damit eine bequeme und zugleich einflußreiche Stellung zu schaffen.

Die Offizierchargen im Militär konnten in der Zeit der Bildung der stehenden Heere und bis nach dem dreißigjährigen Kriege keineswegs als ein Eigenthum des Adels gelten. Im Gegentheil hatte sich dieser lange Zeit davon fern gehalten und Emporkömmlinge aus den beiden niederen Ständen füllten der Masse nach die Reihen der Offiziere bis hinauf zu den Höchstcommandirenden. Erst um den Schluß des siebzehnten Jahrhunderts begann man den Hofadel auch bei militärischen Posten vorzugsweise zu berücksichtigen, besonders in den Leibgarden welche man auch wieder nach dem Muster der Haustruppen und Garden des französischen Königs für einen unentbehrlichen Bestandtheil der fürstlichen Majestät anzusehen sich gewöhnte. In den eigentlichen Feldregimentern, deren Sold geringer, deren Uniform einfacher und deren Dienst mühseliger war, ließ man nach wie vor alle Grade in die Hände von Leuten aus allen Ständen gelangen, unter denen sich zufällig auch Adeliche befinden konnten. Aber wenn man ihre Offizierslisten durchsieht, findet man daß der Adel in ihnen nicht einmal nach seinem sonstigen Zahlenverhältniß vertreten ist.

Die Civilstellen vermehrten sich jetzt bei der fortschreitenden Durchführung der modernen Staatsformen mehr und mehr und wurden immer gesicherter, ehrenvoller und einträglicher. Doch erstrebte sie der Adel nur dann wenn eine gewisse äußere Repräsentation damit verbunden war. Gewöhnlich fanden sich nur in den höchsten Verwaltungsstellen oder an der Spitze der höchsten Gerichtshöfe einige Adeliche und auch sie mußten sich häufig durch niedriggeborene Emporkömmlinge in Schatten gestellt sehen, deren dunkele Herkunft

Digitized by Google

und oft mehr als verdächtige Verdienste die Person des Fürsten mehr ansprachen, als eine untadelhafte Ahnenreihe und die damit verbundenen Ansprüche auf eine gewisse zarte Schonung und Rücksichtnahme.

Auch war es leicht genug dem Mangel der Geburt durch ein Adelsdiplom abzuhelfen. Am kaiserlichen Hofe war man gerne bereit gegen gute Bezahlungen solche Gefälligkeit zu gewähren. Und so wimmelten alle deutschen Höfe bald von einer Menge neugebackenen Adels der sich wenigstens in der zweiten Generation nicht mehr auf seinen Ursprung besann. Von dieser Klasse gieng auch nachweislich der Kastenhochmuth aus, der von dem früheren Standesbewußtsein des deutschen Adels wohl unterschieden werden muß. Dieses bezog sich auf wirkliche Privilegien und Rechte, auf eine lange und ehrenvolle Familiengeschichte und wenn es sich auch oft in schroffen Formen äußerte, so erkannte es doch immer die verhältnißmäßige Berechtigung und die eigenthümliche Ehre der andern Stände neben sich an. Jener aber gab sich das Ansehen, als existire außer der allerhöchsten Person, dem fürstlichen Hause und dem adelichen Hofschranzenthum Nichts weiter in der Welt, als gebe es außer ihm keinen Stand oder kein Volk. Er bildete sich sogar ein jene wenigen noch unabhängigen Glieder des deutschen Adels über die Achsel ansehen zu dürfen welche nach alter guter Sitte frei vom Hof- und andern Fürstendienst auf ihren Gütern lebten, obgleich sie an Reinheit des Blutes und meist auch an Vermögen jenem neuen Adel und dem Hofadel überhaupt stäts überlegen waren.

Hätte sich jedoch dieser Stand an die fürstliche Macht nicht so fest anzulehnen gewußt, so wäre seine Stellung im damaligen Deutschland keineswegs glänzend gewesen. Seine frühere hauptsächlichste Stütze, der Grundbesitz, war ihm entweder schon abhanden gekommen oder außer alles Verhältniß zu der Zahl und den Lebensansprüchen seiner Herren getreten. Die davon bedingten Vermögenszustände, die schon zur Zeit der Reformation zerrüttet gewesen waren, hatten sich seitdem nicht gebessert. So lange die Verarmung Deutschlands als Folge des dreißigjährigen Krieges allgemein dauerte, befand sich der Adel in dieser Hinsicht nicht besser und nicht schlechter als die andern Stände. Als sich jedoch die ökonomischen Verhältnisse des Bürgerstandes wieder zu verbessern begannen, hielt auch jetzt wieder wie im Mittelalter die Verbesserung der Lage des Adels nicht gleichen Schritt damit. So wäre er wohl bald von dieser Seite her ganz überflügelt worden und durchschnittlich in einen ähnlichen Zustand herabgesunken wie ihn die Masse des niedern polnischen und ungarischen Adels einnimmt. Davor schützte ihn sein festes Anklammern an die Höfe und Fürsten. Zum Lohne dafür genoß er nicht blos alle die Vortheile welche das Hofleben bieten konnte, sondern er galt auch mehr und mehr als die nächste und kräftigste Stütze der fürstlichen Gewalt, so zu sagen als ihr geborener Bundesgenosse, auf den sie allein mit voller Befriedigung blickte, während ihr das selbstgeschaffene Beamtenthum,

in dem doch eigentlich das Geheimniß ihrer Stärke ruhte, mehr wie eine Art von nothwendiger, aber gefährlicher Maschine vorkam.

Der Adel suchte sich der fürstlichen Gunst hauptsächlich durch die größte Wegwerfung seiner selbst würdig zu machen. Da er sich so gründlich von dem übrigen Volke schied, so war es eigentlich nicht zu verwundern daß er auch die gewöhnlichen Begriffe von menschlicher Würde, von Ehre und Anstand den niederen Klassen überließ. Die sittliche Verdorbenheit der deutschen Höfe, ihr hohler Prunk und ihre überfirnißte Rohheit erreichte gerade in der Periode vom Schlusse des Jahrhunderts bis 1740 ihren höchsten Gipfel. Die hunderte von größeren, kleinern und kleinsten Abbildern des unübertrefflichen Versailles verbreiteten allenthalben in den deutschen Landen so viel Ruchlosigkeit und Niederträchtigkeit daß die ganze zähe Beschlossenheit des damaligen deutschen Volkscharakters kaum dazu ausreichte ihn vor den allerwärts die Luft verpestenden Giftstoffen einigermaßen zu bewahren. Es war unmöglich daß sich unser Volk frei von aller Ansteckung hielt, aber es war doch eine wohlthätige Folge der Niederschmetterung des Volksgeistes durch den dreißigjährigen Krieg daß man nicht einmal einen Versuch wagte sich an dem Treiben der oberen Klassen oder der Höfe zu betheiligen. Der Bürger ließ es sich als selbstverständlich gefallen daß er davon so wie von der Theilnahme an der Regierung des Staates ausgeschlossen sei und gieng innerhalb der engen Grenzen seines Berufs und der alten Sitte seinen Weg für sich. Die Wahrheit erfordert es zu sagen daß er es nicht ohne neidische und zugleich bewundernde Seitenblicke nach oben that. Sein Geist war zu sehr gedrückt als daß er den rechten Maßstab dafür hätte haben können. Aber gleichviel wie er es ansah, er konnte nicht daran Theil nehmen und durfte es nicht wagen als Nachahmer aufzutreten; so blieben seine physischen und ökonomischen Kräfte davon unbeeinträchtigt und es ward wenigstens für die Zukunft die Möglichkeit der Wiedererhebung des deutschen Bürgerthums nicht abgeschnitten.

Denn daß dieser Hofadel für die Zukunft der Nation im besten Falle nicht zählen durfte, zeigte er selbst gleichsam instinctiv durch die Verachtung an die er gegen Alles was vaterländisch und zugleich anständig war zur Schau trug. Er der es sich zur größten Ehre schätzte ein Leben zu führen das allen volksthümlichen Begriffen von Ehre schnurstracks zuwiderlief, der das müssige Herumstehen in den fürstlichen Vorzimmern oder bei der Toilette der fürstlichen Personen für nobel, aber jede ehrliche Arbeit für entehrend hielt, dem es als höchster Triumph galt, wenn er seine Frauen und Töchter zu fürstlichen Maitressen machen konnte, der mit Stallbedienten und Lakaien wetteiferte durch die schmutzigsten Dienstleistungen einen gnädigen Blick der fürstlichen Person zu erhaschen, dieser Adel hatte sich damit selbst sein Urtheil gesprochen. Die Zeit mußte kommen wo die deutschen Fürsten den Begriff ihres Amtes etwas höher faßten, wo sie durch die innere Nothwendigkeit

Digitized by Google

ihrer Stellung sich getrieben sahen nicht mehr blos an die Befriedigung der gemeinsten Sinnlichkeit, sondern auch an den Staat als ein nicht mehr zu übersehendes Ding zu denken. Sobald dies geschah, wurde dem Hofadel, oder dem Adel überhaupt, der leider fast nichts weiter als Hofadel geworden war, der Boden unter den Füßen entzogen und er zu einem leeren Schattenbilde gemacht.

Die damalige politische Stellung des zweiten Standes, der städtischen Bürgerschaft, ist in ihren allgemeinen Grundzügen bereits geschildert. Wo in der städtischen Verwaltung und Rechtspflege nicht schon alle Spuren der früheren Selbstherrlichkeit der Gemeinde durch die Einsetzung landesfürstlicher Beamten getilgt waren, beschränkte sich die thätige Theilnahme daran doch nur auf aristokratisch oder oligarchisch zusammengesetzte Körperschaften, die Magistrate. Es läßt sich fragen, ob es der übrigen von allen öffentlichen Rechten ausgeschlossenen Bevölkerung schlechter unter diesem oder jenem Regimente ergieng, denn schlecht ergieng es ihr unter dem einen wie unter dem andern. Befanden sich verhältnißmäßig selbständige Magistrate an der Spitze einer Stadt, so wiederholten sich im Kleinen die Zustände die wir im Großen bei den Reichsstädten kennen gelernt haben. Die Stadt und ihr aus besseren Zeiten gerettetes Vermögen, oft von großem Belange, war dann eigentlich nur eine Art von Fideicommiß solcher Körperschaften. Es wurde noch dazu meist sehr pedantisch, unverständig, eigennützig, sehr häufig geradezu gewissenlos ausgebeutet. Die merklichen Fortschritte in der Polizei, Staatsverwaltung und Rechtspflege die so manche landesfürstliche Regierungen dieser Zeit bereits gemacht hatten, giengen in solchen Orten spurlos vorüber, wenn sie nicht durch Machtsprüche von oben ihnen aufgezwungen wurden.

Die erbärmliche, gewöhnlich ebenso langsame als bestechliche Rechtspflege die hier zu Hause war, trug auch nicht dazu bei die öffentliche Moral oder das bürgerliche Wohlbefinden der Bewohner in die Höhe zu bringen. Auf ihnen lastete nicht blos das Gefühl der Unterthänigkeit und der gänzlichen Machtlosigkeit gegenüber der Allmacht des Staates oder Fürsten, wie es durch ganz Deutschland gieng, sondern auch der örtliche Druck einer kleinlichen, pedantischen und durch und durch unsittlichen Tyrannei, die von Leuten aus ihrer Mitte geübt ward, von Menschen, die sich vor ihren Nachbarn weder durch größere Bildung noch durch einen weitern Gesichtskreis auszeichneten. Unter den landesfürstlichen Beamten dieser Zeit gab es immer manche die sich in beiden Rücksichten weit über das Durchschnittsmaß ihrer Umgebung erhoben und insofern eine gewisse Berechtigung zur Herrschaft mit sich brachten. Der Bevölkerung derjenigen Städte in denen noch das alte Magistratsregiment ungestört von landesfürstlichen Beamten bestand, war der für die allgemeine Bildung so wichtige Einfluß gänzlich entzogen den eine Menge unläugbar mit den besten Producten des damaligen Geisteslebens genährter Männer auf alle Klassen ihrer Umgebung unwillkürlich übte. Der Schade war um

so größer, weil das in sich abgeschlossene deutsche Bürgerthum dieser Zeit, das echte Spießbürgerthum und Philisterthum, in sich selbst keineswegs die Möglichkeit trug sich aus seiner geistigen Lahmheit und Bornirtheit herauszuarbeiten und an den Bildungsfortschritten der Zeit und der deutschen Nation Theil zu nehmen.

Es gab in dem damaligen Deutschland keine Stadt, die nicht noch an den Folgen des dreißigjährigen Krieges zu leiden gehabt hätte. Im letzten Grunde versiegten die sonst so ergiebigen Quellen, die des deutschen bürgerlichen Wohlstandes, wie sich gezeigt hat, schon seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts, wo der Welthandel neue Bahnen einschlug von denen sich Deutschland durch seine geographische Stellung und seine politischen Zustände ausgeschlossen sah. Aber dem äußeren Anschein nach hatte der Reichthum unseres Vaterlandes bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts nicht abgenommen, so nachhaltig wirkte der wohlverwaltete Erwerb früherer Zeiten. Wäre es möglich gewesen daß sich nach der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges jene Quellen des einstigen Wohlstandes wieder eröffnet hätten, so würden unsere Städte troß aller Noth der Zeiten, troß des wachsenden Steuerdruckes und der Engherzigkeit der Regierungen und ihrer eigenen Bürger bald wieder zu einem ähnlichen Gedeihen wie früher gelangt sein. So aber wurden namentlich jene einst so überschwänglich reichen größeren und kleineren Orte im süd- und mitteldeutschen Binnenlande durch die der Welthandel von Venedig und Genua her nach dem Norden und Nordosten von Europa gegangen war, ganz auf ihre eigenen dürftig ausgestatteten Erwerbsquellen beschränkt. Auch war damals an die Eröffnung neuer Handelswege nicht zu denken. Die Engländer und Holländer beherrschten ohne Nebenbuhler den gesammten überseeischen Verkehr und die Theilnahme daran hätte man nur durch Gewalt erzwingen können. Das lag aber sowohl jenseit der Grenzen welche der Kraft des Reiches und der einzelnen Staaten gesteckt waren, als auch jenseit des Gedankenkreises der meisten Fürsten und Staatsmänner die damals die deutsche Politik in Händen hatten. Die Genialität eines Friedrich Wilhelm, der auch hierin sich als der große Kurfürst erwies, gehörte dazu um den großen Nachtheil zu empfinden der aus der Ausschließung vom Welthandel und dem Besitze überseeischer Colonien seinen Staaten erwuchs. Er bemühte sich soviel Geld und Kraft als ihm seine andern näheren Aufgaben übrig ließen auf die Schöpfung einer brandenburgischen Flotte und die Erwerbung von festen Ansiedelungen in Afrika zu verwenden. Aber der Erfolg entsprach den angewandten Mitteln keineswegs in dem Verhältniß, wie es doch bei der Beschränktheit seiner Staatskräfte wünschenswerth gewesen wäre, und so scheiterte dieser einzige umfassendere Versuch, der für seinen Urheber immer ein ehrenvolles Denkmal weitreichenden Blickes bleibt.

Noch weniger erhob sich der deutsche Bürgerstand selbst bis zu einer so kühnen Idee, die doch von seinen Vorfahren in der Hanse allein durch ihre

eigene Kraft bereits verwirklicht worden war. Wenn man die natürlichen Hülfsmittel für den innern deutschen Handel zu benutzen verstanden hätte, würde sich immer eine Art von Ersatz für die Ausschließung von dem überseeischen Verkehr haben finden lassen. Aber die größten Wege des binnenländischen Handels, die Hauptwasserstraßen der Donau und des Rheines waren durch politische Verhältnisse gerade an ihren wichtigsten Stellen, an ihren Mündungen, in die Hände fremder Völker gekommen, die systematisch wie die Holländer oder in naiver Brutalität wie die Türken Alles thaten um einen Aufschwung des Stromverkehrs unmöglich zu machen. Im Innern von Deutschland war man durch alle die unzähligen Hemmnisse noch beschwert welche der kurzsichtige Eigennutz der einzelnen Staaten und Körperschaften des Mittelalters nach und nach aufthürmte. Noch gab es jene zahllosen Zollstätten an allen Stromlinien, namentlich aber am Rheine, jene Stapelgerechtsame einzelner Städte, jene Privilegien einzelner Schiffer- und Kaufmannsgilden, die auf eine gleich unverantwortliche Art die Zeit und den Geldbeutel des Kaufmanns in Anspruch nahmen. In Folge verkehrter finanzieller Grundsätze der damaligen Staatswirthschaft waren zu den alten noch eine Menge neuer hinzugekommen, ohne daß das Geringste für die Sicherung und Verbesserung der so hoch belasteten Verkehrswege geschehen wäre.

Denn zu keiner Zeit unserer Geschichte befanden sich unsere Wasser- und Landstraßen in schlechterem Zustande. Was das Mittelalter für beide nach seiner Einsicht und Kraft geleistet, was namentlich süddeutsche Reichsstädte zu ihrer Sicherung und Erweiterung Jahrhunderte lang gethan hatten, war allmälig wieder verfallen. Es blieben nur die Abgaben welche sich die verschiedenen Staaten für sicheres Geleit von Waaren und die Erhaltung der Straßen herkömmlich zahlen ließen, auch wenn sie weder für das eine noch für die andern sorgten. Denn neben andern Beschwerden und Drangsalen machte auch die öffentliche Unsicherheit dem damaligen deutschen Verkehr große Noth. Es gab zwar nicht mehr jene adelichen Strauchdiebe welche von ihren Felsennestern herab die Schiffe und die Frachtwagen niederwarfen, bis sie endlich selbst vor der unerbittlichen Justiz einer Nachbarstadt ihren Lohn fanden. Dafür hatte der dreißigjährige Krieg in den Massen seiner Söldnerheere, die zuletzt zu wahren Räubervölkern erwuchsen, einen Saamen ausgeworfen der üppig genug als Landstreicher-, Gauner- und Straßenräuberbanden aller Art aufgieng. Dagegen vermochten die polizeilichen Maßregeln der Landesregierungen sehr wenig, selbst wenn sie umfassender und folgerichtiger genommen worden wären als es gewöhnlich geschah. Denn die Zersplitterung des Reiches in unzählige kleine und kleinste Territorien, das Durcheinanderlaufen der verschiedensten landeshoheitlichen Rechte auf dem kleinsten Raum, oft an einem und demselben Orte, mußte jede durchgreifende Säuberung des Landes von diesem Gesindel unmöglich machen. Dazu kam noch der böse Wille der verschiedenen Nachbarn gegen einander, die sich mit der Pflege des Gauner-

und Räubervolkes häufig systematisch zu chikaniren suchten, oder die althergebrachte Sorglosigkeit vieler Regierungen, namentlich derer in den geistlichen Territorien, die darum auch als das Paradies der Landstreicher galten, endlich die Gewinnsucht der kleinsten Herren. So manche Reichsritter entblödeten sich nicht kraft ihrer quasilandesherrlichen Gewalt Leuten ihren Schutz angedeihen zu lassen, die als überwiesene oder allbekannte Verbrecher verfolgt wurden, wenn sie diesen Schutz nur gehörig bezahlten und sich vor Freventhaten innerhalb der Gemarkung des Dorfes oder der Dörfer hüteten, die ihren hochgeborenen Schutzherrn gehorchten. Aus diesem Allen erklärt es sich auch, daß in keiner Periode unserer Geschichte so wenig gereist wurde wie in dieser. Wer nicht durchaus mußte, hütete sich wohl sein Leben und seine Habe allen den Gefahren und Drangsalen auszusetzen womit beide draußen bedroht waren. Der bildende Einfluß der Fremde blieb eigentlich nur auf die Gesellen der verschiedenen bürgerlichen Gewerke beschränkt, bei denen sich das Wandern als ein altes Herkommen fortgeerbt hatte. Die Nation als solche aber war auch in dieser Hinsicht viel mehr eingepfercht und eingeengt als in früheren Zeiten.

Wie dem deutschen Handel, so war es auch der deutschen Gewerbthätigkeit ergangen. Bis zu dem dreißigjährigen Kriege übertraf sie alle ihre Nebenbuhlerinnen im nördlichen Europa. Dann aber konnte sie weder die Concurrenz mit den Niederlanden, die sich von jeher durch eine hohe Blüthe der bürgerlichen Arbeit auszeichneten, noch mit England und Frankreich bestehn, wo große Staatsmänner mittelst einer umsichtigen Gesetzgebung früher unbedeutende industrielle Anfänge rasch zu einer bedeutenden Höhe zu entwickeln verstanden. Ueberall fanden sich die deutschen Erzeugnisse von ihren alten Märkten verdrängt. Dazu kam noch die geistige Dumpfheit und Gebrochenheit des damaligen deutschen Bürgerthums. Es war nicht einmal befähigt die großen Fortschritte die gerade jetzt in England und Frankreich durch Erfindung neuer Werkzeuge und Annahme neuer Behandlungsweisen schnell auf einander folgten, auch nur aufzunehmen, geschweige denn daß es selbst sich an die Spitze der geistigen Bewegung auf diesem Gebiete gestellt hätte. Die Zeiten waren längst vorbei, wo die Männer des deutschen Gewerbes sich auch durch Erfindungsgabe und nicht blos durch die Tüchtigkeit und Gediegenheit ihrer Schöpfungen vor ganz Europa auszuzeichnen pflegten, wo unzählige Verbesserungen in den mechanischen Künsten dem Scharfsinn des deutschen Bürgerthums ihren Ursprung verdankten und ganz Europa in deutschen Werkstätten in die Schule gehn mußte. Der damalige deutsche Gewerbsmann hielt sich an die Ueberlieferung der Vergangenheit, die natürlich immer dürftiger und ärmlicher werden mußte. Die Erzeugnisse seiner Hand waren trotz seines noch immer bewahrten Fleißes und seiner Geduld so beschaffen daß sie nicht einmal den Bedürfnissen der gebildeteren und höheren Stände, besonders der deutschen Höfe, entsprachen. Noch weniger durften sie sich auf

Digitized by Google

dem Weltmarkte mit ihrer veralteten Technik, ihren unmodischen Formen und ihrem oft sehr ungenügenden Material sehen lassen.

So gerieth der begütertste Theil der Consumenten in Abhängigkeit von der fremden Industrie. Vielleicht wäre es auch geschehen, wenn die einheimische ihre alte Trefflichkeit sich zu bewahren verstanden hätte, denn die systematische Entfremdung von allem Vaterländischen gehörte nun einmal zum Charakter der sogenannten höheren Klassen dieser Zeit. Jedenfalls aber durfte man ihnen jetzt nicht so Unrecht geben, wenn sie für ihr Geld etwas Besseres als die Waaren verlangten die ihnen ihre Landsleute anbieten konnten. Abgesehen von den beträchtlichen Summen die dadurch dem innern deutschen Verkehr entzogen wurden und ins Ausland, namentlich nach Frankreich flossen, wo sie mittelbar den Staatskräften des Erbfeindes der ganzen deutschen Nation und ihrer Zukunft zu Gute kamen, erweiterte sich auch die schon so tiefe Kluft zwischen den höheren und niederen Ständen noch mehr, indem die einen alle ihre äußeren Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des Luxus von der Fremde beziehen mußten und dadurch unwillkürlich immer mehr unter den Einfluß fremder Formen und eines fremden Geistes geriethen, während die andern mit den dürftigen und schwerfälligen Erzeugnissen der heimischen Gewerbthätigkeit zwar der heimischen Art treu blieben, aber so daß weder die deutsche Gewerbthätigkeit selbst noch die Sache der deutschen Nation einen Vortheil davon zog.

Doch war hie und da schon ein Anfang gemacht diesen traurigen Verhältnissen abzuhelfen, unter denen unsere bürgerliche Industrie und damit das ganze städtische Bürgerthum, das hauptsächlich doch gerade auf sie verwiesen blieb, hätte zu Grunde gehn müssen. Wieder geschah der Fortschritt nicht aus der Mitte und durch die Kraft der zunächst Betheiligten, sondern von außen her, durch die Einmischung der Staatsregierungen. Manche von ihnen sahen bereits ein, daß eine so gänzliche Abhängigkeit von der Industrie des Auslandes ihren Staatseinnahmen sehr schaden müsse. Sie rechneten einfach die Summen nach welche über die Grenze giengen und glaubten daß dem Wohlstand ihres Volkes gerade so viel entzogen worden sei als baares Geld in das Ausland geflossen war. So verbreitete sich der Grundsatz, man müsse das Geld im Lande zu halten suchen, in einer Zeit wo die regierenden Klassen alle, auch die kleinsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, ihre feineren Speisen und Getränke, ihre Kleider, ihre Schmuckgegenstände, ihre Wohlgerüche und Spielwerke nur aus dem Auslande, am liebsten direct aus Paris beziehen zu können glaubten. Auch diese Grundsätze der Staatswirthschaft kamen von dort her, wo sie als Mercantilsystem schon seit Ludwig XIV. in Umlauf waren, nach Deutschland. So schlecht sie damals paßten, so fanden sie doch mehr und mehr Eingang. Auch hierin gieng der brandenburgische Staat schon seit dem großen Kurfürsten den andern voran und dessen zweiter Nachfolger, Friedrich Wilhelm, ließ sich nach seiner Art schon zu ar-

gen, wenn auch wohlgemeinten Uebertreibungen hinreißen, womit dem Wohlstand seiner Unterthanen nicht gedient sein konnte.

Brandenburg war es auch, wo der Einfluß fremder Industrieller, der vielen Tausende hugenottischer Familien welche vor den Verfolgungen Ludwigs XIV. hier eine Zuflucht fanden, auf die Belebung der einheimischen Industrie zuerst bemerklich ward. Nicht ohne auf den zähesten Widerstand des Spießbürgerthums zu stoßen, das überall da wo es seine guten Rechte hätte wahren sollen demüthig niederduckte, aber dafür auch jedem wirklichen Fortschritt seinen ganzen Eigensinn entgegenstemmte, setzte die Regierung schon jetzt manche wichtige Verbesserungen im Betrieb der Gewerbe in Umlauf, und bemühte sich überhaupt durch die Anlage von Manufacturen und Fabriken auf Staatskosten eine heimische Industrie zu schaffen die die Bedürfnisse des Inlands befriedigen und allenfalls auch Geld aus dem Auslande hereinziehen könnte. —

Ob die Lage des dritten und letzten der drei großen mittelalterlichen Stände, der ländlichen Bevölkerung, damals besser oder schlechter als die des zweiten Standes war, die wir eben kennen lernten, möchte schwer zu entscheiden sein. Auch auf dem Bauer lastete derselbe politische Druck wie auf dem Bürger, aber auch kein stärkerer. Er war seit unvordenklichen Zeiten in den meisten deutschen Landschaften und Territorien von aller selbstthätigen Theilnahme am Staatswesen ausgeschlossen und wußte nicht anders als daß es so sein müsse. Dafür hatte man ihm stäts in seinen innern Angelegenheiten, in seinem Gemeindeleben, verhältnißmäßig ungestörte Freiheit gelassen. Wo die Bauernschaft unter gutsherrlicher Abhängigkeit stand, was als Regel angesehen werden muß, machte sich allerdings auch in Gemeindeangelegenheiten neben ihrem eigenen Willen und sehr oft gegen ihn der Wille des Gutsherrn geltend, aber der Staat als solcher bekümmerte sich wenig darum. So erhielten sich die alten einfachen Dorf- oder Gemeindeverfassungen, weil zu ihrer weiteren Entwickelung so wenig wie zu ihrer Beseitigung eine Veranlassung vorlag. Die landesherrlichen Beamten kamen blos in Sachen der allgemeinen Polizei, der Steuer- und Gerichtsverhältnisse, soweit die Gerichtsbarkeit dem Staate gehörte, mit den ländlichen Gemeinden in Beziehung und ließen sie in den übrigen Dingen ihre eigenen altgewohnten Wege gehn.

Die neuen Steuern drückten selbstverständlich am härtesten auf diesen untersten Stand. Dafür waren die Gerechtsame der Gutsherrschaft jetzt theils auf dem Weg der Landesgesetzgebung, theils durch freie Vereinbarung fixirt. Jene willkürlich erhobenen Ansprüche die einst mit dem Eindringen des fremden Rechtes die deutsche Bauerschaft so sehr gequält hatten und die auch nach den blutigen Bauernaufständen von den Gutsherrschaften nicht eingestellt worden waren, hatten jetzt aufgehört. Die Staatsgewalt erwies sich in ihrem eigenen Interesse hiebei als die natürliche Schutzmacht der sonst schutzlosesten Klasse ihrer Unterthanen. So groß auch die Belastung war, die man von

Google

dieser Seite her zu tragen hatte, so war sie doch eben wegen ihrer Bestimmtheit und unvordenklichen Gewöhnung leichter zu ertragen als jene willkürlichen Ansprüche, die zuerst lange nicht so weit zu gehn pflegten als sie allmälig bis zu ihrer Fixirung ausgedehnt wurden.

In jeder Landschaft und jedem größeren deutschen Territorium bestanden immer noch wirkliche Hörigkeitsverhältnisse. Doch wurde der Druck der Leibeigenschaft wenig empfunden. An die politische Unfreiheit sammt ihren Folgen hatte sich die ganze Bauernschaft gewöhnen müssen, und dem Leibeigenen gieng in dieser Hinsicht nicht mehr ab als dem persönlich freien Bauer. Außerdem war die ökonomische Lage der Unfreien eine verhältnißmäßig gute, weil es das Interesse des Herrn erforderte sie nicht verarmen und die mit ihnen besetzten Höfe nicht herunterkommen zu lassen. Hätte sich ein Herr außergewöhnliche Bedrückungen oder Frevelthaten gegen die Person und die Ehre seiner Leibeigenen erlauben wollen, so würde die Staatsregierung auch zu ihrem Schutze eingeschritten sein. Ueberhaupt waren alle ihre Verhältnisse durch altes, zum Gesetze gewordenes Herkommen genau bestimmt, und sie standen auch hierin den übrigen gutsunterthänigen Landbewohnern ganz gleich. Auch die veränderte Lebensrichtung und Sitte des Adels damaliger Zeit darf im Ganzen als eine Art von Schutzmittel gegen den brutalen Druck betrachtet werden der früher so häufig auf die Bauerschaft geübt wurde. Der jetzige Adel lebte am Hofe, im Militär- und Civildienst und kam gar nicht mehr in so häufige und unmittelbare Berührung mit seinen Unterthanen, wie jene sogenannten Ritter des 14. und 15., oder selbst noch der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die den größten Theil ihres Lebens unter ihren Bauern verbrachten.

Damit war die Gelegenheit zu unzähligen Plackereien und Rohheiten abgeschnitten. Auch hatte der Adel durch die veränderte Sitte an den Höfen und durch den Einfluß fremder Umgangsformen durchschnittlich einen gewissen Schliff der Manieren angenommen den er auch in seinen seltenen Berührungen mit den untern Ständen bewahrte.

Trotz der wachsenden Steuern erholte sich der deutsche Bauernstand nach dem dreißigjährigen Kriege am ersten und gründlichsten, obgleich gerade er am augenfälligsten von den Greueln und Verwüstungen desselben betroffen worden war. Er blieb bei seiner althergebrachten Art des Feldbaus und des Wirthschaftsbetriebs, aber auch bei seinem althergebrachten Fleiße und seiner Sparsamkeit, und damit gelang es ihm bis zum Jahre 1740 hin viele, aber freilich nicht alle der durch den Krieg zerstörten Höfe und Dörfer wieder aufzubauen, die meisten lange verödeten Felder wieder zu bestellen, und die gänzlich vernichtete Viehzucht wieder in die Höhe zu bringen, wenn auch nicht auf dieselbe die sie vor dem Kriege erreicht hatte. In allen diesen Beziehungen war und blieb der deutsche Bauernstand überflügelt vom Auslande, wie der deutsche Gewerbstand in seinem Bereiche. Vor dem dreißigjährigen

Digitized by Google

Kriege übertraf Deutschland auch in der Tüchtigkeit und Ergiebigkeit seiner Bodencultur alle Länder Europa's, die nach ihren klimatischen Bedingungen damit verglichen werden können. Jetzt aber stand es nicht blos hinter dem gartenmäßigen Anbau der Niederlande, sondern auch schon hinter vielen Theilen Englands und einzelnen Theilen Frankreichs zurück.

Doch auch in Deutschland selbst zeigte sich hierin große Verschiedenheit. Im Allgemeinen war der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung des deutschen Nordwestens fester gegründet als des Südwestens, obgleich dieser jenen an natürlichem Bodenreichthum weit übertraf. Auch dies war seit Jahrhunderten so gewesen und hatte seinen Hauptgrund in der freieren Stellung der nordwestlichen Bauernschaften. Im Südwesten drückten unzählige Territorialherren, und am schlimmsten darunter die kleinsten, die Hunderte von Reichsrittern, die zugleich Landes- und Gutsherrschaft in einer Person vorstellten; hier lagen die größeren und kleineren Städte in dichten Gruppen über das ganze Land verbreitet, hier war auch seit langer Zeit eine gewisse Uebervölkerung einheimisch geworden. Unter sonst regelrechten Zuständen hätte dieser Boden mit Leichtigkeit noch eine viel stärkere Bevölkerung ernähren können, aber so wie die Zustände einmal beschaffen waren durfte er bald nach dem dreißigjährigen Kriege schon wieder für übersetzt gelten. Dazu kamen hier noch die französischen Kriegsverwüstungen von den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an bis zum Schlusse des spanischen Erbfolgekrieges. Sie wirkten an den betroffenen Orten und auf einige Zeit noch furchtbarer als die des dreißigjährigen Krieges, denn sie wurden viel systematischer und raffinirter betrieben. Der Nordwesten und der Norden Deutschlands erfreute sich dagegen einer verhältnißmäßigen Sicherheit. Denn die Kriege des großen Kurfürsten mit den Schweden und die Ausläufer des großen nordischen Krieges können kaum gegen die Schrecknisse und die Schäden der französischen Kriege in Betracht kommen.

Auch litt die bäuerliche Bevölkerung des deutschen Südwestens am meisten unter der neumodischen Jagdlust der Höfe und des Adels der das Beispiel der Höfe nachahmte. Schon im Ausgange des Mittelalters war der deutsche Bauer durch diese noble Passion weidlich gequält worden; unter den Beschwerden die ihn zum Bauernkriege trieben standen die Bedrückungen und Schäden der Jagd obenan. Jetzt wurde überall die Parforcejagd wie sie der große König in seinen Forsten zu halten pflegte, auch in Deutschland eingeführt und der alte Jagdteufel begann in dieser zeitgemäßen Verkleidung unser Landvolk wo möglich noch ärger zu plagen als in den früheren Zeiten, wo er nur ein naturwüchsiger deutscher Teufel gewesen war. Der dreißigjährige Krieg hatte überall einen großen Wildstand von selbst aufkommen lassen. Dieser wurde jetzt durch die lästigsten und schädlichsten Maßregeln künstlich aufrecht erhalten. Und nicht genug daß die Felder der Bauern durch ihn verwüstet wurden, daß man sie selbst zur Jagdfolge in alter Weise zwang,

Digitized by Google

sie sahen sich in manchen Territorien auch genöthigt den größten Theil der Unterhaltungskosten ihrer ärgsten Feinde geradezu aus ihrer Kasse zu bezahlen. So war es im Hessen-Darmstädtischen durch den allmächtigen Willen des regierenden Herrn befohlen und wurde auch streng durchgeführt, daß jedes Dorf nach Verhältniß seiner Einwohnerzahl jährlich etwa 100—200 Stück Wild nach den Preisen kaufen mußte welche die fürstliche Kammer setzte. Bären und Wölfe freilich verschwanden allmälig aus den deutschen Forsten, aber nicht weil sie als reißende Thiere das Leben und die Heerden der Einwohner gefährdeten, sondern weil neben ihnen die Hirsche und Rehe nicht gedeihen konnten deren man zu den hochfürstlichen Jagdvergnügen bedurfte. Der Bauer würde wohl noch lieber die Gefahr vor jenen ertragen haben als den Schaden den diese seinem Eigenthum zufügten. Noch furchtbarere Feinde waren die wilden Schweine deren Verwüstungen oft ganze Gemarkungen verarmen machten. Wenn in einem kleinen Staate, wie dem genannten Hessen-Darmstadt, die Kosten der eigentlichen Jagden in zehen Jahren auf 300,000 fl. berechnet wurden, so war dies nur der kleinste Theil des Geldes das auf die Jagd überhaupt verwendet wurde und das sie den Unterthanen oder dem Staate im Ganzen kosteten. Kein Wunder daß manche Dorfschaften ihre Felder unbebaut ließen, und andere sich zur Massenauswanderung entschlossen, obgleich gerade in dieser Zeit der uralte Wandertrieb unseres Volkes fast erloschen zu sein schien.

Auch dauerten noch die alten gräulichen Strafgesetze gegen den Wildfrevel fort: die barbarischsten Strafen wurden immer noch vollzogen oder konnten nur aus besonderer Gnade durch unerschwingliche Geldsummen abgekauft werden. Es war noch immer in vielen deutschen Staaten beinahe ein leichteres Ding einen Menschen als einen Hirsch getödtet zu haben, und es schien als wären alle diese Bestien unwillkürlich zu Theilnehmern an der Majestät und Unverletzbarkeit ihres fürstlichen Beschützers erhoben. Auch hier gab es je nach den Territorien Stufen des Unfugs und der Unvernunft, aber kein deutscher Fürst dieser Zeit war so freisinnig und menschlich sie ganz von sich abzuschütteln. Im Allgemeinen kann man aber annehmen, daß auch der Jagddruck in dem Maße stärker vorhanden war als die Ansprüche auf den Glanz des Hofes stärker hervortraten. Die schon durch das eine genugsam gequälten Unterthanen waren dann regelmäßig mit doppelten Ruthen geschlagen, und gewöhnlich fand sich auch noch die dritte große Landplage der Zeit, die Militärliebhaberei und Soldatenspielerei des regierenden Herrn dazu ein, wie in Kursachsen und in Wirtemberg, oder unter den kleineren Territorien in Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt.

Trotz alledem wußte sich der deutsche Bauer dieser Zeit doch manche der schätzenswerthesten Eigenschaften seiner glücklicheren Ahnen zu bewahren. Er besaß noch immer jenen Fleiß und jene Wirthschaftlichkeit, durch die es ihm gelang der Noth der Zeiten, oder vielmehr der Noth welche die bevorrech-

Digitized by Google

teten Klassen über ihn brachten zu widerstehn. Dabei unterstützte ihn seine angeborene Kraft und Klugheit, die nach außen freilich oft durch eine gewisse dumpfe Beschlossenheit des Wesens verdeckt wurde. Denn der Bauer hatte sich aus guten Gründen gewöhnt vorsichtig, ja übervorsichtig aufzutreten und in Jedem der nicht seines Gleichen war, einen Feind oder Blutsauger zu argwöhnen. Seine Armuth hinderte ihn nicht das Leben in seiner althergebrachten Weise durch Schmausereien und derbe Gelage zu genießen, und ihre laute Fröhlichkeit stach sehr vortheilhaft von der steifphiliströsen Haltung der bürgerlichen Lustbarkeiten dieser Zeit ab. Noch klangen hier die uralten tiefsinnigen und heiteren Volkslieder mit ihren ernsten und reinen Weisen, und in dem massenhaften Wuste des vererbten Aberglaubens war eine ganze Welt von poetischem Stoffe enthalten an dem sich das Gemüth der ländlichen Bevölkerung ihr selbst völlig unbewußt nährte.

Der deutsche Bauer galt sprüchwörtlich als grob und ungeschlacht in seinen Manieren, und mußte es auch sein, wenn er nicht auch seine Seele unter die Knechtschaft beugen lassen wollte der er seinen Leib und sein Eigenthum nicht entziehen konnte. Aber er wurde dadurch vor jener ärgsten Herabwürdigung geschützt in welche der Bauernstand der slavischen Nachbarländer gerathen war. Mit ihm verglichen hatte der deutsche Bauer in vielen Fällen noch größere Lasten zu tragen und wurde seine Arbeitskraft noch viel rücksichtsloser in Anspruch genommen, aber trotzdem war er doch ein Wesen höherer Art das sich seine eigenthümliche Würde nicht hatte rauben lassen. Denn neben und mit seiner Grobheit pflegte man ihm auch seinen Stolz, den wohlbekannten Bauernstolz, vorzurücken, und mit Recht, nur hätte man nicht einen Vorwurf, sondern ein Lob daraus machen sollen. Denn er beruhte doch noch auf einem besseren Grunde als der Hochmuth des Adels und des Bürgerthums. Wenn irgendwo, so war hier noch ein gesunder Kern aus dem sich die Nation wiederherstellen konnte und fortwährend in ihrem leiblichen Dasein wiederherstellte. Denn es ist eine leicht zu beweisende Thatsache daß die städtische Bevölkerung dieser Zeit, wenn sie blos auf sich selbst beschränkt gewesen wäre, innerhalb einiger Menschenalter hätte aussterben müssen. Nicht blos die wenigen größeren Städte, sondern auch die meisten kleineren hatten durchschnittlich einen jährlichen Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten. Er wurde ausgeglichen durch das Einströmen der ländlichen Bevölkerung, bei der das Verhältniß gerade umgekehrt war. Und doch wurde das damalige Deutschland immer seltener von jenen großen Epidemien heimgesucht die unter verschiedenen Namen, zuletzt gewöhnlich unter dem der Pest, früherhin ganze Bevölkerungsmassen hingerafft hatten. Die Schuld lag auch nicht allein an der engen und ungesunden Bauart der Städte, denn in früheren Jahrhunderten, wo sie bei durchschnittlich stärkerer Bevölkerung ebenso beschaffen gewesen waren, hatte doch ihre Bevölkerung in gewöhnlichen Zeiten, d. h. wo weder Pest, noch Krieg, noch innere Unruhen

Digitized by Google

sie bedrängten, fortwährend zugenommen, ohne daß der Zufluß vom Lande so stark gewesen wäre wie später. Dem Bürgerthum dieser Zeit war neben seiner geistigen und sittlichen Kraft auch die leibliche abhanden gekommen und daher allein läßt sich jene statistische Thatsache im letzten Grunde erklären. Der Bauernstand aber besaß von alle dem noch am meisten unter allen Theilen der deutschen Nation, wenn auch keineswegs in geläuterten und schönen Formen. Was er zur leiblichen Erhaltung der deutschen Nation beigetragen hat, läßt sich allenfalls mit Zahlen darthun, was er aber sonst als der eigentliche frische Quell des Volkslebens für dieselbe geleistet, entzieht sich jeder statistischen Darlegung, ist aber nichts desto weniger eine geschichtliche Thatsache von unermeßlichem Belange.

So schroff sich die beiden höheren Stände von einander schieden, ebenso schroff schied sich der Bauernstand von allen zusammen. Auch ist es schwer zu sagen ob er sich von dem damaligen Adel oder dem damaligen Bürgerthum mehr abgestoßen fühlte. Denn so viel auch die Gründe die einst die Trennung der Bauernschaft und des Bürgerthums bedingten, von ihrem Gewichte verloren hatten, so waren sie doch in ihren äußerlichen Folgen noch immer in Wirksamkeit. Der nothwendigste Verkehr, welcher den Austausch der Roherzeugnisse des Landes gegen einige wenige und einfache Erzeugnisse des städtischen Gewerbfleißes vermittelte, war der einzige der Bürger und Bauern zusammenführte. Beide wußten in der That nichts weiter von einander als üble Nachreden, in denen die Bauerngrobheit und der Bauernstolz ebenso schlecht wegkam wie der Hochmuth und die betrügerische Pfiffigkeit des Städters. In seinem häuslichen, geselligen und geistigen Leben hielt sich der Bauer in vollständiger Isolirung und es dauerte noch geraume Zeit bis diese eigenthümliche Welt von der höheren Bildung gleichsam entdeckt und dann wie natürlich überschätzt werden sollte. Nur durch die Kirche und Schule hieng das Landvolk einigermaßen mit dem höhern Culturleben der Nation zusammen, aber beide waren so beschaffen, daß der Zusammenhang meist für sehr locker gelten mußte. Es gab wohl einige Gegenden und besonders waren es einige kleinere mitteldeutsche protestantische Staaten, in denen eine ernste und fortgesetzte Sorgfalt der Landesregierungen Beide aus der Verwahrlosung des dreißigjährigen Krieges wieder emporgehoben hatte, aber im Ganzen machte der Unterschied der Confession auf diesem Gebiete damals einen viel geringeren Unterschied, als man gewöhnlich auf Seite der Protestanten zu glauben geneigt ist.

Diese tiefe Zerspaltung der Nation in gesellschaftlicher Beziehung war eins der stärksten Förderungsmittel zur allseitigen Durchführung der Unumschränktheit der Staatsgewalt. Wo sie noch nicht vollständig durchgesetzt war, wo sich noch die Ueberbleibsel landständischer Körperschaften in einigem Leben erhalten hatten, konnte die Regierung getrost auf die Unverträglichkeit der verschiedenen Stände, aus denen sie sich herkömmlich zusammensetzten, rechnen.

Digitized by Google

Sie war allein schon groß genug um alle von einzelnen patriotischen und gebildeten Männern ausgehenden Versuche zur Vertheidigung der Landesfreiheiten zu vereiteln. Wo es keine Landstände oder nur ihre leeren Schatten gab, sicherte jener Zustand vor allen gemeinsamen Widerstandsversuchen des ganzen Volkes, wenn es durch den unleidlichen Druck der Verwaltung, die entsetzlichen Mißbräuche der Rechtspflege, die unerschwingliche Steuerlast doch einmal aus seiner Thatlosigkeit des Unterthanen-Gehorsams sich zu dem verzweifelten Muthe der Empörung hätte hinreißen lassen.

Daß auch bei den Unterthanen jedes Gefühl für die politische Einheit der ganzen deutschen Nation und für die Gesammtheit des Reichs erloschen war, kann nicht befremden. Die fürstliche Machtentwickelung seit dem westfälischen Frieden, deren Ziel, die durch alle Einrichtungen angestrebte Selbstgenugsamkeit des einzelnen Staates, dem Schein nach beinahe erreicht war, mußte allein schon dies Ergebniß herbeiführen. Das Wenige was von den Institutionen des Reichs damals noch wirkliche Bedeutung hatte, äußerte doch nur in den seltensten Fällen einen unmittelbar eingreifenden Einfluß auf die Unterthanen der einzelnen Staaten. In den größeren hatte nicht einmal das Reichskammergericht eine Bedeutung, denn sie besaßen das jus de non appellando, in den kleinen kannte man es wohl, aber gewöhnlich nur von seiner Schattenseite. Ein unmittelbarer Einfluß des Kaisers auf die Unterthanen neben oder über der Landesregierung war schon längst undenkbar geworden. So lebte noch der Name von Kaiser und Reich in den Vorstellungen des Volks fort, aber nur als hergebrachte und im Ganzen gleichgültige Begriffe. Je weniger die Unterthanen auch an dem Einzelstaate dem sie angehörten selbstthätig Theil nehmen durften oder wollten, desto zäher hielten sie mit ihrem Gefühle an ihm fest. Es war nicht blos das positive Bewußtsein für die großen und noch immer vorhandenen Formen der politischen Einheit der Nation erloschen, sondern auch ein negatives Bewußtsein der Ausschließlichkeit und Alleinberechtigung des Einzelstaates herrschend geworden, und die Regierenden selbst konnten in ihm nicht verstockter sein, als es die Regierten waren.

Wäre es anders gewesen, hätte man das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Staaten nicht ganz und gar verloren und dafür den eigensinnigsten und starrköpfigsten Aberglauben an die ausschließliche Berechtigung des Einzelstaates gewonnen, so wäre die Geschichte der endlichen Auflösung des Reiches eine weniger traurige geworden. Zu diesem jammervollen Particularismus, der schlechtesten Ausgeburt der schlechtesten Zeit unserer Geschichte, an der noch heute alle wirklichen Schäden unserer Nationalität hängen, trug ohne Zweifel viel bei der Eindruck welchen der Glanz der fürstlichen Höfe auf die Unterthanen machte. Noch mehr der unwillkürliche, aber doch nach allen Richtungen hin wirksame Einfluß des Hofadels und des Beamtenstandes, der natürlichen aber widerwärtigen Erzeugnisse und Pfleger

Digitized by Google

der zähen Selbstgenügsamkeit der einzelnen Staaten; am meisten aber die politische und sittliche Herabwürdigung welche seit dem dreißigjährigen Kriege über das deutsche Volk kam. Die Versunkenheit des Volksgeistes war es, welche die Massen wenn nicht mit ehrlichem inneren Behagen, so doch mit desto größerem und reizbarerem Eigensinn an dem Elend des politischen Daseins der damaligen deutschen Nation festhalten ließ.

So konnte das eine große Vaterland in der Vorstellung des deutschen Volkes dieser Zeit, die es leider auch auf einen Theil seiner Nachkommen vererbt hat, in eine Menge innerlich und unabänderlich getrennter, für alle Zeiten selbständiger Glieder zerfallen, und doch war diese ganze politische Trennung in der That nur ein Werk des äußerlichsten und rohesten Zufalls. Nichts war leichter als ein so schwächliches Gebilde wie ein deutscher Einzelstaat aufzulösen und seine Spur gänzlich zu verwischen. Aber damit war nichts gedient, denn der verkehrte und ehrlose Eigensinn der Massen und ihrer Leiter klammerte sich mit derselben Hartnäckigkeit an jede nächste ebenso zufällige und innerlich nichtige Schöpfung des Particularismus an. Um gerecht zu sein, muß noch bemerkt werden daß sich diese so schädliche wie lächerliche Erscheinung außer bei dem Hofadel und dem Beamtenthume, wo sie noch einigen Sinn hat, vorzugsweise im Bürgerstande zeigte, also in dem Theile der ganzen Nation der damals ohne Frage gegen früher am tiefsten herabgewürdigt war. Der Bauer lebte auch hierin wie in andern höheren Culturinteressen in seiner naturwüchsigen Unbefangenheit und in gänzlicher Gleichgültigkeit gegen particularistische und nationale Gefühle fort.

Es gab wohl Gebiete des deutschen Lebens auf denen wirkliche Verschiedenheiten vorhanden waren, nur muß man sie nicht in dem Staatswesen dieser Zeit suchen. Noch immer war der große Gegensatz des religiösen Bekenntnisses der seit der Reformation in die Mitte der deutschen Geschichte getreten ist, nicht ausgeglichen, wenn er auch Manches von seiner alten Kraft verloren hatte.

Die äußeren Verhältnisse zwischen den verschiedenen Religionsparteien hatten sich seit dem westfälischen Frieden nicht wesentlich geändert. Wo eine Veränderung eintrat, schlug sie zum Nachtheil des Protestantismus aus. Einige protestantische Territorien, darunter zwei der allergrößten, Kurpfalz und Kursachsen, waren unter die Herrschaft katholischer Regenten gerathen. In Kurpfalz trat sogleich eine immer wachsende katholische Reaction ein. Ihre Werkzeuge waren die Jesuiten von denen es am Hofe zu Mannheim wimmelte. In dem einst ganz protestantischen Lande bildete sich aus fremden Abenteurern aller Stände und Nationen und aus einheimischen Convertiten, die man für Geld und andere Vortheile hier so gut wie überall gewinnen konnte, ein nicht geringer Stock von Katholiken dem systematisch alle Hof- und Staatsstellen in die Hände gespielt wurden. Dazu kam noch das Verhängniß der Ryswicker Clausel, die zumeist in pfälzischen Orten

Bedeutung haben mußte. Alle Beschwerden der Unterthanen bei dem Reichstage und den protestantischen Ständen brachten nur scheinbare Erleichterungen und der Religionsdruck wuchs in fortwährender Steigerung. Er war es hauptsächlich der hier zuerst auf deutschem Boden wieder eine Massenauswanderung hervorrief. Sie ergoß sich in periodischen Zügen namentlich nach den englischen Colonien in Nordamerika, wo durch Pfälzer der Grund zu der deutschen Bevölkerung von Pennsylvanien und mittelbar der eigentliche Keim für die spätere Unabhängigkeit dieser Colonien gelegt wurde.

In Sachsen verhielt es sich um Vieles anders und besser. Hier hatten sich die Stände und das Land bei dem Uebertritt August II. so sicher gestellt daß es der auch hier bald einheimischen Clique von Hofjesuiten und katholischen Abenteuern schwer genug wurde nur für sich selbst einige leidliche Freiheit des Daseins zu erringen. An eine wirksame Verbreitung des Katholicismus durften sie nicht denken. In geräuschloser Stille führten sie zwar auch hier manche Seele dem alleinig wahren Glauben zu, aber das Land und sein Volk blieben starr protestantisch. Aehnlich war es anderwärts. Es gehörte jetzt gleichsam zum guten Ton in den protestantischen fürstlichen Häusern die Religion der Ahnen zu verlassen. Ihr erhabenes Vorbild in Versailles war ja auch gut katholisch. Der Katholicismus gewährte ihnen in seinem äußeren Gepränge die Gelegenheit ihre Prunkliebe auch noch anderwärts als in den gewöhnlichen Hoffesten, Paraden und Parforcejagden zu befriedigen. Auch gab es in der That manche tiefer angelegte Gemüther unter den Fürsten dieser Zeit, die dabei mit so schwachem Verstande ausgerüstet waren daß sie sich von den Zufälligkeiten in der Erscheinung des Protestantismus, von der unläugbaren Nüchternheit, Pedanterie und Geistesarmuth seiner Vertreter in der Wissenschaft und auf den Kanzeln abstoßen ließen und der allenthalben thätigen katholischen Propaganda in die Hände fielen. Endlich gehörte noch ein separates Glaubensbekenntniß und ein separater Cultus dazu um die majestätische Isolirung der fürstlichen Person und ihres Hofes vollkommen zu machen. Es war nur folgerichtig daß man auch hierin etwas Besonderes haben und sein wollte, nachdem man sich in allen Dingen so fern als möglich von dem Volke gestellt hatte. Manche dieser Convertiten zeichneten sich durch den feurigsten Eifer für ihre Religion aus, welchem ihre Machtmittel zum Glücke nicht entsprachen; andere begnügten sich mit dem Gewinne den sie für sich selbst damit gemacht zu haben glaubten und ließen ihre Unterthanen ruhig den Weg zum ewigen Verderben gehn.

Auch bei altkatholischen Regierungen äußerte sich gelegentlich noch die frühere Unduldsamkeit. Das bekannteste Beispiel ist die Vertreibung der evangelischen Gebirgsbevölkerung des Erzbisthums Salzburg welche der Erzbischof Leopold von Firmian seit dem Jahre 1731 durchsetzte. Ueber 20,000 Menschen aller Stände verließen nach und nach das Land um in dem übrigen Deutschland, namentlich in den Staaten des brandenburgischen Hauses

Digitized by Google

eine neue Heimath zu gründen. Aber im Ganzen war es doch nur die Privatlaune einzelner Fürsten welche solche auffallende Ausbrüche des religiösen Fanatismus erzeugte. Sonst hatte sich die Politik der deutschen katholischen Staaten und ihrer Fürstenhäuser gerade so wie die der protestantischen schon lange des kirchlichen Gesichtspunktes entschlagen und nahm jedenfalls nur dann Rücksicht darauf, wenn er sich mit dem weltlichen Vortheil vereinigen ließ.

Anders verhielt es sich bei den Unterthanen. Sie fühlten den Gegensatz einmal zwischen Protestanten und Katholiken, dann wieder zwischen Lutheranern und Calvinisten noch eben so scharf wie in der erregtesten Zeit des confessionellen Streites, etwa vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Nur eine sehr geringe Anzahl von Leuten war durch den Einfluß einer fremden Bildung über diese Denkweise hinaus gelangt. Die Massen wären wohl noch immer bereit gewesen über einander herzufallen, wenn sie nur gedurft hätten.

Aehnlich jedoch wie der staatliche Particularismus war auch der religiöse dieser Zeit mit aller seiner Zähigkeit und Heftigkeit doch mehr negativer als positiver Natur, während er früher beides zugleich gewesen war. Sowohl die Katholiken als die Protestanten beider Glaubensbekenntnisse fühlten im Allgemeinen mehr, was sie von einander trennte, als daß sie sich mit der vollsten Befriedigung ihres Gemüthes in die Lehre und das Wesen ihrer Kirche hätten versenken können. Denn weder bei dem Katholicismus noch bei dem Protestantismus war damals das vorhanden was man eine innere Entwickelung zu nennen pflegt. Sie waren beide auf demselben Punkte stehn geblieben, auf den sie das Tridentiner Concil und die verschiedenen Glaubens- und Bekenntnißacte beider protestantischen Confessionen im Laufe des 16. Jahrhunderts fixirt hatten. Die wissenschaftliche Theologie der einen wie der andern Kirche bewegte sich immer nur in ihrem festgeschlossenen Kreise. Nach wie vor galt die Polemik für einen ihrer Hauptbestandtheile. Es war an sich unmöglich nachdem zwei Jahrhunderte ihre Kräfte daran erschöpft hatten, hier etwas Neues vorzubringen. Wie früher suchte auch jetzt jeder Theil den andern an Nachdruck und Scharfsinn zu übertreffen und wie früher wurden Grobheit und Spitzfindigkeit dafür ausgegeben. Nur fehlte der ersteren jener frische Humor und der zweiten jene naive Selbstzufriedenheit, wodurch die Streitschriften aus dem Zeitalter der Reformation und zum Theil auch noch die für und gegen die neuauftretenden Jesuiten genießbar werden.

Auch die praktische Theologie beider Hauptconfessionen durfte sich in dieser Zeit nicht mit der Vergangenheit messen. Nach wie vor wurde in den protestantischen Kirchen lutherischer und reformirter Confession unendlich viel gepredigt. Aber welch ein Abstand zwischen den schwülstigen, pedantischen, im Sinn und Ausdruck gleich geschmacklosen Salbadereien des 17. und 18. Jahr-

hunderts und den kornigen und frischen Worten eines Luther und selbst noch eines Matthesius. Ob man es mit der Einmischung einer abstrusen Gelehrsamkeit oder eines barocken Humors versuchte, machte die Predigtweise nicht besser, wiewohl man sich je nach den Individualitäten auf das Eine oder das Andere sehr viel zu Gute that. Auch die katholische Kirche hatte sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Predigt eifrigst angenommen, seitdem sie eingesehen welche furchtbare Waffe ihre Gegner darin besaßen. Doch wie auch sonst der Geist oder richtiger das Gegentheil von Geist in beiden Kirchen ganz ähnlich sich gestaltete, so war es auch in der Predigt gegangen. Manche katholische Redner, besonders aus dem Kapuzinerorden, bewahrten sich noch immer jene derbe Popularität womit sie sich einst bei den Massen Eingang verschafft und ihre protestantischen Concurrenten hie und da aus dem Felde zu schlagen verstanden hatten. Statt aller andern mag aus dieser Periode an den Schwaben Ulrich Megerle, oder mit seinem Klosternamen Abraham a St. Clara erinnert werden. Seine Späße und Schnurpfeifereien konnten die Kanzel unterhaltender machen als das Gerüste des Puppenspielers, wenn man den Reiz des Contrastes in Anschlag bringt der die eigentliche Würze gab. Er und seines Gleichen verstanden es die Kirchen bis zum Ersticken zu füllen, aber jedenfalls war mit solcher Predigtweise weder der Erbauung noch der Bildung der Gemeinde und noch weniger der Würde der Kirche gedient. Auch war er und seines Gleichen, denn neben und nach ihm zählte das katholische Süddeutschland eine Reihe Prediger von seinem Schlage, doch immer nur eine originelle Ausnahme von der gewöhnlichen Art und diese war weiter nichts als eine wo möglich noch ungeschickte Nachahmung der protestantischen Predigtmanier. Wie die katholische Kirche seit der Reformation in allen Stücken nichts eigentlich Selbständiges zu erzeugen, sondern nur von der Reformation das was ihr zweckdienlich zu sein schien abzumerken vermochte, so war es auch der katholischen Kanzelberedsamkeit ergangen. Sie wurde eine matte Copie eines abgeschmackten Originals.

Auch auf den Kanzeln waren die Angriffe gegen die Andersgläubigen das beliebteste Thema und nach dem tiefen Eindrucke den sie machten, hätte man eben so wie nach dem Umfang und dem Lärmen der polemischen Literatur nicht vermuthen können daß daneben allerlei Kräfte zur Versöhnung dieser herben Gegensätze und zur Anbahnung einer dereinstigen Wiederherstellung der geistigen Einheit des deutschen Volkes auch auf dem Gebiete seines religiösen Lebens wirkten. Da der Katholicismus wie der Protestantismus jede innere Weiterentwickelung von sich ausschlossen, — denn beide Confessionen des Protestantismus waren in diesem Sinne ebenso gut katholisch wie der Katholicismus selbst, — so konnte die unwillkürliche Bewegung der Geister, wenn sie wie nothwendig auch dies Gebiet endlich berührte, zu nichts Anderem als zu einer Beseitigung der Begriffe Katholicismus und Protestantismus in ihrer bisherigen Fassung führen.

Die Versuche zu einer friedlichen Ausgleichung zwischen Katholicismus und Protestantismus waren im Zeitalter der Reformation fruchtlos geblieben. Doch als frommer Wunsch erhielt sich in einer kleinen Anzahl von gebildeten Vertretern beider Kirchen immer die Hoffnung auf eine dereinstige Wiederaufnahme jener irenistischen Bestrebungen. In dem letzten Drittheil des 17. Jahrhunderts durfte man es wagen sie vorsichtig wiederanzuknüpfen. Es verstand sich von selbst daß die katholische Kirche, als die ältere und vornehmere, zuerst die Hand bot. Auch durfte sie am ersten den Gedanken hegen für einige unbedeutende Zugeständnisse, vielleicht auch ohne sie bedeutende Gewinnste zu machen. Die zahlreichen fürstlichen Proselyten des damaligen Deutschlands, denen sich andere aus dem Adel und dem Gelehrtenstande anreihten, schienen eine weitverbreitete Neigung für den Anschluß an die katholische Kirche darzuthun, die man durch kluges Entgegenkommen fördern konnte. Auf protestantischer Seite erinnerte man sich dagegen ohne solche Hintergedanken daß auch die Reformatoren selbst, vor Allem Luther und Melanchthon nicht im Sinne gehabt hatten die Einheit der Kirche zu zerstören und gerne bereit gewesen wären wieder zu ihr zurückzukehren, sofern es das Gewissen erlaubte, denn die einzelnen protestantischen Kirchen, die in jedem deutschen Lande und Ländchen entstanden waren, galten ihren eigenen Gründern nur als ein nothwendiges, aber vorübergehendes Uebel. Auch hierfür gab ein Hof den Ton an, weil alle Bewegung im damaligen Deutschland von den Höfen auszugehn pflegte. Der Herzog und nachmalige Kurfürst Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover betrieb aus politischen Gründen die Vereinigung der Lutheraner und der Katholiken. Von ihm veranlaßt nahm sich Leibnitz der Sache mit Eifer an, wie auf katholischer Seite der damalige Bischof von Wienerisch-Neustadt, Christoph Spinola, unter der Begünstigung des kaiserlichen Hofes, dem aus ähnlichen politischen Gründen gleichfalls sehr viel an dem Friedenswerke gelegen sein mußte. Leibnitz knüpfte auch mit Hauptvertretern der französischen katholischen Kirche, die damals wie alles Französische einen europäischen Namen hatten, Bossuet und Huet, an. Eine Zeit lang nahmen auch deutsche lutherische Theologen von anerkannter Gelehrsamkeit und Ansehen, Calixtus der Jüngere, Professor zu Helmstädt, und Molanus, Abt von Loccum, lebhaften Antheil. Aber die Mehrzahl der übrigen protestantischen Theologen verhielt sich fortwährend gleichgültig oder feindselig dagegen. Sie hatten nicht so Unrecht heimlichen Katholicismus und jesuitische Umtriebe darin zu wittern und ihre Glaubensgenossen wieder einmal vor den trügerischen Schlingen Roms zu warnen. Denn hätte sich aus den falschen Voraussetzungen, aus der Willkür und dem Dilettantischen dieser Vereinigungsversuche ein Ergebniß herausgestellt, so wäre es doch nur zum Vortheil des Katholicismus wie er einmal war und nicht anders sein konnte ausgeschlagen. Daher zerrannen die einst so geschäftigen Bemühungen, ohne an irgend ein äußeres Hinderniß zu stoßen. Schon in

den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erkaltete der einst so lebhafte Eifer für die Sache auf beiden Seiten; die Franzosen hatten sich schon vorher mit vornehmer Höflichkeit abgewandt. Als die Personen die sich ihrer angenommen gestorben oder von andern Interessen erfaßt worden waren, hörte man nicht mehr davon. Ihr wirkliches Ergebniß blieb dem Auge der Zeitgenossen verborgen. Es war die immer festere Wurzeln schlagende Ueberzeugung daß die kirchlichen Gegensätze welche so oft die Welt mit Getöse erfüllt hatten, für eine gewisse Stufe der Bildung nicht mehr vorhanden seien. Die Masse des protestantischen und katholischen Volkes ahnte nichts von den friedfertigen Bemühungen seiner gelehrten Theologen und einzelner gebildeter Laien. Hätte sie davon gewußt, so würde sie sich mit äußerster Hartnäckigkeit widersetzt haben. Lieber würde man einen zweiten dreißigjährigen Krieg haben entzünden lassen, als daß man zugegeben hätte, der Papst sei nicht der Antichrist oder Luther nicht der ärgste und gottloseste aller Ketzer, ein entlaufener Mönch und Ehebrecher und was sonst noch täglich in damaliger Zeit der Haß des katholischen Pfaffenthums und des Volkes gegen ihn vorbrachte. Nun war zum Glücke nichts von allen jenen Bestrebungen praktisch geworden und von deren leisen aber unwiderstehlichen Folgen ahnte das Volk fürs Erste gar nichts, so wenig wie seine kirchlichen Führer und geistigen Beherrscher, die orthodoxen Kirchenregenten beider Confessionen.

Daß auch die gleichzeitigen Versuche zur Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen kein anderes Ergebniß gewährten, läßt sich begreifen. Die Trennung zwischen Lutheranern und Calvinisten wurde kaum minder stark empfunden, wie die zwischen den Protestanten überhaupt und den Katholiken. Je geringer die wirklichen Unterschiede waren, desto schroffer kehrte man sie natürlicherweise heraus, bis sie zu unübersteiglichen Hindernissen des Friedens angewachsen waren. Die Polemik zwischen beiden Confessionen in der Literatur und auf der Kanzel wetteiferte durch ihre Grobheit und Giftigkeit mit der die zwischen den Protestanten und den Katholiken hin und her gieng. Ihre Erfolge bei den Massen waren noch immer die alten. Ja wie einst vor dem dreißigjährigen Kriege schienen sich auch jetzt noch die Lutheraner eher mit den Katholiken als mit den Calvinisten verständigen zu können. Der Papst und die sieben Sacramente galten vielen von ihnen nur als Entstellungen der Wahrheit, aber Zwinglis Lehre vom Abendmahl und Calvins Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung als eine directe Erfindung des höllischen Feindes. Doch auch hier bemühten sich dieselben Kräfte und zum Theil dieselben Personen gegen die Vorurtheile der Zeit anzukämpfen, die wir bei der Aussöhnung des Protestantismus und des Katholicismus thätig fanden. Protestantische Fürsten und Höfe, Männer von Weltbildung und eigentliche Theologen reichten sich die Hände. Der reformirte brandenburgische große Kurfürst und sein königlicher Nachfolger und der schon genannte lutherische Herzog und Kurfürst Ernst August von Hannover wurden in ihrem

aus leicht erklärbaren politischen Gründen geleiteten Streben zur Einigung aller deutschen Protestanten von einem Leibnitz und dieser von dem Vater und Sohn Calixtus und Molanus kräftig unterstützt. Die Universität Helmstädt war lange Zeit der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bemühungen für diese große Angelegenheit. Hier gab es der Geschichte ihrer eigenen Kirche kundige Theologen, die sich erinnerten welchen unersetzlichen Schaden die Spaltung beiden Confessionen gebracht, wie sehr die Reformatoren selbst, die deutschen wie die schweizerischen, die traurigen Folgen ihrer Mißhelligkeiten zu beklagen pflegten, wie oft und wie gerne sie sich zu Verständigungsversuchen bereit finden ließen. Sie waren damals in der leidenschaftlichen Hitze einer aufs Tiefste erregten Zeit gescheitert, aber damit war nicht gesagt daß sie auch jetzt wieder scheitern müßten. Doch zeigte sich auch hier das Friedenswerk schwieriger als man dachte. Die Vorkämpfer der Union wurden rasch einig, aber sie blieben vereinzelt. Das Mißtrauen und bald auch das fanatische Geschrei der Orthodoxen beider Confessionen hätte sich nur mit Gewalt besiegen lassen, die man nicht brauchen konnte und wollte. Auch fragt es sich, ob nicht dies eine Veranlassung gewesen wäre um die Massen aus ihrem trägen und Alles duldenden Gehorsam zur offenen Empörung aufzubringen, so gut wie ein gewaltsamer Versuch katholische Kirchenformen bei den Protestanten einzuführen oder umgekehrt. So zerrannen auch diese Bemühungen fast gleichzeitig, ganz auf dieselbe Art und mit demselben scheinbar nichtigen Ergebniß wie jene weitergreifenden welche die ganze protestantische Kirche und die ganze katholische zu ihrem Ziele genommen hatten. Auch hier entzog sich das wirkliche Ergebniß zum Glücke den Augen der Zeitgenossen. Der orthodoxe Lärm verstummte allmälig, als man nicht mehr von der Union reden hörte und weil die beiderseitigen Zionswächter zuletzt auf dem Kampfplatz blieben, so bildeten sie sich ein gesiegt zu haben.

Gewiß hatte die protestantische Orthodoxie vor der katholischen dieser Zeit in keiner Art etwas voraus. Von einer Bewegung des Geistes, einer Weiterentwickelung der Lehre oder des kirchlichen Lebens oder auch nur der äußeren Kirchenformen konnte man weder hier noch dort etwas wahrnehmen. Aber doch zeigte sich der deutsche Protestantismus in so fern noch zukunftsreicher als er aus seiner Mitte und ganz durch seine eigenen Kräfte eine Abwendung von dem starren Herkommen zu Wege brachte. Sie mußte sobald sie einigermaßen thätig in die Wirklichkeit des Lebens eingriff, zu einem Gegensatz gegen die echte Orthodoxie führen und in ihren Augen als ein Abfall von der reinen Lehre erscheinen. Aber gerade deshalb war sie um so berechtigter. Eine Rechtgläubigkeit die kein anderes Ziel hatte als die Vergangenheit mit ängstlichster Sorgfalt immer wieder von Neuem in Lehre und Leben der Kirche darzustellen, durfte sich damit nicht zufrieden geben daß man ihr versicherte, man stehe noch ganz in ihr. Sie wollte andere Beweise, die sie selbst für positiv hielt, während sie in der That nur negativer Art sein konnten. Jedes

eigenthümliche Streben, namentlich wenn es von einem Hauche selbständigen Lebens des Gemüthes und Gefühles beseelt war, mußte ausgerottet werden und jeder der dies gegen sich selbst nicht zu Stande brachte, war ebendeshalb nicht mehr orthodox, er mochte sich sonst zu dem eigentlichen Dogma verhalten wie er wollte.

Unscheinbare und vereinzelte Anfänge einer freieren Auffassung der gegenseitigen Rechte des Dogmas und der Ansprüche des Gemüthes führten bald zu einer weitgreifenden Erregung des religiösen Gefühls das sich nicht allein mehr von dem althergebrachten Worte Gottes, d. h. dem trockenen Formelkram der Orthodoxie, befriedigen lassen wollte. Einige Männer der praktischen und wissenschaftlichen lutherischen Theologie wandten sich wieder mehr als es in der damaligen Kirche üblich war zu der lauteren und reinen Quelle des Evangeliums. Das Lesen der Bibel zur allgemeinen Erbauung ohne besondere Rücksicht auf die einzelnen Kirchenlehren die sich aus dieser oder jener Stelle begründen lassen sollten — der einzige Zweck zu welchem die Bibel für die Orthodoxen in der Welt zu sein schien — wurde von ihnen in kleineren Kreisen gleichgesinnter Freunde heimisch gemacht und bald als sogenannte Bibelstunden in einer freieren Form neben dem hergebrachten öffentlichen Gottesdienst in verschiedenen Gemeinden eingeführt. Ueberall erregten sie damit das Mißtrauen und bald auch die offene Feindschaft der starren Orthodoxen, die den Besuch ihrer Kirchen und vieles Andere, darunter auch sehr materielle Interessen, durch solche Winkelgottesdienste beeinträchtigt glaubten.

Auch blieben diese Freunde und Verehrer der Bibel nicht dabei stehn. Sie drangen darauf daß der wahre Geist des Evangeliums, unbeirrt durch alle Dogmen, auch im Leben durch thatsächliche Ausübung der im Evangelium gelehrten und von dem Heiland selbst geübten Tugenden mehr als bisher in der protestantischen Kirche zur Erscheinung kommen müsse, vor Allem strebten sie bei sich und Andern nach der Erweisung der werkthätigen Liebe. In jedem Verhältniß des Lebens müsse diese bei einem wahren evangelischen Christen sich bewähren und dagegen verschwinde sogar das bloße Verdienst des rechten Glaubens. Seine Nothwendigkeit zur Seligkeit bestritten sie nicht, wohl aber seine Ausschließlichkeit welche von dem damaligen protestantischen Lehrbegriff behauptet wurde, weil man Luthers Ansichten über das Verhältniß des Glaubens und der Werke so verstand und weil es jedenfalls bequemer war allein auf den Glauben zu reflectiren. Wenn man die Namen eines A. H. Francke und Spener nennt, so weiß man wie diese Männer, die von den Orthodoxen soviel angefochtenen, die Bethätigung der christlichen Liebe als ein Kennzeichen des wahren Glaubens verstanden. Darum halfen auch alle ihre Betheuerungen nichts, daß der Werth des rechten Glaubens von ihnen vollständig erkannt sei, daß man in keinem einzigen Dogma ihnen irrthümliche Ansichten nachweisen könne. Die Orthodoxen fühlten besser als diese frommen

Männer das innerlich feindselige Wesen in scheinbar so anspruchslosen milden und dehnbaren Ansichten. Man brachte für sie insgesammt als Ekelnamen die Bezeichnung Pietisten auf, man versuchte sie auf alle Art aus der Kirche zu drängen und scheute die gemeinsten und heimtückischsten Mittel nicht um sie zu verfolgen. Natürlich genug, denn ohne daß diese Pietisten es ahnten, verneinten sie das ganze Wesen der damaligen lutherischen oder der protestantischen Kirche überhaupt. Sie giengen, wie sie meinten, nur auf derselben Bahn die Luther selbst einst gegangen war und als die allein richtige unzählige Male empfohlen hatte, aber das Gefährliche für den Bestand des bisherigen Kirchenthums lag eben darin daß Niemand ihr Ziel bestimmen konnte, weil sie die Subjectivität ihrer bisherigen Fesseln entledigten.

Die Gründer des Pietismus und ihr nächster Kreis von Schülern und Anhängern setzten sich mit christlicher Geduld über die Verfolgungen hinweg die sie erleiden mußten. Wenn auch recht bösartig gemeint, waren sie doch niemals eigentlich lebensgefährlich, oder nöthigten zu einem wirklichen Martyrium. Ueber ihre eigenen Bedenken wegen ihrer kirchlichen Regelrichtigkeit kamen sie durch einen gefühlig-zerflossenen Mysticismus hinaus in welchem die härtesten Sätze der Dogmatik sich ohne Mühe so weit erweichen ließen daß kein Zahn mehr davon stumpf wurde.

Bald gewann die neue Richtung auch einen äußeren Zusammenhalt. Die 1693 gegründete brandenburgische Universität Halle wurde der Hauptsitz ihrer Gelehrsamkeit und die großen Schöpfungen Franckes an demselben Ort der Hauptsitz ihrer Thätigkeit für das eigentliche Leben. Von hier aus verbreiteten sich Zöglinge der Pietisten nach allen Richtungen durch ganz Deutschland, ähnlich wie einst die neue Universität Wittenberg die Vertreter der neuen religiösen Ansichten über das ganze Reich ausgegossen hatte. Nur die andern protestantischen Universitäten blieben ihnen einstweilen verschlossen, namentlich die drei großen Hauptquartiere der Orthodoxie und zugleich des wüstesten Treibens unter Lehrern und Lernenden, Wittenberg, Leipzig und Jena. Mit besonderer Vorliebe attachirten sich die pietistischen Candidaten an vornehme junge Leute die auf den gelehrten Schulen zu Halle den niederen und höheren Studien oblagen. So gewannen sie an vielen deutschen Höfen, namentlich an den kleinen Eingang, wo man noch nicht in das französische Treiben und in die freche Verhöhnung der landesüblichen Sitte hineingerathen war oder auch wegen Mangel an den dazu nöthigen Geldmitteln mehr in der früheren einfachen Weise fortlebte. Auf die bizarreste Art, wie sie nur in den durch und durch bizarren Zuständen des damaligen Deutschlands vorkommen konnte, contrastirte das fromme Treiben auf dem einen Residenzschloß mit dem Tosen der Weltlust auf dem andern, dessen Thürme innerhalb desselben Horizontes lagen. Ebenso bizarr war es, wenn hie und da ein dem Pietismus gewonnener, oder wie man sich ausdrückte innerlich erweckter Nachfolger auf einmal dem Bacchanal in seinem väterlichen Schlosse

ein Ende machte und dafür seinen Hof zu einem gottseligen Conventikel umwandelte, oder wenn, wie nicht selten, der Sohn, durch die Frömmelei seines Vaters geärgert, als eigener Herr in das Gegentheil übersprang.

Je heftiger die Angriffe der Orthodoxen wurden und je mehr die Aufregung der Massen in Folge derselben wuchs, desto inniger schlossen sich die Pietisten an einander und gegen die Außenwelt ab. Daß sie nicht selbst die Majorität bekamen, war schon vor 1740 entschieden. Die Persönlichkeit der Stifter des Pietismus und ihrer Schüler beeinflußte die ganze Richtung so daß ein Haupterforderniß ihrer Angehörigen jene zarte und schwärmerische Gefühlsseligkeit blieb, welche immer nur besonders dazu befähigten Naturen gegeben ist. Am wenigsten konnte sie der eigenthümlichen Geistesart des deutschen Volkes zusagen. Zu keiner Zeit seiner Geschichte war es erschlaffter und verweichlichter, aber doch bewahrte es noch als unveräußerliches Erbtheil seiner großen Ahnen und des Volksgeistes überhaupt einen tief verstedten Kern von gesunder und männlicher Seelenfrische welche von der pietistischen Zerflossenheit angewidert werden mußte. So wie sich seine Abneigung gegen die Pietisten jetzt äußerte, wo es sich als eine urtheillose Heerde von seinen bornirten Hirten gegen sie hetzen ließ, konnte sie unberechtigt genug scheinen, aber jenes echte und richtige Gefühl lag ihr doch zuletzt zu Grunde.

Auf alle einigermaßen bedeutenden geistigen Kräfte des damaligen Deutschlands hat dagegen der Pietismus einen entschiedenen Einfluß geübt, gleichviel ob sie von ihm angezogen oder abgestoßen wurden. Seine Forderungen an die innerliche Umwandlung der Persönlichkeit jedes Einzelnen trieben sie zum ersten Male wieder aus dem hergebrachten Schlendrian des kirchlichen Vegetirens. Wenn es auch ein eng begrenztes Gebiet war wo sich die Persönlichkeit freier regen lernte, so war es schon ein großer Fortschritt in den damaligen Zuständen daß es überhaupt irgendwo geschah. Insofern darf man dem Pietismus eine ehrenvolle Stelle unter den Kräften anweisen welche den Geist der deutschen Nation aus seiner allgemeinen dumpfen Knechtschaft befreien halfen.

Die Pietisten vermieden geflissentlich Alles was dem Vorwurf der Sectirerei, den ihre Feinde stäts zuerst vorbrachten, einen Schein der Wahrheit hätte geben können. In der Lehre behaupteten sie ihre strenge Rechtgläubigkeit und durften es auch von ihrem Standpunkte aus; in der kirchlichen Verfassung wollten sie nichts Hergebrachtes ändern, sondern ihr nur durch Nachhülfe in dem übrigen Leben der Gemeinde noch mehr Heilskraft geben. Selbst wenn er es gewollt, wäre der Pietismus zu weich und zu sehr der derben Wirklichkeit abgewandt gewesen um eigentliche Gestaltungen des kirchlichen und gewöhnlichen Lebens hervorzubringen, die fest genug waren daß sie sich neben die überlieferten stellen oder sie verdrängen konnten. Nur eine seiner Abzweigungen leistete etwas dem Aehnliches. Einer der vornehmen Gönner des Pietismus, der sächsische Graf von Zinzendorf, der 1700 geboren

Digitized by Google

ist und 1760 starb, wurde durch Einflüsse verschiedener Art getrieben mit der geforderten Erneuerung des ganzen Lebens bei den Erweckten Ernst zu machen und ihr in einer kirchlich-weltlichen Verfassung eine bestimmte Form zu geben. Er stand von Jugend auf mit den aus Böhmen geflüchteten Resten der Hussiten, den mährischen Brüdern, in Berührung. Sie besaßen neben einigem Eigenthümlichen in Lehre und Kirchengebräuchen zugleich auch als verfolgte Secte und selbständige Nationalität eine mit ihren kirchlichen Einrichtungen genau correspondirende Gemeindeverfassung die sich durch christliche Zucht und Bildung auszeichnete, was bei einer wohlgesinnten und Jahrhunderte lang verfolgten Gemeinschaft natürlich genug ist. Große Reisen gaben dem sächsischen Grafen zugleich eine Anschauung von einer lebhafteren und selbständigern Bewegung des Lebens im Allgemeinen und des kirchlichen im Besondern die er in seinem Vaterlande nicht erwerben konnte. Namentlich wurde er in England von der dort vorhandenen großen Neigung und dem damit verbundenen großen Geschick zur Gestaltung freier kirchlicher Bildungen angeregt. Endlich war er selbst ein Mann von lebhaftem, beinahe unruhigem Thätigkeitstrieb, mit dem sich eine nicht geringe, wenn auch unschuldige Eitelkeit verband. Statt auf dem gebahnten Wege seiner Standesgenossen zu gehn der gewöhnlich in den Sumpf der Höfe verlief, wollte er auf eigene Hand etwas Großes und Gutes für das Reich Gottes schaffen. Solchen Einflüssen verdankt die Gemeinschaft der Herrnhuter ihren Ursprung, die ihren Namen von ihrer ersten Heimath, einem Besitzthum ihres Stifters, erhalten hat. Auf der Grundlage der protestantischen Lehre und Kirchenformen, aber mit ausdrücklicher Beiseitelassung der eigentlichen Differenzpunkte zwischen den einzelnen Confessionen, erbaute sich diese neue Gemeinschaft von Gläubigen. Kirchliche und gesellschaftliche Verfassung fiel bei ihr wie in der Zeit des Urchristenthums zusammen und wie damals trat sie sogleich aus allen nationalen Schranken als die in der ganzen Welt heimische Gemeinde des Herrn heraus. Der Stifter selbst durchzog Europa und Amerika, überall thätig und gewöhnlich mit Erfolg gekrönt für die Anlage neuer Gemeinden. Aber die Zeit war doch vorbei wo aus solchen Anfängen sich eine Umbildung der ganzen Zustände der Christenheit, oder auch nur ihres protestantischen Theiles hätte entwickeln können. Die Herrnhuter wurden, was ihnen ihre Gegner sogleich vorgeworfen, eine Secte, die um bestehn zu können sich immer mehr von der Welt abschließen mußte, statt daß sie die Welt umgeformt hätte.

Entgegengesetzt der Erregung und Vertiefung des religiösen Gefühls wie sie der Pietismus hervorbrachte und doch zuletzt aus derselben Wurzel mit ihm, aus dem wiedererwachenden Freiheitsdrange des Volksgeistes stammend, verbreitete sich um diese Zeit die sogenannte freisinnige oder freigeistige Denkungsart in religiösen Dingen durch die höheren Schichten der Gesellschaft. Es ist schwer die mannigfaltigen Erscheinungen dieser Art unter einen Ge-

sammtnamen zu bringen, und daher mag man bei dieser damals üblichen Bezeichnung stehn bleiben. Wollte man sich gelehrter und zugleich vorwurfsvoller ausdrücken, so pflegte man sie Indifferentismus, Naturalismus, auch wohl Atheismus zu heißen.

Bald nach dem dreißigjährigen Kriege machten sich die leisen Vorzeichen davon in einer Annäherung hervorragender Personen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse bemerklich. Die Orthodoxen hatten deshalb nicht so Unrecht, wenn sie die verschiedenen Einigungsversuche zwischen Katholiken und Protestanten oder zwischen Lutheranern und Calvinisten auch als Ausgeburten des überhandnehmenden Indifferentismus schmähten. Doch würde sich die laxere Denkungsart einiger Privatpersonen ihrer Aufmerksamkeit lange entzogen haben, um so mehr da es Leute waren die sich wenig in die theologischen Händel zu mischen pflegten, wenn nicht das Gebahren einzelner Fürsten der Zeit ihnen offenen Anstoß gegeben und sie bedenklich gemacht hätte. Dahin gehört die weitgehende Toleranz welche der reformirte Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, gegen Anhänger der verschiedensten christlichen Glaubensbekenntnisse und Secten bewies. Zu Ehren dieser Toleranz konnte er auch wohl einmal intolerant gegen das Geschrei der Orthodoxen sein, wenn es ihm zu lästig wurde, wie das Schicksal des großen Liederdichters Paulus Gerhardt beweist, der aus Gewissensscrupel über ein kurfürstliches Toleranzedict auf sein Pfarramt in Berlin 1666 verzichtete und sich nach dem Paradies der lutherischen Orthodoxie, den Kursächsischen Staaten, wandte. Hieher gehört auch Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, gleichfalls reformirten Glaubens, der 1662 zu Mannheim einen Tempel der Eintracht für die drei großen christlichen Confessionen baute, die überall verfolgten Socinianer, die Läugner der Gottheit Christi, aufnahm und den Versuch machte den berüchtigtsten aller angeblichen Atheisten, den größten Philosophen des Jahrhunderts, den holländischen Juden Spinoza an seine Universität Heidelberg zu ziehen. Friedrich Wilhelm und Karl Ludwig kannten aus eigener Anschauung die glänzenden Früchte welche den vereinigten Staaten der Niederlande durch ihre religiöse Duldsamkeit erwachsen waren. Doch darf man ihnen nach ihrem sonstigen Wesen zutrauen daß sie sich nicht durch solche bloße Nützlichkeitsrücksichten bestimmen ließen. Ohne ihre eigene kirchliche und gläubige Haltung zu verlieren, hatten sie als Männer von bedeutenden geistigen Anlagen und den größten Lebenserfahrungen sich ein freieres Urtheil über den eigentlichen Kern der Religion und des Glaubens erworben als es sonst den Zeitgenossen geläufig sein konnte.

Daß bei Andern, welche die Toleranz priesen und die Orthodoxen haßten oder verachteten, sehr häufig schon damals eine gänzliche Leere von religiösem Gefühle, nicht blos von positivem Kirchenglauben angetroffen wurde, läßt sich nicht in Abrede stellen. Auch hier wirkten fremde Einflüsse auf das deutsche Wesen. Am Hofe Ludwigs XIV. begegnete sich die seichteste Feindschaft ge-

gen den Kirchenglauben und die Religion überhaupt mit der gedunsesten Frömmelei. Die letztere pflegte der König als er selbst anfieng außer Mode zu kommen, um so mehr kam die erste in Mode. Schon im Jahre 1670 konnte Leibniß über den auch in Deutschland überhandnehmenden Indifferentismus, wie er es nannte, seine Besorgniß äußern. Er fand die Ursache davon in der nichtswürdigen Erziehung der vornehmen Jugend und in den häufigen Reisen. Beides trug gleichviel Schuld daran, denn wären die deutschen jungen Herren besser erzogen gewesen, so würden sie nicht aus Paris und Versailles allen Schmuß und alles Gift mitgebracht haben, worunter der Indifferentismus noch das verhältnißmäßig am wenigsten häßliche und gefährliche war.

Nach Ludwigs XIV. Tode zeigte sich die ganze französische sogenannte gute Gesellschaft von der Freigeisterei oder der grundsätzlichen Verachtung der Religion und von einer darauf gegründeten, gleichfalls grundsätzlichen Verhöhnung aller bisherigen Sitte und Zucht ergriffen. Auch die französische Literatur der Zeit war ganz davon erfüllt, bis die Einflüsse einer ähnlichen aber um vieles anständigeren Richtung, der englischen Freidenker und Deisten, sie einigermaßen wieder aus dem Schmutze erhoben. So wirkte auch auf Deutschland oder vielmehr auf die Höfe und auf die abgesonderten gebildeten Kreise das eine wie das andere, je nach Individualität und Ort. Häufig berührte sich Beides hier mit dem Pietismus der gleichzeitig und in den gleichen Kreisen seine größten Fortschritte machte. Freigeisterei und Pietismus konnten nicht wohl in einem Individuum neben, sehr wohl aber nach einander, gleichviel in welcher Reihenfolge herrschen, wie eine Menge von Beispielen der damaligen Geschichte darthut.

Auch in unserer Literatur tauchten jetzt meist anonyme oder pseudonyme Bücher auf voll abgeschmackter Zoten und schaler Witzeleien über verschiedene Dogmen, die Religion überhaupt oder über die Unvernunft der bisherigen Moral und landesüblichen Sitte. Doch der ernstere Geist unseres Volks suchte auch auf diesem Wege, wenn er ihn betrat, ein verständiges Ziel. Schon machte man die ersten Versuche mit wissenschaftlicher Gründlichkeit das Lehrsystem der Orthodoxie zu prüfen, und die Namen eines Dippel, der 1734 starb, und eines Edelmann, der 1698 geboren wurde, müssen schon hier als die von immerhin etwas absonderlichen Vorarbeitern der späteren Aufklärung genannt werden.

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte in England und Frankreich einen außerordentlichen Aufschwung aller Wissenschaften und der schönen Literatur zu Wege gebracht. In Deutschland konnte man an dem ersten keinen thätigen Antheil nehmen, weil der dreißigjährige Krieg nicht blos sie selbst, sondern auch alle Vorbedingungen zu ihrer Wiederbelebung vernichtet hatte. Es wurde dem Einzelnen hier schwer genug auch nur die Ergebnisse der ausländischen Wissenschaft sich anzueignen, weil das was man an Vorbildung

in Deutschland erwerben konnte gerade um ein halbes Jahrhundert hinter dem damaligen Standpunkt des Wissens und den neu gefundenen Methoden der Forschung zurücklag. Um so mehr muß der Deutsche Leibnitz als ein einziges Phänomen gelten. Er nahm nicht blos alle bereits gewonnenen Ergebnisse der bis dahin gemachten wissenschaftlichen Arbeit in sich auf, sondern gieng auch in fast allen Fächern, besonders in der philosophischen Speculation, in der Mathematik, in den Staatswissenschaften und der Geschichte selbständig darüber hinaus und wurde so der Führer der geistigen Bewegung seiner Zeit. Mit ihm, der 1646 geboren war und 1716 starb, hat zum ersten Male wieder seit dem Tode Keplers, seit 1630, ein Deutscher selbstthätig und in größtem Maßstab fördernd in die Entwickelung der allgemeinen europäischen Geistesbildung eingegriffen. Es war natürlich, daß er, der in Deutschland so gut wie allein stand, zunächst mehr auf das Ausland wirkte. Von dort her war ihm auch der beste Theil seiner Bildung zugeflossen und so zahlte er gleichsam nur seine Schuld heim. Doch gab er auf allen Gebieten des Wissens auch für Deutschland einen nicht mehr zu hemmenden Anstoß.

Eine Reihe von Gelehrten wurde durch ihn unmittelbar angeregt oder doch durch seinen Vorgang auf die bereits gewonnenen Ergebnisse der auswärtigen wissenschaftlichen Thätigkeit hingewiesen. Wenn sich ihre Leistungen immer noch nicht mit dem Bedeutenderen messen konnten, was England und Frankreich damals im Gebiete der Naturwissenschaften, der Politik und Staatskunde, der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften hervorbrachten, noch weniger an Gedankenfülle und Selbständigkeit Leibnitz selbst erreichten, so blieb Deutschland von jetzt an doch nicht mehr allzu weit hinter dem Auslande zurück, um bald mit ihm gleichen Schritt zu halten und es endlich in den meisten Gebieten des Wissens zu überholen.

Der Sitz des wissenschaftlichen Betriebes befand sich noch immer an den zahlreichen altherkömmlichen Heimathsorten der deutschen Gelehrsamkeit, den Universitäten, und natürlich vorzugsweise und bald ausschließlich an den protantischen. Noch aber war keine von ihnen ganz von den Vertretern der neuern Richtung in der Philosophie, Jurisprudenz und Medicin eingenommen. Nur für die vom Pietismus gefärbte Theologie konnte Halle als ein ausschließlicher Besitz gelten. Aber gerade hier wehrte man sich am heftigsten gegen alle übrigen nach neuen Zielen strebenden Kräfte. Gerade die Halleschen Pietisten waren es welche den Gründer des ersten deutschen philosophischen Systems der Neuzeit, Christian Wolf, durch alle, auch die schlechtesten Mittel, wie sie nur immer die Orthodoxen anzuwenden pflegten, verjagten.

An der deutschen schönen Literatur der Zeit nahm der vornehmste, reichste und äußerlich gebildetste Theil der Nation seit dem Uebergewicht der französischen Einflüsse so gut wie keinen Antheil. Seine Sprache des gewöhnlichen Lebens war die französische, sie schrieb er auch mehr und minder correct, und

Digitized by Google

las nur französische Bücher. Es fehlte zwar nicht an einzelnen patriotischen Männern welche gegen eine solche Verachtung der einheimischen Sprache und Literatur zu Felde zogen, aber ihre Stimmen verhallten ungehört in den höheren Kreisen. Wenn es ihnen blos auf den leichten und ungestörten Genuß ankam, hatten sie einigermaßen Recht daß sie von der deutschen Literatur dieser Zeit nichts wissen wollten. Denn die deutschen Bücher gerade vom Anfang des Jahrhunderts bis etwa 1740 waren fast ohne Ausnahme nicht blos dem Inhalte nach plumpe Nachahmungen unverstandener Muster aus fremder Literatur, sondern auch bis zu dem Aeußerlichsten der Sprache durch eine unglaubliche Schlaffheit und Rohheit, Unbehülflichkeit und Pedanterie entstellt die am deutlichsten die schlechten Seiten des damaligen Wesens unserer Nation spiegeln. Es war die Zeit der Hofpoeten, eines Herrn von Besser und König, die kein höheres Ziel als die Feier der tiefsten Erniedrigung ihres Volkes, des nichtsnutzigen Hofprunkes, kannten und für ihre Aufgabe in jeder Art passend ausgestattet waren.

Der Masse nach wurde in Versen und Prosa immer noch unendlich viel geleistet, auch nachdem der Born der schlesischen Dichterschule mit dem Tode Günthers, des letzten und originellsten ihrer Vertreter, einigermaßen versiegt war. Sie hatte während des ganzen vorigen Jahrhunderts und bis in das laufende achtzehnte hinein trotz ihrer großen Selbstgefälligkeit und ihres zum Theil nicht geringen Talents das Hereinbrechen der fremden Literatur und die dadurch veranlaßte Verdrängung der einheimischen nicht zu hemmen vermocht. Schon ihr Gründer Opitz hatte während der ersten zwei Dritttheile des dreißigjährigen Krieges in den Augen seiner Bewunderer, unter denen er selbst der gläubigste war, die Palme über alle seine Nebenbuhler alter und neuer Zeit davon getragen. Und doch wußte er nichts Besseres zu bieten als eine für seine Zeit immerhin geschickte Aneignung fremden Gutes und fremder Formen. Seine Nachfolger bis herab zu dem genannten Günther, der einen selbständigen und dem Herzen entstammenden Ton als Lyriker anschlug, waren seinem Beispiel gefolgt. Unstreitig besaßen ein Hoffmanswaldau, ein Andreas Gryphius, ja selbst ein Lohenstein bedeutende poetische Begabung, jedenfalls mehr als der Stifter der Schule selbst. Aber mochten sie auch in der Lyrik, oder in dem Drama, oder im Romane thätig sein, immer läßt sich fühlen wie ihnen ihre örtliche und zeitliche Umgebung jeden würdigen Stoff und jede große Anregung versagte. Und doch wollten sie Dichter ihrer Zeit und ihres Volkes sein. Daher sie denn entweder gezwungen waren den nichtigsten Stoffen durch eine übertriebene und gedunsene Darstellung aufzuhelfen, oder sich solche direct aus der Fremde ohne viele Wahl zu holen. Wer sich, wie ein Angelus Silesius (Scheffler) oder der Jesuit Spee, vorsätzlich abgesondert hielt, hatte es viel leichter sein Talent zur ungestörten Entfaltung zu bringen. Die tiefsinnige Mystik des Einen, die zartgefühlte Allegorie des Andern übertrifft für unseren Geschmack alles An-

Digitized by Google

dere was neben ihnen geleistet wurde so weit daß man nicht begreift, wie jenes Andere daneben nur bestehn konnte. Aber man muß erwägen daß sie in ihrer exclusiven Haltung für das damalige Publicum gar nicht vorhanden waren und vorhanden sein wollten. Sie dichteten für sich und allenfalls einige wenige gleichgesinnte Seelen, jene andern Dichter aber nahmen die schwerere und in den Augen der Nachwelt undankbarere Aufgabe über sich für ein Publicum wie das damalige deutsche ihre Kräfte daran zu setzen.

So mußten ihre Leistungen ohne eigentliche Folge bleiben, denn wenn ein Besser und König glauben durften daß sie auf der Bahn eines Opitz und Lohenstein einhergiengen, so war dies für ihre Vorgänger und für die deutsche Literatur schlimmer als wenn sich diese Helden der tiefsten Versunkenheit eingebildet hätten sie seien Originalgenies. Wenn der deutschen Literatur geholfen werden sollte, so mußte zuerst ein reiner Boden geschaffen und dann ganz von vorne angefangen werden. Dazu machte man wirklich schon die ersten Vorbereitungen. Eine Art systematischer Kritik wagte sich auch hier, wie in andern Gebieten des geistigen Lebens, an die Götzen der literarischen Orthodoxie und fand daß sie alle nicht so viel taugten als man bisher geglaubt hatte. Doch um das Jahr 1740 durfte man diese Ueberzeugung nur in der maßvollsten Weise aussprechen und noch weniger war damals zu sehen, was an die Stelle der bei Seite geschobenen Muster treten sollte. Auch nahm eigentlich noch Niemand außer einigen gelehrten Männern rechten Theil an solchen kritischen Bestrebungen. Denn die höheren Stände blieben noch lange hinaus bei ihrer französischen Lectüre. Der Mittelstand wußte gleichfalls nichts davon. Er empfand das Bedürfniß nach literarischem Genusse entweder gar nicht, oder so weit er es empfand, wurde es durch die Bibel, das Gesangbuch, einige althergebrachte Erbauungsbücher oder die populären Schriften der Pietisten, endlich durch die in die Volksbücher übergegangenen Reste unserer romantischen und volksthümlichen Epik des Mittelalters vollständig befriedigt. Jedenfalls stand er sich besser dabei als wenn er sich seinen Geschmack durch die damaligen deutschen Romane, Epen und Dramen verdorben hätte, denn unter seinem Büchervorrath waren solche die unter allen Umständen nur herzerquickend und gemüthbildend wirken konnten, wie die Bibel, oder was noch von Luthers Schriften in Umlauf war, Johann Arndts trotz aller orthodoxen Verketzerung unzählige Male aufgelegten Bücher vom wahren Christenthum und das Paradiesgärtlein, oder die meist noch unverstümmelten Schätze der evangelischen Liederdichtung in den Gesangbüchern der Zeit. Wenn sie auch in noch so rohem Wuste begraben lagen, so mußten sie doch auf eine Zeit wirken die in einem Paulus Gerhardt zeigte daß ihr dichterisches Leben keineswegs erstorben sei, sondern sich nur in den innersten Winkel der Herzensfrömmigkeit zurückgezogen habe, von wo es die ganze Welt mit Wärme und Licht übergießen konnte.

Auch beschränkte sich die Tiefe und Originalität der Schöpfungen des

Digitized by Google

deutschen Wesens dieser Zeit nicht blos auf das Feld der evangelischen Liederdichtung. Auf dem benachbarten und doch wieder so selbständigen Gebiete der Musik brachte es noch Reicheres und Größeres hervor. Es genügt an die Namen eines Sebastian Bach und Händel zu erinnern, von denen der eine 1685, der andre 1689 geboren ist. Beide sind aus dem eigentlichen Kern des Volkes, dem Mittelstande, hervorgegangen. Wenn er auch noch so versunken, noch so herabgewürdigt, schlaff und leer geworden zu sein schien, so mußte er doch, um solche Erscheinungen aus sich heraus hervorbringen zu können noch einen unberührten Schatz von Gediegenheit des Gemüthes und der Seele besitzen der für die Zukunft zur herrlichsten Verwendung kommen konnte, wenn man nur verstand ihn zu heben. Bach und Händel bezeichneten nicht blos die höchste Höhe der formalen Ausbildung ihrer Kunst, neben dem größten Reichthum und der größten Vielseitigkeit des Inhalts, sie stellten sich nicht blos wie Leibnitz an die Spitze der Bewegung der Geister in ihrem Kunst-Gebiete, sondern sie offenbarten eine Tiefe und Fülle der innern Welt von der die Musik bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Die ganze Klarheit, Kraft und Innigkeit des deutschen Volksgemüthes wurde von ihnen erschlossen, auch wenn der eine an dem Schnörkelwesen der Fuge, der andere an dem der Oper seiner Zeit, nur die überlieferten Formen in unübertroffener Virtuosität auszubilden schien. Ihre Hauptbedeutung war und blieb also eine echt nationale. Der Späterlebende mag sich mit Entrüstung und Wehmuth von dem Bilde unseres Volkes dieser Zeit abwenden, denn seine früheren Verschuldungen hat es damals so schwer büßen müssen wie es nur besonders tief angelegten Naturen vom Geschicke zugemuthet wird. Selbst der europäische Ruhm und der Alles bewältigende Geist eines Leibnitz kann nicht für die allgemeine Herabwürdigung seiner Landsleute entschädigen. Er ist viel zu sehr weltbürgerlich, wie es der Wissenschaft an sich natürlich ist und zu seiner Zeit und bei seiner allzu geschmeidigen Persönlichkeit nicht wohl anders sein konnte. Er hat nur die negativen Seiten des deutschen Volkscharakters, obwohl er selbst nach seinem eigenen Gefühle ein warmer Patriot war und niemals bis zu der auch damals üblichen Verworfenheit der bewußten Mißachtung seiner Nationalität herabsank. Aber in Bach und Händel ist Alles was einzig in ihnen ist, echt und durch und durch deutsch. Wer noch heute ihre Klänge hört muß begreifen, auch wenn er sonst nichts von ihrer Zeit und Umgebung weiß, daß ein Volksgeist von solcher Art noch nicht zum Untergange bestimmt sein konnte.

Von jeher hat sich die künstlerische Begabung des deutschen Volkes mächtiger nach der Seite der Poesie und Musik als nach dem der sog. bildenden Künste erwiesen. Es hängt das mit dem innersten Kern seines Wesens und dem der Neuzeit überhaupt zusammen. Was das deutsche Mittelalter trotzdem auch hierin geleistet hat, ist an seinem Orte besprochen und gewürdigt worden. Daß es ohne eigentliche Folge bleiben mußte hat die weitere Ge-

schichte gezeigt. In dem Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts fehlten nun vollends alle Bedingungen um jene immer etwas fremdartigen Künste so recht eigentlich mit heimischer Kraft zu nähren und zu entfalten. Nicht als wenn in dieser Zeit in Deutschland nicht gebaut, gemalt, gemeißelt oder in Erz gegossen worden wäre. Im Gegentheil ist kaum in einem andern ähnlich langen Zeitraum so massenhaft in allen den genannten Künsten producirt worden. Der dreißigjährige Krieg hatte so unendlich viel zerstört daß sich daraus allein schon ein großes Bedürfniß nach einem Ersatz des zu Grunde Gegangenen erklärt. Dazu kam als ein wo möglich noch wirksameres Motiv die gänzliche Umwandlung des Geschmacks und der Sitte in den höheren und reicheren Klassen der Nation. Der Luxus der Höfe und des Adels konnte sich nur in neuen Palästen, Lustschlössern und wo möglich ganz neuen Städten befriedigen. Alles dies war nur eine Copie von Versailles und St. Cloud der Idee nach und bis in das Einzelnste der Ausführung. Von Frankreich entlehnte man die Pläne, verschrieb man sowohl die Architekten als die Tapeten und Meubles und brachte es doch in keinem einzigen Bau der Zeit so weit wie es Ludwig XIV. in mehr als einem gebracht hat, zu einem dauerhaften und originellem Denkmal einer eigenthümlichen Gestaltung der Geschichte, die neben den andern auch ihr Recht hat. Hätte man sich in Deutschland darauf beschränkt Neubauten im Geschmacke Ludwigs XIV. zu machen, so wäre für die Nachkommen weniger dagegen einzuwenden. Aber man ließ es nicht dabei bewenden. Man nahm allerorts umfassende Veränderungen der älteren Bauwerke vor. Dem Beispiel der Fürsten und Adelichen folgten die Geistlichkeit und die Städte. In dieser Zeit wurden die meisten jener lächerlichen und ärgerlichen Versetzungen der reinen deutschen kirchlichen und bürgerlichen Architektur des Mittelalters in den und mit dem Perrückenstil vorgenommen; denn wo man nicht genug Geld zu einem Umbau hatte, that man es auch mit wenigerem, etwa mit einer sogenannten Renovirung des Innern, oder einer Verballhornung der Vorderseite, oder wenn es Kirchen waren, mit einem neuen Thurmaufsatz. Katholische und protestantische Länder und Städte wetteiferten darin und wenn die Verunstaltungen uns jetzt dort massenhafter zu sein scheinen als hier, so muß man erwägen daß die katholische Kirche über ganz andere Geldmittel gebot als die protestantische. Außerdem mögen sich die Triumphe der Geschmacklosigkeit hier wie dort die Wage halten.

Malerei und Bildhauerei waren schon vor dem großen Untergang des alten Deutschlands in fremde Abhängigkeit gerathen. Es war natürlich daß sie jetzt darin beharrten, auch daß es meist nur mittelmäßige Talente waren die das damalige Deutschland hervorbrachte. Die Paläste und Galerien der Fürsten, welche auch in diesem Luxusartikel Ludwig XIV. nachahmten, füllten sich mit dem Gute des Auslandes, zum Theil mit kostbaren Schätzen, die jedoch ihrer neuen Heimath keinen Gewinn bringen konnten. Im Volke war

Google

jeder Sinn dafür erstorben und nichts was ihn angeregt hätte. Doch beweist der einzige Schlüter was auch hierin unserem Volke selbst in dieser Zeit möglich wurde. Als Architekt und Bildhauer ist er jedenfalls der talentvollste, ernsteste und würdigste seiner Zeit nicht blos in Deutschland, sondern im ganzen damaligen Europa, wenn auch Andere, an günstigere Orte gestellt, die Augen mehr auf sich zogen. Auch er konnte sich nicht von der Perrücke los machen die einmal nothwendig zu den Köpfen der damaligen Menschen gehörte. Doch verstand er es sie so großartig zu tragen wie der den er in Erz verewigt hat, der große Kurfürst von Brandenburg. —

Kapitel XXVIII.

Preußen eine europäische Macht.

Das Jahr 1740 war dazu bestimmt alle Grundlagen auf denen bisher der Bestand des deutschen Reiches ruhte, wankend zu machen. Gieng auch die äußere Form der Reichsverfassung noch nicht in Trümmer, so erhielt sie doch einen Stoß von dem sie sich nicht mehr erholte. Am 31. Mai dieses Jahres starb König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Sein Tod löste das bisherige Abhängigkeitsverhältniß der preußischen Politik von der kaiserlichen. Es war nur aus der Persönlichkeit des preußischen Herrschers und aus einer fortgeführten Ueberlieferung hervorgegangen und paßte wenig zu der natürlichen Stellung und den Interessen des Staates, aber für die Erhaltung der bestehenden Zustände im Reiche erwies es sich vom größten Belange. Kurze Zeit darauf starb auch Kaiser Karl VI. Mit ihm endete die männliche Linie der Habsburger. Durch die pragmatische Sanction schien der österreichische Hausbesitz für die Tochter des Verstorbenen und deren Nachkommenschaft gesichert. Aber das Zusammenfallen der Person des deutschen Kaisers mit der des Herrn der österreichischen Hausmacht, die wichtigste Stütze für die Fortdauer des Reichs in seiner bisherigen Gestalt hörte von nun an auf. Selbst wenn es gelungen wäre die Wahl des Großherzogs Franz, des Gemahls der Königin Maria Theresia, zum Nachfolger seines Schwiegervaters durchzusetzen, wäre es doch nicht der Gebieter der habsburgischen Hausbesitzungen gewesen der nach Karl VI. die deutsche Krone trug. Aber an die Wahl des Großherzogs Franz konnte nicht gedacht werden. Die französische Politik hatte Alles aufgeboten um sie unmöglich zu machen und ihre Bemühungen waren von dem besten Erfolg begleitet.

Nicht einmal das Erbe der Habsburger sollte unangetastet bleiben. Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern bot sich den französischen Ränken zum hauptsächlichsten Werkzeug der Schwächung oder wo möglich der Auflösung Oesterreichs dar. Er hatte niemals die pragmatische Sanction anerkannt, indem er sich auf allerlei zweifelhafte Documente, alte Erb- und Hausverträge berief welche sein Erbrecht in einem großen Theil der deutsch-österreichischen Länder nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes begründen sollten. Nach dem Tode Karls VI. trat er gleich damit hervor ohne jedoch die kaiserliche Erbtochter sehr damit in Bestürzung zu versetzen. Baiern allein war kein gefährlicher Gegner und obwohl man in Wien wußte daß es nur unter französischer Anschürung handelte, so glaubte man doch nicht daß Frankreich sofort die Sache zur Waffenentscheidung zu bringen wünsche.

Aber auch der Nachfolger Friedrich Wilhelms I. von Preußen, Friedrich II., machte gleichzeitig Ansprüche auf einige Stücke österreichischer Erblande. Er verlangte die Herausgabe mehrerer schlesischer Fürstenthümer auf welche das brandenburgische Haus alte und öfters anerkannte Anrechte behauptete. Doch stellte er auch seinerseits einen ansehnlichen Preis dafür in Aussicht, ein Defensiv- und Offensivbündniß mit Maria Theresia, seine Kurstimme für ihren Gemahl Franz von Toskana und eine bedeutende Geldentschädigung. Um seiner Forderung Nachdruck zu geben führte er jenes treffliche Heer seines Vaters im December 1740 nach Schlesien. Ohne erheblichen Widerstand fiel das ganze weite Land in seine Hände und nur einige, jedoch schlecht versorgte Festungen konnten nicht sofort im ersten Anlauf erobert werden.

Maria Theresia dachte nicht daran die Anerbietungen des preußischen Königs in Betracht zu ziehen, obwohl sie bereits von anderen Seiten her die drohendsten Zeichen eines furchtbaren Sturmes aufsteigen sehen konnte. Sie beantwortete den Einmarsch der Preußen mit einer Kriegserklärung und ließ in aller Eile so viel Truppen als möglich nach Schlesien werfen. Doch am 10. April 1741 verloren die Oesterreicher die hartnäckige Schlacht bei Mollwitz. Es war die erste die zwar nicht durch Friedrich selbst, aber doch für ihn durch seinen General Schwerin, einen Feldherrn aus der großen Schule des spanischen Erbfolgekrieges, gewonnen wurde. Das Unglück der österreichischen Waffen frischte den Muth aller derer auf welche Verlangen nach dem Erbe Karls VI. trugen. Dazu gehörte außer Baiern, Sachsen mit ungefähr denselben Rechtstiteln, dann Spanien und Sardinien, die nicht den geringsten Rechtstitel aber desto mehr Beutegier besaßen. Frankreich und Spanien hatten die pragmatische Sanction anerkannt und gewährleistet, aber nur ein Karl VI. mochte beschränkt und pedantisch genug sein um sich dem Wahn hinzugeben als sei damit irgend etwas gewonnen. Beide Mächte beriefen sich auf die Clauseln die sie ihrer Anerkennung zugefügt, und Frank-

Digitized by Google

reich trieb zum Ueberfluß die Heuchelei so weit daß es erklärte nicht direct an dem Krieg gegen Maria Theresia Theil nehmen zu wollen, wenn einer nöthig werden sollte, sondern nur als Hülfsmacht der andern Prätendenten.

Am 18. Mai 1741 vereinigten sich die Kronen Frankreich und Spanien mit dem Kurfürst Karl Albrecht von Baiern in dem Tractat zu Nymphenburg. Sie sagten ihm ihre volle Unterstützung zur Durchführung seiner Ansprüche zu und ihren Beistand, wenn er als Candidat für die Kaiserkrone auftreten wolle, worauf schon lange sein Streben gerichtet war. Auch Sachsen trat bald darnach dem Nymphenburger Bündniß bei. Schon am 24. Januar 1742 konnte Karl Albrecht als Karl VII. zum Kaiser gewählt und am 12. Februar gekrönt werden und damit schien Frankreich das Ziel erreicht zu haben nach dem seine Politik seit vielen Jahrhunderten steuerte, die Aufstellung eines Vasallenkaisers aus einem der Mittelstaaten.

Schon vorher war ein bairisch-französisches Heer in Oberösterreich, ein sächsisches in Böhmen eingebrochen, aber die ersten glänzenden Erfolge der Verbündeten und der panische Schrecken der sich bis nach Wien verbreitete, dauerten nicht. Maria Theresia fand an der enthusiastischen Treue der ungarischen Stände eine doppelt unerwartete Hülfe, denn noch waren kaum 30 Jahre vergangen, als ganz Ungarn in Waffen gegen ihren Großvater Leopold I. gestanden war um seine religiöse und politische Freiheit zu retten. Die Verbündeten selbst trauten mit gutem Grunde einander nicht und richteten darnach ihre Kriegsoperationen ein. Friedrich II. von Preußen zeigte deutlich daß es ihm nur um die Behauptung Schlesiens zu thun sei und lieh den englischen Vermittelungsvorschlägen ein geneigtes Ohr. Ein blutiger Sieg bei Czaslau in Böhmen wurde von ihm nur benützt um seine einmal gewonnene Stellung in ihrer ganzen Bedeutung auch in Wien zur Beachtung zu bringen, wo man bisher immer noch aus allen Kräften sich gegen jedes Opfer an diesen verhaßtesten aller Feinde gesträubt hatte. Die Friedenspräliminarien zu Breslau erhielten durch einen förmlichen Friedensschluß zu Berlin 28. Juli 1742 ihre Bestätigung. Preußen bekam ganz Niederschlesien, einen großen Theil von Oberschlesien, soweit es noch jetzt zu dem preußischen Staat gehört, und die Grafschaft Glatz die bis dahin mit Böhmen vereinigt war. Mit diesem Berliner Friedensschlusse trat Friedrich nach seiner eigenen Meinung und der von ganz Europa in die Reihe der wirklich selbständigen Mächte, der eigentlichen Staaten im wahren Sinne des Wortes. Er durfte von nun an seinen eigenen Weg gehn, was seinen Vorfahren, darunter sogar dem großen Kurfürsten, nicht erlaubt gewesen war. So hatte er schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt das Ziel erreicht das ihm vorschwebte, dem Namen des preußischen Königthums auch eine thatsächliche Grundlage zu geben. Der Erwerb Schlesiens konnte ihm zugleich die Mittel bieten seine errungene Stellung zu behaupten, die selbstverständlich großen Anfechtungen ausgesetzt sein mußte. Seine bisherigen weitläufigen aber schlecht

gelegenen und von der Natur so wenig begünstigten Länder hätten ihm dies nicht ermöglicht. Schlesien dagegen war zwar seit dem dreißigjährigen Krieg durch feindliche Heere und noch mehr durch die in jeder Art unverständige und drückende österreichische Regierung hart mitgenommen, aber es zählte doch nahe an 2 Millionen Einwohner, fast ebenso viel als die alten Staaten Friedrichs, war wohl abgerundet, mit vielen festen Plätzen versehen, nach der damaligen Kriegsweise trefflich zur Vertheidigung geschickt und übertraf alle andern preußischen Staaten an Bodenreichthum und Wohlstand der Bevölkerung. Die größere Hälfte davon begrüßte die preußische Herrschaft als Erlösung von dem unerträglichen Glaubensdruck der trotz aller kaiserlichen Versprechungen und gelegentlichen Erleichterungen im Ganzen seit 1648 immer noch gewachsen war. Die kleinere wieder zum Katholicismus zurückgezwungene Hälfte erhielt von dem preußischen König so genügende Bürgschaften für ihre ungestörte Glaubensfreiheit und sah diese Versprechungen so pünktlich erfüllt daß sie sich ohne Anstoß in den Uebergang von dem katholischen Staat an den protestantischen fügte. Oesterreich machte damals und später die äußersten Anstrengungen um den katholischen Fanatismus seiner ehemaligen Unterthanen zu entzünden, da es sich zu wohl bewußt war daß es sich keine besonderen Ansprüche auf ihre anderweitige Anhänglichkeit erworben habe. Aber alle solche Versuche mißglückten gänzlich. Denn wenn sich unter 1 Million nur drei oder vier Menschen von mehr als zweifelhaftem Rufe oder von größter Geistesbeschränktheit durch alle möglichen Verführungsmittel gewinnen ließen, so ist damit der Beweis genugsam gegeben daß die Andern ihre Kirche auch unter der neuen Herrschaft eben so gesichert glaubten wie unter der alten, oder man müßte bei den schlesischen Katholiken von damals eine Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben annehmen die mit allen andern geschichtlichen Zeugnissen sich nicht vereinigen läßt.

Schon während der Unterhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich war auch Kurfürst August III. von Sachsen von dem Nymphenburger Bunde abgetreten. Ohne förmlichen Friedensschluß gab er seine Ansprüche an Mähren auf und wandte sich bald einer engen Allianz mit Oesterreich zu.

Auf dem Kriegsschauplatz im südlichen Deutschland blieben die österreichischen Waffen seit dem Winter 1741—42 fortwährend im Uebergewicht. Die Franzosen und Baiern wurden nicht blos aus Oesterreich und Böhmen verjagt, sondern auch Baiern selbst erobert und gräulich verwüstet. Die furchtbaren Thaten der Kroaten und Panduren des dreißigjährigen Krieges wiederholten sich jetzt in dem schutzlosen Lande als Strafe für den Frevel seines Fürsten. Auch England trat aus seiner bisherigen zuwartenden Haltung heraus: König Georg II. führte selbst ein starkes Heer als sogenannte pragmatische Armee aus den Niederlanden nach dem Mittelrhein und schlug 1743 ein französisches Heer bei Dettingen am Main.

Friedrich II. durfte dem entschiedenen Glücke der österreichischen Waffen

Digitized by Google

nicht unbedenklich zusehen. Er wußte wohl und man hatte auch dessen kein Hehl in Wien daß man ihn angreifen und für seine unerhörte Keckheit züchtigen werde, sobald man nur erst die Hände frei habe. Sachsen wurde vom Wiener Hofe gänzlich gewonnen, auch Rußland neigte sich mehr und mehr auf die Seite Oesterreichs. Da England jetzt sich offen als Bundesgenossen Maria Theresias und für die vollständige Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction erklärte, durfte Friedrich, der sie am gründlichsten verletzt hatte, auch von dieser Seite her wenigstens auf keinen Schutz zählen. Er entschloß sich daher 1744 durch eine rasche Diversion die österreichische Macht so viel als möglich zu schwächen und Sachsen unschädlich zu machen. Dies war das einzige Ziel des sogenannten zweiten schlesischen Krieges, bei dem es Friedrich auf keine Eroberungen abgesehen hatte, sondern nur darauf Oesterreich und der ganzen Welt zu zeigen daß Preußen seine Eroberungen auch zu behaupten verstehe. Zwei blutige Siege erhoben Friedrich zum ersten Feldherrn seiner Zeit und ein dritter und blutigster von allen, bei Kesselsdorf, führte zum Abschluß eines Friedens zu Dresden am 25. December 1745, worin Oesterreich nochmals feierlich auf alle Ansprüche an Schlesien verzichtete.

Während dieses Krieges war Karl VII. am 20. Januar 1745 zu München gestorben, das er durch einen Zufall kurz vor seinem Ende wieder erobert hatte. Sein Nachfolger Maximilian Josef III. schloß bereitwillig Friede mit Oesterreich zu Füßen. Er verzichtete auf alle jene Ansprüche die Karl VII. in ein so glänzendes Elend gestürzt hatten und sicherte seine Kurstimme dem Herzog Franz von Lothringen, dem Gemahl Maria Theresias zu. Alle andern Kurstimmen, mit Ausnahme von Pfalz und Brandenburg, waren ihm gleichfalls gewonnen und so konnte er schon am 13. September 1745 gewählt werden. Nach dem Dresdener Frieden stimmten auch die noch widersprechenden beiden zu, deren Stimmen nach dem Reichsstaatsrecht übrigens gar nicht einmal zur Gültigkeit der Wahl nöthig waren, da sie durch einfache Stimmenmehrheit entschieden wurde.

Kaiser Franz I., der erste aus dem neuen lothringisch-habsburgischen Hause, erhielt durch die deutsche Kaiserkrone keinen größeren Einfluß auf die österreichische Politik als er schon vorher besessen. Maria Theresia liebte ihn zwar über alle Maßen, verstattete ihm aber keine andern Rechte als die eines Gemahls und Familienhauptes im bürgerlichen Sinne. Dafür paßte er sich selbst geschmeidig der Politik seiner ihm geistig so sehr überlegenen Gemahlin an und der große Nachtheil welchen die Trennung der Person des Kaisers von der des österreichischen Monarchen für Oesterreich mit sich brachte, wurde dadurch fast gänzlich beseitigt. Alles was ihm noch von Einfluß im Reiche zu Gebote stand, stellte er seiner Gemahlin unbedingt zur Verfügung. Sie verfuhr damit nach dem althergebrachten österreichischen Systeme welchem das Reich nichts weiter als ein Mittel zum Zwecke, ein Werkzeug war dessen man sich ohne Bedenken so weit bediente als es sich eben gebrauchen

Digitized by Google

ließ und das man, wenn es abgenutzt war mit gebührender Geringschätzung bei Seite zu werfen pflegte.

Seit 1744 hatte Frankreich seine lächerliche Maske als bloße verbündete Macht fallen lassen und Krieg an Oesterreich erklärt. Es führte ihn in den Niederlanden mit besserem Glücke als bisher. Selbst die vereinigten Staaten der Niederlande, Englands und Maria Theresias Alliirte, geriethen durch die Fortschritte der französischen Waffen in große Bedrängniß. Doch gelang es der österreichischen Diplomatie 1748 einen Frieden zu Aachen zu Stande zu bringen der den großen Krieg um das Erbe Karls VI. mit verhältnißmäßig sehr geringen Opfern für seine Tochter beendete. Sie trat einige Stücke des Herzogthums Mailand an den hungrigsten ihrer Gegner, an Sardinien; Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Prinzen Philipp ab. Frankreich gieng leer aus. Das deutsche Reich wurde in dem Frieden nicht erwähnt, weil es in seiner Gesammtheit nicht an dem Kriege Theil nahm. Die einzelnen Staaten welche für und gegen Oesterreich gekämpft hatten, thaten es ohne im Geringsten an jenem Artikel des westfälischen Friedens Anstoß zu nehmen der Bündnisse mit auswärtigen Mächten gegen Kaiser und Reich verbot. Sie beriefen sich dafür auf das angebliche Interregnum seit dem Tode Karls VI. bis zur allgemeinen Anerkennung Franz' I.

Seit dem Aachener Frieden erlitt der politische Zustand Deutschlands dadurch eine wesentliche Veränderung daß nun zwei europäische Mächte ersten Ranges innerhalb des Reichskörpers einander gegenüber standen, denn Preußen galt schon jetzt mit Recht für eine solche. Mehr noch als seine Verstärkung an materieller Kraft durch Schlesien wirkte dazu der Geist und Charakter seines Königs, der seinen Staat so rasch aus einer untergeordneten Stellung zu entscheidendem Einfluß auf die größten Fragen der europäischen Politik erhoben hatte. Sein Angriff auf Schlesien war das Signal zum Ausbruch des großen Erbfolgekriegs geworden: seine Abkehr von der großen Coalition gegen Oesterreich hatte ihre Kraft gelähmt. In seiner Hand wäre es gelegen Oesterreich zu zertrümmern, aber er zog den mäßigen Gewinn einer abenteuerlichen und ziellosen Speculation vor und zeigte schon jetzt jenen echt conservativen Grundzug den er während seiner langen weiteren Wirksamkeit so oft noch bethätigen sollte. Daß er aber auch nicht gesonnen war Oesterreich übermächtig werden zu lassen, bewies der zweite schlesische Krieg der wiederum einen großen Wendepunkt in dem Gange des ganzen Erbfolgekrieges bildete.

Aber auch Oesterreich war aus dem großen Kampfe in dem es sich um sein Dasein handelte, neugestärkt hervorgegangen. Maria Theresia wußte durch rasche Beseitigung des Schlendrians der letzten Regierung ihre Hülfsmittel trotz der gewaltigsten Anspannung der Staatskräfte in aller Art zu vermehren. Sie stand mit mehreren Großmächten in enger Allianz und in Deutschland war der österreichische Einfluß fester als je begründet. Zwei der mächtigsten Reichsstände mit einstmals selbständiger und Oesterreich häufig feindseliger

Digitized by Google

Politik, Baiern und Sachsen durften fürs Erste als österreichische Vasallen gelten. Baiern brauchte vor allen Dingen Ruhe um sich von dem Unheil zu erholen das der schwächliche Ehrgeiz Karls VII. angerichtet hatte, Sachsen wurde hauptsächlich durch Eifersucht gegen die preußische Macht unauflöslich an Oesterreich gekettet.

Wären Oesterreich und Preußen nicht gleichsam durch das Verhängniß zu fortwährender feindseliger Haltung gegen einander genöthigt gewesen, so würden die übrigen Glieder des Reichs zwischen diesen beiden Weltmächten nicht einmal ihr Dasein haben retten können. Keines von ihnen wäre stark genug gewesen um sich durch eigene Kraft vor dem Schicksal zu bewahren das ihnen nach den damaligen Tendenzen der großen Politik unfehlbar bevorstand, vor einer völligen Unterwerfung durch die vereinten beiden Großmächte. Auf die Hülfe des Auslandes war nicht zu zählen; Frankreich wurde von Jahr zu Jahr kraftloser und hatte genug mit sich selbst zu schaffen, so gerne es auch noch immer jede Gelegenheit wahrnahm um seine alte Politik gegen Deutschland fortzusetzen. Alle andern Großmächte würden einer Auflösung des Reichs ebenso gleichgültig zugesehen haben wie sie zwanzig Jahre später der Theilung Polens zusahen. So aber fristete der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen einstweilen nicht nur das Dasein des Reichs, sondern verlieh auch seinen Gliedern eine größere politische Bedeutung als sie ohne jenen Gegensatz beanspruchen durften. Daß ein neuer Krieg zwischen beiden über kurz oder lang bevorstand, ließ sich nicht verkennen und für diesen Fall konnten sie als Bundesgenossen hüben oder drüben sich geltend machen. Waren sie an und für sich von keinem besondern Belang, so mußte man sie doch berücksichtigen, damit sie nicht ein Gewicht mehr in die Wagschale des Feindes würfen.

In Wien betrachtete man die beiden Friedensschlüsse mit Preußen nur als einen doppelten Waffenstillstand. Schlesien hätte man wohl noch verschmerzen können, aber daß auf Kosten Oesterreichs eine neue Großmacht emporkommen sollte die im Reiche den österreichischen Einfluß überall lähmte und der man nach den bisherigen Erfahrungen eine rücksichtslose Eroberungspolitik zutraute, war unerträglich. Auch kam es hoch in Rechnung daß Preußen eine protestantische Macht war. Maria Theresia und ihre Staatsmänner vermochten zwar die innerste Bedeutung dieses Umstandes nicht zu ahnen, aber da sie noch immer in herkömmlicher Weise die ausschließlich katholische Haltung ihrer Politik bewahrten, so trug auch dies dazu bei, die Kluft zwischen Oesterreich und Preußen zu erweitern.

Die österreichische Diplomatie arbeitete seit dem Aachener Frieden durch Intriguen und Manöver aller Art darauf hin eine große Coalition gegen Preußen zu Stande zu bringen, denn allein konnte Oesterreich, das lehrten die bisherigen Erfahrungen, es mit einem Feinde wie Friedrich II. nicht aufnehmen. Dem österreichischen Minister und Gesandten in Versailles, Kaunitz, gelang

auch in der That der größte Sieg den diese Art Diplomatie und Politik je erfochten hat. Er schloß am 1. Mai 1756 ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich und Frankreich, wodurch die letztere Macht auf ein Mal und ohne alle zwingenden Gründe von der so viele Jahrhunderte lang befolgten Bahn ihrer Politik ablenkte. Es war der deutlichste Beweis daß das alte Frankreich Franz' I., Heinrichs IV., Richelieus, Mazarinis und Ludwigs XIV. nur noch dem Namen nach fortbestand.

Leichtere Mühe hatte es gekostet die Kaiserin Elisabeth von Rußland heranzuziehen. In St. Petersburg wurde damals eine durchaus persönliche Politik ohne alle allgemeineren Gesichtspunkte betrieben und so konnte Oesterreich hier mit den gröbsten Lockspeisen, zum Theil mit bloßen Klatschereien über den preußischen König und seine derben Witze auf Kosten seiner kaiserlichen Schwester zum Ziele gelangen. Rußland galt seit Peter dem Großen schon für eine sehr bedeutende Macht und es verstand schon damals meisterhaft die Kunst mit großen Zahlen zu blenden, wenn auch seine wirklichen Kräfte seit dem Tode seines gigantischen Schöpfers fortwährend in Abnahme begriffen waren. Darum wurde das Bündniß mit Rußland in Wien nicht weniger hoch als das mit Frankreich angeschlagen. Außerdem traten auch Schweden und Sachsen der Coalition bei, und die süddeutschen Staaten lagen entweder schon lange ganz in den Banden der österreichischen Politik oder wurden durch Drohungen und Versprechungen so abgehetzt bis sie sich zur thätigen Theilnahme an dem beabsichtigten Vernichtungskrieg gegen Preußen herbeiließen.

Denn ein Vernichtungskrieg mußte es nach dem Plane Maria Theresias werden. Friedrich II. sollte an sie nicht blos Schlesien, sondern auch an alle andern Verbündeten die ihnen gerade wohlgelegenen Theile seiner Staaten verlieren und nur allenfalls die Mark Brandenburg behalten.

Die österreichischen Machinationen konnten nicht so geheim betrieben werden daß nicht Friedrich Argwohn hätte schöpfen sollen. Es gelang ihm durch bestochene sächsische Beamte genaue Abschriften der wichtigsten diplomatischen Actenstücke zu erhalten, wodurch er alle Pläne seiner Feinde vollständig kennen lernte. Er rüstete so wie nur er es verstand gegen den drohenden Sturm. Denn er war nicht gesonnen auf seinen und seines Reiches weltgeschichtlichen Beruf anders als mit dem letzten Athemzuge Verzicht zu leisten. Der Natur der Sache nach mußte er seine Hauptsorgfalt der Beschaffung der eigentlichen Kriegsmittel zuwenden. Aber auch sonst entwickelte er alle Hülfsmittel seines Staates im strengsten Anschluß daran, um ihm, der seiner Größe nach außer jedem Verhältniß zu der Macht auch nur eines seiner drei Hauptfeinde stand, die Kraft zu geben ihnen eine Zeitlang zu widerstehn.

Nach auswärtigen Verbündeten konnte Friedrich kein besonderes Verlangen tragen, weil er ihren zweifelhaften Werth selbst schon genugsam erprobt hatte. Doch war ihm die von England angetragene Allianz willkommen,

wie sie England noch willkommner war, das sich seit 1755 im Krieg mit Frankreich befand und auf keinen andern Schutz für Hannover rechnen durfte als den ihm Preußen gewährte. So löste sich die alte Allianz zwischen England und Oesterreich, die bisher einen Hauptartikel in dem Glaubensbekenntniß der europäischen Staatskunst vorgestellt hatte, ebenso die neuere zwischen ihm und Rußland und beide protestantische und germanische Großmächte standen zum ersten Male den übrigen Großmächten gegenüber, die auf einer andern nationalen und religiösen Grundlage ruhten.

Auch einige deutsche Staaten die durch ihre Lage und ihre fürstliche Hauspolitik sowohl zu dem preußischen Staate als zu Hannover in einem herkömmlichen Abhängigkeitsverhältniß standen, Hessen-Cassel, Braunschweig, Gotha schlossen sich Preußen an. Es waren nur mittlere und kleinere Staaten, aber zufällig hatte die Laune ihrer Regenten ihr Militärwesen trefflich ausgebildet. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig durfte als Feldherr selbst neben Friedrich treten und die Soldaten der andern gaben den besten preußischen Truppen nichts nach.

Als Friedrich den rechten Augenblick gekommen glaubte, begann er selbst den Krieg gegen die Coalition. Er ließ sein Heer im Herbste 1756 in Sachsen einrücken, bemächtigte sich des ganzen Landes und zwang die sächsische Armee zur Capitulation. Sein Einbruch, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, wurde von den Feinden als eine unerhörte Verletzung alles Völkerrechtes und des Reichsfriedens angesehen. Es ist begreiflich daß sich der Haß gegen ihn bei seinen persönlichen Feindinnen Maria Theresia und Elisabeth von Rußland bis zur höchsten Spitze steigerte und daß man ihn von dieser Seite als den Abschaum aller Verruchtheit behandelte. Aber überall in Deutschland und ganz Europa und am meisten da wo sich die Regierungen in die Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, erregte sein Auftreten einen Enthusiasmus der ganz aus der damaligen so kahlen und nüchternen Welt verschwunden war. In Deuschland namentlich fühlte man sich dadurch in einer Weise über die man sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte wie von einem Ereignisse berührt das jedem Einzelnen Vortheil und Ehre brächte. Seit den ersten kühnen Thaten Luthers hatte nichts so allgemein gezündet, so ungemischte Begeisterung oder Zorn erzeugt als der Beginn des siebenjährigen Krieges. Uebrigens rechtfertigte sich Friedrich auch vor dem gesunden Menschenverstand zur Genüge durch die Veröffentlichung der wichtigsten Actenstücke über die gegen ihn gesponnenen Intriguen, welche er in Dresden in seine Hände bekommen hatte.

Die schönsten Pläne der Coalition waren zerstört und der Schade konnte nicht mehr ersetzt werden. Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und sogar das deutsche Reich, dessen Frieden er so großartig gebrochen, führten Heere gegen ihn ins Feld welche dem seinigen schon im Anfang des Krieges ums Dreifache überlegen waren und im Laufe desselben immer mehr wuch-

sen, während seine Kräfte immer mehr zusammenschmolzen. Aber sein überlegenes Feldherrntalent, die Einheit der Person des Königs und des obersten Heerführers, die taktische Ausbildung seines Heeres, die aufopfernde Treue seiner Unterthanen, die kräftige Unterstützung von Seite seiner Bundesgenossen, dann die wechselseitige Eifersucht unter den Gliedern der Coalition, die theilweise schlechte Beschaffenheit ihrer Heere und Generäle machte es ihm möglich abwechselnd in Siegen und Niederlagen sieben Jahre hindurch den Krieg zu bestehn. Es ist schwer zu sagen ob er sich in seinen Siegen oder seinen Niederlagen bewundernswerther zeigte. Beide tragen ein eigenthümlich weltgeschichtliches Gepräge wie wenig andere Ereignisse der Kriegsgeschichte, die sonst nur durch ihre anderweitigen Folgen, aber nicht an sich für den betrachtenden Geist Bedeutung haben. Gewiß sind viele andere Schlachten geschlagen worden in denen sich größere Massen gegenüber standen und mehr Menschen getödtet wurden als bei Roßbach und Leuthen oder bei Hochkirch und Cunnersdorf. Aber solchen größeren Metzeleien fehlt jener ideale Hauch der unbedingten geistigen Freiheit und Ueberlegenheit der Roßbach und Leuthen in ihrer Art nur mit Marathon und Salamis vergleichen läßt, und jene echt tragische Weihe die Hochkirch und Cunnersdorf aus der öden Menge großer Niederlagen heraushebt. Denn als echt tragischer Held mußte Friedrich sich auch seine Niederlagen allein und ausschließlich durch eine dämonische Verstockung seines bessern Selbst bereiten und keiner der Pygmäen die über ihn siegten, durfte sich rühmen ihn geschlagen zu haben.

So gieng er schließlich doch als Sieger aus dem furchtbaren Kampfe hervor. Ein Gegner nach dem andern trat erschöpft zurück. Zuletzt bestätigte noch ein Frieden zu Hubertsburg 15. Februar 1763 die Errungenschaften des Berliner und Dresdener Friedens und stellte die Thatsache fest daß bei Lebzeiten des Königs die preußische Macht allen und jeden Feinden gewachsen sei. War er schon früher der Held seiner Zeit, so wurde er von jetzt an derjenige der ihr seinen Namen als Zeitalter Friedrichs des Großen aufdrückte. —

Kapitel XXIX.

Friedrich der Große als Regent seines Staates.

Oesterreich und die mit ihm verbundenen Großmächte pflegten vor dem siebenjährigen Kriege Preußen als einen Staat zu betrachten der an Rang tief unter ihnen stehe. Aber schon damals sah man in ganz Europa mit Bewunderung und Begeisterung auf König Friedrich II. und erkannte in ihm den Helden und Fürsten wie ihn die Zeit verlangte. Der Ausgang des siebenjährigen Krieges steigerte den Glauben an ihn noch höher bis zu einer Art Aberglauben. Auch seine bisherigen Feinde konnten sich dem Einfluß der Gesammtstimmung Europas nicht entziehen. Je mehr sie es versuchten, desto mehr wurden sie ihr unwillkürlich unterthan. In natürlicher Schlußfolge räumte man von nun an ihm und seinem Staat eine politische Bedeutung ein die weit über die Kräfte und Hülfsmittel Preußens und seines Königs hinausgiengen.

Friedrich II. selbst blieb immer frei von einer solchen Ueberschätzung seiner wahren Macht, aber er wußte sie an rechter Stelle bestens für sich zu benutzen. Er bekam dadurch eine gewisse Sicherheit vor neuen Kriegsverwicklungen und durfte sich lange Zeit ungestört mit den inneren Verhältnissen seiner Staaten beschäftigen. Er nahm die geräuschlosere aber ihm selbst zusagendere Seite seiner Thätigkeit wieder auf, welche durch den siebenjährigen Krieg eine so furchtbare Unterbrechung erlitten hatte. Sein leitender Gedanke war seinem Staate diejenige innere Kraft zu geben, welche seiner wirklichen äußeren Machtstellung entsprach. Die Mittel die er dazu verwandte waren die besten die sein Jahrhundert kannte. Es gab damals in ganz Europa Niemand unter allen die sich praktisch oder theoretisch mit Politik und Staatsverwaltung beschäftigten, der unter den gegebenen Zuständen des preußischen Staates etwas Größeres und Tüchtigeres hätte schaffen können. Erst gegen Ende seines Wirkens war es Einzelnen die von ihm gelernt hatten möglich die Einseitigkeit seines Thuns und ihre mancherlei nachtheiligen Folgen zu ahnen.

Seine nächste Sorgfalt beanspruchten die Verwüstungen des Krieges. Fast alle Theile der Monarchie waren längere Zeit in den Händen der Feinde gewesen. Besonders hatten die Odergegenden, ein Theil der Marken und Pommern gelitten, die mehrmals von den Barbarenheeren der russischen Kaiserin überfluthet worden waren. Hier sah es ebenso gräßlich aus wie nach dem dreißigjährigen Kriege. Unter den übrigen Alliirten zeichneten sich die Franzosen durch den Schaden aus den sie anrichteten. Sie führten den

Krieg zwar nicht mit der Bestialität der Russen, aber mit ihrem gewöhnlichen raffinirten Plünderungs- und Aussaugungssystem. Der Wohlstand und das Gedeihen der brandenburgisch-preußischen Staaten war durch eine Reihe verständiger Regenten sorgsam wie in keinem andern deutschen Territorium gepflegt worden, aber von der Natur waren diese Lande am wenigsten unter allen deutschen begünstigt. Wenn nun eine so furchtbare Katastrophe Alles vernichtete, so hielt es hier schwerer als anderswo den Schaden zu heilen.

Ueber die größte Noth des Augenblicks halfen bedeutende Steuererlasse, Vertheilung der großen Getreidevorräthe in den königlichen Magazinen, Geld- und Naturalbewilligungen für den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften. Solche Maßregeln und das unerschütterliche Vertrauen des Volkes auf den Willen und die Kraft des Königs zu helfen, machten es möglich jener dumpfen und thatlosen Verzweiflung vorzubeugen die der dreißigjährige Krieg als seine verderblichste Folge zurückgelassen hatte.

Auf nachhaltigere Wirkung war eine Menge anderer Maßregeln berechnet, als allgemeinste davon die streng durchgeführte und von dem König fortwährend bis ins Kleinste beaufsichtigte Reorganisation der gänzlich zerrütteten Staatsverwaltung. Die Maschinerie des Beamtenthums war im preußischen Staate überall schon an die Stelle der regellosen alten Selbständigkeit der einzelnen Staatsglieder getreten. Auch dem König galt diese Art der Staatsverwaltung für die einzig brauchbare und berechtigte. Er befand sich hierin in vollkommener Uebereinstimmung mit seinen Unterthanen und dem ganzen gebildeten Europa. Ueberall war damals der Absolutismus willkommen, wenn er vernünftige Ziele verfolgte und in einer humanen Form auftrat. Im Ganzen konnte Friedrich II. das schon vorgefundene Verwaltungs- und Steuersystem bestehen lassen. Er durfte nur einige pedantische Auswüchse beschneiden, scharfe Controle üben und etwas mehr Centralisation in die höchsten Stellen hinein bringen, so erhielt es denjenigen Grad von Vollkommenheit dessen es überhaupt fähig war. Es lag ihm eben so fern diese ganze Maschinerie nach neuen Grundsätzen umzubauen, wie zu jener alten Abgeschlossenheit der einzelnen Staatstheile zurückzukehren. Innerhalb des Systems verstand er so zu regieren daß die preußische Verwaltung nirgend in Deutschland und in Europa etwas Gleiches hatte.

Die Hülfsmittel seiner Staaten waren an und für sich gering. Selbst bei der größten Sparsamkeit konnten sie nicht ausreichen, wenn die Unterthanen nicht über Gebühr belastet werden sollten, daher mußten sie durch außerordentliche Mittel gesteigert werden. Mit Recht sah er in der Pflege der einheimischen Industrie eines dieser Mittel. Er brachte die bisherigen vereinzelt dastehenden Maßregeln seiner Vorgänger seit dem großen Kurfürsten in ein System welches damals wenigstens auf dem europäischen Continent noch allgemein als unumstößlich richtig galt. Eine Menge von Fabriken wurden in allen Theilen des Staates auf Staatskosten angelegt oder mit Geld und Pri-

Digitized by Google

vilegien kräftig unterstützt, die Einfuhr von Waaren die in ihnen gefertigt werden sollten oder die sonst durch die Kräfte des Inlandes hergestellt werden konnten, verboten oder mit sehr hohen Eingangszöllen belegt, die Ausfuhr mancher Rohproducte welche man im Lande selbst verwerthen wollte, aufs Strengste untersagt und eine Anzahl von Handelszweigen monopolisirt. Alles dies sollte zuerst verhüten daß nicht das Geld für Dinge ins Ausland gehe die das Inland auch erzeugen und dabei den Arbeitslohn verdienen könne; dann rechnete der König auch mit der Zeit auf einen vortheilhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner geschützten Fabriken und Gewerke nach dem Ausland wodurch das Geld in das Inland gezogen würde. Denn das höchste Ziel der staatswissenschaftlichen Lehre an die er glaubte, des sogenannten Mercantilsystems, war ein möglichst bedeutender Ueberschuß der Ausfuhr gegen die Einfuhr oder eine günstige Handelsbilanz.

Um seine strengen Handelsmaßregeln durchzuführen war eine Art von Grenzsperre nöthig die sehr viel Geld kostete, das Publicum im In- und Ausland auf eine bisher ungekannte Weise belästigte, den Verkehr und damit den Wohlstand namentlich in den östlichen Provinzen Preußen und Schlesien untergrub und doch nicht die gewünschten Erträgnisse an Geld gab. Dem Könige entgieng dies Resultat keineswegs, aber da er einmal an das System glaubte, so fand er den Fehler nicht in ihm, sondern in seiner unvollständigen Durchführung, in der Ungeschicklichkeit und Unredlichkeit seiner Beamten, in dem Unverstand und der Widersetzlichkeit seines Volkes. Um dem abzuhelfen besetzte er nach und nach diesen ganzen Verwaltungszweig mit Beamten aus dem Lande wo das Mercantilsystem seinen Ursprung genommen hatte und noch fortwährend galt, mit Franzosen. Aber auch so steigerten sich die Staatseinnahmen nicht in dem Maße wie er erwartet hatte, während der Druck des Systems von den Unterthanen immer stärker gefühlt wurde. Auch der König selbst ärgerte sich über die schweren Geldsummen die seine Franzosen bei der Regie kosteten, da er noch dazu recht wohl wußte daß sie ihn auf die unverschämteste Weise bestahlen. Aber er war zu alt geworden als daß er hätte umlernen mögen und so fuhr er in diesem falschen Geleise in starrem Eigensinn zum Schaden und zur Erbitterung seiner Unterthanen bis zu seinem Lebensende fort. Trotzdem ist nicht zu verkennen daß die Industrie in den preußischen Staaten seit Friedrich dem Großen einen bis dahin nie gesehenen Aufschwung nahm. Nirgends anders in Deutschland wurde Aehnliches geleistet und es wurde von ihm auf jeden Fall ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, wenn auch auf ungeschickte Weise gelegt.

Von unmittelbar gedeihlicherem Erfolge begleitet waren die Maßregeln des Königs zur Hebung des Ackerbaues, überhaupt der Urproduction. Er fand die preußischen Staaten bei seinem Regierungsantritt dünn bevölkert. Man rechnete 2,200,000 Menschen auf ungefähr 1700 Quadratmeilen, ein Verhältniß das selbst für die damalige Zeit und für die natürlichen Hülfs-

Digitized by Google

mittel des Landes ein sehr geringes war. Der siebenjährige Krieg hatte besonders den Bauernstand noch mehr gelichtet. Die regelmäßige Zunahme in Friedenszeiten genügte offenbar nicht um die Menge arbeitender Kräfte hervorzubringen die für die Bodencultur nöthig waren. Daher wurden durch Vergünstigungen aller Art Ansiedler aus allen Theilen Deutschlands herbeigezogen und in den am schlechtesten bevölkerten oder von dem Kriege heimgesuchtesten Theilen der Monarchie angesetzt. Mit besonderer Vorliebe nahm sich der König fortwährend bis ins Einzelste der inneren Colonisationen an und wirklich glückte die überwiegende Mehrzahl solcher Versuche, da von oben her der redlichste Wille und der schärfste Verstand Alles that um ihre natürlichen Hindernisse zu beseitigen.

Der König sah mit einer Herzensfreude die ihm sonst selten zu Theil wurde wie große, früher wüst gelegene Flächen, Sümpfe, Brüche und Heiden in nutzbares Land umgeschaffen wurden, wie sich eine fleißige und wohlhabende Bevölkerung auf ihnen rührte, wie innerhalb seiner Staaten durch die geheiligten Waffen der Cultur ganze Fürstenthümer erobert wurden. So wuchs die ländliche Bevölkerung hier viel rascher als anderswo, aber doch noch immer nicht so rasch wie es der König wünschte. Er konnte nicht ahnen daß eine spätere Zeit wegen der Uebervölkerung in ernste Besorgniß gerathen werde. Bei ihm und seinen Zeitgenossen erzeugte die richtige Beobachtung daß alle und insbesondere die preußischen Staaten Mangel an Arbeitskräften litten, den Glauben an die unbedingte Nützlichkeit einer unbeschränkten Vermehrung der Bevölkerung.

In die bisherigen rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse des Bauernstandes wagte er nicht störend einzugreifen. Er ließ sogar die Gutsunterthänigkeit und Hörigkeit wie er sie fand bestehn, obwohl er ihre Gemeinschädlichkeit erkannte, aber er sorgte auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung mit unerbittlicher Strenge dafür daß allen Uebergriffen der Herrschaften möglichst gewehrt wurde, wozu bei diesen noch immer die größte Neigung war. Er erreichte dadurch daß kein anderer deutscher Staat dieser Zeit sich einer ähnlichen Sorgfalt für das Wohl des bisher so wenig beachteten Bauernstandes rühmen konnte. Auf Veranstaltung des Königs wurden die Verbesserungen im Betriebe der Landwirthschaft die sich anderwärts erprobt hatten auch in den preußischen Staaten eingeführt und manchmal nicht ohne Zwang bei den Bauern durchgesetzt. Mehrere neue Culturpflanzen, wie der Maulbeerbaum für die Seidenzucht und die damals unmäßig gepriesene Kartoffel wurden überall im Lande verbreitet. Der erstere konnte es trotz aller Schutzmaßregeln nur zu einem kümmerlichen Dasein bringen, die andere bürgerte sich bald umfassend ein und trat leider in die Reihe der unentbehrlichen Landesproducte.

Die Einkünfte des Staates verwandte der König nur für denselben. Er gab auch darin ein Beispiel wie es noch keiner der bisherigen unumschränkten

Fürsten im neueren Europa gegeben hatte. Für die Bedürfnisse seines Hofhaltes nahm er eine unglaublich geringe Summe, etwa durchschnittlich 220,000 Thlr. jährlich in Anspruch, während gleichzeitige Fürsten kleiner deutscher Länder, z. B. der Herzog Karl von Wirtemberg, mehr als das Sechssache verbrauchten, der größeren Höfe ganz zu geschweigen. Er zeigte auch hierin nicht mit Worten sondern mit der That daß er sich nur für den ersten Diener des Staates halte. So kehrte er die bisherige fürstliche Anschauungsweise geradezu um. Bisher waren die Kräfte des Staates und der Unterthanen der Fürsten wegen da gewesen, ihrem Vergnügen, ihrem Glanze, ihrer Macht zu dienen, jetzt verkündete der erste Herrscher seiner Zeit daß er nur der Unterthanen wegen da sei.

Natürlich behielt sich der König die Verwendung der Staatseinnahmen ganz allein vor ohne an irgend eine Rechenschaft außer an die seines Pflichtbewußtseins gebunden zu sein. Eine Mitwirkung oder Beaufsichtigung von Seite der dem Namen nach noch bestehenden Landstände in den einzelnen Provinzen wußte er so wenig wie die ganze Zeit mit seinen Begriffen von den Rechten und Pflichten eines wahren Königs in Einklang zu bringen.

Bei Weitem die größere Hälfte der ganzen Staatseinnahmen mußte auch im Frieden auf das Heer verwandt werden. Das Heer hatte den Staat zu dem Range einer europäischen Macht erhoben, ihn im siebenjährigen Kriege gerettet und war es allein welches ihn nach außen hin auf der einmal genommenen Höhe halten konnte. Es mußte daher wenigstens in derselben Anzahl und Ausrüstung fortbestehn wie sie nach den bekannten Streitkräften anderer Staaten nöthig schien um den Angriff eines von ihnen, oder auch einer neuen Coalition wieder mit demselben Erfolge zurück zu weisen. Der siebenjährige Krieg mit seinen über alle Begriffe mörderischen Schlachten hatte es der vollständigen Auflösung nahe gebracht, daher mußte es im Frieden mit großen Anstrengungen und Kosten nach dem alten bewährten System zum zweiten Male geschaffen werden.

Noch immer wurde es ungefähr zur Hälfte durch Werbung im Ausland ergänzt. Hätte es allein durch Aushebung aus den Unterthanen des eigenen Landes bestehn sollen, so würden diesem zu viel kostbare Arbeitskräfte entzogen worden sein. Friedrich II. fand nichts Bedenkliches in dem Werbesystem, er brachte es im Gegentheil erst zu seiner consequenten Durchführung. Die kleinen Staaten im deutschen Reich und auch alle andern Nachbarländer die es sich gefallen ließen wurden von einem förmlichen Netze besonders dafür angestellter Werbeoffiziere überzogen. Sie durften durch alle möglichen Mittel ihre Zwecke erreichen, wenn nur daraus keine ernstlichen Störungen des europäischen Friedens entstanden.

Der fortwährende Unterhalt von etwa 200,000 Mann kostete ungeheure Summen, so knapp er ihnen auch zugemessen wurde. Denn nach den sparsamen Grundsätzen des Königs und seines gesammten Staatshaushaltes er-

hielten sie auch nicht das Geringste mehr als daß sie eben dabei bestehn konnten, d. h. daß sie nothdürftig vor dem Verhungern geschützt waren und körperlich nicht ganz untüchtig für die Anstrengungen ihres Berufs wurden. Da sie in fortwährender Schlagfertigkeit gehalten werden mußten, so ergab sich niemals eine wenn auch nur vorübergehende Minderung der Militairausgaben. Die gewaltigen Vorräthe von Munition und Geschütz, der Unterhalt der überzahlreichen und doch nach der geographischen Lage des Staats kaum genügenden Festungen, kurz die ganze Vielseitigkeit des Heerwesens welche die neue Art der Kriegführung unbedingt nothwendig machte, nahm Summen in Anspruch die in dem bis dahin geübten Staatshaushalte nirgend vorgekommen waren.

Aber dafür hielt sich auch die äußere Erscheinung des Heeres, seine Ausrüstung, seine Uebung und seine Disciplin bis zum letzten Augenblick seines Schöpfers gleich imposant. Das Heer Friedrichs des Großen flößte auch nach dem siebenjährigen Kriege dem Ausland dieselbe Achtung und Furcht ein die die Thaten der früheren preußischen Heere unter seiner Führung allgemein hervorgerufen hatten. Auch im Heerwesen wurden die Einrichtungen des großen Königs überall und oft bis ins Kleinste und Lächerlichste copirt, so in Rußland durch Peter III., aber auch in Oesterreich und Frankreich. Doch gaben sie nirgends das befriedigende Resultat wie unter den Händen des preußischen Königs. Noch war man nicht so weit vorgeschritten um sein System kritisiren zu können, denn erst am Ende seiner militärischen Thätigkeit gab es einige Wenige die durch ihn gelernt hatten daß auch in diesem seinem Thun eine gewisse Einseitigkeit herrsche. Insgemein aber glaubte man daß man es in der richtigen Anwendung seiner Grundsätze versehen habe. Er allein schien der große Zauberer zu sein der ein Heer durch geheimnißvolle Mittel aus dem Nichts schaffen konnte und es verstand sich von selbst, daß er seine Kunst für sich behielt.

Das preußische Heer stellte eine aus den buntesten Bestandtheilen zusammengewürfelte Masse dar. Es enthielt Leute von allen Nationalitäten, Berufszweigen, Lebensanschauungen und von jeder Stufe sittlicher und geistiger Bildung. Naturgemäß überwogen in einem solchen Gemengsel die rohen und schlechten Elemente und nur durch die strengste Zucht war es in Ordnung zu bringen und zu erhalten. Wenn es mit einer Härte geschah die uns barbarisch erscheint, so rechtfertigte sich dies in den Augen des Königs und seiner Zeitgenossen von selbst. Solche Soldaten waren in der That auf keine andere Weise zu unbedingtem Gehorsam und zu der geforderten Genauigkeit in den unendlichen Einzelheiten des Dienstes zu nöthigen als durch ein Schreckensregiment. Da Friedrich II. mit solchen Soldaten den Heeresmassen von ganz Europa Widerstand geleistet hatte, so war ihm das Beweis genug daß von allen seinen Anforderungen an den einzelnen Mann und

das Ganze nicht im Kleinsten abgegangen werden dürfe, wenn seine Armee auch für die Zukunft dasselbe leisten solle.

Neben der strengen Disciplin war die Person des Königs das einzige Band welches das Heer zusammen hielt, denn von einer lebendigen Beziehung zu Staat und Volk konnte bei ihm nicht die Rede sein. Friedrich II. dachte auch niemals daran daß seine Soldaten mit Bewußtsein für den preußischen Staat fechten sollten. So gut wie er selbst nur für ihn lebte und wirkte, so ließ er auch seine Soldaten nur für denselben fechten, aber sie galten ihm nur als blind gehorchende Werkzeuge, als Maschinen die einzig von seiner Hand zu lenken waren.

Zwischen der Masse der Soldaten und der Person des Königs bedurfte es der Vermittelung. Dafür war der Offizierstand da, der stufenweise von dem gemeinen Mann bis zu ihm, dem obersten Kriegsherrn im vollsten Sinne des Wortes, heraufstieg. Je höher die Offiziere gestellt waren, desto mehr sollten sie in die Geheimnisse der Kriegskunst eingeweiht sein. Der Soldat durfte nicht denken oder gar fragen warum er bei einem bestimmten Commandowort sich nach rechts oder links schwenkte, sein Gewehr schulterte oder bei Fuß setzte. Wenn er es nur pünktlich that, so war es genug und jedes Raisonniren darüber würde nach den Kriegsartikeln bestraft worden sein. Dafür sollte das Denken und Wissen gleichsam in immer größeren Dosen auf die Offiziere vertheilt sein, je nach der Stufe die sie in der militärischen Hierarchie erreicht hatten. So ist es auch leicht begreiflich, weshalb der König die strenge in dem ganzen modernen Kriegswesen überall bestehende Trennung zwischen Offizieren und dem gemeinen Mann systematisch noch erweiterte. Nach der Wiedereinrichtung des Heerwesens seit dem Frieden verstattete er selten einen Uebergang vom gemeinen Mann zum Offizier. Beide ergänzten sich unabhängig von einander, und auch sonst lebten sie ohne alle gegenseitige Beziehung, als wenn es zwei ganz verschiedene, weit von einander abgelegene Völker wären.

Schon vor der Zeit Friedrichs des Großen behauptete der Adel in manchen deutschen Staaten eine Art von Privilegium auf die Offiziersstellen; doch gab es überall noch genug bürgerliche Offiziere daneben. Seit dem siebenjährigen Krieg gieng der König systematisch darauf aus den Adel zur Pflanzschule seines Offizierstandes zu machen. Was er selbst als Grund anführte, daß sich in dem Adel allein der nöthige Vorrath von Ehrgefühl finde, erregte schon bei seinen Zeitgenossen einiges Kopfschütteln und doch war es vollkommen richtig. Das Ehrgefühl das für die ungesunden und verschrobenen Zustände dieses Heerwesens paßte, deren Beseitigung selbst über die Macht eines Friedrich hinausgieng, war nur in dem Adel und höchstens noch in dem verlotterten Studententhum der damaligen Zeit zu finden. Auch verhehlte der König nicht daß er den Adel nirgend anders brauchen könne, was auf jene Bevorzugung ein eigenthümliches Licht wirft. Da es in Preußen

Digitized by Google

unter diesem König keinen Hofstaat gab, wo sich sonst der Adel unterzubringen pflegte, so war es von dem Standpunkt des allgemeinen Wohls wenigstens nicht zu verwerfen daß der zahlreiche und im Ganzen sehr arme Adel der preußischen Staaten gerade in einem Zweige des ganzen Staatswesens sein Unterkommen fand wo die übrigen Stände an und für sich nicht geneigt waren ihm Concurrenz zu machen. Wie der gemeine Mann sich nur mit dem Nothdürftigsten genügen lassen mußte, so ergieng es auch den Offizieren, die in den niederen Graden unglaublich sparsam bedacht wurden. Es war sprichwörtlich daß ein Tagelöhner in Hamburg mehr einnähme als ein preußischer Lieutenant. Doch entschädigte sie wenigstens die Aussicht allmälig zu besseren Stellungen aufzurücken. Der König erkannte ein gewisses Recht dazu in größerem Umfange an als es für die wirkliche Tüchtigkeit des Heeres ersprießlich war. Er beförderte grundsätzlich nur nach dem Dienstalter und wich in sehr seltenen Fällen davon ab. Die Folge war daß die höheren Grade nach und nach nur mit bejahrten Leuten besetzt wurden und daß der Trieb sich auszuzeichnen bei Vielen erlosch, weil keine Auszeichnung zu einer besseren und ehrenvolleren Stellung verhalf.

Die systematische Begünstigung des Adels im Kriegsdienst erzeugte in ihm einen Standeshochmuth den man außerhalb Preußen wenigstens nicht mehr in diesem Maße kannte, denn im übrigen Deutschland bereitete sich gerade in dieser Zeit ein großer und vortheilhafter Umschwung vor der zur Annäherung der früher so schroff getrennten Stände führte. Preußen blieb in dieser Beziehung nicht ohne Schuld seines großen Königs hinter der allgemeinen deutschen Bildung etwas zurück. Aber in allen bürgerlichen Dingen führte er den Grundsatz der vollkommensten Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen mit strengster Gewissenhaftigkeit durch, die hie und da unwillkürlich bis zur Ungerechtigkeit gegen die bisher bevorrechteten Stände gieng. Die Herkunft seiner Beamten war ihm ganz gleichgültig, eine kleine Abneigung ungerechnet, die er gegen die Verwendung des Adels im Civildienst hegte. Die höchsten Stellen im Staate waren unter seiner Regierung eben so wohl mit Männern besetzt die sich aus den niedrigsten Verhältnissen empor gearbeitet hatten, wie mit Abkömmlingen der ersten Geschlechter des Landes. Er nöthigte die Verwaltung in allen ihren Zweigen zu vollkommener Unparteilichkeit, er scheute sich sogar nicht mit despotischer Härte in die Gerichtspflege einzugreifen, wenn er glaubte daß sie den Grundsatz der vollkommensten Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz vernachlässige. Diese Gleichheit vor dem Gesetz bedeutete ihm nicht eine Gleichheit des Rechtes aller Unterthanen: er dachte nicht daran die sogenannten wohlerworbenen Rechte und Privilegien der verschiedenen Stände anzutasten. Nur innerhalb der einmal bestehenden Gesetze sollte Jeder ohne Unterschied der Person und des Vermögens genau nach dem Buchstaben der Gesetze behandelt werden. Die unglaubliche Aufmerksamkeit und Strenge des Königs brachte es bald dahin

Digitized by Google

daß Verwaltung und Gerichtspflege in seinen Staaten als unerreichte Muster von Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit und Pünktlichkeit dastanden. In dem damaligen Deutschland zeichneten sich beide fast ohne Ausnahme durch das Gegentheil von allen diesen Vorzügen aus und der Ruhm des großen Königs strahlte auf solcher Folie mit Recht um so heller.

Vom Beginn seiner Regierung an waren ihm als einem praktischen Genie ohne Gleichen die Weitläufigkeiten und Verwirrungen in dem Rechte und im Proceßwesen ein Dorn im Auge. Ueberall in den preußischen Staaten wie in den übrigen deutschen Landen, die aus mehreren früher selbständigen Territorien zusammen gesetzt waren, galten noch eine Menge von Particularrechten hinter denen das römische Recht stand, das er mit besonderem und wohlbegründetem Mißtrauen betrachtete. Es war daher natürlich daß er sehr bald an eine möglichst gleichförmige Gesetzgebung für alle seine Staaten dachte. Er wollte damit jedoch nicht blos Rechtseinheit, sondern noch mehr Rechtssicherheit und vor Allem ein vernünftiges Recht schaffen, wie es mit seinen aufgeklärten Ansichten stimmte. Doch mußte er bald einsehen daß diese Arbeit selbst über seine Kräfte gieng, wenn er nicht eine völlige Umwälzung in dem bisherigen Rechtszustand und damit in allen möglichen Verhältnissen veranlassen wollte.

So kam er nicht über die Vorbereitungen des großen Werkes hinaus. Erst seinem Nachfolger gelang es in dem allgemeinen preußischen Landrecht etwas zu Stande zu bringen was wenigstens nicht gänzlich die Ideen des großen Königs für die Verbesserung der Rechtszustände verläugnete.

Auf diese Art wurden in den drei auffälligsten Zweigen des Staatslebens, im Heerwesen, in der Landesverwaltung und Rechtspflege die Grundsätze durchgeführt welche die reifste Einsicht der Zeit aufgefunden hatte. Es wurde hier ein Staat geschaffen der wirklich um seiner selbst willen da war, nicht wegen des Regenten, oder wegen des Glanzes und der Größe des fürstlichen Hauses oder auch wegen seines Ansehens nach außen. Der unumschränkte Beherrscher dieses Staates nannte sich selbst den ersten Diener des Staates und konnte es mit gutem Gewissen thun. Die Interessen des fürstlichen Hauses waren für ihn nur so weit vorhanden als sie mit denen des Staates zusammenfielen. Er wußte wohl was das Ansehen des Staates nach außen bedeute, aber es sollte ihm nur die nöthige Sicherheit gewährleisten, damit die eigentlichen inneren Staatszwecke desto ungestörter erreicht werden könnten. Friedrich II. vollbrachte in solchem Sinne zum ersten Mal in der neueren Geschichte eine Staatsschöpfung die im Vergleich mit Allem was bis dahin versucht und gelungen war, wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Ideal des besten und vernünftigsten Staates erschien.

Da sich die Staatszwecke nach der Auffassung des Königs auf jene angegebenen Zweige beschränkten, so mußte er sich consequenter Weise von jedem Eingriff in andere Gebiete des menschlichen Daseins zurückhalten.

Digitized by Google

Daher zuerst die unbeschränkteste religiöse Toleranz. Jede Confession fand sie in den preußischen Staaten zum ersten Mal in jenem Maße welches die Bildung der Zeit als ein ursprüngliches Menschenrecht in Anspruch zu nehmen begann.

Es ist für die Bedeutung dieser Thatsache gleichviel ob sie eine Folge des religiösen Indifferentismus war, oder ob der König die religiöse Selbständigkeit seiner Unterthanen als ein Gebiet achtete das zu hoch für den Staat sei: die geschichtlichen Wirkungen blieben dieselben. Bis dahin war die religiöse Duldung in solchem Umfange noch in keinem einzigen deutschen Staate, eigentlich in keinem Staate Europas durchgeführt worden. Selbst in den vereinigten Niederlanden, wo noch die meiste Gewissensfreiheit herrschte, blieb man doch noch weit von der ganz aufrichtigen und ganz unbeschränkten Anerkennung der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit derselben entfernt, die der preußische König durchsetzte. Hier in dem preußischen Staate, dessen König mit seinem Hause der reformirten Kirche angehörte, dessen Unterthanen überwiegend evangelisch-lutherisch waren, erhielten die zahlreichen Katholiken in den neu erworbenen Provinzen die sorgfältigste gewissenhafteste Erfüllung aller nach den Reichsgesetzen ihnen zustehenden Rechte. Sie erhielten sie als etwas Selbstverständliches, ohne daß sie darum zu bitten oder zu kämpfen brauchten. Der Staatsgewalt fiel es nicht ein sich in die inneren Angelegenheiten ihrer Kirche zu mischen, aber sie verstand es auch alle von dieser ausgehenden Uebergriffe streng zurückzuweisen, und daran fehlte es auch damals nicht. So war ihre Stellung freilich nicht diejenige die einst die mittelalterliche Kirche dem Staat gegenüber eingenommen hatte und die sie immer noch beanspruchte, aber in der That eine weit unabhängigere als in den meisten der katholischen Staaten der Zeit, als in Frankreich, in Oesterreich, selbst in Spanien und in Baiern.

Auch in die inneren Angelegenheiten des Protestantismus mischte sich der König niemals ein. Er nahm in dem damals so lebhaften Umschwunge der religiösen Bildung bei den Protestanten weder für noch gegen das Alte oder Neue durch irgend eine Handlung als Regent Partei, so wenig er seine Gesinnung verhehlte, nach der er auf der Seite der neueren Richtung stand. Aber es kam ihm auch nicht in den Sinn die landesherrlichen Bischofsrechte über die evangelische Kirche seiner Staaten, die einen wichtigen Theil seiner königlichen Rechte bildeten, aufzugeben. Auch die Kirche wurde von dem Staat bevormundet wie sie es gewohnt war und selbst nicht anders begehrte.

Auch die andern Gebiete des geistigen Lebens mußten von dem Einfluß des Staates nach dieser Auffassung unberührt bleiben. Die eigentliche Wissenschaft und Kunst war etwas für sich Bestehendes das auf keine Weise für die Erreichung des Staatszweckes in Betracht kam. Wer sich mit ihnen beschäftigen wollte, trat in ein Gebiet über das den Staat nichts mehr angieng. Daher denn auch die vollständigste Freiheit wissenschaftlicher For-

schung in dem Staate Friedrichs des Großen, die thatsächliche Aufhebung aller Censur und anderer Aufsichtsmaßregeln, so weit der wirkliche Staat nicht unmittelbar durch die Ergebnisse der Wissenschaft beeinträchtigt oder gestört wurde. Sobald dies geschah, griff die Staatsgewalt auch hier ebenso schonungslos ein, wie überall sonst wo ihre Thätigkeit durch einen Widerstand gehemmt wurde der nach ihrer Ansicht unbefugt war. Daß jedoch solche Conflicte sich sehr selten ereigneten und im Ganzen und Großen allerdings in Preußen damals eine beispiellose Freiheit der Presse herrschte, erklärte sich zum guten Theil daraus daß sich das geistige Leben der deutschen Nation in jener Zeit auf Bahnen bewegte die es von jedem Zusammenstoß mit dem wirklichen Staate weit ablenkten.

Ein solcher Staat war nach seiner eigenen Voraussetzung zu keiner besonderen Unterstützung und Förderung des höheren geistigen Lebens verpflichtet. Die umfassende Bildung des Königs und seine fortwährende regste Theilnahme an der Wissenschaft und Kunst, an welcher er sich selbst gebildet hatte, war eine Sache für sich, eine reine Privatangelegenheit und daraus folgte nicht daß er als Staatsoberhaupt mehr dafür that, als er nach den Gesetzen dafür zu thun verpflichtet war.

Der Grund lag nur darin und nicht etwa in der eigenthümlichen Stellung die der König zu der deutschen Bildung seiner Zeit einnahm. Als er sich selbst mit ernstem und gewissenhaftem Eifer über die Rohheit und Flachheit der Prinzen von gewöhnlichem Schlage emporarbeitete, konnte er es nur mit Hülfe der französischen Cultur thun, denn eine deutsche war damals kaum erst wieder in unscheinbaren Anfängen vorhanden. Später war es natürlich daß er weder die Zeit noch die Neigung hatte mit dem geistigen Leben Deutschlands und seinen sich beinahe überstürzenden Fortschritten vertrautere Bekanntschaft zu machen.

So blieb auf diesem Gebiete von Staatswegen auch unter diesem so hochgebildeten König, diesem fruchtbaren und gedankenreichen Schriftsteller, diesem feinen Kenner und begeisterten Verehrer der Künste Alles im Ganzen so wie es bisher bestellt war. Was trotz der Theilnahmlosigkeit des Staates dennoch gethan wurde, geschah weniger durch einzelne wohlgesinnte Beamte, an denen es nicht fehlte, als durch den unwillkürlichen Einfluß der immer zahlreicher werdenden Vertreter der mächtig aufstrebenden deutschen Bildung. Ohne vom Staat gehindert oder begünstigt zu werden drängten sie auf den Universitäten und auf andern Bildungsanstalten bis hinab zur Volksschule das Alte immer mehr bei Seite und wandelten den Staat Friedrichs des Großen auch in ihrem Sinne zu dem Staate der Vernunft um.

Kapitel XXX.

Die auswärtige Politik Friedrichs II. Preußen und Oesterreich seit dem Hubertsburger Frieden.

In allen Zweigen des inneren Staatslebens stellte die Persönlichkeit des Königs das bewegende und zusammenhaltende Element vor. Auch in der auswärtigen Politik lenkte und entschied sie ganz allein. Wie in seiner inneren Regierung hielt sich der König auch hier wesentlich conservativ, aber er verstand es nicht so, als ob er nun, nachdem er einmal Schlesien erobert und drei Kriege deshalb geführt hatte, für immer und um jeden Preis das Schwert in der Scheide lassen sollte. So lange die andern Mächte nichts direct Feindseliges gegen Preußen unternahmen, so lange war auch er gesonnen mit allen in gleich gutem Vernehmen zu bleiben. Aber eben so wenig wie einen directen Angriff auf sich glaubte er die Verstärkung einer der Mächte dulden zu dürfen, die schon durch das Dasein Preußens zu stäter Feindschaft gegen dasselbe gestimmt waren, wie er es vorzüglich bei Oesterreich mit Recht voraussetzte. Verstärkte sich eine dieser Mächte, so mußte um das Gleichgewicht zwischen ihm und seinem Gegner zu erhalten, auch für Preußen eine entsprechende Verstärkung herbeigeführt werden. Da sich eine solche, wenn nicht aufs Neue eine allgemeine europäische Coalition entstehn sollte, nicht durch das einfachste Mittel, durch eine Gebietserweiterung auf Kosten der Nachbarn herstellen ließ, so mußten Schutz- und Trutzbündnisse mit andern gleichfalls durch das Uebergewicht der einen Macht bedrohten Mächten Ersatz bieten. Es war der streng und verständig durchgeführte Grundsatz des europäischen Gleichgewichts dessen Aufrechterhaltung das letzte Ziel der äußeren Politik Friedrichs II. blieb, seitdem er nicht mehr nöthig hatte sein Recht auf einen Hauptplatz in diesem System der europäischen Großstaaten mit dem Schwerte zu erobern.

Für die preußische Politik war das deutsche Reich ebenso gut ein auswärtiges Gebiet wie etwa die Türkei, obgleich die meisten Bestandtheile der Monarchie Friedrichs II. zu ihm gehörten und er nicht daran dachte ihre Verbindung zu lösen. Bei der damaligen Stellung Preußens konnte dadurch seine volle Unabhängigkeit nach innen und außen nicht im Mindesten gefährdet sein und die Reichsverfassung bot immer noch Mittel genug um sein conservatives System zu verstärken.

Doch ohne es zu wissen verfolgte der König eine echt deutsche Politik, die einzige deutsche die nach der damaligen Weltlage möglich war. Er führte zum ersten Mal das ganz durch was seit Jahrhunderten in Deutschland an-

gestrebt, aber nie erreicht worden war. Es gab nun einen deutschen Staat, deutsch durch seinen Ursprung und seine Geschichte, deutsch bis ins Einzelnste seiner damaligen Zusammensetzung, der stark genug war seinen eigenen Weg zu gehn, der nicht nöthig hatte aus Feindschaft und Eifersucht gegen Oesterreich sich zu einem Vasallen Frankreichs oder einer andern auswärtigen Macht herabzuwürdigen, der neben Oesterreich und jeder andern Macht ganz auf eigenen Füßen stand. Ein Theil des deutschen Volkes war jetzt vor der Ausbeutung durch das Ausland gerettet, denn auch Oesterreich hatte sich dem Reiche und noch mehr den Interessen des deutschen Volkes gegenüber systematisch in die Stellung einer auswärtigen Macht hinein gearbeitet. Daß sie ihre feindseligen Absichten unter dem Deckmantel der Reichsverfassung und des Kaiserthums verbergen konnte, machte sie nur um so gefährlicher, aber um nichts deutscher. Es war ein Unglück und die Folge der alten Schuld des deutschen Volkes daß es nicht in seiner Gesammtheit, sondern nur in dem kleinen Theil den der große König beherrschte wieder als eine selbständige Macht, als ein Staat im vollen Sinne aufleben konnte, aber doch ein unendlicher Fortschritt und der wahre Beginn der deutschen Neuzeit. Von nun an mußte die Geschichte Deutschlands von selbst mit dem Aufsteigen und Herabsinken Preußens zusammenfallen, und jene Zwitter- und Afterbildungen der übrigen deutschen sogenannten Staaten verloren damit von selbst alle innere Berechtigung.

Seine Stellung im deutschen Reiche erwies sich für Friedrich II. von besonderer Wichtigkeit, seitdem 1765 auf den Kaiser Franz I. dessen Sohn Josef II. gefolgt war. In den österreichischen Erblanden regierte Maria Theresia noch immer durchaus selbständig fort und der Sohn erhielt keinen größeren Einfluß auf die innere oder äußere Politik als er dem Gemahl gestattet gewesen war. Aber Josef strebte nach einer großartigen Regententhätigkeit in der Art des preußischen Königs, der das selbstverständliche Ideal aller empfänglichen und ehrgeizigen Naturen geworden war. Da er in Oesterreich nicht regieren durfte, so mußte er sich als deutscher Kaiser dafür zu entschädigen suchen. Nun ließen die damaligen Zustände der Reichsverfassung dafür nicht den geringsten Spielraum. Wollte er wirklich im Reiche etwas schaffen, so mußte er erst seine Verfassung verändern. Aber er durfte dies nicht anders als auf friedlichem und verfassungsmäßigem Wege. Wenn er auch immer versicherte daß er nie davon abweichen wolle, so stellte er doch unverholen die Wiederbelebung der kaiserlichen Macht als Ziel hin, die damals nichts weiter als ein Name und ohne alle wirkliche Bedeutung war, außer der jeden etwaigen Versuch zu einer inneren Umgestaltung des Reiches zu verhindern.

Die Bestrebungen des Kaisers fanden bei den wenigen Personen welche sich noch eine patriotische Anhänglichkeit an das Reich bewahrt hatten, aufrichtige Anerkennung, aber die Masse des deutschen Volkes konnte dadurch

Digitized by Google

nicht erwärmt und begeistert werden. Selbst wenn Josef II. der Mann dazu gewesen wäre, der mit und durch das Volk und nicht blos für das Volk und durch sich selbst ganz allein etwas zu schaffen verstanden hätte, würde er doch das deutsche Volk dieser Zeit keinesfalls durch seine Ideen entzündet oder fortgerissen haben, denn das Reich war ihm ein hohler Name geworden und seine Bedürfnisse und Wünsche lagen nach einer andern Seite hin.

Je größer und einflußreicher die einzelnen Reichsstände waren, desto entschiedenere Abneigung zeigten sie den Kaiser in seinen Reformplänen zu unterstützen. Sie bereiteten ihm selbst da Hindernisse wo sie ihren eigenen Interessen schadeten, nur um ihm kein Verdienst zukommen zu lassen. So in seinen Bemühungen für die Verbesserung der Reichsjustiz, deren Pedanterie, Langsamkeit und Bestechlichkeit ein allgemein anerkanntes Uebel war. Wie in den Tagen eines Ferdinand II. hörte man jetzt von den tyrannischen Absichten des Kaisers gegen die deutsche Freiheit; doch hatte dieser Kaiser einstweilen weder ein Heer noch ein Land, oder auch nur Geld zu seiner Verfügung. Er war nichts weiter als ein knapp gehaltener Haussohn dem es daheim zu enge wurde.

Die alt hergebrachte deutsche Freiheit lag den kleineren Fürsten des Reiches gewiß ebenso am Herzen wie den größeren und doch regte sich bei ihnen eine gewisse Theilnahme für die Ideen des Kaisers. Wenn irgendwo so fand man hier noch ein reichspatriotisches Gefühl, denn diese Fürsten wußten daß sie mit dem Reiche standen und fielen. Ihre natürliche Politik verlangte eine Verstärkung der Kaisermacht. Doch waren sie im Ganzen zu schwach als daß der Kaiser sich allein auf sie hätte stützen können. Auch verstand er es nicht ihre anfängliche Wohlgesinntheit zu erhalten. In mehreren Fällen kehrte er gegen sie die kaiserliche Machtvollkommenheit so schroff und in so echt Ferdinandischem Stile heraus, daß sie nach und nach stutzig wurden. Das Mißtrauen gegen den Kaiser erhielt begreiflich dadurch neue Nahrung und er konnte bald auch nicht den unschuldigsten Schritt mehr thun ohne der eigennützigsten und gewaltthätigsten Absichten beschuldigt zu werden. Wenn in früheren Zeiten ein deutscher Kaiser in ähnlichen Verdacht gerathen wäre, so würden alle die ihre kostbare deutsche Freiheit bedroht glaubten zu Frankreich als dem natürlichen Hort derselben ihre Zuflucht genommen haben. War ihm ja doch durch den westfälischen Frieden dieses Amt das es schon vorher so uneigennützig ausübte, förmlich und feierlich übertragen worden.

Aber die französische Macht war damals von solcher innerer Auflösung erfaßt daß sie eine schwache Stütze gegeben hätte, wenn man sich an sie hätte anlehnen wollen. Ueberdies dauerte die engste Allianz und das herzlichste Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich auch nach dem siebenjährigen Kriege fort, um durch die Heirath zwischen dem Dauphin Ludwig und der kaiserlichen Prinzessin Marie Antonie wie es schien für immer besiegelt zu werden. So waren alle furchtsamen und eifersüchtigen Feinde des Kaisers im Reiche

allein auf Preußen hingewiesen. Friedrich II. hatte schon bei den ersten scheinbar ganz gleichgültigen Schritten Josefs dessen Pläne durchschaut und ihre Folgen für die Stellung Preußens sich klar gemacht. Sie mußten in jedem Falle zu einer Verstärkung Oesterreichs führen. Die deutsche Kaiserkrone war doch nur ein für allemal ein unlösbarer Zubehör Oesterreichs. Alles was ihre Bedeutung verstärkte, verstärkte zugleich auch den gefährlichsten Gegner den es für ihn gab. Denn er täuschte sich auch nach dem Hubertsburger Frieden nicht darüber wie er mit Oesterreich stand, daß man in Wien die Herabdrückung Preußens nur verschoben, aber nicht aufgegeben habe. Darum arbeitete er dem Kaiser auf alle Art entgegen und wurde die Seele des Widerstandes, dem die Formen der Reichsverfassung die bequemste Handhabe boten. Als der Kaiser einen Reformplan nach dem andern durchkreuzt sah, wurde er solcher vergeblichen Bemühungen endlich müde und bereitete sich vor das Reich nur als ein Mittel zur Vergrößerung und Verstärkung Oesterreichs auszubeuten, wie es seine Vorgänger stäts gethan hatten.

Während Friedrich II. am lebhaftesten gegen den Kaiser manövrirte, sahen sich beide deutsche Großmächte veranlaßt in der polnischen Frage bis zu einem gewissen Punkt gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Ausgang des großen nordischen Krieges war der Anfang der vollkommensten Abhängigkeit Polens von Rußland geworden. Die Waffen Peters des Großen hatten dem sächsischen August allein seine polnische Krone gerettet und erhielten sie auch nach dem Frieden auf seinem Haupte. Nur durch russische Soldaten war sein Sohn August II. zum polnischen König gemacht worden. Wäre nicht in Rußland nach dem Tode Peters des Großen eine Periode der unfähigsten Regenten eingetreten, so würde das polnische Reich unfehlbar schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von seinem übermächtigen Beschützer verschlungen worden sein. Seitdem Katharina II. 1762 den russischen Thron bestiegen und die Politik Peters des Großen mit seinem Geiste und seinem Charakter aufgenommen hatte, war jeden Tag eine Revolution und die Absetzung des nur auf ihr Gebot gewählten Königs Stanislaus Poniatowsky und in Folge davon die Auflösung des polnischen Staates zu erwarten. Daß sich in Polen selbst ein Widerstand dagegen erheben würde, konnte Niemand für möglich halten der die Verhältnisse des Landes nur etwas kannte. Das politische Gleichgewicht Europas wurde durch eine solche außerordentliche Vergrößerung des russischen Reiches ernstlicher als seit langer Zeit bedroht. Die polnische Frage galt darum mit Recht in Wien wie in Berlin für die bedenklichste unter allen. In London war die Hauptaufmerksamkeit auf die Colonialpolitik und die inneren Parteifragen gerichtet. In Versailles erinnerte man sich wohl noch daß einstmals Polen für einen Alliirten Frankreichs gegolten habe, aber man hatte jetzt keine andere Hülfe als viele gute Wünsche und Rathschläge und einige, aber nicht einmal sehr nachdrückliche Verwendung auf diplomatischem Wege bei den übrigen Großmächten.

Digitized by Google

In Petersburg wußte man sehr wohl daß selbst diese wahrhafte Lebensfrage nicht im Stande sein würde das Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich zu überwinden. Ueber die vollkommene Passivität der andern beiden Großmächte war man gleichfalls beruhigt. Katharina II. hatte im schlimmsten Falle nur einen Krieg entweder gegen Preußen oder gegen Oesterreich zu wagen, nie gegen beide zugleich und wahrscheinlich sogar mit der Bundesgenossenschaft der einen oder der andern Macht. Doch wäre sie gerne jedes Krieges überhoben gewesen, weil sie ihre Kräfte noch für höhere Ziele sparen wollte; die polnische Beute schien ihr doch in keinem Falle entgehn zu können, auch wenn sie einen Theil davon zur Beschwichtigung ihrer eifersüchtigen Nachbarn verwandte.

So kam 1772 eine Vereinbarung zwischen den drei Großmächten Rußland, Oesterreich und Preußen zu Stande in deren Folge sie, die sich Freunde, Verbündete und Beschützer Polens nannten, ungefähr ein Drittheil des Gebietes der polnischen Republik ihren Staaten einverleibten. Rußland erhielt mehr als die Hälfte des Raubes, der Rest vertheilte sich ungefähr gleich zwischen Oesterreich und Preußen. Was Oesterreich damals und später vom polnischen Gebiete erwarb, seine heutige Provinz Galizien, ist ohne Einfluß auf die weiteren Geschicke der deutschen Nation geblieben. Was Preußen damals erwarb wurde unlösbar mit der weiteren Geschichte Deutschlands verflochten.

Es erhielt die von Natur unfruchtbaren und armen Länderstriche welche das eigentliche Königreich Preußen von Pommern und der Neumark trennten und nur einen kleinen Theil der fruchtbaren Weichselniederung. Es waren dieselben Gebiete welche der deutsche Orden 1466 neben andern an Polen hatte abtreten müssen. Die 300jährige polnische Herrschaft war hier von denselben verderblichen Folgen begleitet gewesen wie anderwärts. Das Land machte nicht blos keine weiteren Fortschritte, sondern erhebliche Rückschritte zu der alten Barbarei aus der es die deutsche Cultur eben erst zu reißen begonnen hatte. Die neuen Erwerbungen stellten den äußeren Zusammenhang der beiden Haupttheile des preußischen Staates nothdürftig her. Da man in der damaligen Politik sich so viel Mühe um die Abrundung des Staatsgebietes gab, so waren sie schon deshalb sehr erwünscht. Hier fand sich auch ein rechtes Feld für die innere Colonisation, für die Verbesserung des Ackerbaues und die Eröffnung von Verkehrswegen, ein Feld auf dem sich der König mit seiner gewöhnlichen rastlosen Thätigkeit mit Vorliebe bewegte. Innerhalb weniger Jahre sah man hier in Westpreußen, wie man diese Lande jetzt im Gegensatz zu dem östlichen eigentlichen Königreich bezeichnete, schon solche Fortschritte daß die auffälligsten Spuren der sarmatischen Barbarei dreier Jahrhunderte etwas verwischt waren.

Mit der Erwerbung Westpreußens wurde wenigstens ein Anfang gemacht um das alte naturgemäße Strombett für die überschüssigen Kräfte

Deutschlands wieder zu eröffnen. Die einst so großartige deutsche Colonisation auf slavischem und litthauischem Boden war schon am Schlusse des Mittelalters ins Stocken gerathen. Im 15. und 16. Jahrhundert trat sogar ein starker Rückschlag von jener Seite her ein. Das Gebiet an der Weichsel und Netze so wie die Länder der Schwertbrüder wurden eine Beute der Fremden, nur der Verfall Polens und die weite Entfernung Rußlands schützte Deutschland vor noch größeren Verlusten. So wurde zwei Jahrhunderte lang der alte Zustand nothdürftig erhalten, bis 1773 der größte rein deutsche Staat der Zeit das Werk der kräftigen Jahrhunderte des deutschen Mittelalters wieder aufnahm und sich auch darin als der echt deutsche Staat bethätigte.

Die feindliche Haltung der österreichischen und preußischen Politik wurde auch durch das gemeinschaftliche Vorgehen in Polen nicht aufgehoben. Friedrich bewahrte seine alte Stellung im Reiche. Er beobachtete jeden Schritt des Kaisers auf das Argwöhnischste und schürte überall den Widerstand gegen dessen Projecte, die jetzt ganz entschieden nur auf die Vergrößerung und Abrundung seiner Erbstaaten zielten. Seine Mutter Maria Theresia konnte sich doch bei aller ihrer eifersüchtigen Wachsamkeit auf ihre unbeschränkte Alleinherrschaft dem Einfluß dieser Bestrebungen immer weniger entziehen. Sie stimmten zu sehr mit der Richtung der damaligen Politik und mit dem habsburgischen Hausinteresse. Schon in der polnischen Frage hatte Josef die einflußreichsten Staatsmänner auf seiner Seite gehabt und war mit ihrem Beistand gegen die Bedenken seiner Mutter durchgedrungen. Auch jetzt mußte sie es geschehen lassen daß er sehr ernstlich sich um den Erwerb Baierns bemühte welches in der nächsten Zeit einen Wechsel des regierenden Hauses zu erwarten hatte.

Der Kurfürst Max Josef III., seit 1745 Nachfolger des unglücklichen Kaisers Karl VII., war der letzte der bairischen Linie der Wittelsbächer. Der nächste Erbberechtigte war Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz aus der Sulzbach'schen Linie des Hauses Wittelsbach. Er zeigte sich bereit gegen in Aussicht gestellte bedeutende Geldentschädigungen dereinst den größten Theil des eigentlichen Baierns an Oesterreich abzutreten. Doch der darauf folgende nächste Erbberechtigte, der Herzog Karl von Zweibrücken, weigerte sich seine Beistimmung zu der Schmälerung des Wittelsbach'schen Hausbesitzes zu geben. Er wußte ganz sicher daß ihn der König von Preußen nicht fallen lassen würde. Friedrich war entschlossen um keinen Preis eine solche Vergrößerung Oesterreichs zu dulden, wodurch es zum Herrn von ganz Süddeutschland geworden wäre. Auch die meisten andern Reichsstände dachten wie er und selbst Sachsen trat jetzt von der österreichischen Allianz, deren Früchte es im siebenjährigen Kriege gekostet hatte, zu der preußischen über.

Als Max Josef im Jahre 1777 starb ließ der Kaiser ohne Weiteres die ihm von Karl Theodor abgetretenen bairischen Gebietstheile in Besitz nehmen. Er glaubte seiner Sache ganz gewiß zu sein, weil er wenigstens für einen

Digitized by Google

Augenblick auch die vorsichtigsten Staatsmänner seiner Mutter durch die Aussicht auf einen so glänzenden Erwerb in eine kriegerische Stimmung fortgerissen hatte. Auch war es ihm wohl bekannt daß Friedrich II. einen vierten Krieg mit Oesterreich zu vermeiden wünschte, weil er ihm in seinem vorgerückten Alter und bei seiner ganz aufs Innere gerichteten Thätigkeit sehr ungelegen kam. Josef II. dagegen brannte vor Begier sich mit seinem größten Zeitgenossen, der ihm grenzenlose Bewunderung abnöthigte, auch im Felde zu messen. So erfolgte im Jahre 1778 der Ausbruch eines Krieges der den beiden Hauptbetheiligten gleich verhaßt war. Doch schon im nächsten Jahre, am 13. Mai 1779, beschloß der Friede zu Teschen diesen wunderlichen Kampf dessen volksmäßige Bezeichnung als Kartoffelkrieg darauf hinweist wie wenig beide Theile geneigt waren sich ernstlich zu Leibe zu gehn. Maria Theresia, die nur in dem Glauben daß Preußen nicht das Schwert ziehen werde diesmal der Politik ihres Sohnes freien Lauf gelassen hatte, wollte um keinen Preis einen vierten wirklichen Krieg mit Preußen risquiren und der preußische König war vollständig befriedigt, als er sah daß man auf Seite Oesterreichs sich mit einem kleinen Gewinne für den beabsichtigten großen abfinden ließ. Oesterreich erhielt im Frieden von Teschen ein Stück altbairischen Gebiets zwischen Inn und Traun, aber das übrige Baiern gieng an Karl Theodor über.

Ein Jahr darauf 1780 starb Maria Theresia. Nun eröffnete sich ihrem Sohne der längst ersehnte große Wirkungskreis, in welchem er bei seinem lebhaften Thatendrang, bei seinem sehr starken Ehrgeiz und seinen, das Mittelmaß menschlicher Begabung nicht überschreitenden Anlagen, sein großes Vorbild noch zu überbieten hoffte. Ohne die äußere Politik aus dem Auge zu verlieren wandte sich auch seine Hauptthätigkeit auf die inneren Angelegenheiten seiner Erblande. Er wollte aus den weitläufigen, durch die ganze Mitte von Europa zerstreuten Besitzungen des Hauses Oesterreich einen Staat im Sinne seiner Zeit und nach dem Muster des preußischen machen. Die Aufgabe schien ihm um so großartiger, je weniger bisher dafür vorgearbeitet war.

Maria Theresia hatte während ihrer 40jährigen Regierung Manches in den Staatseinrichtungen verbessert. Als sie das Erbe ihres Vaters antrat, waren die Finanzen und das Heer, die beiden Grundsäulen eines damaligen Staates, im allertiefsten Verfall. Als sie starb hinterließ sie den Staatshaushalt in guter Ordnung und das Steuerwesen, ohne daß sie wirkliche Eingriffe in die altherkömmlichen Einrichtungen der einzelnen Provinzen unternommen hätte, im besten Zuge. Trotz ihrer vielen Kriege und der keineswegs sparsamen Wirthschaft am Hofe, im Heere und im Staate standen die österreichischen Finanzen nie günstiger als damals. Das Heer hatte sich durch die verschiedenen Kriege mit Preußen und durch die verständige und freigebige Theilnahme welche ihm die Kaiserin zuwandte, ganz umgewandelt.

Digitized by Google

Selbst die Feinde Oesterreichs mußten anerkennen daß es dem preußischen beinahe gleich stehe. Auch in der eigentlichen Landesverwaltung war meist durch die persönliche Einwirkung der Kaiserin ganz unmerklich, aber desto wirksamer der altösterreichische Schlendrian durch bessere und praktischere Grundsätze und treffliche Beamte wenigstens bei Seite geschoben. Ohne daß die Kaiserin die Schranken gewaltsam durchbrochen hätte welche ihr das alte Herkommen in der Staatsmaschine und die verfassungsmäßigen Vorrechte einzelner Stände in den Provinzen die noch ihre alten Verfassungen bewahrt hatten, entgegenstellten, wußte sie doch mit weiblicher Schlauheit und männlicher Reife des Urtheils stäts da einzugreifen wo sich die Macht der Krone erhöhen ließ, ohne daß dadurch die Wohlfahrt der Unterthanen litt. Alle Theile der österreichischen Lande befanden sich unter ihr in gedeihlichem wenn auch langsamem Aufstreben. Die furchtbaren Folgen der katholischen und absolutistischen Reaction gegen den Protestantismus und die mittelalterliche Freiheit waren nun überall in Oesterreich verschmerzt. Selbst Ungarn ließ es sich jetzt gefallen daß der Einfluß der katholischen Regierung langsam aber unwiderstehlich um sich griff und begnügte sich mit den Formen seiner alten Verfassung und den verbrieften Rechten der Akatholiken welche von der Kaiserin vorsichtig respectirt wurden. Die Zeiten Maria Theresias waren die einzigen während der bisherigen Dauer der österreichischen Monarchie und sind es auch bis auf diesen Tag geblieben wo sich nicht ein großer Theil Oesterreichs in offener oder geheimer Empörung gegen die Regierung befand.

Maria Theresia regierte in demselben Geiste in dem Friedrich II. regiert haben würde wenn er Kaiser von Oesterreich gewesen wäre, denn Beide waren conservative Naturen im besten Sinne des Wortes, die ihre Genialität darin bewiesen wie sie an das Gegebene anzuknüpfen verstanden. Das Unglück Deutschlands hat es gewollt daß diese Beiden, die Größten ihrer Zeit, ihre besten Kräfte gegen einander verbrauchen mußten und für uns kann es nicht zweifelhaft sein wer von Beiden unsere Sache geführt hat. Aber die Gerechtigkeit verlangt anzuerkennen daß die letzte Habsburgerin und Friedrich II. einander vollkommen ebenbürtig gewesen sind.

Josef II. dagegen sah bei der natürlichen Beschränktheit seines Blickes nichts weiter als den großen Abstand zwischen dem Oesterreich das ihm seine Mutter hinterließ und dem Preußen das der große König zu dem ersten Staate seiner Zeit gemacht hatte. Er übersah völlig die Geschichte die hier einen Rudolf II., einen Ferdinand II. und Andere seines Gleichen sammt den Jesuiten und dem spanischen Katholicismus und Despotismus, dort einen großen Kurfürsten, einen Friedrich Wilhelm I., den Protestantismus, die Toleranz und den Rechtsstaat erzeugt hatte.

Oesterreich galt bis dahin im Gegensatz zu Preußen für die katholische deutsche Großmacht. Zwar hatte sich auch in Oesterreich die katholische Kirche,

dieselbe Unterordnung unter die großen Zwecke der Haus- oder Staatspolitik gefallen lassen müssen wie in den andern deutschen und europäischen Staaten der Zeit. Selbst in ihre inneren Angelegenheiten griff die Staatsgewalt viel unbeschränkter ein, als es sich mit den streng katholischen Ansichten über die Freiheit der Kirche vertrug. Aber dafür übte diese auch auf die innere Regierung aller österreichischen Länder einen entschiedenen Einfluß, wie kein anderer Stand oder keine andere Corporation.

Ihr unermeßlicher Besitz an Grund und Boden und allen möglichen Herrschaftsrechten gab ihr eine fürstliche Stellung, die unendliche Zahl ihrer Angehörigen einen Einfluß durch alle Stände. Maria Theresia war ihr mit aufrichtiger Wärme ergeben und wenn sie sich auch dadurch nicht in ihrem habsburgischen Legitimitätsbewußtsein beeinträchtigen ließ, so that sie doch Alles was damit verträglich war um die Kirche noch glänzender und größer zu machen. Mit schwerem Herzen sah sie 1773 die Jesuiten fallen, als sie durch den Papst Clemens XIV. allgemein, also auch in ihren Staaten unterdrückt wurden. Seit Josef I. hatte zwar die Allmacht dieses Ordens am Kaiserhofe aufgehört. Auch war er selbst nunmehr zu matt und zu verkommen geworden um sie wieder zu erobern, aber doch entbehrte Maria Theresia ihre Jesuiten ungern, denn auch sie gehörten zur Kirche und waren ihr deshalb ebenso ehrwürdig und gemüthlich wie Benedictiner oder Capuziner. Die österreichische Kirche selbst dachte darüber anders. Ihr war der schrankenlose Ehrgeiz der Jesuiten niemals gemüthlich und ihre durchtriebene Schlauheit niemals ehrwürdig erschienen. Zu dem großen Werke der gewaltsamen Wiederherstellung des Katholicismus hatte man sie nicht entbehren können, aber sie waren wie der Kobold in der Sage ihren Herren bald über den Kopf gewachsen. Als sie jetzt so schmählich gestürzt wurden, waren es gerade die kirchlichsten unter den Männern der Kirche welchen damit die größte Last von der Seele genommen wurde. Die österreichische Kirche als solche schien dadurch eher gewonnen als verloren zu haben, zumal da ihr der reiche Besitz des untergegangenen Ordens zufiel.

Es konnte nun kaum etwas Seltsameres gedacht werden als das Verhalten Josefs II. gegen die katholische Kirche. Er, der Herrscher von Oesterreich, der festesten Burg des Katholicismus und selbst dem Glauben seiner Kirche treu zugethan, gebärdete sich auf einmal wie ein ketzerischer Fürst aus dem Reformationszeitalter. Die Hierarchie der österreichischen Staaten wurde jetzt in ihrem Verkehr mit ihrem Haupte dem Papst streng überwacht. Der Kaiser schien alles Ernstes entschlossen auch hierin dieselben Grundsätze durchzuführen die für den Verkehr der andern Staatsunterthanen mit fremden Mächten galten. Eine Menge geistlicher Stiftungen wurde durch kaiserlichen Befehl aufgehoben ohne Rücksicht auf Proteste, sie mochten kommen woher sie wollten. Die Grundsätze des Staatswohls sollten allein über das Dasein von Institutionen entscheiden die den Staat nur als eine zufällige mensch-

Digitized by Google

liche Einrichtung und sich selbst als die eigentliche göttliche Ordnung betrachteten. Endlich wurde der ausschließlich katholische Charakter des österreichischen Staates dadurch gründlich zerstört daß den Protestanten in allen Landestheilen freie Uebung ihrer Religion und Gleichstellung in staatsbürgerlicher Hinsicht mit den Katholiken zugesichert wurde. Alles wofür einst die Ahnen Josefs Land und Leute gewagt und auch in der That zu Grunde gerichtet hatten, war mit einem Schlage vernichtet.

Bei den Gebildeten des In- und Auslandes erweckten solche dem aufgeklärten Geist der Zeit entsprechende Maßregeln ungetheilten Beifall, aber die Angehörigen der Kirche selbst sahen zu viele Interessen bedroht als daß sie sich nicht dem Kaiser feindlich entgegen gestellt hätten. Auch unter ihnen gab es viele die den Einfluß Roms für ein Unglück, die Masse der Klöster für einen Schaden und die Unduldsamkeit gegen die Andersgläubigen für eine Schande der katholischen Kirche hielten. Aber auch sie wurden durch das rücksichtslose Vorgehen des Kaisers und manche ganz unnöthige Gewaltstreiche wenigstens geärgert und besorglich gemacht. Doch war es immer nur eine Minderheit die verhältnißmäßig noch so mild über den Kaiser dachte. Die Mehrzahl sah begreiflicher Weise in ihm nichts weiter als einen Räuber des Kirchenguts und einen Unterdrücker der kirchlichen Freiheit, einen heimlichen Ketzer, der nur aus Furcht nicht wagte seinen Abfall offen zu bekennen. Auch das Volk dachte im Allgemeinen ebenso. Es hatte zwar keine herzliche Anhänglichkeit an die Kirche in die es einst mit Gewalt wieder hineingetrieben worden war, aber sie gehörte doch zu seinem Leben und sie imponirte ihm im Ganzen, wenn es auch im Einzelnen über dies und jenes, namentlich über das Treiben der niederen Geistlichkeit und der Mönche spottete. Je weniger es innerlich von seinem Glauben erwärmt und sittlich gehoben war, desto fanatischer verhielt es sich gegen die Andersgläubigen. Die aus ihren Klöstern vertriebenen Mönche und Nonnen, die geschlossenen Kirchen, die Abschaffung der angeblich überflüssigen Feiertage, die Unterdrückung von Wallfahrten und Prozessionen erschienen ihm als eben so viele Eingriffe in sein gutes altes Recht. Die Früchte aller dieser Neuerungen kamen ihm auf keine Weise zu Gute. Die eingezogenen Klostergüter sollten zwar zum Nutzen des allgemeinen Besten verwandt werden und der Kaiser verfuhr damit so gewissenhaft als er vermochte. Viele lobenswerthe und segensreich wirkende Stiftungen, Seminarien, Schulen, Krankenhäuser wurden damit begründet, aber dem Volke in seiner dumpfen Verwahrlosung leuchtete der Nutzen dieser Schöpfungen, eben weil sie neu waren, nicht ein. Es sehnte sich immer nach der guten alten Zeit zurück, wo man auch ohne alle solche Anstalten vergnügt leben und selig sterben konnte, wenn man nur den Willen der geistlichen Vormünder that.

Eine der wesentlichsten Maßregeln Josefs zur Beglückung seiner Unterthanen war die Aufhebung der rechtlichen Ungleichheiten welche die alten

Geburtsstände noch von einander trennten. In dem übrigen Deutschland, namentlich in Preußen, waren sie bis auf einen geringen Rest schon verschwunden, in Oesterreich dagegen hatte sich in sehr vielen und gerade in den wichtigsten Landestheilen noch der Adel in uneingeschränktem Besitz seiner Vorrechte gegen die untern Klassen behauptet, wenn er auch seine alte Selbständigkeit nach oben nicht mehr besaß. Er war neben dem Klerus und den geringen bürgerlichen Bestandtheilen der allein politisch berechtigte Stand und die Masse des Volkes, namentlich die eigentliche bäuerliche Bevölkerung lebte in den slavischen und ungarischen Landen in einer Rechtlosigkeit zu der sie im eigentlichen Deutschland selbst unter den strengsten Formen der Leibeigenschaft nie herabgesunken war.

Maria Theresia hatte auch hier die Uebelstände erkannt und nach ihrer Art den Weg der schonenden Abhülfe eingeschlagen. Es fiel ihr nicht ein aus diesen in tausendjähriger Knechtschaft verstockten Ruthenen, Polen, Slovaken, Czechen und Magyaren freie Bauern machen zu wollen. Es war ihr genug die ärgsten Auswüchse der Grundhörigkeit und Leibeigenschaft zu beseitigen und es gelang ohne daß Herren oder Sclaven sich deshalb schlechter befanden als vorher, wie es die Erfahrung so häufig bei ähnlichen Versuchen gelehrt hat. Aber ein Josef II. konnte nach seiner Art dabei nicht stehn bleiben. Doch so viel er auch rüttelte und ungeduldige Ansätze machte, so kam er hier in diesem sprödesten aller Stoffe nicht weiter als seine Mutter, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die Herren und die Unterthanen auf gleiche Weise in Aufregung geriethen, daß die Einen den Kaiser haßten weil er ihnen ihre Rechte genommen, und die Andern weil er sie ihnen nicht gegeben hatte. Nur die Philanthropen im Auslande priesen die Aufhebung der Leibeigenschaft in der ganzen österreichischen Monarchie als eine der größten Wohlthaten die je ein Herrscher seinen Unterthanen erwiesen habe. Im Inland dachten selbst die aufgeklärtesten und freisinnigsten Leute anders darüber. Sie sahen, daß sich nicht einmal die ökonomische Lage der ehemaligen Leibeigenen verbessert, sondern bedeutend verschlimmert habe, daß sie noch mehr wie früher der Ausbeutung von Seite ihrer Herren preisgegeben seien, indem sie des Schutzes entbehrten den ihnen jene aus Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil gewähren mußten. Was die Regierung für sie thun konnte war gering, selbst wenn ihre Beamten guten Willen gehabt hätten und nicht meistens auf Seite der Herren gestanden wären.

Wie Friedrich der Große sprach auch Josef die Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen zu allen Aemtern aus und suchte sie durchzusetzen. Die zahlreiche und mächtige Aristokratie hatte bisher alle höheren Staats- und Kirchenwürden mit einem gewissen geschichtlichen Rechte als ihr Eigenthum betrachtet. Denn nur in den Niederlanden, in Mailand und in den deutsch-österreichischen Provinzen gab es einen bürgerlichen Mittelstand aus dem sich anderswo die Staatsbeamtenschaft rekrutirte.

Wie Friedrich der Große wollte auch Josef II. die unbedingte Gleichheit Aller vor dem Gesetze durchführen, das allerdings für Alle gegeben war, aber bei der bevorrechteten Stellung des Adels und der materiellen und moralischen Herabwürdigung des übrigen Volkes ganz anders gegen jenen wie gegen dieses gehandhabt wurde. Sein großes Vorbild hatte ein- oder zweimal während eines halben Jahrhunderts durch gewaltsame Executionen die Gerechtigkeit, die nach seiner Meinung parteiisch war, wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen gesucht. Sie hatten wie große Gewitter zerstörend aber auch befruchtend gewirkt. Josef dagegen war jeden Augenblick bereit die Richter und die Parteien durch auffallende Beispiele von Cabinetsjustiz in Schrecken zu jagen und so zu seinen Grundsätzen zu bekehren, bis sich der Schrecken verlor und man ihn lachend betrog.

Noch unheilvoller wirkten seine Bemühungen für die Einheit und Gleichförmigkeit in der Staatsverwaltung in anderer Hinsicht. Bis dahin war die Geschäftssprache in vielen Provinzen eine andere als die deutsche gewesen, namentlich bediente sich Ungarn nach altem Herkommen des Lateinischen, gegen welches als gegen eine gänzlich neutrale Sprache in einem von so vielen Nationen bewohnten Lande nichts eingewendet werden konnte. Nun aber sollte mit einem Schlage das Deutsche nicht blos wie recht und billig die eigentliche Staatssprache in dem von Deutschen gegründeten und beherrschten Staate sein, sondern auch die ausschließliche Sprache der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Ungarn wurde zunächst durch die dahin zielenden Maßregeln betroffen und in die größte Aufregung versetzt. Auch auf den Schulen der slavischen und ungarischen Länder erhielt das Deutsche eine so vorwiegende Berücksichtigung daß man glauben konnte der Kaiser beabsichtige jene fremden Völker um ihre Nationalität zu bringen. Der Erfolg war der umgekehrte von dem beabsichtigten. Ueberall wurden die nationalen Feindseligkeiten gegen das deutsche Wesen wieder aufgerüttelt, die unter der Regierung Maria Theresias fast erstorben waren. Bis dahin hatte das Deutsche als Sprache der Regierenden und des gebildetsten Theiles der Bevölkerung in aller Stille große Fortschritte gemacht, ohne auf eine systematische Opposition zu stoßen. Von nun an trat ihm eine solche in den Weg, die sich immer mehr verstärkte und aus jedem neuen Fehlgriff der Regierung neue Kraft schöpfte. So hat er zuerst jene halbbarbarischen Nationalitäten aufgerührt die in dem Verbande der österreichischen Hausbesitzungen ihre Verknüpfung mit deutscher Cultur bereits als eine Art von Naturnothwendigkeit zu betrachten sich gewöhnten, so widerstrebend sie einst auch sich darin gefunden hatten. Er brachte sie alle zu entschieden feindseliger Haltung gegen das deutsche Element überhaupt, weil es sich durch die Art wie er es handhabte für ihre Vorstellung mit Polizei- und Beamtenwillkür, Erhöhung der Steuern, Eingriffen in den Glauben und die Kirche, Verletzung der Verfassung, Störung des ganzen Rechtszustandes identificirte. Es ist von da an

Digitized by Google

bis auf den heutigen Tag immer so geblieben daß der Widerstand der von dem österreichischen Systeme mißhandelten Völker zu einem Kampfe gegen die deutsche Cultur wurde, die sie in ihrer kindischen und barbarischen Befangenheit nicht von dem weißen Rock trennen konnten, dem eigentlich ihr Haß galt und gilt. Gegen jene Methode der Germanisirung muß die gesunde Vernunft ebenso energisch Protest einlegen wie sie das Gebahren dieser Völker nur als ihnen selbst schädlich, sonst aber als ebenso lächerlich wie brutal bezeichnet. Denn Alles was ihnen eine Art von höherem menschlichen Dasein gegeben hat, stammt von ihrer Verbindung mit der deutschen Cultur, wie die Geschichte Ungarns und Böhmens auf jedem Blatte bezeugt. Würden die stäts neubelebenden Einflüsse der deutschen Bildung wegfallen, so würde selbstverständlich hier überall wieder die alte Barbarei durchbrechen, von der hier nicht blos der eigentliche Volksgeist, sondern auch der Geist der scheinbar Gebildeten innerlich noch ganz erfüllt ist.

Alle diese in ein Jahrzehent zusammengedrängten Umgestaltungsversuche veränderten das Aussehen Oesterreichs dermaßen daß Preußen nun schon in vieler Beziehung von ihm überholt und Friedrich II. auf halbem Wege stehn geblieben zu sein schien, wo Josef bis zu dem äußersten Ziele fortgeschritten war. Daher wandte sich auch die Masse der Gebildeten und Aufgeklärten von ganz Deutschland mit wachsender Vorliebe dem Kaiser zu, ohne von den einzelnen Gewaltsamkeiten und Härten, so viel davon bis ins Ausland drang, abgestoßen zu werden.

Von dieser Seite her kümmerte man sich um seine auswärtige Politik nichts, die in dem Verhältniß zum Reiche ganz in dem alten Geleise blieb. Schon einmal war es ihm mißlungen Oesterreich durch den Erwerb von Baiern abzurunden, nichts desto weniger verfolgte er diesen Plan fortwährend mit großer Zähigkeit, aber nicht eben so großer Klugheit. Karl Theodor, der Kurfürst von Baiern und von der Pfalz, zeigte sich noch immer geneigt auf die österreichischen Anträge einzugehn, namentlich als ihm der größere Theil der Niederlande und die Königskrone zum Tausch für Baiern angeboten wurde. Aber auch diesmal scheiterte der Plan an dem Widerstand des nächsten Erbberechtigten, des Herzogs von Zweibrücken, der sich wie früher auf Friedrich II. stützte.

Friedrich II. konnte jetzt um so eher auf die Stärke seiner Vertheidigungsstellung gegen den Kaiser vertrauen, je mehr der letzte seit seinem Regierungsantritt in Oesterreich ein Gegenstand der Besorgniß für alle größeren und mittleren Reichsfürsten geworden war, denn alle glaubten daß das eigentliche Ziel der kaiserlichen Politik die Vernichtung ihrer Selbständigkeit sei. Sogar diejenigen unter ihnen, deren unbedingte Ergebenheit gegen Oesterreich oder das Kaiserhaus sprichwörtlich geworden war, von denen es bei ihren Abstimmungen im Reichstage und nicht blos hier allein mit Recht hieß, in omnibus ut Austria, in allen Stücken wie Oesterreich, die geistlichen Fürsten in

Digitized by Google

Süddeutschland waren nach und nach in die übelste Stimmung gegen die kaiserliche Politik und die Person des Kaisers gerathen. Josef hatte sich bei seinen kirchlichen Reformen gegen diese Reichsfürsten, denen geistliche Gerichtsbarkeit oder große Besitzungen in seinen Staaten zustanden, offenbare Gewaltthätigkeiten erlaubt und achtete ihre Rechtsverwahrungen so wenig wie die des Papstes.

So konnte Friedrich II. ein förmlich organisirtes Schutz- und Trutzbündniß vieler deutscher Staaten zu Stande bringen zur Verhütung aller Angriffe auf die Reichsverfassung, woher sie auch immer kommen möchten. Obgleich der Name des Kaisers nicht genannt wurde, so wußte doch Jedermann daß es allein gegen ihn gerichtet sei und zunächst die Vereitelung seiner Pläne auf Baiern bezwecke. An diesem 1785 zum Abschluß gelangten sogenannten Fürstenbunde nahmen von größeren Staaten zuerst Hannover und Sachsen, dann Zweibrücken, Hessen-Cassel, Braunschweig, Anspach und viele andere von geringerer Bedeutung Theil. Es machte einen tiefen Eindruck daß auch der Kurfürst von Mainz, der erste Fürst des Reichs und das Haupt der deutschen Kirche, in den Bund eintrat der von einem protestantischen König zum Schutz gegen den kaiserlichen Schirmherrn der katholischen Kirche gestiftet wurde.

Friedrich II. hatte mit dem Fürstenbund nur Vertheidigungszwecke im Auge. Andere Theilnehmer knüpften weitaussehende Pläne daran auf die er zu alt war einzugehn. Es war ohnehin der Schlußstein seiner Thätigkeit in Reichsangelegenheiten, überhaupt der letzte größere politische Act den er vollbrachte. Er starb kurz nach seiner Organisation am 17. August 1786, 74 Jahre alt. Ihm folgte sein Brudersohn Friedrich Wilhelm II.

Kapitel XXXI.

Der Umschwung der deutschen Bildung während der Lebenszeit Friedrichs II.

Die Wiederbelebung der deutschen Nation nach dem 30jährigen Kriege hatte auch auf dem Gebiete der geistigen Arbeit, der Literatur, Wissenschaft und Kunst bis zur Mitte des Jahrhunderts wenigstens in ihren ersten Spuren sich dargethan. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts brachte hier die wunderbarsten Fortschritte, und die Umwandlung in dem geistigen Leben der Nation war in ihrer Art ebenso durchgreifend wie die Thätigkeit Friedrichs II. und Josefs II.

Trotz der Ausdehnung und Vertiefung die das geistige Streben der Zeit gewann, lassen sich doch die Grenzen desselben leicht bezeichnen. Der einzelne Mensch, seine Stellung in der Natur und neben ihren anderen Geschöpfen, seine natürlichen Anlagen, seine Bildung und Vervollkommnung, seine Ansprüche und seine Pflichten gegen seine Mitmenschen und andere Wesen waren der Gegenstand des Denkens der Gebildeten. Was darüber hinaus lag blieb fürs Erste noch ein wenig betretenes Gebiet. Der Staat als solcher, der eben da beginnt wo das Einzeldasein aufhört, war ein unbegriffenes Ding. Denn wenn man auch seinen Namen häufig genug im Munde führte und von den Pflichten und Rechten gegen ihn sprach, so meinte man dabei nichts weiter als eine unbestimmte Anzahl jener einzelnen in sich abgeschlossenen Menschen und beurtheilte auch die Gesammtheit nach denselben Gesetzen die man für das Individuum gefunden hatte.

Es gab aber noch ein engeres Gebiet in dem sich der deutsche Geist vorzugsweise heimisch fand. Ihn zogen am meisten die Fragen und Aufgaben des inneren Lebens an, die Angelegenheiten des Herzens und des Gewissens, des Gefühls und der Sittlichkeit und seine beste Kraft wandte sich auf ihre Durcharbeitung und Lösung. Es geschah zuerst unter dem Einfluß und im Sinne der allgemeinen europäischen Bildung, aber bald war er stark genug um seinen eigenthümlichen Weg einzuschlagen. So wiederholte sich die geistige Arbeit des Reformationszeitalters welche während eines Jahrhunderts für immer unterbrochen zu sein schien. Damals handelte es sich zwar nicht um dieselben Aufgaben in derselben Fassung, aber um nächst verwandte in ganz bestimmter und beschränkter Fassung, um die religiös-sittlichen Interessen.

Jetzt war an eine Beschränkung auf ein solches engstes Gebiet nicht mehr zu denken. Man hatte es so gründlich und so allseitig als es die geistigen Hülfsmittel der Zeit ermöglichten durchgearbeitet und hatte nicht nöthig noch einmal ausschließlich darauf zurück zu kommen. Aber auch jetzt war den religiösen Interessen ein Hauptplatz in dem geistigen Leben der Zeit vorbehalten und seine andern Aufgaben hielten sich alle in starkem und deutlich wahrnehmbarem Zusammenhange damit.

Der deutsche Protestantismus mochte im Ganzen seit zwei Jahrhunderten immerhin für erstarrt gelten. Aber einzelne Erscheinungen in ihm, wie der Pietismus, wiesen doch noch auf einen verborgenen Funken von Leben der nur einiger Anfachung bedurfte um den ganzen Körper wieder mit lebendiger Wärme zu durchziehen. Die moderne Wissenschaft, namentlich die Philosophie war seit und durch Leibnitz auf protestantischem Boden eingebürgert und hatte hier nach allen Seiten hin die fruchtbarsten Keime getrieben. Auch die neuen Versuche eine deutsche Litteratur zu schaffen, welche der anderer Culturvölker an Gehalt und Form ebenbürtig sei, giengen von Protestanten aus. Selbst die einzige Kunst in welcher sich damals die ganze Tiefe und Fülle der deutschen Art sammelte, die Musik, war durch einen Bach und

Digitized by Google

Händel durch und durch protestantisch worden. Es kann nicht einmal für einen Zufall gelten daß der einzige Mann der in den bildenden Künsten die Originalität des deutschen Geistes siegreich vertrat, Schlüter, gleichfalls ein Protestant war und in protestantischer Umgebung wirkte.

Seit der Mitte des Jahrhunderts nahm der größte protestantische Staat in Deutschland, Preußen, einen Aufschwung der zwar auf Jeden unwillkürlich wirkte, aber am meisten doch da wo man schon durch die bisherige Geschichte eine nähere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit mit ihm empfand. Die protestantische Hälfte Deutschlands stand zunächst und am meisten unter dem Einfluß der elektrisirenden Kraft die von Friedrich II. ausströmte. Im Ganzen und Großen fiel die religiöse Scheidung Deutschlands seit dem dreißigjährigen Krieg mit der natürlichen in eine nord- und süddeutsche Hälfte zusammen. So wurde denn auch der Norden von Deutschland, weil er protestantisch war und weil hier der Staat Friedrichs des Großen lag, der eigentliche Herd der neuen Cultur. Die davon abgetrennten protestantischen Eilande im Süden, wie Schwaben und die Schweiz, die vor der Mitte des Jahrhunderts an Bedeutung für die deutsche Bildung dem Norden gleich gestanden waren, verloren dieselbe zwar nicht sofort, aber sie wurden von dem Glanze der Culturmittelpunkte im Norden allmälig in Schatten gestellt und geriethen in eine gewisse Abhängigkeit von ihnen.

Die katholische Hälfte der deutschen Nation verhielt sich von nun an gegen die eigentlich deutsche Bildung im Allgemeinen passiv, aber innerhalb ihrer Passivität gab es viele Abstufungen. Fast alle schon etwas vorgebildeten und einigermaßen begabten Naturen neigten sich dem neuen geistigen Leben zu trotz seines protestantischen Ursprunges und seiner protestantischen Haltung. Einzelne wurden so tief von ihm erfaßt daß es sie bis zum förmlichen Abfall von ihrer Kirche trieb, aber die Mehrzahl blieb ihr äußerlich treu und setzte mit wohlwollender Selbsttäuschung voraus daß ihr Glaube sie nicht hindern könne an echt menschlicher Bildung Theil zu nehmen, gleichviel woher sie stamme. Auf solche Leute machte das Beispiel Josefs II. einen tiefen Eindruck, der in jeder Art wie sie dachte und seinen Katholicismus mit der enthusiastischsten Hingabe an die Fortschritte der protestantischen Bildung seiner Zeit vereinigen zu können glaubte. Der große Haufe verharrte natürlicher Weise in seiner dumpfen Gleichgültigkeit, die sich um die gesammte neue Bildung weder im Guten noch im Bösen bekümmerte. Eine zelotische Minderzahl haßte und verdammte die ketzerische Aufklärung von der Philosophie und Poesie an bis zu den Neuerungen in der deutschen Orthographie, die allmälig in die Schulen eindrangen. Aber ihre Waffen waren einem solchen Feinde nicht gewachsen. Wenn einige Jesuiten und Kapuziner im Stile des dreißigjährigen Krieges dagegen schrieben und predigten, so lachte man nur über ihren altmodischen und abgeschmackten Fanatismus. Ihre wirklich gefährlichen Waffen, Kerker und Scheiterhaufen, waren ihren Händen entwun-

Digitized by Google

den. Man wußte sehr wohl daß diese für das Seelenheil ihrer Schafe eifernden Wächter nur bellen, aber nicht mehr beißen durften.

Während das katholische und protestantische Deutschland sich bis zum Beginn des Jahrhunderts scheinbar auf gleicher Höhe der geistigen Schöpferkraft gehalten hatten, erzeugte jetzt das erstere mit einem Schlage eine Fülle fortwährend sich steigernder Kräfte, gegen welche die geistige Armuth und Lahmheit des letzteren grell abstach. Niemand konnte jetzt leugnen daß die Reformation wirklich ein Fortschritt für das geistige Leben in Deutschland gewesen sei.

Es verstand sich von selbst daß die Ergebnisse des neuen geistigen Lebens in einer ausgebreiteten und allseitig durchgearbeiteten Literatur zusammen gefaßt wurden, die nun auf einmal wegen ihres Inhaltes und ihrer Kunstform einen ehrenvollen Rang neben der Literatur der andern europäischen Culturvölker einnahm.

Wie es in Perioden großer geistiger Regsamkeit zu geschehen pflegt, so wurde auch diesmal der Weg von sehr dürftigen Anfängen bis zu einer verhältnißmäßig sehr hohen Vollendung in einer Kürze zurück gelegt die immer etwas Wunderbares behält, auch wenn man sie vollständig erklärt zu haben glaubt. Man mag darauf hinweisen daß gerade damals Friedrich der Große ebenso plötzlich und ebenso wunderbar in der Lahmheit und Schwäche seiner Zeit auftauchte und auf deutschem Boden in einer Art Geschichte machte wie es seit dem Untergang der mittelalterlichen Herrlichkeit nicht mehr geschehen war. Er und seine großen Zeitgenossen, die auf dem Felde des Geistes ihre Siege erfochten, waren aus einem und demselben Stoffe. Daß er seit so langer Zeit gleichsam todt daliegen mußte, hatte ihm nichts an seiner Lebensfähigkeit geschadet. Im Gegentheil, je länger die Kräfte zurückgestaut wurden, desto gewaltiger und unwiderstehlicher konnte ihr endlicher Durchbruch sein.

Betrachtet man jene ersten Versuche, die von verschiedenen Seiten her noch vor der Mitte des Jahrhunderts gemacht wurden um unsere Literatur aus ihrer schwülstigen Verschrobenheit und ihrer fahlen Alltäglichkeit, aus ihrer Barbarei der Form und ihrer Nichtigkeit des Inhalts zu erheben, so kann man sie zwar wohlgemeint, aber doch in jedem Sinne nur dürftig nennen.

Gottsched bleibt für immer das Verdienst das Uebel erkannt und mit staunenswerthem Eifer dagegen gekämpft zu haben. Aber er glaubte daß die Kritik, zu der er doch nur allein befähigt war, allein nicht genug sei. Es war ganz richtig, wenn er meinte daß es nicht auf Tadeln sondern auf Bessermachen ankomme und daß die schlechten Schriftsteller beim Publicum nur durch gute verdrängt werden könnten. Aber so viel er auch darnach suchte, so wenig fand er und dadurch ließ er sich über die Grenzen seines Berufes hinausreißen. Er und seine Genossen fiengen an die fehlenden Muster des

Digitized by Google

Guten selbst zu schaffen. Im Anfang geschah es mit dem Bewußtsein daß nur eine Lücke nothdürftig ausgefüllt werden sollte, aber unwillkürlich wurde die Eitelkeit Herr über sie. Sie hielten sich nun für echte Künstler und ihre Machwerke für echte Erzeugnisse des Genies. Gottscheds Maßstab der Kritik genügte vollkommen gegen die schlesische Schule und den andern Wust der damaligen deutschen Litteratur. Wenn er auf Einfachheit und Richtigkeit des Ausdrucks, auf Reinheit der Sprache und auf Sinn und Verstand im Inhalte drang, so wirkte er im Gegensatz zu jenen die von allen diesen unleugbaren Vorzügen, oder richtiger, nothwendigen Voraussetzungen jeder Schriftstellerei nichts besaßen, wie ein Reformator auf seine Zeit. Der Irrthum lag nur darin daß er aus solchen rein negativen Grundstoffen das Positivste was es giebt, eine Poesie zu schaffen sich vermaß.

Seine Gegner erkannten ganz gut was dieser Gottschedischen Poesie fehlte, aber auch sie zeigten in dem Augenblick wo sie Dichter sein wollten, daß Bessermachen schwerer sei als Tadeln. Haller und die andern Schweizer waren in sofern auf richtigem Wege, als sie in dem Erhabenen und Wunderbaren den Gegenstand der Poesie erblickten, aber in der Art wie sie dieses Erhabene und Wunderbare in Scene setzten, offenbarten sie einen ebenso vollständigen Mangel an Wärme und Innerlichkeit des Gefühls, wie der von ihnen so heftig angefeindete Gottsched.

Der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern über das Wesen der Poesie und der Kunst überhaupt macht jetzt den Eindruck, als wenn ein Lahmer und ein Blinder sich mit einander herumschlagen wollten, aber in damaliger Zeit wirkte er doch mit Recht als eine große Begebenheit. Er bereitete wenigstens den Boden vor für die Zukunft, er brachte eine Menge neuer, wenn auch nicht tiefer Gedanken in Umlauf; er bewies durch den Nachdruck mit dem er geführt wurde, von selbst daß die Poesie ein wichtiger Gegenstand und nicht blos ein Spielwerk des menschlichen Geistes sei. Es war unerhört daß man sich über solche Dinge mit solcher Erbitterung und solcher Theilnahme des Publicums stritt, aber noch unerhörter daß es sich nicht einmal um lateinische und griechische, oder auch französische Schriftsteller handelte, sondern nur um deutsche, die von der Mehrzahl derer welche überhaupt lasen grundsätzlich nicht gelesen wurden.

Wollte man aber aus diesen Voraussetzungen die erste wirklich Epoche machende Erscheinung unserer neuen poetischen Litteratur, Klopstock, erklären, so würde man damit gerade so weit reichen, als wenn man aus der Nüchternheit und Spießbürgerlichkeit Friedrich Wilhelms I. einen Friedrich den Großen erklären wollte. Klopstock bleibt der Schöpfer unserer neuen Poesie im vollen Sinne des Wortes, wie Friedrich II. der eigentliche Schöpfer des neuen Preußens, oder der deutschen Neuzeit, so viel auch Beiden Andere vorgearbeitet haben mögen.

Wie in allen bahnbrechenden Erscheinungen läßt sich auch in Klopstock

neben dem was man sein eigenstes Wesen nennen darf, die Rückbeziehung auf die Vergangenheit nicht verkennen, aber er enthält zugleich, und dies giebt ihm seine Bedeutung, die wichtigsten der Richtungen wenigstens andeutungsweise in sich, welche von nun an fast ein Jahrhundert lang das deutsche geistige Leben beherrschen sollten. In seinem Messias, von welchem 1748 die drei ersten für die Geschichte bedeutendsten Gesänge erschienen, behandelte er einen religiösen Stoff mit einer in Deutschland noch unbekannten Formvollendung, mit einer gleichfalls neuen Innigkeit des Gefühls und Fülle der Phantasie. Der Neubeginn unserer Literatur knüpfte also an der Stelle wieder an, wo sich die Kraft der Reformationszeit zusammengedrängt hatte. Aber damit ist auch die Aehnlichkeit zwischen dem Geiste der Klopstock'schen Poesie und zwischen dem Wesen der Reformation zu Ende. Damals wurde durch den Gegensatz zu der Unsittlichkeit der Kirche in Lehre und Leben die ernste Sittlichkeit des Christenthums ausschließlich hervorgehoben. Die beiden Grundlehren der Reformation von der allgemeinen Priesterschaft aller Christen und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Erlösungstod Christi hielten sich ganz innerhalb dieses Gebietes. Die Poesie des Messias, so wie die übrigen geistlichen Gedichte Klopstocks und der von ihm angeregten und beherrschten Nachfolger wandten sich demjenigen zu was in der evangelischen Geschichte ihr Gefühl in seinen innersten Tiefen erwärmte und ihre Phantasie anreizte. Diese Poesie setzte sich ohne Bedenken in ihrer vorwiegend subjectiven und weichen Stimmung über die andern Bestandtheile des Christenthums hinweg, die entweder ursprünglich in ihm enthalten sind, oder durch seine geschichtliche Entwickelung so fest mit dem eigentlichen Kerne sich verbunden haben daß sie gar nicht mehr davon getrennt werden können. Aber so willkürlich und so ganz unter dem Einfluß der persönlichen Stimmung dies geschah, so kam es doch Klopstock und den Seinigen nicht in den Sinn daß ihrer Poesie etwas von dem vollen Inhalt des Christenthums fehle. Sie glaubten nicht blos warme Freunde des Christenthums, sondern auch tiefe Kenner desselben zu sein. Christenthum war ihnen einerlei mit Protestantismus, aber nicht mit dem der symbolischen Bücher oder der damaligen Orthodoxie. Insofern hielten sie sich auch für die echten Nachfolger Luthers und begriffen nicht wie man in ihnen etwas vermissen könne was nothwendig zu dem Protestantismus gehörte. Es ergieng ihnen ähnlich wie den Pietisten. Auch diese konnten sich mit Recht darauf berufen daß der Geist der Reformation oder des Protestantismus in ihnen lebe, so wenig auch ihre Gegner, die Orthodoxen, ihnen dies zugaben. Auch die Pietisten glaubten ganz unbefangen daß der ganze Geist der Reformation in ihnen sich darstelle und hierin irrten sie ebenso wie Klopstock mit seiner angeblich den ganzen Inhalt der Evangelien darstellenden Poesie. Doch sein Irrthum fand mehr Schonung als der der Pietisten. Seine Erscheinung war zu imposant

Digitized by Google

als daß nicht selbst die orthodoxen Bedenken dadurch zum Schweigen oder wenigstens zu sehr subtilem Verhalten genöthigt worden wären.

Klopstocks schwungvolle Phantasie, warme Empfindung und erhabene Darstellung führten das deutsche Publicum in eine ätherische Höhe, die beinahe zu rein war als daß es darin lange hätte athmen können. Bei aller Bewunderung vor dem göttlichen Sänger des Messias und der Oden bedurfte es doch auch, wenn es fromm sein wollte, einer andern Atmosphäre. Ein Mittelmaß der Empfindung, eine gewisse Beschränkung des Blickes auf das Nächste und Gemeinverständliche that ihm Noth. Auch hierfür fand sich jetzt der rechte Mann. Gellert erscheint neben Klopstock in jeder Art unbedeutend und doch war seine Wirkung auf die Zeit und noch weiter hinaus jedenfalls eine ebenso große wie die jenes mächtigen Genius. Er gab dem guten Herzen und dem schlichten Verstande sein Recht, wie Klopstock der Phantasie und dem Geiste. Auch er war in seiner Art ein ebenso großer Neuerer wie Klopstock und eben so wenig orthodox im alten Sinne wie dieser, aber auch er stand in dem guten Glauben daß der wesentliche Inhalt des Christenthums, oder des auch ihm damit zusammenfallenden Protestantismus, in seinen geistlichen Liedern gefunden werde.

An der allgemeinen Herrschaft der Klopstockschen und Gellertschen geistlichen Poesie konnte man erkennen daß das religiöse Element noch immer fest begründet in dem deutschen Geistesleben der Zeit war, aber auch daß seine bisherige Fassung nur noch als eine leere Formel existirte. Klopstock und Gellert waren beide unmittelbar durch den Pietismus angeregt. Er hatte ihnen den Boden vorbereitet, denn in ihm war zuerst die Innerlichkeit und das Recht der Persönlichkeit wieder zum Durchbruch gekommen, wovon die alte Orthodoxie nichts wissen konnte. Doch Klopstock und Gellert führten jeder in seiner Art das deutsche Volk weit über den Pietismus hinaus. So lange beide nur als Dichter genommen werden konnten, mochte man ihr freies Gebahren mit dem Inhalt des Christenthums noch als poetische Licenz gelten lassen, aber als sich ihre Poesie auch in die Prosa übertrug, als auch die Wissenschaft und die kirchliche Praxis mehr und mehr davon sich aneigneten und in ihrer Weise verarbeiteten, erhoben sich sowohl die eigentlichen Orthodoxen wie die eigentlichen Pietisten dagegen, aber zu spät. Alle frischeren Kräfte wandten sich nunmehr unaufhaltsam einer jener freieren Richtungen zu, entweder derjenigen die durch Klopstocks Wärme und Erhabenheit befruchtet war, oder derjenigen die von Gellert gelernt hatte daß die einzige Aufgabe eines wahren Christen sei, ein braver Mann zu werden. Orthodoxie und Pietismus konnten sich von nun an nur noch an abgelegenen, der Zeitströmung entrückten Orten oder in kleinen geflissentlich abgeschlossenen Kreisen von Auserwählten ihr Dasein fristen, ohne daß die deutsche Nation etwas von ihnen wußte.

Wer sich der von Klopstock angeregten Richtung zuwandte, bei dem wurde

nothwendiger Weise eine ungewöhnliche Begabung mit Phantasie, Geist und Gemüth vorausgesetzt. Sie wurde daher nicht sowohl durch zahlreiche, als durch glänzende Kräfte vertreten und griff durch Männer wie Herder, Lavater, Hamann in die geistige Entwickelung der Zeit nicht sowohl befruchtend als mit überraschenden Blitzschlägen zündend ein. Ihre Erfolge konnten schon deshalb keine Stätigkeit haben, weil sich die besonderste Art der Persönlichkeit auf die allerunbeschränkteste Weise hier darstellen mußte, wenn man neben den Andern auch eine eigenthümliche Bedeutung beanspruchen wollte. Ein geordnetes Zusammenwirken oder eine gemeinsame Fortbildung fester Grundsätze konnte nicht gedacht werden, wo an sich höchst eigenthümlich angelegte Naturen ihre Subjectivität geflissentlich so scharf wie möglich herauskehrten. Hier war überall nicht die Rede von Anziehen und Anlehnen, sondern von Abstoßen und auf sich selbst Stehen. Wer dies nicht konnte entbehrte des ersten Erfordernisses zum Eintritt in diese auserwählte Schaar der Ursprünglichkeit des Geistes oder der Genialität.

Die andere Richtung empfahl sich durch die geringeren Anforderungen die sie an die Begabung des Einzelnen stellte. Für sie brauchte es keiner Genialität, sondern nur einer gewissen Dosis gesunden Menschenverstandes und eines allgemein menschlichen Interesses. Sie ließ sich auf die leichteste Weise mit einer Grundrichtung der ganzen Zeit nach dem an und für sich Verständlichen, Einfachen und dem gewöhnlichen Maße von Einsicht Zugänglichen, so wie nach dem Gemeinnützigen und Wohlwollenden in Verbindung setzen. Daher war es natürlich daß sich die Mehrzahl der Theologen allmälig auf ihr bewegte und daß das Publicum sie für diejenige hielt in welcher sich der Glaube der Vergangenheit und das Wissen dieser aufgeklärten Periode zu beiderseitiger Zufriedenheit vertrug. Der sogenannte Rationalismus in der protestantischen Theologie, dem Orthodoxe und Pietisten ohne es zu wollen vorgearbeitet hatten, gegen den sich beide jetzt als gegen die Ausgeburt des Unglaubens vergeblich abarbeiteten, wurde durch nichts so mächtig gefördert wie durch seine poetische Verklärung in der geistlichen Liederdichtung eines Gellert oder seines Landsmannes Johann Andreas Cramer und anderer Gleichgesinnter.

Das religiöse Element in der Klopstockschen Poesie war nicht der einzige ihrer aus den Höhen des Geistes entnommenen Bestandtheile. Klopstock schlug zuerst auch mit nicht minderer Kraft, Wärme und Erhabenheit den Ton des idealischen Patriotismus an und zwar mit einer Wirkung die sich nur derjenigen seiner religiösen Poesie vergleichen läßt. Der eigentliche Sinn davon war daß der Dichter als das Organ des gebildeten deutschen Publicums gegen die bisherige schnöde Vernachlässigung und Verachtung der deutschen Poesie in überströmender Fülle des Glaubens an das in der letzten Zeit Erreichte und in begeisterter Hoffnung auf eine noch herrlichere Zukunft Protest einlegte. Er beurkundete damit die geschichtliche Thatsache, daß sich

Digitized by Google

der deutsche Geist wenigstens auf diesem einen Gebiete wieder kräftig und zu selbständigem Dasein berechtigt fühle, daß die Zeit der schülerhaften Aneignung des Fremden vorüber sei. Er und die ganze Schaar der von ihm Angeregten, der deutschen Barden, die ihr Lied mit mehr Getöse als Wohlklang, mit mehr Vertrauen in ihre heilige Sache als mit Einsicht erschallen ließen, hatten ein bestimmtes Ideal des echt deutschen Wesens im Gegensatz zu der fremden und namentlich der französischen Bildung die noch immer den Ton in Deutschland angab. Sie kehrten die Bedürfnisse ihrer gefühlvollen Begeisterung und ihrer für weiche Tugend schwärmenden Herzen heraus und übertrugen diese Eigenschaften sehr naiv aber weder richtig noch geschmackvoll auf die Urzeit des deutschen Volkes, von der man am wenigsten wußte, wo also die Phantasie am freiesten schalten durfte. Was ihnen als das Ursprüngliche im Menschen galt und was auch im Gegensatz zu der erstarrten Cultur der eben vergangenen Zeit etwas Ursprüngliches war, das sollte in jener Urzeit, wo der Mensch frisch aus den Händen der Schöpfung kam, ausschließlich gegolten haben und somit die wahre Natur des deutschen Volksgeistes sein, welche die Geschichte verändern aber nicht verbessern konnte.

Wenn das Gefühl und die Phantasie der Gegenwart auf solche Weise als ein ursprüngliches Besitzthum des deutschen Wesens dargestellt wurde, das nur durch die Schuld einiger Abtrünnigen und durch die bösen Künste der Fremden allmälig in Vergessenheit und Verachtung gesunken sei, so erhielt das Bewußtsein der Gegenwart einen ehrwürdigen Hintergrund an dem sich das Selbstvertrauen der Nation nicht wenig kräftigen konnte. Die Gegenwart hörte auf in der Luft zu schweben, wie es sonst in der Art dieser Zeit lag, die mehr als jede andere von eitler Selbstbespiegelung strotzte. Es bildete sich wenigstens eine Ahnung von dem Recht und der Macht der Geschichte. Man fühlte sich nicht mehr blos als Kinder des Jahrhunderts der Aufklärung, sondern als Nachkommen zwar unaufgeklärter aber großmüthiger und tugendhafter Helden.

Die geistige und sittliche Hoheit Klopstocks und der früher unbekannte Farbenglanz in seiner Kunst brachte ihm eine zeitweilige unbedingte Herrschaft über den deutschen Geschmack und große Schaaren Nachahmer. Ehe man aber seine Spuren gänzlich abtrat, wurde das deutsche Geistesleben durch eine Reihe großartig begabter Männer erfrischt und in neue Bahnen mehr fortgerissen als gelenkt.

Zuerst unter ihnen muß Lessing genannt werden, das größte kritische Genie dieser Zeit und vielleicht aller Zeiten. Er vereinigte alle die hauptsächlichsten Richtungen in welche die Literatur und Wissenschaft damals auseinander gegangen war, ähnlich beherrschend in sich wie Leibnitz. Leibnitz mag wohl von noch umfassenderem Wissen genannt werden, da er ein wissenschaftliches Gebiet welches Lessing immer verschlossen blieb, das der physikalischen Wissenschaften, auch mit heranzog und gerade hier seine Ueberlegenheit

am glänzendsten bewährte, wogegen sich Lessing nach seiner eigenen Anlage und dem Zuge seiner Zeit auf das der ethischen Wissenschaften beschränkte. Aber auf diesem Gebiet übertraf er jenen weit an Schärfe und Umsicht. Außerdem war er auch noch für das feinste Verständniß jeder Art von Kunstform angelegt, wovon Leibnitz nichts in sich gehabt hatte. So mag die geistige Ausrüstung dieser beiden ungefähr gleich groß und einzig in ihrer Art gewesen sein. Was ihren Einfluß auf die Zeit und auf die Nation betrifft, so wirkte Lessing jedenfalls unmittelbarer, massenhafter und doch zugleich tiefer. Leibnitz ist immer auch hierin der vornehme Gelehrte, der Mann des Hofes und der Aristokratie geblieben, Lessing dagegen der Mann des deutschen Volkes im besten Sinne geworden.

Klopstocks gewaltige Erscheinung hatte das Interesse der deutschen Bildung unwiderstehlich nach der Poesie hingewandt. Ihre kritische Erkenntniß wurde daher auch von selbst der Mittelpunkt für die Thätigkeit Lessings. Er hatte sich seine ästhetische Ausbildung vorzugsweise durch das Studium der antiken, insbesondere der griechischen Literatur erworben. Jene Naturwüchsigkeit und Selbständigkeit des Geistes, jene Genialität welche die Zeit so inbrünstig begehrte und als ihre eigentliche Göttin anbetete war ihm in ihrer ganzen Kraft die einzige Führerin auf seinem Wege. Niemand vor ihm, am wenigsten die bisherigen deutschen und auswärtigen Philologen verstanden es wie er die Kunstwerke des Alterthums organisch zu zergliedern. Er gab aber auch zum ersten Mal eine scharfe Vorstellung von den Anforderungen an die künstlerische Thätigkeit im Allgemeinen, die er sich aus der vergeistigten Anschauung und aus der bis zu dem letzten Grunde vordringenden Erkenntniß der Kunst des Alterthums abgenommen hatte. Im Vergleich mit dem bisherigen Getriebe schwärmerischer Dilettanten, wozu in gewissem Sinne selbst Klopstock zu rechnen war, stellte er zuerst die wahre Bedeutung der künstlerischen Thätigkeit, ihre Begründung und ihren Zusammenhang in und mit dem Wesen des Geistes, in festen und klaren Zügen dar. So gab er den strebsamen Geistern die sich von der Poesie fortgerissen fühlten einen andern höhern Maßstab für ihr eigenes Thun und lehrte sie daß es an der bloßen Phantasie und dem Gefühle nicht genug sei um wirkliche Kunstwerke hervorzubringen die auch über die Grenzen der gleichgestimmten Umgebung hinaus Lebensfähigkeit besaßen. Aber auch auf dem engeren Gebiet von dem er selbst ausgegangen war und auf das er immer wieder zurückgieng, auf dem der philologischen Studien, brachte er eine vollständige Umgestaltung zu Wege, deren Nachwirkungen noch heute dauern. In dem Geiste in dem er das ganze Alterthum erfaßte, suchte durch ihn unmittelbar angeregt sein deutscher Zeitgenosse Winkelmann die bildende Kunst des Alterthums zu begreifen und Heyne den Gewinn des Lessingschen und Winkelmannschen Genius zur Befruchtung des ganzen Kreises der Alterthumskunde zu verwerthen.

Die allmälige Belebung und Vertiefung dieser bei aller Gelehrsamkeit

damals so trockenen und so ganz an der Oberfläche sich haltenden Wissenschaft erlangte für die deutsche Cultur dadurch eine unmittelbar praktische Bedeutung weil überall in Deutschland das Erlernen der beiden classischen Sprachen noch immer den Hauptgegenstand des Unterrichts auf den mittleren und höheren Schulanstalten ausmachte, ohne bisher irgend merkliche Früchte für die Nation getragen zu haben. Von jetzt an wurde in Folge der neuen Lichtstrahlen, die von den höchsten Spitzen des deutschen Geistes langsam in die Tiefen vordrangen, wenigstens das Bestreben angeregt auch hierin den alten Weg zu verlassen und die Jugend zu einem annähernden Verständniß der Kunst und des ganzen Wesens des Alterthums zu führen.

Lessing verband damit die gründlichsten und umfassendsten Kenntnisse in der Literatur der neueren Culturvölker, der Italiener, Franzosen und Engländer. Dadurch erhielt seine kritische Begabung ein Gleichgewicht wie bei keinem seiner Vorgänger und Nachfolger. Der deutsche Geist hatte sich schon in Klopstock gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks aufgelehnt, aber seine Waffen waren nur aus dem Gefühl und aus dem Instinct hergenommen. Lessing wies mit unwiderleglichen Gründen die Unnatur der französischen Kunst und das Abgeschmackte ihrer Ansprüche nach. Zugleich lenkte er zum ersten Mal mit wahrem innerem Verständniß den Blick auf die englische Literatur, namentlich auf Shakespeare, der bis dahin in Deutschland wohl genannt, aber entweder nach französischem Vorgang als ein Wilder verachtet oder von den Genialen blos wegen seiner angeblichen naturwüchsigen Formlosigkeit angestaunt worden war.

Lessings literarische Thätigkeit zersplitterte sich einigermaßen in Tagesschriftstellerei, wie sie von dem Bedürfniß gefordert wurde. Wenn dies ein Nachtheil war, so glich er ihn dadurch wieder reichlich aus daß er auch in seinen unbedeutendsten Aufsätzen nie eine Zeile schrieb die nicht für alle Zeiten ein Muster des vollendeten Ausdrucks in deutscher Sprache wäre. Was ihm von gesammelter Kraft zu größeren Arbeiten übrig blieb, wandte er vorzugsweise auf die Gründung eines kunstgemäßen deutschen Dramas. Durch bewußte Anwendung der von ihm entdeckten Kunstregeln schuf er nach einigen weniger gelungenen Ansätzen drei in jeder Art untadelhafte Werke, Minna von Barnhelm als unübertroffenes Muster des feineren Lustspiels, Emilia Galotti und Nathan den Weisen, das eine für die eigentliche Tragödie, das andere für das höhere Drama gleichsam als Canon des Bühnengerechten in der Anlage, des Wirksamen in der Scenerie, des logisch Richtigen in der Charakteristik. Sie legten die mathematische Probe für die Unanfechtbarkeit und den strengsten inneren Zusammenhang seiner kritischen Grundsätze ab und gaben der deutschen Bühne einen Halt dessen sie niemals wird entbehren können.

Die Kritik Lessings beschränkte sich jedoch nicht auf das Gebiet der Kunst und der schönen Literatur. Er war von Haus aus Theologe und verlor nie-

mals das Interesse für diese Wissenschaft, die wie sich gezeigt hat damals schon von anderer Seite her in lebhafte Bewegung gebracht war. Lessings theologischer Standpunkt läßt sich kurz als der des allseitig geschulten Verstandes bezeichnen, der Einsicht genug in das Wesen des Menschen hat um zu begreifen daß neben ihm auch dem Gefühl und dem Gemüth eine gewisse Berechtigung zugestanden werden müsse. Die literarischen Streitigkeiten in die er durch die Herausgabe einer kritischen Schrift eines Gesinnungsgenossen, Reimarus, der sogenannten Wolfenbüttler Fragmente, mit einem Vorkämpfer der Orthodoxie, Göze, verwickelt wurde, endeten mit der gänzlichen Niederlage der alten Theologie. Lessing ebnete dadurch jener schon charakterisirten verstandesmäßigen Auffassung des Christenthums, dem Rationalismus, den Boden ohne es eigentlich zu wollen, denn er selbst blieb von ihrer schlaffen Moral, wo sich Alles um die Nützlichkeit und die sogenannte Glückseligkeit, d. h. um die allergewöhnlichste Behaglichkeit drehte, von ihrer seichten Auffassung der Glaubenslehre, wo auch der ungebildetste Geist überall mit fortkommen konnte, von ihrer eitlen Selbstgefälligkeit auf ihr in jeder Art geringes Wissen ebenso weit entfernt und ebenso stark abgestoßen wie von dem Hochmuth, der Tyrannei und der Trockenheit der Orthodoxie. Aber er konnte es nicht verhindern daß sich alle die welche die Orthodoxen bekämpften oder was jetzt gewöhnlicher wurde, verspotteten, Jünger seines Geistes nannten und sich auf ihn als auf ihren Altmeister beriefen.

Von der entgegengesetzten Seite her und nach dem entgegengesetzten Ziele hin wirkte Herders ebenso allgemein ausgebreitete kritische Thätigkeit. Lessing wollte dem ordnenden Verstande die subjective künstlerische Begabung in allen Dingen unterworfen wissen, Herder setzte in der Kunst die selbstwüchsige, durch Regeln ungeirrte Entfaltung der ganzen inneren Welt des Künstlers als das Höchste. Daher seine Begeisterung für die einfachsten und in gewissem Sinne noch vor aller Kunst liegenden Erzeugnisse der Poesie, für das Volkslied aller Nationen, für die Psalmen und für die übrigen poetischen Stücke des alten Testaments, womit Lessing nichts anzufangen wußte. In dem einen war er mit Lessing einverstanden, in dem rastlosen Kampfe gegen den Zwang der todten Ueberlieferung, in welchen sich der Einzelne bewußtlos fügt. Aber während Lessing dem die Klarheit der verständigen Einsicht entgegensetzte, tauchte Herder in die Tiefe der bisher unbefriedigten Gemüthssubjectivität.

Herder war wie Lessing von der Theologie ausgegangen und behielt sie schon durch äußere Veranlassungen seines amtlichen Berufes fortwährend im Auge. Hier war natürlich der Gegensatz zwischen ihm und Lessing noch auffallender, wenn sie auch beide dem alten orthodoxen Systeme feindlich gegenüber standen. Herder wurde bald ein leidenschaftlich befangener Verfolger jenes theologischen Rationalismus der durch Lessing zwar nicht erzeugt aber doch unwillkürlich sehr gefördert war. Was Klopstock durch die Hülfsmittel

der Poesie dem Gemüth und Gefühl seiner Zeitgenossen bieten wollte, das bot ihnen jetzt in prosaischer Form und mit scharfer Polemik Herder, nur mit größerer Gelehrsamkeit, mehr Geist und mehr Männlichkeit.

Als Versöhner der Lessingschen und Herderschen Richtung, wodurch die übrige Zeitgenossenschaft entweder in schroffe Parteien gespalten, oder auch ohne allen Gewinn für den Einzelnen und die Gesammtbildung abwechselnd hinüber und herüber gezogen wurde, trat auf dem Gebiete der Poesie Göthe auf. In ihm war jene von Herder ausschließlich vertretene Selbstwüchsigkeit und Ursprünglichkeit des inneren Lebens, die Genialität, mit dem klaren Verständniß Lessings für die äußere und innere Welt vollkommen richtig gemischt. Da er außerdem auch noch mit der größten Empfänglichkeit und Fruchtbarkeit und zugleich mit dem feinsten Formensinn von Natur ausgestattet war, so fand sich in ihm Alles was dazu gehörte um als Künstler oder Dichter die Bildung der Zeit zu beherrschen. Jede bedeutende Regung in dem geistigen Erneuerungsprocesse unserer Nation, mochte sie von dem einen oder dem anderen Hauptstrome ihm zugeführt werden, konnte er darum nicht blos äußerlich, sondern bis in den eigentlichen Lebenskeim in sich aufnehmen und in dauernde Gestalten verwandeln, die zum ersten Mal ganze und vollendete Kunstwerke und zugleich das unmittelbare Wesen der Zeit selbst waren. Darum erlangte er auch sogleich mit seinem ersten Auftreten eine Herrschaft über den Geist der Nation, wie sie in der früheren Geschichte auf anderem Gebiete Luther gehabt hat. Jede innere Veränderung welche seine eigene Kunst erlebte, wurde auch der Beginn einer neuen Periode für die gesammte Literaturentwickelung der Nation und trotz der lebhaftesten Bewegung auf allen Gebieten der geistigen Thätigkeit blieb von nun an die Poesie der Brennpunkt des Ganzen, wohin sich die Blicke aller derer zuerst und am eifrigsten wandten, die überhaupt an der deutschen Bildung Theil nahmen. Der lebhafte Schwung der durch ihn der Productionskraft unserer Literatur gegeben wurde, die zahlreichen Talente die von ihm angeregt in jeder Periode seiner Entwickelung sich zu selbständigen Gruppen gestalteten und ihre massenhafte Thätigkeit verbreiteten nun in Deutschland ein reges literarisches Treiben, das man selbst nach dem Auftreten von Klopstock und Lessing noch nicht gekannt hatte. In gleichem Maße und in regster Wechselwirkung wuchs auch die Theilnahme des Publicums. Eine stäts sich vergrößernde Zahl des sogenannten Mittelstandes wurde unwillkürlich wenigstens in den Bereich der Ausläufer jenes großen Genius hineingezogen. Solche Ausläufer konnten kaum etwas Anderes sein als eine einseitige Uebertreibung und Verzerrung, in jedem Falle nur eine Abschwächung des Geistes von dem sie ihre Nahrung zogen, aber sie wurden doch ein Element der Bildung und wirkten erwärmend und belebend gerade auf jene verknöcherten und in der dürftigsten Prosa erstarrten mittleren Schichten des deutschen Volkes. Klopstocks Poesie, Lessings und Herders Kritiken waren nicht bis zu ihnen gedrungen. Göthe selbst

drang zwar auch nicht bis dahin, oder wo es geschah war seine Wirkung eine rein äußerliche, aber die sentimentalen Romane welche sein Werther, die Ritterstücke welche sein Götz hervorrief, wurden von diesem Publicum andächtig genossen und auch verstanden.

Der Inhalt seiner Poesie in ihren echten Gestalten und in ihrer Uebertreibung und Abschwächung durch die blos Angeregten und Nachahmer fällt ganz in das Gebiet des subjectiven Lebens. Eine scheinbare Ausnahme macht allein das erste bedeutende Werk des Dichters: Götz von Berlichingen und der dadurch hervorgerufene selbständige Literaturzweig der Ritterschauspiele und Romane. Innerhalb jenes eigentlichen Gebietes ist, wenn man die lange Reihe seiner Schöpfungen von Götz und dem Werther an bis zu den 1790 erschienenen, aber schon 1772 im Wesentlichen vorhandenen Fragmenten des Faust überblickt, eine so große Anzahl von Problemen der Subjectivität künstlerisch gestaltet daß man behaupten darf es sei das ganze innere Leben der Nation in dieser Poesie gesammelt und dargestellt.

Der entscheidende Schritt über die Grenzen der Subjectivität hinaus wurde durch Schiller gethan. Er nahm sogleich in seinem Erstlingswerk, den Räubern, den Anlauf zu dem politischen und socialen Element. In seinen nächsten Erzeugnissen: Fiesko und Kabale und Liebe blieb er dieser Bahn treu. Seine Poesie begann also an der Grenzlinie welche die Göthesche noch nicht überschritten hatte.

Kritik und Opposition gab es in der damaligen deutschen Literatur zur Genüge, aber sie hatten sich noch nicht auf die großen socialen und politischen Zustände geworfen. Schiller ist der Erste gewesen der sie darauf hin gelenkt hat und insofern der Dichter der Revolution. Doch verlor das revolutionäre Element dieser Poesie viel von seiner unmittelbaren Schlagfertigkeit, weil der Dichter fortwährend Probleme des rein innerlichen Lebens heranzog und mit dem eigentlichen Grund seines Schaffens unlösbar verband. Auch er suchte überall das Interesse seiner Stoffe durch das Element der romantischen Liebe zu verstärken und so erhielten seine revolutionären Dramen einen mildernden Beisatz, der Vielen als die Hauptsache galt. Auch stachen seine ganz idealischen übertriebenen und nebelhaften Gestalten jener ersten Periode zu sehr von denen der Wirklichkeit ab die damit gemeint waren, als daß man sie zu Maßstäben der vor Augen liegenden socialen und politischen Zustände hätte verwenden können.

Auf diese Art versuchte die deutsche schöne Literatur den ganzen Umfang des menschlichen Daseins, seine Innerlichkeit und seine Aeußerlichkeit, zu bewältigen und in dauernden Gebilden die Ergebnisse des Bewußtseins dieser Zeit darzustellen. Auch die deutsche Wissenschaft versuchte in den meisten positiven Fächern dasselbe. Sie konnte fast überall an Leibnitz anknüpfen, dessen allgemein belebende Thätigkeit bereits gewürdigt ist. Bis zum Tode Friedrichs II. durfte auch sie wie die deutsche schöne Literatur sich in jeder Art eben-

bürtig neben die verwandten Leistungen der übrigen europäischen Culturvölker stellen und der traurige Rückstand in welchen Deutschland durch den 30jährigen Krieg gerathen mußte, war in soweit ausgeglichen.

In dem Betrieb der Naturwissenschaften und Mathematik konnte sich Deutschland wenigstens mit dem Ausland messen, in der Philologie hatte es seit Winkelmann das Ausland überholt, wo man immer nur auf dem alten Weg der mechanischen Gelehrsamkeit und der Kritik des Einzelnen sich bewegte, ohne von dem erweiterten und vergeistigten Standpunkt den die Wissenschaft in Deutschland erhalten, einstweilen noch Notiz zu nehmen. Von einer Wissenschaft der Theologie durfte überhaupt nur im Protestantismus die Rede sein, nachdem der restaurirte Katholicismus grundsätzlich jede freie Forschung von sich ausgeschlossen hatte. Auf katholischem Gebiete gab es nach dem Tridentiner Concil nur noch eine Ueberlieferung des ein für allemal feststehenden Systems der Lehre, also das Gegentheil von dem was man unter Wissenschaft zu verstehn pflegt. Aber auch die außerdeutschen protestantischen Kirchen hatten allmälig jede wissenschaftliche Entwickelung verkommen lassen. Nur auf dem Boden des deutschen Lutherthums, der zugleich auch die starrste und geistloseste Form der protestantischen Orthodoxie erzeugte, gab es eine solche zuerst als Pietismus und dann als Rationalismus. So wenig die eine wie die andere für die Zukunft genügen mochte, so waren sie doch das Beste was die wissenschaftliche Thätigkeit damals leisten konnte.

Nunmehr war es auch möglich geworden daß ein philosophisches System entstand welches den ganzen Gewinn des deutschen Geistes an Wissen und Denken in sich vereinigte und ein lebendiges Eigenthum der Nation wurde. Leibnitz hatte auch eine deutsche Philosophie geschaffen, insofern er von Geburt ein Deutscher war, aber seine Philosophie gehörte eher der ganzen übrigen Welt als gerade Deutschland an. Sein Geist konnte aus dem damaligen Deutschland keine Nahrung ziehen und umgekehrt konnte das Vaterland sich seiner eigentlichen Blüthe und Frucht am wenigsten erfreuen. Daß er auch auf das philosophische Denken in Deutschland anregend wirkte, beweist noch nicht daß seine Philosophie sich hier wirklich einbürgerte. Wolff, den man gewöhnlich seinen Nachfolger nennt, war es nur in sofern als auch er philosophirte und einige Leibnitzische Ideen, wenn er sie verstand oder brauchen zu können vermeinte, in sein eigenes System verarbeitete. Aber die Wolffische Philosophie war ganz darauf gegründet daß Alles was bisher als richtig im Kirchenglauben, in den Anschauungen von Staat und Recht, von Welt und Menschenleben galt, eben deshalb auch für immer richtig sei und durch die Philosophie in seiner logischen Begründung nachgewiesen werden müsse. Sie konnte einer Zeit nicht genügen der die Selbständigkeit des Denkens, die voraussetzungslose Kritik alles dessen was der Geist in seinen Bereich ziehen konnte, als erste und letzte Forderung galt. Diese wurde erschöpfend gestellt und befriedigt durch die Kantische Philosophie, die darum auch in ihrem

Kreise denselben unermeßlichen Einfluß auf die deutsche Bildung gewann wie Klopstock, Göthe und Schiller in der Poesie. Das Kantische System zog die ganze Welt der Sichtbarkeit und der Gedanken, so weit sie zur Kenntniß des menschlichen Geistes bis dahin gelangt war, vor den Richterstuhl des vernünftigen Subjects, als des höchsten und einzig berechtigten Richters. Eine solche Kritik hob alle Voraussetzungen des Glaubens in allen Dingen grundsätzlich auf und setzte an ihre Stelle das vernünftige Erkennen. Es war die letzte und vollständigste Consequenz des unbedingten Rechtes das der Verstand jetzt beanspruchte. Was Lessing von seinem Standpunkt aus zwar mit derselben Schärfe des Denkens, aber doch nur immer in Bezug auf Einzelheiten und auf solche Dinge gethan hatte die im Vergleich mit andern unwesentlich genannt werden durften, das geschah jetzt in der festgefügten Gliederung eines vollkommen abgerundeten, Alles und Jedes berücksichtigenden Systems und darum auch mit einer Wucht des Eindrucks als wenn nicht blos die Ergebnisse dieser philosophischen Kritik, sondern auch die Haltung des Denkenden der sie entstammten eine noch nie dagewesene That des Geistes sei.

Die letzten Ergebnisse der kritischen Philosophie hoben den ganzen moralphilosophischen und theologischen Dogmatismus aus den Wurzeln. Sie wies nach daß die Grundbegriffe, ohne welche weder der eine noch der andere auskommen zu können vermeinte, die Begriffe Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in ihrer bisherigen Fassung vor der Vernunft nicht bestehen, oder richtiger von ihr nicht bewiesen werden könnten. Die kritische Philosophie führte allerdings diese selben Begriffe mit denen die reine Vernunft nichts anzufangen wußte in wenig veränderter Gestalt mit Hülfe der sogenannten praktischen Vernunft wieder ein, als unentbehrliche Thatsachen der bisherigen Entwickelungsgeschichte des menschlichen Denkens und nothwendige Voraussetzungen aller Sittlichkeit. Indessen war doch von hier aus dem Denken ein Anstoß gegeben der zu den äußersten Consequenzen führen konnte, sobald es sich auf sich selbst beschränkte und sich in seiner Logik nicht durch die praktische Vernunft, d. h. das unmittelbare sittliche Bewußtsein oder Gewissen beschränken ließ.

Insofern enthielt das neue philosophische System alle Grundsätze der Revolution vollständiger und schärfer als jene im gewöhnlichen Sinne revolutionäre Literatur die damals zwar noch nicht in Deutschland aber desto mehr in Frankreich um sich griff und wirkte. Aber der revolutionäre Geist dieser Philosophie verlor schon darum seine unmittelbare Wucht auf den eigentlich praktischen Gebieten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, weil ihr Schöpfer dem allgemeinen Zuge des deutschen Geistes nachgab und sich vorzugsweise an die Probleme der Innerlichkeit und der Individualität hielt. Gesellschaft und Staat konnte er natürlich nicht von seiner Betrachtung ausschließen, aber er berücksichtigte sie doch nur mehr vorübergehend als eigentlich eindringend. Noch mehr aber wurde die revolutionäre Spitze der Kritik durch

Digitized by Google

jenen Begriff der praktischen Vernunft abgebrochen, der alles Bestehende schützte, auch wenn seine innere Richtigkeit klar erkannt war, weil es einmal bestand und weil es formales Recht war.

Unter allen Erzeugnissen des deutschen Geistes in dieser Periode trägt diese Philosophie am meisten den Stempel des Protestantismus, wenn auch nicht der verknöcherten Orthodoxie. Sie wandte sich mit bisher nicht gekanntem Ernste an die sittliche Selbständigkeit und Verantwortlichkeit des Einzelnen, an das Gewissen in seiner herbsten Fassung. Sie gieng darin noch unerbittlicher zu Werke als die großen Grundanschauungen Luthers und der Reformation, die Lehren von dem allgemeinen Priesterthum und der Rechtfertigung allein durch den Glauben es auf religiösem Gebiete gethan hatten. Auch Lessings Kritik war von echt protestantischer Strenge und Klarheit erfüllt, nur versetzte sie sich bei ihm mit Anmuth und Lebensfrische, weil er nicht als Philosoph vom Fache die Aufgaben der Sittlichkeit sondern als Aesthetiker die schöne Form zu begreifen hatte. Ebenso läßt sich in allen andern großen Führern der deutschen Bildung, den Dichtern sowohl als den Männern der freien Wissenschaft das protestantische Element als ein wesentlicher Grundzug, als die eigentliche Lebensluft ihres Geistes ohne Mühe herausfinden, nur nicht, wie zur Vermeidung von Mißverständniß noch einmal gesagt werden mag, in der Fassung der Orthodoxie oder des eigentlich confessionellen Standpunktes. Daß sie alle ohne Ausnahme geborene Protestanten waren, gehört gleichfalls wesentlich zu ihrer Charakteristik und zu der ihrer Zeit.

Doch auch die katholische Hälfte der deutschen Nation leistete etwas das sich in seiner Art neben jene großen Thaten des deutschen protestantischen Geistes stellen durfte. Bach und Händel hatten eine protestantische Musik geschaffen die für alle Zeiten als die Vollendung des überhaupt auf diesem Gebiete Möglichen wird gelten müssen. Aber sie waren die Spitze und das Ende davon. Dem Zeitalter der Aufklärung und des subjectiven Gefühlslebens fehlte jene felsenfeste Gläubigkeit, jene Schlichtheit der Empfindung, jene gänzliche Hingabe des Innern an die Macht des göttlichen Wortes, aber auch jener eiserne Fleiß, jene penible Gelehrsamkeit die ebenso wesentlich zu ihrer Natur gehörten. Was der protestantische Geist jetzt in der Kunst leisten konnte, wurde durch die Poesie erschöpft, wo er mit dem Gegentheil aller dieser Eigenschaften doch noch die tiefsten Wirkungen erzielte.

Der katholische Geist dagegen vermochte die der Zeit allgemein angehörende Erwärmung und Belebung des Gefühls und der Phantasie, die Freiheit und Klarheit des Verstandes und die stärkere Sinnlichkeit welche seiner Kirchenform und seiner örtlichen Heimath, dem Süden angeboren ist, nur in der Musik und zwar nur in weltlicher Musik zu verwerthen. Eine classische kirchliche Musik zu schaffen war der deutsche Katholicismus dieser Periode nicht angethan, der den besten Theil seiner Productionskraft aus der protestantischen Bildung nahm.

Digitized by Google

Selbst von der subjectivesten Poesie ließ sich doch noch eine Brücke zu der Welt des verständigen Denkens und Handelns finden von der Musik aus gab es keine. Hier handelt es sich nur um das Ausklingen der Innerlichkeit ohne alle Beziehung auf die äußere sittlich geordnete Welt in der sich der Einzelne als Theil fühlt und einreiht. Vergißt man diesen durchgreifenden Unterschied der Musik von allen andern Kunstgebieten nicht, so kann man sagen daß Gluck in seiner Art dasselbe leistete was Klopstock und Lessing zusammen für die deutsche Poesie leisteten. Er setzte den Ausdruck der Natur an die Stelle der conventionellen Abgeschmacktheit des französischen und italienischen Opernstiles, der bis dahin ebenso ausschließlich die deutsche weltliche Musik beherrscht hatte, wie die französische Poesie die deutsche. Er versuchte die Wahrheit, die Kraft und die Erhabenheit des Gefühls nach Abstreifung aller hergebrachten Formeln allein zur Darstellung zu bringen und wurde dadurch ein Wiederhersteller seiner Kunst, der auch über Deutschland hinaus bei dem weltbürgerlichen Charakter derselben die größten Erfolge erzielte, aber auch selbstverständlich die härtesten Kämpfe zu bestehen hatte.

Ueber ihn hinaus konnte Mozart zur vollendeten Schönheit fortschreiten, wie Göthe über Klopstock und Lessing. In ihm war ein vollkommenes Gleichgewicht aller Kräfte die dem Meister nöthig sind: Gefühl, Phantasie, Verstand, und in so fern erreichte er nicht blos das Höchste auf seiner besondern Bahn, sondern auf der Bahn seiner Kunst überhaupt. Neben ihm stand Haydn als seine Uebersetzung in die gemüthliche Alltäglichkeit, aber doch ihm so nahe verwandt, wie Göthen keiner seiner Zeitgenossen. Bei ihm wurde das Pathos zum Elegischen, das Schöne in seiner reinen Erhabenheit zum anmuthig Weichen, die leuchtende Klarheit der Gedanken zu der Faßlichkeit des gesunden Menschenverstandes und darum trat er seinen Zeitgenossen noch näher als Mozart, obwohl dieser mehr bewundert wurde.

So war der ganze Kreis der höheren Thätigkeit des Geistes auf das Reichste und Glänzendste ausgefüllt. Es giebt wenig Perioden der ganzen Weltgeschichte die sich darin mit dieser ruhmwürdigen Periode der deutschen Geschichte vergleichen lassen und diese selbst hatte noch keine hervorgebracht, in welcher der deutsche Geist so allseitig, so kräftig und so schön sich dargestellt hätte. Nur die eigentlichen bildenden Künste giengen leer aus; sie hatten ihren alten natürlichen Boden schon am Schlusse des Mittelalters verloren und noch keinen neuen gewonnen. Daher denn auch alle Talente ersten Ranges mit begreiflichem Instinct sich von ihnen ab und auf die andern so reich lohnenden Felder der geistigen Arbeit wandten. Denn selbst ein Mengs, so unmäßig er damals gepriesen wurde, darf nicht auf einen Platz neben einem Göthe, einem Lessing, einem Gluck oder einem Mozart Anspruch machen.

Digitized by Google

Kapitel XXXII.

Die staatlichen Verhältnisse in Deutschland unter dem Einfluß der Aufklärung.

Das wunderliche Gemisch uralter ganz abgestorbener Formen und neumodischer halbfertiger Gebilde welches die deutschen Zustände in Staat und Gesellschaft zeigten, schien auch nach dem Tode Friedrichs II. noch für lange Dauer bestimmt zu sein. In seinem Staate gieng die Maschine immerfort, auch nachdem ihr großer Werkmeister abgetreten war, und anfänglich ebenso regelmäßig als vorher. In Oesterreich konnte man noch immer auf den vollständigen Sieg des Lichtes und der Vernunft über die Finsterniß und das Vorurtheil hoffen, obwohl man sich verwunderte daß er so viel Mühe koste und so lange auf sich warten lasse. Noch lebte Josef und schien trotz aller Täuschungen nicht gesonnen auch nur das Geringste von seinen edeln Vorsätzen nachzulassen. Wohin sich auch der Blick in Deutschland richtete sah man ein frisches und gedeihliches Streben. Zwar blieb die Gesammtheit der Nation als politisches Ganze, das Reich als solches davon unberührt, aber es war schon lange außer Mode gekommen an das Reich zu denken. Es war für die öffentliche Meinung nicht mehr vorhanden, Niemand glaubte daß dadurch der wahre Fortschritt der Zeit gefördert oder aufgehalten werden könne. Diese Ansicht war vollkommen richtig im Hinblick auf die staatlichen und gesellschaftlichen Ziele welche das damalige Deutschland ausschließlich verfolgte. Man durfte damit zufrieden sein daß es zwar nicht überall, aber doch an hunderten der kleinen Brennpunkte in welche sich das Leben der deutschen Nation vertheilte, unläugbar vorwärts gieng. Man konnte nicht wissen daß es Fälle gäbe wo einer Nation ein einziger großer Brennpunkt unentbehrlich, wo ohne einen solchen alles übrige Erfreuliche, Lobenswerthe und Gute vergeblich gethan sei.

Es wäre thöricht anzunehmen daß sich auf jenem Wege der Arbeit ins Einzelne und in die Tiefe, der der deutschen Art an sich so angemessen ist überhaupt kein vernünftiges Ziel hätte erreichen lassen. Wäre Deutschland nicht durch Zufall in das Verhängniß ungeheurer Weltbegebenheiten gerissen worden, wo es nur mit gesammelter Kraft sich behaupten konnte, so würde jene Periode der Aufklärung und der vernünftigen Reformen in den einzelnen Ländern und Ländchen auch dem ganzen Vaterland alle die Früchte getragen haben die der Ernst, die Treue und die Aufrichtigkeit verdienten, womit die damaligen Leiter der Geschicke Deutschlands großentheils zu Werke

giengen. Es hätte Deutschland eine Revolution erspart werden können, die wie jede andere ebenso viel verdarb als nützte.

Als Friedrich II. sich mit gutem Gewissen den ersten Diener seines Staates nennen durfte, stand er anfangs auch darin unter seinen fürstlichen Zeitgenossen einzig da. Nicht als wenn alle die Andern jene frechen ehrvergessenen und geistlosen Schänder aller Zucht und Sitte gewesen wären, wie sie nach ihren Vorbildern in Versailles, nach ihrer Erziehung draußen und daheim und nach ihrer Umgebung eigentlich alle hätten werden müssen. Die unverwüstliche Güte der menschlichen Art, insbesondere der gute Kern der deutschen Volksthümlichkeit, dessen sie sich doch nicht ganz entäußern konnten, brachte gleichsam gegen die Natur oder die Logik manche fürstliche Persönlichkeiten zu Stande welche man für Zierden der Menschheit und ihres Volkes hätte rechnen dürfen, wenn ihnen nicht ohne Ausnahme dies oder jenes Wunderliche und Unschöne angeklebt hätte. Es war die Folge der Reaction ihrer natürlichen Gesundheit gegen das Gift das auf sie von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode einwirkte. Ihre Naturen waren zu kräftig als daß sie daran unheilbar erkrankt wären, aber spurlos gieng die Wirkung des Giftes an ihnen doch nicht vorüber. Entweder war es ein barbarischer Eigensinn oder eine rohe Formlosigkeit oder auch eine barocke Frömmigkeit die sie zu Originalen stempelte. Wenn sie auch wohlthätige Originale wurden, so gieng doch ein guter Theil des Segens den sie in ihrem Kreise hätten verbreiten können, darüber verloren. In jedem Falle aber sollte sich ihr Staat nach ihrer zufälligen Art, nach ihrer Laune richten. Sie hatten keinen Begriff davon daß sie ihr Liebstes was sie besaßen, eben jene Originalität ihm zum Opfer bringen müßten!

Erst Friedrich II. zeigte wie man der größte Fürst seiner Zeit werden konnte, wenn man die eigene Persönlichkeit ganz in dem Staat aufgehn ließ, wenn man eine strenge Scheidewand zwischen den Privatwünschen und Neigungen des Fürsten und den großen Bedürfnissen des Staates zog und die letzteren als heilig, die ersteren als Nebensachen behandelte. Dadurch hauptsächlich adelte er seinen Beruf und stellte ein Ideal dafür hin, das bei der allgemeinen Empfänglichkeit und Anregungsfähigkeit des deutschen Wesens in damaliger Zeit unermeßliche Wirkungen hervorbrachte. Durch ihn gieng allen nur etwas besseren unter seinen fürstlichen Zeitgenossen der Begriff des Staates als einer sittlichen Macht recht eigentlich erst auf. Sie wetteiferten seinen Geist auch in ihrem kleineren oder größeren Kreise zu bethätigen und dem Staate, den sie bis jetzt nur für ihre Laune ausgebeutet hatten, mit aufrichtigem Willen zu dienen.

Es wurde jetzt Mode bei den deutschen Fürsten und das Volk stand sich gut dabei, den Hofstaat zu beschränken, Ordnung und Zucht in ihrer nächsten Umgebung an der Stelle der früheren Verschwendung und Schwelgerei einzuführen. Die Fürsten begannen wieder als Menschen mit dem Volke zu

Digitized by Google

verkehren und nicht mehr als halbe oder ganze Götter aus dem Gewölke ihrer Majestät herab. Sie begannen zu glauben daß Parforcejagd, Paraden, italienische Oper und Concerte, Maskeraden und große Hofcirkel, Schäferspiele und Wirthschaften im arkadisch-französischen Stile, nicht mehr die ihrer allein würdigen Beschäftigungen seien und der Umgang mit Maitressen oder fremden Abenteurern der einzige der für sie paßte. Die Tugend, das große Stichwort der Zeit, erhielt auch in den Regionen einen angenehmen Klang wo früher ihr gerades Gegentheil als guter Ton gegolten hatte. Man sah jetzt deutsche Fürsten wie Friedrich der Große oder Josef II. in unscheinbarem Kleide Fabriken und Werkstätten besuchen, mit dem niederen Volke freundlich verkehren, sich bei den Bauern nach der Zahl ihres Viehstandes, nach dem Ertrage ihrer Kartoffeln und ihrer Kleefelder angelegentlich erkundigen und guten Rath und nützliche Belehrung über Dinge ertheilen, die man sonst am Hofe nicht einmal dem Namen nach zu kennen pflegte.

Der Titel Landesvater der ihnen früher so oft durch feile Schmeichelei gleichsam zum Hohn auf ihr wirkliches Gebahren gegeben worden war, erhielt jetzt einen ehrwürdigen Sinn, besonders da wo der geringe Umfang des Staates es möglich machte daß der Fürst selbst überall mit eigenen Augen sehen, überall gegenwärtig sein konnte, ohne fürchten zu müssen daß man eine Komödie vor ihm aufführe. Auch die deutschen Fürstinnen dieser Zeit beeiferten sich wahre Landesmütter zu werden, durch ein einfaches und unschuldiges Familienleben das Beispiel der Tugend zu geben und in ihrem Kreise allen den Nutzen zu stiften und den Segen zu verbreiten den das Volk um so dankbarer von oben aufnahm, je weniger es noch den Beruf in sich fühlte durch eigene Kraft für seine Beglückung zu sorgen. Im Vergleich mit dem großen Vorbild, Friedrich II., durften viele der kleineren deutschen Fürsten für noch größere Beglücker ihrer Unterthanen gelten als er. Schon bei Josef II. war das weiche und gefühlvolle Element, was so tief begründet in dem Wesen der Zeit lag, stärker herausgetreten und verfehlte nicht die Zeitgenossen wohlthätiger zu berühren als die mit den Jahren zunehmende trockene Strenge des alten Fritz. Ihm wäre es freilich schlecht angestanden gefühlvoll zu sein. Wer Roßbach und Leuthen, Hochkirch und Kunnersdorf erlebt hatte, mußte hart geworden sein. Auch ließ es sich schwer sagen wie er sich mit Sentimentalität 46 Jahre lang durch die gefährlichsten Verwickelungen der Politik hindurch winden, seinen zertretenen Staat wieder herstellen und sich mit den geringsten Kräften zum Gebieter der ganzen politischen Situation hätte machen können.

Die kleinen Fürsten lasen Acten, prüften selbst die Urtheile ihrer Gerichte, die Verfügungen ihrer Behörden, den Lebenswandel und die Thätigkeit ihrer Beamten. Sie erschienen bald hier bald da als Retter und Vertheidiger der Unschuld und Bestrafer des Lasters. Alles dies hatte Friedrich der Große auch gethan, aber sie thaten es mit mehr Gemüthlichkeit und mit

minderer Schroffheit als er. Sie behielten noch neben der Sorge für die Noth und den Ernst ihres Berufes Muße und Freiheit des Geistes genug übrig, um sich auch der Pflege der höheren Interessen der Nation in demselben wohlwollenden und gefühlvollen Sinne anzunehmen mit dem sie die Beglückung ihrer Unterthanen betrieben. Damit giengen sie weit über Friedrich den Großen hinaus. Er, obgleich der unterrichtetste und für Bildung empfänglichste Fürst seiner Zeit, hatte doch grundsätzlich nichts dafür gethan, einmal weil er seine ohnehin kärglichen Mittel andern dringendern Staatsbedürfnissen nicht entziehen wollte, dann weil er von dem mächtigen Aufschwung des deutschen Geistes in seiner Zeit nichts begriff, wiewohl er eigentlich den Anstoß dazu gegeben hatte, denn an seiner unvergleichlichen Größe richtete sich unwillkürlich das Selbstbewußtsein der Nation auf, das die unerläßliche Vorbedingung aller ihrer glänzenden Thaten im Reiche des Geistes war. Ihm mochte es verziehen werden, wenn er noch 1780 in einem Aufsatz über die deutsche Literatur der Gegenwart weder von Klopstock noch von Lessing etwas wußte und Göthe als den Verfasser eines abscheulichen Stückes nach dem barbarischen Muster Shakespeares, er meinte Götz von Berlichingen, mit Verachtung behandelte.

Den andern deutschen Fürsten dieser Zeit, die nichts von den Verdiensten aufweisen konnten welche sich Friedrich der Große ohne es zu ahnen auch um unsere Literatur erworben hat, die zu einer Zeit jung waren wo man schon mit der deutschen Bildung allein ausreichen konnte, hätte es übel angestanden wenn sie sich nicht ganz anders dazu verhalten hätten.

Unsere Literatur und Wissenschaft waren, wie sich gezeigt hat, selbstwüchsig wie bei keiner andern Nation aus dem Kerne des deutschen Volksgeistes entstanden. Sie hatten bereits die reifsten und köstlichsten Früchte gebracht, ehe sich die höchsten Schichten der Gesellschaft, die Fürsten und ihre Höfe um sie zu bekümmern befähigt waren, so lange diese noch von dem Abhub der französischen Bildung zehrten und sich damit befriedigt fanden. Nunmehr war dies anders geworden. Das gute Recht der Natur und Wahrheit hatte selbst hier, wo man es bewußt und unbewußt so lange verhöhnte, seine Anerkennung erzwungen. Damit kam auch die Zeit wo sich die deutsche Bildung diesen Kreisen nahen durfte ohne sich selbst zu entwürdigen. Sie konnte daraus für sich zunächst keinen weiteren Vortheil ziehen als daß ihr Selbstvertrauen wuchs, denn daran mangelte es ihr noch immer trotz ihrer großartigen Leistungen, wie dem ganzen deutschen Volksgeist dieser Zeit und aus den nämlichen Ursachen. Für die Gesammtheit der Nation entsprang auf diese Art allmälig wieder ein regerer Zusammenhang des eigentlichen Volksgeistes in seiner reinsten Blüthe und derer die durch das Geschick berufen waren als Regierende wenigstens die äußere Form des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte zu bestimmen.

Unter den Fürsten des damaligen Deutschlands begriff der Kaiser Josef II.

Digitized by Google

wie es schien den Werth der deutschen Bildung und die Pflichten die ihm als Oberhaupt der Nation gegen sie oblagen, ganz anders als Friedrich der Große. Er überholte diesen auch hierin in der öffentlichen Meinung. Wie überall stand das was er wirklich that auch hier in grellem Mißverhältniß zu seinem guten Willen oder seiner erregten Phantasie und seinem überspannten Ehrgeiz. Es war eine nicht viel geringere innere Unmöglichkeit Wien zu dem Mittelpunkt der deutschen Poesie und Literatur zu machen als die noch halbbarbarischen Zustände in den meisten Ländern der österreichischen Monarchie mit einem Male nach den Forderungen des Zeitalters der Vernunft und der Aufklärung umzuschaffen. Doch darf man auch hier Josefs Verdienste nicht zu niedrig anschlagen. Seiner Anregung ist es zuzuschreiben daß jene südöstlichen deutschen Landschaften überhaupt wieder in einige Beziehung mit dem Hauptstrome der deutschen Bildung gelangten, von dem sie seit der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation ganz unberührt geblieben waren. Die einzelnen Männer von Geschmack und literarischer Leistungsfähigkeit die schon vor Josef hier aufgetaucht waren, sind doch nur als seltsame Phänomene zu betrachten die ohne inneren Zusammenhang mit ihrer Umgebung weder von ihr Einflüsse erhielten noch auf sie solche üben konnten. Sie standen auf einem für Deutschland verlorenen Posten, aber seit Josef wurde dieser verlorene Posten zu einem immer zahlreicher besetzten und besser geschützten Vorwerke der deutschen Bildung, wie er es während des Mittelalters bis zur Reformation mit so vielem Ruhme gewesen war.

Was andere deutsche Fürsten dieser Zeit, vor allen ein Karl August von Weimar, für die Pflege unserer Literatur thaten, wird ihnen für ewige Zeiten für ihren schönsten Schmuck gerechnet werden. Sie waren zu sehr von dem Geiste dieser Zeit der Befreiung erfüllt als daß sie nicht auf alle Ansprüche des Mäcenatenthums im gewöhnlichen Sinne hätten verzichten sollen. Unsere großen geistigen Heroen hatten ohnehin dafür gesorgt daß sie eines solchen für ihre Sache nicht bedurften, wenn sie auch für ihre Person Schutz und Förderung von Seite derer in deren Händen sich die äußeren Mittel dazu befanden, immer dankbar erkennen mußten. Aber jene verhängnißvolle innere Abhängigkeit in welche die französische Bildung unter Ludwig XIV. von den zufälligen Launen des Despotismus und den wechselnden Strömen des Hoflebens gerathen war, wurde in Deutschland weder gefordert noch würde sie gewährt worden sein. Die deutsche Bildung behielt auch in der Hofluft ihren volksthümlichen Geist der sie ins Leben gerufen hatte und in dem sie allein gedeihen konnte.

Bei der unendlichen Zersplitterung Deutschlands, an seinen hundert und aberhundert großen und kleinen Höfen gestaltete sich auch dieser Vorgang überall verschieden, aber überall lief es schließlich auf dasselbe Ergebniß hinaus. Ein Hof und ein Höfchen nach dem andern legte seine herkömmliche Verachtung gegen die deutsche Sprache und Literatur ab und gegen den

Digitized by Google

Schluß dieser Periode gehörte es schon nicht mehr zum guten Tone unserer höchsten Gesellschaft deutsch so fehlerhaft zu reden und zu schreiben, wenn man ja doch einmal in die Lage kam das Eine oder das Andere zu thun, wie sich jeder Tagelöhner und jede Dienstmagd geschämt haben würden ihre Muttersprache zu mißhandeln. Schon durften sich auch deutsche Bücher neben den noch immer eigentlich einheimischen französischen in den Händen der feinen oder vornehmen Welt sehen lassen, schon gab es einige Namen von gutem Klange in unserer Literatur die zugleich auch einen glänzenden Stammbaum aufweisen konnten, aber sich beinahe mehr auf jenen wie auf diesen etwas zu Gute thaten.

Daß man dem Talente in der Literatur einen Zugang zu den Höfen eröffnete war nur die Folge der allgemeinen Forderung des Zeitgeistes. Nur der Mensch als solcher nach seinem wahren Werthe und Können sollte gelten, nicht die Herkunft oder der Stand. Nirgends hörte man jetzt heftigere Declamationen gegen die Adelsvorurtheile und den Kastengeist der Stände als an den Höfen und aus dem Munde derjenigen die ihre ganze bevorzugte Stellung gerade darauf gründeten. Es war als wollten Adel und Fürsten damit das Unrecht entschuldigen, das sie durch den bloßen Zufall der Geburt und des Herkommens den andern zufügten welche der Zufall weniger begünstigt hatte. Obwohl ein adelicher Herr immer noch sich hütete ein bürgerliches Mädchen ohne Vermögen zu seiner Gattin zu erheben und die freisinnigsten Fürsten dieser Zeit ihre Kammerherrn und Pagen, ihre Jagdjunker und Offiziere nach wie vor aus dem Adel nahmen, so geschah es doch immer häufiger daß Leute ohne Ahnen in die höchsten Stellen des Staates emporstiegen und daß von dem Adelichen, wenn er dem Staate dienen wollte, dieselben Kenntnisse gefordert wurden wie von dem bürgerlichen Candidaten. Jene eben so abgeschmackten wie entwürdigenden Gesetze wonach auf einer bürgerlichen Hochzeit bei schwerer Strafe nicht mehr als sieben Schüsseln gegeben und von den Bürgerstöchtern kein Gold und echtes Geschmeide getragen werden durfte, verschwanden nun von selbst und die Gleichheit in den äußern Lebensformen wurde nicht länger mehr den übrigen Ständen bestritten deren innere Bildung schon längst die der höchsten Kreise überflügelt hatte.

Nach Friedrichs II. Vorgange fieng man auch anderwärts an die Gesetze gleich für Alle zu handhaben und der hochgeborene Verbrecher wurde jetzt von der Gerechtigkeit wirklich nicht milder behandelt als der aus niedrigem Stande. Ja man neigte sich wenigstens in der Theorie und hie und da auch in der Praxis eher dazu, Rücksichten auf die mangelhafte Erziehung, die Armuth und die drückenden Lebensverhältnisse diesem als mildernde Momente in Rechnung zu stellen. Kein deutscher Staat hatte vor der Zeit Friedrichs II. die bürgerliche Gleichberechtigung aller christlichen Religionsparteien anerkannt und in der Praxis durchgeführt, wenn es auch schon vor Friedrich manche

tolerante Fürsten in Deutschland gab. Jetzt aber führten die Fortschritte der wissenschaftlichen Theologie im Vereine mit den Bestrebungen der Aufgeklärten unter den Gebildeten überhaupt dahin, daß es nicht blos Mode wurde Friedrichs Beispiel auch hierin nachzuahmen, sondern daß man das Echte und Bleibende in allen Religionen als ihren gemeinschaftlichen Kern und ihr eigentliches Recht mit positiver Ueberzeugung hervorhob. Jene kalte Freigeisterei die einst von der toleranten Gesinnung in religiösen Dingen unzertrennlich zu sein schien, kam immer mehr außer Mode. Ihr hatte noch ein Friedrich der Große bis zu einer gewissen Grenze gehuldigt, wie es die Einflüsse der Bildung die ihn beherrschte, mit sich brachten. Aber für die warmen Herzen dieser Zeit paßte sie nicht mehr. Sie verlangten nicht deshalb allgemeine und unbeschränkte Toleranz weil sie alle Religionen für Trugwerk hielten, sondern weil sie in allen so viel Wahres und Gutes zu entdecken glaubten daß ein tugendhafter Mensch und ein wohleingerichteter Staat unter der Einwirkung einer jeden von ihnen hervorgebracht werden zu können schien.

Protestantische und katholische Fürsten und Regierungen wetteiferten es den beiden größten Zeitgenossen auch hierin gleich zu thun, von denen der jüngere, Josef II., auch hierin dem weichen Gefühle seiner Zeit näher stand als sein Vorbild. Wenige hatten freilich die Macht, die Kühnheit und die Charakterstärke soweit zu gehn wie sie oder wie namentlich Josef gegangen war. Das alte Vorurtheil im Volke protestantischer wie katholischer Confession, das alte verbriefte Herkommen und ausdrückliche Gesetze schienen Manchem auch bei dem reinsten Willen doch noch immer wohl zu respectirende Schranken und weil man überhaupt menschenfreundlich und sanft gestimmt war, so glaubte man auch hier und zwar hier am meisten jede Härte und Gewaltsamkeit ferne halten zu müssen. So konnte es auch unter einer ganz erleuchteten Regierung geschehen daß einem Andersgläubigen, der am Hofe und im Staate in höchsten Ehren stand, doch das Bürgerrecht in der Hauptstadt verweigert wurde, wie es ihre Privilegien und Statuten mit sich brachten, daß sich auch für den vornehmsten Protestanten, wenn er in einer katholischen Stadt starb, kein Ruheplatz auf dem Friedhofe fand, daß protestantische Künstler, Handwerker und Kaufleute unerbittlich von jedem Geschäftsbetrieb in katholischen Orten ausgeschlossen waren, aber ebenso wohl auch in nicht wenigen protestantischen Orten allen Katholiken, oder sogar in reformirten Orten den Lutheranern und umgekehrt nicht nur die bürgerliche Gleichberechtigung, sondern auch die bloße Duldung noch immer versagt blieb.

Selbst geistliche Fürsten gaben jetzt die deutlichsten Beweise ihrer duldsamen Gesinnung. Was sie als Landesherren für die Gleichstellung der Protestanten thun konnten, geschah von ihnen. Vor allen zeichneten sich mehrere der rheinischen Erzbischöfe dieser Zeit dadurch aus, nicht ohne im Volke oder in den privilegirten Körperschaften auf zähen Widerstand oder versteckte Feindseligkeit zu treffen. Am weitesten giengen die beiden Mainzer Erzbi-

Digitized by Google

schöfe Emmerich Josef und sein Nachfolger Friedrich Karl. Der Mainzer Hof und die Mainzer Universität erhielten durch die Heranziehung einer Anzahl der bedeutendsten protestantischen Gelehrten und Literaten einen völlig confessionslosen Charakter und erreichten mehr wie irgend welche andere in dieser Hinsicht das Ideal der Zeit. Denn hier fanden nicht blos ein Johannes Müller und ein Georg Forster, sondern auch ein Heinse unter dem Schutze und der besondern Gunst des Hauptes der deutschen Kirche für längere Zeit ihre Heimath. Nur kleine und abgelegene Territorien, namentlich die so ganz verknöcherten kleineren Reichsstädte konnten es möglich machen sich hierin wie in andern Dingen dem Lichte zu verschließen. Sie beharrten noch in ihrer confessionellen Starrheit, die hier wo Staats- und Stadtverfassung zusammenfiel und die Regierung der Stadt zugleich die des Staates war, allerdings doppelt versichert war. Dafür mußten sie sich auch die schärfsten Kritiken der öffentlichen Stimme, der periodischen Presse oder auch der zahlreichen Reisenden gefallen lassen, die jetzt ein förmliches Geschäft daraus machten die Fortschritte der Aufklärung statistisch zu verfolgen.

Wie mächtig der Zug der Zeit in dem damaligen Deutschland nach Licht und Vernunft gieng, läßt sich auch daraus entnehmen daß selbst das herkömmlich als das classische Land der Finsterniß betrachtete Baiern ganz von innen heraus eine Morgenröthe gebildeter und zeitgemäßer Zustände erlebte. Kurfürst Max Josef III., der letzte der bairischen Wittelsbacher, der Sohn und Nachfolger des unglücklichen und unverständigen Kaisers Karl VII., befreite sich aus eigener Kraft von dem Einfluß der Jesuiten, denen sein Vater noch ganz nach althergebrachter Weise ergeben gewesen war. Als Landesregent that er zwar geräuschlos aber energisch sehr Vieles für die Beförderung des öffentlichen Wohlstandes, für die Hebung der Landwirthschaft und der Gewerke, für die Beaufsichtigung der Beamten, für die Verbesserung der Gesetze. Ueberall fand er in einzelnen wohlgesinnten und gebildeten Männern tüchtige Werkzeuge. Vorher hatte man von ihnen nichts gewußt, jetzt aber wuchsen sie durch die Sonne des Jahrhunderts hervorgelockt auch aus dem Boden Baierns der dem übrigen Deutschland sprichwörtlich als unfähig für jedes Gewächs höherer Bildung galt.

Auch blieb der Kurfürst nicht dabei stehn. Die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften 1759, die Errichtung eines geistlichen Rathes der aus den freisinnigsten Bestandtheilen zusammengesetzt wurde, die unausgesetzte Sorge für das Schul- und Unterrichtswesen, für die Sittlichkeit und Gelehrsamkeit der Geistlichen zeigte daß man hier wirklich das ganze Ziel der Aufklärung begriffen und den aufrichtigen Willen habe es zu verfolgen. Innerhalb der etwa dreißig Jahre die Max Josef regierte, von 1745—1777 wurden größere Fortschritte in allen Dingen gemacht als in den letzten dreihundert Jahren. Wenn auch immer noch sehr viel übrig blieb um Baiern auch nur zu der Culturhöhe der besser regierten katholischen Staaten der Zeit zu heben, weil

Digitized by Google

kein anderes deutsches Land so weit zurückgeblieben war, so ließ sich doch hoffen daß es von nun an wenigstens nicht mehr den Zusammenhang mit der übrigen deutschen Bildung verlieren würde.

Nächst Baiern waren herkömmlich die geistlichen Territorien, die sog. Pfaffenstaaten am verrufensten wegen ihrer Mißbräuche in Recht und Verwaltung, ihrer Unordnung in den Finanzen, wegen der Armuth und Rohheit des Volkes. Aber auch in ihnen fand um diese Zeit eine fast allgemeine Erweckung zu neuem Leben statt. Eine imposante Reihe der würdigsten und wärmsten Menschenfreunde im Stile des Jahrhunderts trug die Tiara. Viele davon kann man den leuchtendsten weltlichen Fürstengestalten des damaligen Deutschlands an die Seite stellen. Einzelne überboten noch ihre weltlichen Nebenbuhler in den edelsten Tugenden durch eine ihrem Stande und Amte natürliche Mischung von väterlichem Ernste und brüderlicher Herzlichkeit mit der feierlichen Würde des obersten geistlichen Hirten und Berathers der Seelen. Einem Franz Ludwig von Erthal von Bamberg und Würzburg, oder einem Emmerich Josef von Mainz, einem Maximilian Franz von Cöln, dem Bruder Kaiser Josefs II., einem Heinrich von Fulda konnte in der Vereinigung aller echt menschenwürdigen Eigenschaften, an ernstem Wohlwollen, segensvoller Thätigkeit, gediegener Frömmigkeit und kirchlichem Sinne bei gänzlicher Freiheit von allem Fanatismus weder ein Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, noch ein Karl Friedrich von Baden, Franz Leopold von Dessau, Ernst von Gotha, Karl August von Weimar oder andere weltliche Sterne erster Größe gleich kommen. Hätte ihnen auch weiter nichts gefehlt, so entbehrten sie doch immer jenes Nimbus den das Amt den geistlichen Fürsten gab. Protestanten und Katholiken sahen mit gleicher Ehrfurcht auf sie, die das volksmäßige Wort: unter dem Krummstab ist gut wohnen erst zur Wahrheit machten.

Doch nicht blos als wahre Väter ihres Landes sondern auch als Regeneratoren der Kirche bemühten sich einige dieser letzten und ehrwürdigsten deutschen Kirchenfürsten thätig zu sein. Der Gedanke einer festeren Gestaltung der deutschen Kirche und ihrer größeren Unabhängigkeit von Rom lag Niemand näher als ihnen, aber seit der Reformation war die gesammte Stellung der katholischen Kirche in Deutschland der Art daß sie sich nur in engstem Anschluß an Rom halten zu können schien. Jetzt aber wurde dieser Gedanke zuerst literarisch durch den Trierer Weihbischof Hontheim unter dem Namen Justinus Febronius 1763 ausgeführt und begründet und fand überall in der deutschen katholischen Kirche ein lebhaftes Echo. Dann trat er auch in das Gebiet der thatsächlichen Bestrebungen ein, nicht blos in Oesterreich, wo ihn Kaiser Josef in seiner Manier überstürzend zur Norm seines Verhaltens gegen Rom machte, sondern auch bei den ersten geistlichen Fürsten selbst, die durch ihre Persönlichkeit und ihre Stellung vor allen revolutionären Excentricitäten bewahrt wurden. Die Emser Punctation von

1786 zwischen den drei rheinischen Erzbischöfen und Salzburg zeichnete die Grundlinien eines gemeinschaftlichen Vorgehens gegen Rom. Es war in derselben Zeit wo Deutschland hoffen durfte durch den Fürstenbund Friedrichs des Großen zu einer friedlichen Reform seiner Gesammtverfassung als politisches Ganze zu gelangen, als sich auch die Aussicht auf eine Neugestaltung der Kirchenverfassung unter dem Einfluß des erleuchteten Geistes der Zeit zu eröffnen schien. Die eine wie die andere lösten sich durch die wilden Stürme der französischen Revolution in Nichts auf, aber dennoch verdienten sie beide die volle Beachtung und die dankbare Theilnahme der Zeitgenossen und der Geschichte.

Dem rastlosen Vorwärtsstreben aller erleuchteten Fürsten und Regierungen entsprach eine immer wachsende Aufmerksamkeit der höheren und mittleren Schichten des Volkes, der gleichfalls im raschesten Wachsthum begriffenen Zahl der „Gebildeten" im Sinne dieser Zeit, auf die öffentlichen Angelegenheiten. Man begehrte damals noch keinen directen Antheil an der Regierung des Staates, auch keine gesetzmäßig geregelte Controle derselben. Für das Eine wie das Andere waren noch keine Formen gefunden deren man sich hätte bedienen können, oder vielmehr die bisherigen des absolutistischen Beamtenwesens hatten sich noch nicht als unzureichend gezeigt und das Bedürfniß nach andern erweckt. Noch durfte man mit Recht glauben durch den bisherigen Staatsmechanismus zur Beseitigung aller alten Mißbräuche, zur vollständigen Beglückung und Aufklärung aller Unterthanen zu gelangen, und weil man dies glaubte, suchte jeder in seinem Kreise und auf seine Art Hand an das große Werk zu legen und fühlte sich unbedenklich auch als ein berechtigter Mitarbeiter der zunächst dazu Berufenen, der Fürsten und ihrer Diener.

Die Sorge für die Hebung des Volkswohlstandes beschäftigte auf diese Art zahlreiche Privatleute in allen Theilen unseres Vaterlandes. Ueberall und mit allen Mitteln der eigentlichen Praxis und der theoretischen Belehrung arbeiteten sie den wohlgesinnten Regierungen und Beamten in die Hand und diese thaten alles Mögliche um sich immer mehr solcher freiwilligen Kräfte zu gewinnen. Noch hatte man keine Ahnung von der Lehre von dem beschränkten Verstande der Unterthanen und der erblichen Weisheit der zufällig Regierenden, oder wo solche Sätze ausgesprochen wurden, erregten sie mitleidige Verwunderung, seltener wirkliche Erbitterung, weil man sie für zu thöricht hielt um gefährlich zu sein.

Aber nicht blos in der Pflege der materiellen Interessen, sondern auch in den höheren und höchsten Gebieten der geistigen und sittlichen Volksbildung rechnete man von oben her auf den Beistand aller dazu innerlich Befähigten und wünschte keinen Schritt ohne die unzweideutige Zustimmung der öffentlichen Meinung der Besten zu thun. Ebenso setzte auch jeder der sich getrieben fühlte hierin der Menschheit nützlich zu sein, als selbstverständlich

voraus daß ihm die fördernd entgegenkommen müßten denen das Geschick die Macht und die Pflicht das Volk zu beglücken und aufzuklären zunächst anvertraut hatte. Von dem Vorkämpfer für einen rationellen Betrieb des Ackerbaus und der Viehzucht, Schubart von Kleefeld, an bis zu den Verkündigern einer Wiederherstellung der ursprünglichen Güte und Reinheit der menschlichen Natur durch ein geläutertes System des Jugendunterrichts und der Erziehung, einem Basedow, Salzmann, Campe, war jeder Reformator auf irgend einem besondern Felde mehr oder minder durch irgend einen wahrhaft aufgeklärten Fürsten, durch eine erleuchtete Regierung und hochherzige Staatsbeamte gefördert worden und jeder neue Weltbeglücker nahm dasselbe Recht in Anspruch. Er verzichtete damit auf jeden Gedanken an eine revolutionäre Durchsetzung seiner Ideale. So herrschte überall neben dem ausgesprochensten Haß gegen Alles was als Tyrannei und Despotismus, als Aberglaube oder als verstockter Eigennutz empfunden wurde, doch zugleich die loyalste Gesinnung, wie sie die Regierungen dieser Zeit zum großen Theil auch verdienten. Es verstand sich von selbst daß die Männer des Fortschrittes den Freiheitskämpfen der Zeit, dem kleineren der Corsen gegen Genua und die Franzosen und dem größeren der Amerikaner gegen England zujubelten; die Theilnahme hielt sich auch nicht blos innerhalb des Bereichs der Gefühle und Worte. Eine Menge freiwilliger Kämpfer zum Theil aus den besten Ständen Deutschlands zog übers Meer und erprobte in der neuen Welt ihren nationalen Kriegsmuth und ihre gleichfalls altnationale Begeisterung für die Freiheit. Aber Keinem derselben fiel es ein daß auch in Deutschland die Freiheit und das Licht mit den Waffen durchgesetzt werden müsse: man war und blieb überzeugt daß es nur der Zeit bedürfe um auch die noch Widerstrebenden, die tyrannischen Fürsten, die zelotischen Pfaffen, die verstockten und nichtswürdigen Beamten zu gläubigen Verehrern der echten Menschlichkeit, Tugend und Aufklärung zu bekehren oder von selbst zu beseitigen. Erlebte man ja doch an einem der schlimmsten Repräsentanten des älteren fürstlichen Despotismus, an dem Herzog Karl von Wirtemberg, eine solche Bekehrung, die er nach der enthusiastischen Art der Zeit sogar von den Kanzeln herab seinem Volke verkünden ließ.

Was man nicht im directen Zusammenwirken mit den Regierungen erreichen konnte, das suchte man durch Verbindungen Gleichgesinnter und nach einem Ziele Hinarbeitender zu erreichen. Es war natürlich daß sich die Vorkämpfer des Neuen doch noch immer der breiten und zähen Masse des Alten gegenüber vereinzelt fühlten und durch festen Zusammenschluß aus ihrer Vereinzelung heraus und zu wirklichem Handeln zu gelangen suchten. Im Charakter dieser jugendlich-idealen Auferstehungsperiode der echten und reinen Natürlichkeit oder Menschlichkeit lag es daß man gerade wegen der unbedingten Gläubigkeit an das Licht ein gewisses Helldunkel für das Gemüth und die Phantasie liebte. Es theilte sich unwillkürlich jenen Verbindungen

Digitized by Google

mit und wurde für viele das, was sie am meisten anzog und fesselte. So gewann die Freimauerei mit ihrer durchaus lichtvollen Tendenz durch die nächtliche Romantik ihrer geheimnißvollen Symbole und Formeln jetzt auch in Deutschland eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung. Auch der Orden der Illuminaten, eigentlich nur eine Copie jener, verbreitete sich namentlich in den katholischen Theilen unseres Vaterlandes neben andern concurrirenden Verbindungen ähnlichen Inhalts mit überraschender Schnelligkeit. Es konnte nicht fehlen daß die Geheimnißkrämerei aller solcher Verbindungen manchem unsaubern Element, mancher verdächtigen Persönlichkeit leichtes Spiel gab, daß neben den bisher gewöhnlichen Formen des Betrugs jetzt auch die neuere Maske eines Freimaurers, Illuminaten oder andern Geheimbündlers zum Schaden der unvorsichtigen oder arglosen Enthusiasten benutzt wurde, daß sich hie und da wirklich unsittliche und zerstörungslustige Tendenzen eindrängten, wie dies für die Illuminaten zugestanden werden muß. Dennoch aber überwog auch hier der wahrhaft wohlmeinende, von den edelsten Absichten bis zur Ueberschwenglichkeit erfüllte Geist, der dem ganzen deutschen Leben dieser Zeit eine so schöne ideale Haltung giebt.

Wahrhaft großartig gestaltete sich neben den eigentlich praktischen Bestrebungen die Thätigkeit der deutschen Presse dieser Zeit für die Sache der Vernunft, der Freiheit, der Aufklärung und der materiellen Wohlfahrt. Schriftsteller vom ersten Rang in der gelehrten Welt verschmähten es nicht ihre Feder der populären Belehrung zu widmen. Ein Justus Möser ließ seine in Inhalt und Form gleich originellen Gedanken über alle möglichen Gegenstände des öffentlichen Wohls in dem Wochenblatte seiner Vaterstadt Osnabrück drucken. Es sind dieselben die als „patriotische Phantasien" mit Recht für einen der werthvollsten Bestandtheile unserer Literatur gelten. Die wuchtige Gelehrsamkeit eines Schlözer, der als Historiker vom Fach einer europäischen Berühmtheit genoß, verschmähte es nicht in dem „Briefwechsel" und in den „Staatsanzeigen" gerade so wie ein anderer Zeitungsschreiber der deutschen Nation gegenüber zu treten.

Friedrich Karl von Moser fand neben seiner amtlichen Thätigkeit und seinen ausgebreiteten gelehrten Studien immer noch Muße genug um in populär gehaltenen Büchern, wie „der Herr und der Diener" und „vom deutschen Nationalgeist" oder in seinem patriotischen Archiv auch als eigentlicher Zeitungsschreiber Jedermann und nicht blos den eigentlich Gelehrten nützlich zu sein.

Die deutsche periodische Presse entfaltete in dieser Zeit einen Eifer und ein aufrichtiges Bestreben ihrem Volke in jeder Art zu dienen und es zu bilden, welchen nur die wohlwollende Achtung, das entschieden günstige Vorurtheil gleich kamen womit das Publicum Alles was zu seiner Belehrung und seinem Nutzen geboten wurde, aufzunehmen pflegte. An sehr vielen Orten in Deutschland bestand damals zwar nicht dem Namen aber der Sache

Digitized by Google

nach vollkommene Preßfreiheit. Die Gegenstände welche allenfalls auch die freigesinnten und aufgeklärten Regierungen nicht besprochen haben wollten, lagen an und für sich aus dem Gesichtskreis der Presse. Sie hatte mit ihren nächsten Aufgaben, den innern Angelegenheiten oder der Wohlfahrt des Volkes zu viel zu thun als daß sie sich um jene, die auswärtige Politik, hätte kümmern können. So war die Presse auch da wo man sich vor ihr fürchtete und sie nach Kräften beschränkte eine anerkannte Macht. Sie stellte viel richtiger als zu irgend einer späteren Zeit den wahren Ausdruck der öffentlichen Meinung aller Gebildeten dar und diese selbst war auch viel einmüthiger als sie es irgend einmal bis auf den heutigen Tag gewesen ist.

Zwar fehlte es auch in Mitte aller Fortschritte nicht an einzelnen Stellen wo die alten nichtsnutzigen Zustände sich aufs Zäheste behaupteten oder wo man den Versuch machte sie mit Bewußtsein dessen was man that bis zu einem gewissen Maße wieder herzustellen. Neben den ehrwürdigen Gestalten der früher erwähnten geistlichen Fürsten gab es Andere die die alte Intoleranz, die alte Lüderlichkeit und Bornirtheit des schrankenlosen und eigennützigen Absolutismus auch noch bis zum Ausbruch der großen Katastrophe, die Gute und Schlechte vernichten sollte, festhielten. Unter den weltlichen Landesherren gab es noch jenen Karl von Zweibrücken, der sein ganzes Land in einen großen Thiergarten verwandelte, oder jene brutalen kleinen Tyrannen wie der Graf von Leiningen-Guntersblum, der Wild- und Rheingraf, der von Wolfegg-Waldsee welche sich mit allen möglichen groben Verbrechen beladen hatten. Noch war es in dem tief zerspaltenen und überall in seinen Atomen so selbständig gestalteten Deutschland möglich daß eine ganze Anzahl damaliger Landesväter ihre Unterthanen an England verkauften um den Aufstand in Nordamerika zu unterdrücken. Seltsam und betrübend genug war daß die Hessischen, die Ansbacher, die Braunschweiger, die Anhaltiner Soldaten, die dazu verwandt wurden, dort gegen ihre Landsleute fechten mußten, welche für die Freiheit freiwillig ihr Blut zu vergießen über das Meer gezogen kamen. Selbst die eingeborenen Kämpfer für die Unabhängigkeit stammten zum größten Theil aus deutschem Blut und waren noch ihrer deutschen Art treu geblieben. Jene pennsylvanischen Farmer welche den Kern und die Kraft des amerikanischen Heeres bildeten, waren fast ausnahmslos die Nachkommen der deutschen Einwanderer die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts dem politischen und religiösen Druck ihrer Heimath entflohen waren.

Wer noch aus Beschränktheit oder bösem Willen das Alte zu vertheidigen suchte, durfte sich darauf berufen daß zwei Regierungen die einst vorzugsweise zu den aufgeklärten und freisinnigen gehört hatten, die bairische und sogar auch die preußische, gerade am Schluß dieser Periode umlenkten. In Baiern geschah es unter der Regierung Karl Theodors von der Pfalz, der persönlich in jeder Art werth- und charakterlos früher zwischen dem Alten und Neuen

Digitized by Google

hin und her schwankte, doch so daß er für gewöhnlich die Mode seiner Zeit mitmachte. Aber das allerdings ungestüme Treiben der Illuminaten jagte ihm endlich wirkliche Angst vor den staats- und religionsgefährlichen Folgen der Aufklärung ein. Seit 1784 begann in Baiern eine Hetzjagd auf die Illuminaten, wobei natürlich nicht blos sie, die sich zum Theil wenigstens mit revolutionären Phantastereien, aber nur mit keinen wirklich gefährlichen Plänen trugen, sondern überhaupt die neue Bildung und Gesinnung verfolgt wurden. In Preußen war es der Neffe Friedrichs der einem Wöllner und ähnlichen Gesellen die Möglichkeit verschaffte nicht blos sich selbst, sondern die ganze oberste Leitung des Staates im In- und Ausland in Mißcredit zu bringen. Das berüchtigte Religionsedict und das nicht minder berüchtigte Censuredict von 1788, also 2 Jahre nach Friedrichs Tode, sollte den alten Glauben der Väter gegen die zerstörenden Angriffe der Wissenschaft, gegen den Rationalismus dieser Zeit, und den Staat gegen die unbefugte Kritik der Gebildeten schützen.

Doch verstand es sich von selbst daß damit gerade das Gegentheil von dem erreicht wurde was man beabsichtigte. Es war diesen Leuten die jetzt den Staat Friedrichs des Großen regierten nicht möglich, wenn sie auch von anderem Schlage gewesen wären, die Arbeit eines halben Jahrhunderts ungeschehen zu machen. Die öffentliche Meinung verurtheilte sie, aber fürchtete nichts von ihnen. Der Glaube daß man auf dem rechten Wege sei und daß es gelingen werde auf ihm weiter ohne alle Gewaltsamkeiten, also auch ohne Revolution bis zum Ziele zu gelangen, wurde dadurch so wenig erschüttert wie durch die einzelnen Fälle von despotischer oder bigotter Gesinnung bei Fürsten und Beamten, von denen man noch immer hören konnte.

Alles zusammengefaßt boten die Zustände im deutschen Staatsleben dieser Zeit doch einen sehr erfreulichen und verheißungsvollen Anblick. Es war auch hier nicht viel Geringeres geleistet als auf dem Gebiete der idealen Arbeit, der schönen Literatur, der Kunst und Wissenschaft und noch Größeres stand in sicherer Aussicht. Wer konnte in diesem Deutschland von 1789 das Land wieder erkennen, das im Jahre 1648 zu vollständiger Vernichtung bestimmt schien? Selbst im Vergleich mit 1740 war der Fortschritt in jeder Art so groß, wie ihn kein anderes Volk in gleicher Zeit gemacht hat. Es bleibt immer der wunderbarste und tröstlichste Beweis für die Güte und Kraft der deutschen Volksart daß sie sich auf solche Weise aus der Zerstörung des dreißigjährigen Krieges, aus der trüben Confusion der confessionellen und dynastischen Kämpfe, aus den heimtückischen Schlingen auswärtiger Feinde aufzuraffen vermochte. Noch höher steigt die Bewunderung, wenn man bedenkt daß das Wiederaufleben unseres Volkes unter den ungünstigsten Einflüssen von Statten gehn mußte. Alles was die Krisis im Anfang des 17. Jahrhunderts herbeigeführt hatte, wirkte auch nach ihrer Beendigung und naturgemäß auf den todtwunden Körper unseres Volkes noch verderblicher als ehedem. Aber trotz der fortdauernden Zerspaltung des nationalen Ge-

Digitized by Google

sammtlebens, trotz den giftigen Einwirkungen einer fremden, in sich schon verdorbenen Cultur, der französischen, und den brutalen Eingriffen fremder, französischer Habsucht und Gewaltthätigkeit war der Kern unserer Nationalität nicht zu ertödten. Es bedurfte nur einigermaßen leidlicher äußerer Verhältnisse um ihn zu der schönsten Entfaltung gelangen zu lassen. Friedrich der Große war es der seine starke Hand ohne es zu wissen und zu wollen, schirmend über das deutsche Volk in dieser Periode ausgebreitet hielt. Jetzt, wo er abgetreten war, kam es darauf an, ob sich das Errungene auch ohne eine solche mächtige Persönlichkeit in der idealen Mitte der Volksentwickelung behaupten lassen werde oder nicht. Wäre nicht der Zufall durch die furchtbare Katastrophe der französischen Revolution wieder einmal so feindlich als möglich gegen Deutschland aufgetreten, so wäre unser Volk ganz gewiß im Stande gewesen auch ohne einen solchen Führer und Beschirmer auf der so herrlich von ihm betretenen Bahn der von innen heraus vollzogenen Umgestaltung und Wiedergeburt nach den Grundsätzen der Vernunft, des Lichtes und der Menschlichkeit weiter fort zu schreiten. Aber einer solchen äußern Katastrophe war es bei allen seinen großartigen Fortschritten doch noch nicht gewachsen. Denn gerade da wo die eigentliche Gefahr lag, gegen die brutale Gewalt auswärtiger Feinde war dieses unser Volk mindestens noch ebenso unbewehrt, vielleicht auch noch schlechter gerüstet als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Das Reich als solches konnte in seiner damaligen Verfassung dabei keinen Schutz gewähren. Seitdem einer seiner Territorialstaaten, Preußen, zu einer europäischen Großmacht geworden und zugleich in einen scheinbar naturnothwendigen Gegensatz zu Oesterreich getreten war, verloren die wenigen zusammenhaltenden Momente die etwa noch 1740 gefunden werden konnten, alle Kraft. Daß Preußen die Stelle einnehmen sollte welche Oesterreich als Träger des Kaiserthums herkömmlich zustand, lag selbst der preußischen Politik und der der übrigen Staaten im Allgemeinen ganz ferne. Wenn sich auch einzelne dahin zielende Hoffnungen an den Fürstenbund hefteten, so war es doch schon in der Zeit seiner Begründung und seines raschen Aufstrebens klar daß er Oesterreich nicht aus seiner ganzen Stellung verdrängen, also im besten Falle nur zur Halbirung Deutschlands führen könne.

Daß bei solcher Lage der Dinge ein allgemeiner Reichspatriotismus gänzlich fehlte, daß man namentlich unter den eigentlichen Männern des Fortschritts und der Aufklärung, Regierenden sowohl wie Regierten, die Reichsverfassung als eine ebenso lächerliche wie hinderliche Ruine betrachtete und behandelte, kann nicht Wunder nehmen. Doch brauchte daraus nicht zu folgen daß es überhaupt an einem festbegründeten Nationalbewußtsein und Patriotismus fehlte. Hätte es diese gegeben, so würde die verhängnißvolle Katastrophe der nächsten Zeit glücklicher und ehrenvoller bestanden worden sein, auch wenn sie wie nothwendig zerstörend auf jenes unorganische Con-

glomerat ausgelebter und noch unfertiger Formen gewirkt hätte, in welchem sich das politische Dasein unseres Volkes darstellte. Aber statt dessen betonten die Stimmführer der neuen Bildung immer nur das allgemein menschliche oder kosmopolitische Moment ihrer Aufgabe und vermeinten auf das eigentlich nationale als ein altes Vorurtheil herabsehen zu dürfen. Zum Theil empfand und urtheilte man so in Folge der angeborenen Arglosigkeit und Ehrlichkeit des deutschen Nationalcharakters, unter dessen Banne gerade die am meisten standen die sich seiner am vollständigsten entäußert zu haben wähnten. Man hörte überall die hochtönenden Redensarten von dem Zeitalter der Vernunft und der Menschenliebe, von dem Unsinn und den Gräueln des fürstlichen Ehrgeizes, der so oft die zur Brüderlichkeit geborene Menschheit in Blutströme gestürzt habe. Eine neue Periode des ewigen Friedens und wahrer Verträglichkeit schien jetzt angebrochen und selbst ein Geist von einer so vernichtenden Schärfe und Klarheit wie der Kants ließ sich dadurch bethören. Auch er sah nicht daß die andern Völker diese schönen Redensarten nur als Köder für die Leichtgläubigen oder Einfältigen einstweilen gebrauchten um zu gelegener Zeit ihren wahren Sinn herauszukehren. Zum Theil aber stammte diese traurige und schwächliche Verblendung aus einer gleichfalls altherkömmlichen eigensinnigen Verstocktheit die vorsätzlich das nicht sehen wollte was jedes unbefangene Auge sehen mußte. Kein Volk der damaligen Zeit hätte das Recht und also auch die Pflicht gehabt fester auf seiner Eigenart zu bestehen, stolzer auf die Güte seiner Natur zu sein als das deutsche, aber gerade darum wollten Viele die Alles was sie waren allein nur ihrer Nationalität verdankten, geflissentlich nichts davon wissen. In dieser Hinsicht hat namentlich Herder mit seinem scheinbar so idealen Humanitätsbegriff unserer Nation ebenso großen Schaden zugefügt wie er ihr durch seine sonstigen Verdienste genützt und ihre Bildung gefördert hat. Es war ein Schade der nicht blos im Augenblick und für die nächste Zeit empfunden werden sollte, sondern der auch bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört hat nachzuwirken und unsere gedeihliche Entwickelung zu stören, die zuerst und zuletzt auf dem festen Zusammenschluß des Nationalbewußtseins beruht.

Kapitel XXXIII.

Deutschland unter dem Einfluß der französischen Revolution bis zur Auflösung des Reichs.

1789, drei Jahre nach Friedrichs II. Tode, begann in Frankreich die große Bewegung welche in Kurzem zu einer vollständigen Umwandlung des ganzen Staatswesens führte. Sie wurde in ihren idealischen Anfängen von den hervorragendsten Geistern Deutschlands mit ungetheilter Freude als eine neue Aera der Menschengeschichte begrüßt. Klopstock, Herder, Göthe, Schiller, Kant stimmten darin zusammen, soweit auch sonst ihre Wege auseinandergiengen, und beurkundeten die Macht des gemeinsamen Bodens dem sie alle entstammten, des Jahrhunderts der Aufklärung und der idealistischen Humanität. Auch in den mittleren und halbgebildeten Kreisen hörte man mit einem Gemische von Erstaunen und Genugthuung daß dort mit einem Schlage und wie es schien ohne bedenkliche Nachwirkungen die Gerechtsame der privilegirten Stände der Geistlichkeit und des Adels aufgehoben und die ganze Nation als eine eng verbrüderte Gemeinschaft freier Bürger wiedererstanden sei.

Der pathetische Tyrannenhaß war seit Schiller und seinen Nebenläufern ein Gemeingut der deutschen Literatur und aller davon berührten Klassen geworden. Er flackerte jetzt wie sich denken läßt noch höher als sonst in dithyrambischer Begeisterung auf, aber es fiel Niemand in Deutschland ein daß die Hunderte großer und kleiner Fürsten, die man durchschnittlich als gute und gemüthliche Leute kannte, die Tyrannen seien gegen welche sich die französische Nation erhoben hatte.

Den ersten merkbaren Einfluß auf deutsche Verhältnisse übte die französische Revolution zum Schaden eines Mannes der mehr als ein anderer unbewußt in ihrem Geiste gewirkt und schon lange gegen dieselben Feinde gekämpft hatte die auch sie bekämpfte, zum Schaden des Kaisers Josef II.

In den niederländischen Provinzen führten seine gewaltsamen Eingriffe in die politische und kirchliche Verfassung schon 1789 zu einer bewaffneten Erhebung des Volkes und zur Vertreibung der schwachen und schlecht gerüsteten kaiserlichen Truppen. Eigentlich handelte es sich nur um die Vorrechte des Adels und der Kirche, denen Josef in seiner gewöhnlichen Art, unbekümmert um das geschriebene und beschworene Recht und das alte Herkommen, zum Besten seines Ideals zu nahe getreten war. Das Volk als solches durfte sich wenigstens nach des Kaisers ehrlichster Ueberzeugung nur Vortheile

von seinen Neuerungen versprechen. Doch stand es herkömmlich in zu enger Abhängigkeit von den höheren Ständen als daß es nicht schon seit Jahren zu entschieden feindseliger Gesinnung gegen die Regierung sich hätte bearbeiten lassen. Es bedurfte jetzt nur der ersten revolutionären Excesse in dem benachbarten Frankreich um den revolutionären Geist den die Masse als solche stäts hat auch hier zu entflammen.

Ungefähr gleichzeitig geschah Aehnliches in dem Bisthum Lüttich, das trotz seiner wallonischen Bevölkerung doch ein deutsches Reichsland des westfälischen Kreises war. Der Bischof wurde durch seine aufständischen Unterthanen erst zur Nachgiebigkeit gegen alle ihre Forderungen genöthigt. Als er sah daß damit seine Stellung unhaltbar geworden war, verließ er das Land und setzte seine Hoffnung auf eine Reichsexecution mit Hülfe des Reichskammergerichts, bei welchem er seine Unterthanen verklagt hatte.

Ungarn befand sich schon seit Jahren in wachsender Gährung. Auch hier wirkten die Eindrücke der französischen, der Lüttícher und niederländischen Revolution im höchsten Grade aufregend. Dazu kam noch daß sich Josef zur Entschädigung für seine mißglückten Pläne in Deutschland an den Türken zu erholen gedachte. Er war deshalb Rußland immer näher und endlich in ein förmliches Bündniß mit Katharina II. getreten. Sein offen ausgesprochener Zweck war die Vertreibung der Türken aus Europa und die Theilung der europäischen Türkei zwischen den beiden östlichen Großmächten. Seit 1788 führte Josef seinerseits den Krieg von Ungarn aus. Doch sein Gang entsprach wenigstens einstweilen keineswegs den hochfliegenden Plänen des Kaisers. Das österreichische Heer war wie Alles in Oesterreich durch die jähen und launenhaften Reformen des Kaisers aus seinem alten Geleise gebracht und in das neue noch nicht eingefahren. Es vermochte kaum den tief verachteten Türken die Spitze zu bieten, geschweige denn jene Eroberungen zu machen die dem Kaiser so leicht schienen. Noch schlimmer wurde es als er sich selbst in die Leitung des Krieges mischte. Ihm gieng Alles und Jedes ab was zu einem Feldherrn gehörte und nun kam erst Alles aus den Fugen. Mit Noth wurden die schmählichsten Verluste abgewendet und die ungarische Grenze gedeckt. Der Feldzug 1789 gab für das österreichische Heer, das jetzt mit einem russischen unter Suwarow vereint operirte, bessere Resultate, doch dem Ziele war man damit nicht näher gerückt. Der Kaiser hatte sich im Feldzug 1788 nach seiner Art den größten Strapazen ausgesetzt und seiner ohnehin schwachen Gesundheit einen Stoß gegeben von dem sie sich nicht mehr erholte. Er kränkelte noch ein Jahr und starb neunundvierzig Jahre alt am 20. Februar 1790.

Er hinterließ Oesterreich in tieferer Zerrüttung als je. Kurz vor seinem Tode hatte er noch dem gefürchteten Aufstande Ungarns durch eine unbedingte Zurücknahme aller seiner Neuerungen und durch die Wiederherstellung seiner alten Selbständigkeit vorzubeugen gesucht, aber es blieb zweifelhaft, ob

es nicht schon zu spät sei. Neben dem unheilvollen und erschöpfenden Türkenkrieg drohte noch ein Krieg mit Preußen. Dies schien entschlossen seine alte Rolle unter Friedrich II. als Schiedsrichter Europas und Hüter des europäischen Gleichgewichtes fortzuführen. Die Umstände konnten nicht günstiger dafür gedacht werden. Der Glanz der eigentlich nur von der Person des großen Königs ausgegangen war, umstrahlte in den Augen der Welt seine ganze Schöpfung. Wer damals an der Unüberwindlichkeit der preußischen Heere und an der Ueberlegenheit der preußischen Staatskunst hätte zweifeln wollen, würde nur tauben Ohren gepredigt haben. Ein an sich unbedeutender Vorgang im Jahre 1788 erhob beide zu der äußersten Höhe in der öffentlichen Meinung. Die alten Mißhelligkeiten zwischen dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande aus dem Hause Nassau und der republicanischen Partei führten zu seiner Vertreibung und zur Beschimpfung seiner Gemahlin, einer Schwester des preußischen Königs, durch den holländischen Pöbel. Beides zu rächen erschien ein preußisches Heer vor welchem der Aufstand fast ohne Gegenwehr erstickte. Der Erbstatthalter wurde wieder zurückgeführt, eingesetzt und befestigt und Holland durfte beinahe als ein preußischer Vasallenstaat gelten. Aber auch Polen und Schweden, die beiden Mächte die durch den Wachsthum und die Eroberungspolitik Rußlands aufs Aeußerste bedroht wurden, traten aus freien Stücken in ein ähnliches Verhältniß zu Preußen. Alle Aufständischen oder aufständisch Gesinnten in Oesterreich richteten nach Berlin ihre Blicke und Anträge und empfiengen von dort Aufmunterung. England stand aus natürlichen Gründen jetzt wieder eng zu Preußen. Ihm waren Rußlands Pläne in der Ostsee und am Bosporus endlich in ihrer ganzen Tragweite deutlich geworden. Im Reiche durfte Preußen auf den Fürstenbund als Bundesgenossen rechnen, zumal wenn man ernstlich an seine Erweiterung und innere Verstärkung dachte, wofür sich zu Friedrichs Lebzeiten Niemand ernstlicher interessirte als der König der eben jetzt regierte. Ein Bündniß mit den Türken, für die man Krieg zu führen entschlossen war, verstand sich ohnehin von selbst.

Der Nachfolger Josefs, sein Bruder Leopold, bisher Großherzog von Toscana, bedurfte der ganzen Gewandtheit seiner feingeschulten Staatskunst um sich durch solche Schwierigkeiten hindurchzuwinden. Mit seinem durchdringenden Scharfblick sah er daß die Stellung zu Preußen die Entscheidung geben mußte und es gelang ihm durch seine meisterhafte Haltung den preußischen König und seine einflußreichste Umgebung wenigstens zum Einhalten und zum vorläufigen Aufgeben ihrer drohenden Haltung zu bewegen, ohne daß er seinerseits andere als scheinbare Opfer brachte. Ein Vertrag zu Reichenbach 27. Julius 1790 schaffte ihm die Sicherheit daß sich Preußen weder des Aufstands in den Niederlanden noch in Ungarn annehmen und sich seiner Wahl zum deutschen Kaiser nicht widersetzen werde. Dagegen versprach er Frieden mit der Türkei auf Grundlage des früheren Besitzstandes und Wieder-

Digitized by Google

herstellung der alten Verfassung in den Niederlanden. Wie die Dinge lagen, waren dies keine Zugeständnisse, sondern nur Gewinnste für Oesterreich, wenn es damit den unseligen Türkenkrieg los werden und seine schönen niederländischen Provinzen wieder erlangen konnte.

Sobald Leopold hier gesiegt hatte, ordnete sich wie er vorausgesehen alles Andere überraschend schnell und günstig. Sein versöhnliches und zugleich festes Auftreten in Ungarn brachte den Adel bald wieder zur Fügsamkeit, besonders da sich jetzt die Aussicht auf preußische Unterstützung verschloß. Unter der Hand konnte doch Einiges von Josefs Neuerungen gerettet werden, was der Verstärkung der Staatsmacht dienlich kam. Auch der Empörung in den Niederlanden wurde bald gesteuert. Noch vor Josefs Tod hatte sie in einer förmlichen Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen und der Zusammenberufung eines Congresses ihre Spitze erreicht. Man suchte das Vorbild Nordamerikas nachzuahmen, dessen frischer Eindruck damals noch nicht durch das lärmendere Schauspiel der französischen Revolution abgeschwächt war. Aber die Belgier waren keine Nordamerikaner. Es dauerte nicht lange, so brachen heftige Parteikämpfe und sogar Bürgerkrieg aus. Da alle Aussicht auf auswärtige Hülfe seit der Reichenbacher Convention schwand, so konnten österreichische Truppen von dem immer behaupteten Luxemburg her schon bis zu Ende des Jahres 1790 Brabant und Flandern wieder unterwerfen. Doch war Leopold klug genug um einstweilen sich durch seine Zusagen gebunden zu erachten. Die Rückkehr Belgiens unter österreichische Herrschaft zog in der Folge auch die Unterdrückung des Lütticher Aufstands nach sich. Nur in Anlehnung an den größeren Heerd und zugleich in der geflissentlich genährten Hoffnung auf preußischen Beistand hatte er sich halten können. Nunmehr brach er in sich zusammen und es bedurfte kaum einer Reichsexecution ihn zu dämpfen und den Bischof sammt den alten unleidlichen Zuständen wieder herzustellen.

In den übrigen Landen der österreichischen Monarchie wußte Leopold durch wohlberechnete Abstellung einiger im Grunde gleichgültiger Reformmaßregeln seines Bruders ebenfalls sehr rasch die Gemüther zu beschwichtigen, ohne auf den wesentlichen Gewinn zu verzichten, der der Staatsgewalt durch die größere Centralisation und durch die Beschränkung der Aristokratie und der Kirche erwachsen war.

Da er nunmehr auch ohne Anstand die Kaiserkrone erhielt, so würde seine Stellung eben so rasch entschieden günstig gewesen sein wie sie noch eben entschieden ungünstig sich anließ, wenn ihn nicht der Fortschritt der französischen Revolution mit neuen und ernstlichen Verwickelungen bedroht hätte.

Schon durch die ersten großen Veränderungen im Verwaltungs- und Gerichtswesen des französischen Staates wurden die Rechte vieler deutscher Reichsstände verletzt. Es waren solche, die in ehemals zum Reiche gehörigen

später an Frankreich abgetretenen Landschaften fürstliche Rechte unter Oberhoheit der französischen Krone besaßen, im Elsaß, in Lothringen und in der Grafschaft Burgund. Getreu dem Charakter dieser Revolution, die alles geschichtliche Recht vor dem der Vernunft ungültig erklärte und die unbedingte Gleichheit aller Staatsangehörigen zur Grundlage des neuen Staatsgebäudes machte, hatte die französische Nationalversammlung und die von ihr beherrschte Regierung auf die wohlbegründeten Beschwerden der Verletzten keine Rücksicht genommen. Da sie zu schwach waren sich selbst zu helfen, so sahen sie sich anderwärts nach Hülfe um, zunächst bei Kaiser und Reich. Beide nahmen sich, wie billig, ihrer an. Man unterhandelte mit Frankreich, aber ohne einen Weg zur Verständigung zu finden, denn das Interesse und die Theorie der Revolution verlangten gleich gebieterisch eine gänzliche Beseitigung dieser fremdherrlichen Rechte welche die abstracte Einheit des Staates der Revolution störten und dem verhaßten Feudalwesen entstammten. Die beschädigten Reichsstände wurden dadurch naturgemäß immer mehr zu der Ansicht getrieben daß das Reich die Verpflichtung habe mit Gewalt für ihren Schutz einzustehn. Sie wirkten in diesem Sinne bei allen ihren Mitständen und trafen auch bei manchen auf bereitwilliges Entgegenkommen. Das Fortschreiten der Revolution erfüllte schon im Jahre 1790 viele sonst liberal gesinnte geborene Vertreter der fürstlichen Gewalt mit Mißtrauen und Besorgniß, um so mehr diejenigen, die nach alter Weise noch an den übertriebenen Vorstellungen von dem unumschränkten und göttlichen Rechte ihrer Stellung festhielten. Allerlei kleinere revolutionäre Zuckungen in den deutschen Grenzlandschaften, an sich meist unbedeutender Art, aber doch wegen ihres Zusammenfallens mit der großen Bewegung im Westen nicht unbedenklich, trugen dazu bei die Meinung zu verbreiten daß es Zeit sei der Revolution mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten.

Unter den deutschen Fürsten war keiner tiefer und leidenschaftlicher von dieser Ansicht erfüllt, als der König Friedrich Wilhelm von Preußen. Schon die früher erwähnten Maßregeln gegen die Freiheit der religiösen Lehre und der Presse zeigten ein Ablenken von der Bahn seines Vorgängers. Persönliche Einflüsse seiner nächsten Umgebung wirkten auf eine leicht entzündliche Phantasie und ein reizbares Gefühl um ihn endlich mit dem Glauben zu erfüllen daß es sein Beruf sei, den französischen Thron wieder herzustellen, die königliche Familie aus ihrer thatsächlichen Knechtung durch das Volk zu befreien und die Revolution niederzuschlagen. Die zahlreiche ausgewanderte französische Aristokratie that Alles was sie konnte um die Ueberzeugung des preußischen Königs auch zu der Richtschnur seines Handelns und der gesammten preußischen Politik zu machen. Doch hatte sie gegen das bisherige System ein schweres Spiel. Erst als Herzberg 1791 entlassen war, der bisher noch immer unter stäts ungünstigeren Verhältnissen die Traditionen der Politik Friedrichs des Großen vertrat, durfte sie hier ihren Sieg für gesichert halten.

Google

Doch verstand es sich von selbst daß der König nicht allein in den Krieg gehn wollte. Leopold II. hatte als Bruder der französischen Königin und als deutscher Kaiser eigentlich viel näheren Beruf dazu, aber auch das ganze übrige Europa sollte bei dieser heiligen Sache mitwirken. Leopold suchte auch möglichst den Schein zu retten, als erkenne er seine Verpflichtung an, aber in Wirklichkeit that er Alles was in seinen Kräften stand um die Ausführung des Planes wenigstens zu verschieben, ohne doch dem preußischen König Anstoß zu geben. Auch Rußland begnügte sich Preußen zu hetzen, ohne wirklichen Ernst zu hegen. Ihm und Oesterreich mußte Alles daran liegen dem Staate Friedrichs des Großen ein neues politisches Ziel gesteckt zu haben, was ihn nöthigte seine bisherige Stellung als eifersüchtiger Wächter über die Machinationen beider in Osteuropa aufzugeben und auch im Reiche Hand in Hand mit Oesterreich zu gehn, womit die Bedeutung und bald auch der Bestand des Fürstenbundes von selbst zerfiel.

Leopold wußte dem ungestümen Drängen des preußischen Königs, der französischen Emigranten und der beschädigten oder durch die Revolution erschreckten Reichsstände mit seiner gewohnten schlauen Gewandtheit längere Zeit meisterhaft auszuweichen. Mehrere nichtssagende Erklärungen mußten sie einstweilen hinhalten. Eine persönliche Zusammenkunft zwischen dem preußischen König, dem Kaiser und dem Grafen Artois, dem Bruder des Königs Ludwig XVI. von Frankreich, zu Pillnitz brachte kein anderes Ergebniß als ein Actenstück vom 27. August 1791, worin beide Monarchen in allgemeinen Ausdrücken ihre Verpflichtungen wiederholten, dem französischen König seine monarchische Autorität und seine Freiheit wiederzugeben und die dazu nöthigen Schritte rasch und im Einverständniß mit einander zu thun.

Als Ludwig XVI. die neue Constitution der Nationalversammlung angenommen und beschworen hatte, glaubte Leopold am Ziele zu sein. Doch zeigte sich bald daß damit die Revolution nicht geschlossen war. Die sog. gesetzgebende Versammlung in Frankreich welche für die aufgelöste Nationalversammlung den Ausbau der Verfassung unternehmen sollte, enthielt entschieden republicanische Bestandtheile in Menge. Sie sahen daß nur ein Krieg mit dem Auslande ihnen zum Sieg über die Monarchie verhelfen könne und beschlossen es daher zum Kriege zu treiben. Offenbar begann die revolutionäre Erregung der Gemüther in Frankreich zu ermatten und das Altgewohnte machte seinen Einfluß immer mehr geltend. Noch war die monarchische Gesinnung in der unendlichen Mehrzahl der Franzosen zu tief gewurzelt als daß sie ohne die furchtbarsten Katastrophen erschüttert werden konnte. Solche waren nur von einem Kriege zu hoffen, der ohnedies die Gemüther in neue Aufregung bringen mußte. Die Jacobiner dachten dabei zunächst an Oesterreich, weil dessen Name in Frankreich am verhaßtesten war und weil sie glaubten daß dem König dadurch die größten Verlegenheiten bereitet werden könnten. Auch befanden sie sich in der seltsamsten Täuschung über die aus-

Digitized by Google

wärtigen Verhältnisse. Sie rechneten auf die Erbfeindschaft zwischen Oesterreich und Preußen und meinten sicher Preußen mindestens nicht gegen sich zu haben, wenn sie Oesterreich bekämpften.

Leopold ließ sich selbst durch die immer unverschämteren Herausforderungen des inzwischen ans Ruder gelangten Jacobiner-Ministeriums nicht außer Fassung bringen. Er deckte sich zwar für den Nothfall durch ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen am 7. Februar 1792, aber er beschloß den Krieg noch immer hinauszuschieben. Doch am 1. März 1792 starb er unerwartet rasch. Sein Sohn und Nachfolger Franz war dem Kriege weniger abgeneigt, der überdies auch nicht mehr vermieden werden konnte, da die Jacobiner ihn um jeden Preis wollten. Schon am 20. April 1792 mußte der unglückliche Ludwig XVI. persönlich in der gesetzgebenden Versammlung darauf antragen und die Kriegserklärung erfolgte sofort unter den wüthendsten Manifestationen der herrschenden Partei.

Man wußte im Ausland daß das französische Heer durch die Revolution beinahe aufgelöst worden war und die ersten Kriegsoperationen der angreifenden Franzosen in Belgien bestärkten die beiden deutschen Mächte durch ihr schmähliches Scheitern in dem Glauben daß man Frankreich mit geringen Kräften bezwingen oder vielmehr die französische Nation von den Jacobinern befreien könne. Aber selbst diese geringen Streitkräfte wurden erst im Spätsommer 1792 in Bewegung gesetzt. Ein preußisches Heer von nur 42,000 Mann drang von der Mosel her nach der Champagne vor, während die Oesterreicher von den Niederlanden aus operiren sollten. Das preußische Heer wurde durch seine eigene Schwäche, durch furchtbares Unwetter und verheerende Seuchen, aber auch durch den Zwiespalt in seiner obersten Leitung, worin sich der König selbst und der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der berühmteste Feldherr dieser Zeit, theilten, zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen, nachdem es schon bis in die Nähe von Rheims vorgedrungen war.

Die Franzosen benützten die ihnen von dem Zufall hingeworfenen Erfolge um einen Einbruch in das darauf gänzlich unvorbereitete deutsche Reich zu wagen. Im raschen Anlauf eroberten sie einen großen Theil des linken Rheinufers, sogar den wichtigsten Platz in diesen Gegenden, Mainz. Ueberall gieng rathloser Schrecken vor ihnen her: die Fürsten und ihre Regierungen entflohen feig oder verrätherisch in größter Eile und das Volk fügte sich ohne Widerstand den fremden Eroberern die im Namen der Freiheit kamen. Gerade hier lebten viele alte Mißbräuche trotz einzelner ehrenwerther Verbesserungsversuche aufgeklärter Fürsten und Beamten noch in ihrer grellsten Gestalt. Kein Wunder daher daß bei der Anwesenheit eines revolutionären Heeres die von ihm mit dem Schwert in der Hand gepredigten Lehren fruchtbaren Boden fanden. Volksbewegungen zuckten wieder auf die schon durch den bloßen moralischen Eindruck der Vorgänge in Frankreich vor Jahren hier

begonnen hatten, aber durch die Regierungen einstweilen noch nieder gehalten worden waren. Selbst auf das rechte Rheinufer hinüber verbreitete sich die Gährung und die Franzosen schienen Willens ihr Apostelamt auch hier fortzusetzen, wie ihr Handstreich auf die Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt bewies, in welcher man noch kurz zuvor den Erzherzog Franz als Franz II. unter dem üblichen alten Formengepränge zum deutschen Kaiser erhoben hatte. Ein allgemeiner Aufstand der vielbelasteten Landbevölkerung gegen die Gutsherrn und die fürstlichen Beamten, eine Verschwörung aller idealistischen Freiheitsschwärmer unter der Mittelklasse, im Augenblick noch die Mehrzahl aller Gebildeten, schien am Ende des Jahres 1792 zu drohen. In Mainz lag der Mittelpunkt der deutschen Revolution. Dort versuchte man die Franzosen in allen Stücken nachzuäffen und brachte es wirklich bis zur Stiftung einer rheinischen Republik, weil auch die Franzosen unterdessen das Königthum abgeschafft und die Republik eingeführt hatten. Aber bald stellte sich heraus daß diese neue rheinisch-deutsche Republik weder im Volke, noch sonst einen Halt finden konnte. Um nur die republicanische Fratze zu retten, waren die Leiter der Bewegung fanatisch und ehrlos genug auf eine völlige Vereinigung mit Frankreich anzutragen und diese auch durch die bekannten französisch-republicanischen Mittel des perfiden Betrugs, des brutalen Schreckens und der rücksichtslosen Gewalt durchzusetzen. Indessen erholten sich die kriegführenden Mächte von ihrer Betäubung, in welche sie weniger durch das Vordringen der Franzosen als durch die scheinbaren Erfolge der Revolution auf deutschem Boden gestürzt waren. Die Franzosen wurden schon 1793 aus den Rheinlanden vertrieben, Frankfurt und Mainz, letzteres nach einer hartnäckigen Belagerung wieder gewonnen und die Volksbewegung endete von selbst, nachdem sie an dem Gebahren der Apostel der Freiheit die wirksamste Dämpfung erhalten hatte. Durch die Revolution war die Gewöhnung an äußere Zucht und Sitte bis auf die letzte Spur aus dem französischen Nationalcharakter vertilgt. Alle seine schlechten Seiten traten dafür in schreckbarer Nacktheit und in gesteigerter Härte heraus. Die Rheinlande sahen sich nicht besser behandelt wie einst von den Mordbrennerbanden Ludwigs XIV., nur daß die Räubereien und Mißhandlungen jetzt im Namen der Freiheit und Republik und damals auf ausdrücklichen Befehl des allerchristlichsten Königs geschahen. So schlug die Stimmung der Massen völlig um und es hätte schon damals nur einer verständigen Leitung bedurft um einen wahren Volkskrieg gegen die Franzosen in Gang zu bringen. Einzelne jener halbgebildeten Idealisten hiengen zwar noch immer mit echtdeutschem Eigensinn an der bluttriefenden und raubsüchtigen Freiheit des Pariser Pöbels, doch mußten sie und nicht blos aus Furcht vor den Regierungen ihre Ansichten tief im Herzen verschließen.

Die Feldzüge der Jahre 1793 und 94 am Rhein und in den Niederlanden brachten den österreichischen und preußischen Heeren zwar eine Reihe

von Siegen und keine einzige wirkliche Niederlage, aber dennoch konnten die Verbündeten ihrem Zwecke nicht näher kommen. Ehe sie sich es versahen, waren sie auf einen bloßen Vertheidigungskrieg gegen den Andrang des revolutionären Frankreichs beschränkt und auch dieser gab immer ungenügendere Resultate. Die überlegene militärische Ausbildung des preußischen und selbst des österreichischen Heeres wurde durch die immer neu sich ergänzenden Massen aufgewogen mit denen die Schreckensmänner in Paris den Krieg führten und gewissermaßen zu einem Volkskriege machten. Die verbündeten Befehlshaber konnten sich nicht dazu entschließen von ihrer herkömmlichen und in ihrer Art vollendeten Taktik und Strategie abzugehn, auch als sich immer deutlicher zeigte daß beide auf ganz andere Verhältnisse berechnet waren. Die neue Fechtweise der Franzosen, die unmittelbare Folge der Zahl und Beschaffenheit ihrer Heere, entwickelte allmälig eine Menge junger militärischer Talente, denen die meist bejahrten Generale der Verbündeten allenfalls auf dem Schlachtfelde, aber nicht in der eigentlichen Kriegsleitung gewachsen waren. Im Gegensatz zu dem immer neu strömenden Zufluß der französischen Heere konnten die alliirten nach dem bisherigen Systeme nur mühsam auf ihrem Bestand gehalten werden. Ihre Kriegführung kostete unverhältnißmäßige Summen, während die Franzosen es entweder verstanden den Krieg sich selbst nähren zu lassen oder unbekümmert um alle andern Rücksichten immer so viel Geld dafür aufbrachten, als sie bedurften. Seit der Ueberrumpelung von Mainz durch die Franzosen nahm auch das Reich als solches an dem Kriege Theil, dem es sich bis dahin trotz des lärmenden und prahlerischen Kriegsgeschreis einzelner Stände mit scheuer Vorsicht entzogen hatte. Doch erwuchs aus der Reichsarmee den verbündeten Heeren wenig Vortheil. An Zahl geringfügig, zeigten sich die meisten Contingente so übel beschaffen und ihr Geist so schlecht daß sie fast unbrauchbar blieben. Aber störender als dies Alles wirkten die großen politischen Verhältnisse auf den Gang des Krieges. Das Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen war von Anfang an mehr ein scheinbares als wirkliches. Auf preußischer Seite meinte es nur der König selbst aufrichtig, auf österreichischer Niemand. Daraus ergab sich daß die bei jeder Coalition unvermeidlichen Uebelstände in dieser greller und unheilvoller als je hervortreten mußten. Preußen, das doch eigentlich nur als Hülfsmacht des von Frankreich angegriffenen Oesterreichs handelte, glaubte nicht ohne Grund daß Oesterreich die ganze Last des Krieges auf seine Schultern wälzen wolle. Oesterreich dagegen fürchtete stäts einen preußischen Separatfrieden, zu welchem das Verhängniß der ganzen Lage immer mehr hindrängte. In der Umgebung des preußischen Königs gewann so die Partei immer mehr Boden welche die Traditionen der Politik Friedrichs II. festhielt. Sie betrachtete eine Allianz mit Oesterreich und einen Krieg gegen Frankreich für Oesterreich als einen unnatürlichen Zustand. Sie sah jetzt alles Heil in einem Separatfrieden mit Frankreich. Dafür sollte

Preußen seine ganze Kraft nach Osten kehren um aus den polnischen Wirren auf Kosten Rußlands und Oesterreichs den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Die Stellung Preußens werde dann wieder stark genug sein daß es wie zu Friedrichs Zeit auch ohne Alliirte dem Gang der Dinge einstweilen ruhig zusehen und zu gelegener Zeit mit gesammelten Kräften als Schiedsrichter gegen neue Vortheile auftreten könne.

Der König wandte sich allmälig diesen Ansichten zu, doch ohne mit festem und klarem Entschlusse seine bisherige Politik aufzugeben oder in die neue mit voller Kraft und wirklicher Selbständigkeit einzutreten. Er ließ es geschehen daß die Polen in ihrer Hoffnung auf seinen Beistand gegen Rußland gründlich getäuscht wurden, als Rußland 1792 ganz Polen besetzte und begnügte sich 1793 in einer zweiten Theilung des noch übrigen Staatsgebietes mit dem was ihm Rußland als Preis für diese ihm so nothwendige Passivität zugestand. Als sich der Rest des polnischen Staates und Volkes 1794 gegen die Russen erhob, die jetzt mehr als je sich als Herren gebärdeten, kämpften preußische Truppen im Bunde mit Rußland gegen den polnischen Aufstand. Aber es gelang ihnen nicht ihn niederzuschlagen, weil die Kraft Preußens durch den Krieg am Rhein zu sehr in Anspruch genommen war. Ein russisches Heer unter Suwarow mußte die Aufgabe der Preußen beenden und that es rasch und gründlich. Um so mehr wollte man jetzt des Krieges am Rheine entledigt sein um in Polen neben dem übermächtigen neuen Verbündeten, Rußland, und dem eifersüchtigen andern, Oesterreich, nicht zu kurz zu kommen.

So trat Preußen zu Basel am 5. April 1795 durch einen förmlichen Friedensschluß mit Frankreich, der natürlich auch die Anerkennung der Republik involvirte, von dem Bunde mit Oesterreich und den andern gegen Frankreich vereinten Mächten ab. Es ließ seine auf dem linken Rheinufer gelegenen Lande, das Clevische, Geldern u. s. w. von den Franzosen besetzt, angeblich bis zu einem künftigen Reichsfrieden, in der That aber weil es in geheimen Artikeln in ihre Abtretung gewilligt hatte gegen das Versprechen reichlicher Entschädigung. Denn schon stand auf französischer Seite das tausendjährige Gelüste nach dem deutschen linken Rheinufer als das nächste Ziel des Krieges fest. Kurz nach dem Frieden wurde eine Demarcationslinie zwischen Preußen und Frankreich vereinbart welche Frankreich auch bei längerer Fortdauer des Krieges gegen das Reich einzuhalten versprach, wenn die darin einbegriffenen Stände ihre Truppen von dem Reichsheer abberufen wollten. Alle, mit Ausnahme Kursachsens das seine Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich zu erfüllen noch eine kurze Zeit fortfuhr, thaten es so schleunig als möglich. So konnte Preußen noch in demselben Jahre bei der dritten und letzten Theilung Polens ein beträchtliches Stück davontragen und das nördliche Deutschland in tiefster Ruhe und im behaglichen Genuß einer später mit Recht theuer bezahlten Neutralität dem weiteren Verlaufe des Krieges zusehen, der sich

jetzt bald in das Herz von Süddeutschland verlegte. Denn nunmehr erlangten die immer kolossaleren französischen Heeresmassen ein offenbares Uebergewicht über die noch immer schwachen kaiserlichen Vertheidigungsanstalten und die selbst in dieser ärgsten Noth noch immer gleich erbärmlichen der zu ihrer Verzweiflung von der Neutralität ausgeschlossenen andern Reichsstände.

Doch gelang es dem österreichischen Feldherrn in Süddeutschland, dem jugendlichen Erzherzog Karl, Bruder des deutschen Kaisers, im Jahre 1796 zwei große französische Heere, die nach der Donau hin vereint operiren sollten, durch eine Reihe rascher und glänzender Siege tief aus der Oberpfalz und Baiern bis über den Rhein zurückzuwerfen. Deutschland war damit gerettet, aber gleichzeitig fochten die kaiserlichen Heere auf dem andern Kriegsschauplatz, in Oberitalien, desto unglücklicher gegen den französischen Obergeneral Napoleon. Wien selbst schien durch sein unaufhaltsames Vordringen in Inneröstereich ernstlich bedroht. Da man sich hier blos der Bestürzung hingab und übersah daß das an sich schwache und tollkühn vorgeschobene feindliche Heer verloren sein mußte, wenn man nur das eigene treue und tapfere Volk gewähren lassen wollte, so benützte der französische Feldherr die Schwäche und den Kleinmuth des österreichischen Cabinets um sich durch einen günstigen Waffenstillstand und Friedenspräliminarien zu Leoben aus seiner verzweifelten Lage zu ziehen. Er zeigte hierbei zum ersten Male daß er seine Gegner noch mehr an Verschlagenheit und diplomatischer Gewandtheit als an bloßem militärischen Geschicke übertraf. Den Friedenspräliminarien folgte schon am 18. October 1797 ein förmlicher Friedensschluß zwischen Oesterreich und der französischen Republik. Der Kaiser willigte hier in geheimen Artikeln für sich und mit Vorbehalt der Bestätigung von Seite des Reichs in die Abtretung der österreichischen Niederlande, des linken Rheinufers und des Reichslehens Mailand. Dafür erhielt er einstweilen den Besitz des größten Theiles des Gebietes von Venedig zugesichert. Die Waffen der französischen Republik hatten der Selbständigkeit dieser mehr als tausendjährigen italienischen Republik nebenbei ein ruhmloses Ende bereitet und Frankreich verfügte darüber wie über jede andere Eroberung.

Eine Reichsdeputation sollte zu Rastadt über den eigentlichen Reichsfrieden unterhandeln. Sie fand sich aufs Höchste überrascht, als sie ersah daß nicht die Integrität des Reiches, wie ihr vorgespiegelt worden, sondern ganz andere Bedingungen die Grundlage des Friedens von Campo Formio bildeten. So giengen die Unterhandlungen langsam vorwärts und kamen endlich zu einem jähen Abbruch, als sich Oesterreich zu einem neuen Kriege gegen Frankreich entschloß.

Die französische Politik, des einen Feindes entledigt, setzte ihr Geschäft der Unterjochung aller Völker und der Zertrümmerung aller Staaten nach dem Frieden von Campo Formio mit dem alten Glücke, der alten Perfidie und der alten brutalen Raubsucht fort. Ganz Italien bis an die Etsch, der

neuen Grenze der an Oesterreich abgetretenen venetianischen Lande, wurde mehr durch hinterlistige Einschüchterung als durch die Waffen erobert, die Fürsten vertrieben oder zu wehrlosen Sclaven Frankreichs herabgewürdigt, unermeßliche Beute fortgeschleppt und die ausgeraubten Völker genöthigt das Gaukelspiel der französischen republicanischen Freiheit auch bei sich aufzuführen. Ganz Italien vom Fuße der Alpen bis zur Südspitze von Calabrien bedeckte sich mit neuaufgeschossenen Republiken, alles Töchterrepubliken der großen französischen und unter anderm Namen nur französische Provinzen, die gerade deshalb rücksichtsloser mißhandelt werden durften, als das eigentlich französische Gebiet. Auch das alte republicanische Gemeinwesen der Schweizer Eidgenossenschaft erlag jetzt den eroberungslustigen und raubsüchtigen Intriguen Frankreichs. Was sie noch zu thun übrig ließen, vollendete die französische Soldateska die den Widerstand des Volkes gegen die aufgedrungene Befreiung mit unerhörten Metzeleien niederschlug. Schon während des Krieges von 1794—95 war es einer andern altehrwürdigen Republik nicht besser ergangen. Die vereinigten Staaten der Niederlande hatten sich von den Franzosen erobern und in gewohnter Art befreien lassen müssen. Eine ebenso verrätherische wie feige Politik hatte den bourbonischen Hof in Spanien ungefähr gleichzeitig mit dem Rücktritt Preußens von der Coalition zum Frieden und bald zum engsten Bunde mit Frankreich bestimmt. Die ganzen Geld- und Militärkräfte Spaniens standen jetzt dem alten Feinde zu Gebote und er bediente sich ihrer so, wie es diese aberwitzige Politik verdiente. Auf solche Art war die französische Macht schon zu einem kolossalen Umfang herangewachsen. England allein führte noch immer in ungeschwächter Zähigkeit den Kampf gegen sie, bis 1796 der Tod der Kaiserin Katharina II. und die Thronbesteigung ihres Sohnes Paul auch Rußland zu seinem Bundesgenossen machte, dem sich jetzt Oesterreich anschloß. Das Ziel der neuen Coalition konnte nicht mehr das jener älteren von 1792 sein. Jetzt handelte es sich nur noch um Vertheidigung gegen die Uebergriffe Frankreichs, nicht mehr um die Bändigung der Revolution oder die Wiederherstellung des legitimen Thrones.

Der Krieg gab im Jahre 1799 die glücklichsten Erfolge. Oesterreicher und Russen vertrieben die Franzosen durch eine Reihe von Siegen aus Italien und überall zerstob vor ihnen die aufgedrungene republicanische Maskerade. Doch im Jahre 1800 machte die eine Schlacht von Marengo alles bisherige Glück in Italien zu Nichte und einige Monate darauf öffnete eine andere bei Hohenlinden dem französischen Heere den Weg nach dem eigentlichen Oesterreich. So bequemte sich Oesterreich wieder wie 1797 zum Waffenstillstand und vorläufigen Frieden auf der Grundlage von Campo Formio. Schon 1801 kam der definitive Friede zu Lüneville zugleich für das deutsche Reich zu Stande.

Hier wurde das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, aber die welt-

Digitized by Google

lichen Reichsfürsten deren Lande entweder ganz oder theilweise dort gelegen waren, sollten durch die Secularisation der geistlichen Reichsstifter und anderweitig entschädigt werden. Eine Reichsdeputation übernahm das große Entschädigungswerk und kam damit im Februar 1803 zu Stande. Der Reichsdeputationshauptschluß beseitigte alle geistlichen Fürsten bis auf einen, den Kurfürsten von Mainz, der jedoch seinen Titel, seine Hauptstadt und den größten Theil seines ehemaligen Stiftsgebietes verlor und als Kurerzkanzler dafür Regensburg erhielt. Auch der deutsche und Johanniter-Orden behielten ihre Landeshoheit und Fürstlichkeit. Aber auch alle freien Reichsstädte und Gemeinden wurden jetzt der Entschädigung der weltlichen Fürsten geopfert, bis auf Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Sie sanken zu gewöhnlichen landsässigen Städten unter den verschiedensten neuen Herren herab und ihre Protestationen gegen den beispiellosen Gewaltstreich nützten so wenig wie die der geistlichen Fürsten. Dürftige Pensionen waren Alles, was die einst reichsten unter allen deutschen Fürsten jetzt wie eine Gnade und nicht einmal wie ein Recht zugeworfen erhielten.

Durch solches echt revolutionäre Verfahren kam eine weit größere Gebietsmasse zur Vertheilung als die Verluste betrugen. Sie erfolgte nach dem Maße von Gunst welche sich die einzelnen Reichsfürsten bei Napoleon, der sich inzwischen zum ersten Consul und unumschränkten Gebieter Frankreichs erhoben hatte, oder am russischen Hofe zu erwerben verstanden. Denn Rußland war durch eine plötzliche Laune seines Kaisers schon zu Ende 1800 unvermittelt vom Kriege zum Frieden und zum engsten Bunde mit Frankreich übergesprungen. Zwar beraubte eine Palastrevolution am 24. März 1801 den Kaiser des Thrones und des Lebens, doch auch sein Sohn und Nachfolger Alexander blieb fürs Erste noch in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich. Napoleon gelang es schon damals die Phantasie des jugendlichen Kaisers durch die Idee einer Theilung der Suprematie in Europa zwischen Frankreich und Rußland zu ködern. Auch bei dem Entschädigungswerke in Deutschland wußte er seinem Ehrgeiz und seiner Eitelkeit auf alle Art zu schmeicheln, während er thatsächlich nur den russischen Einfluß dem französischen Interesse dienstbar machte.

Oesterreich war durch den Ausgang des letzten Krieges einstweilen gelähmt. Eine entsetzliche Finanznoth bedrängte den Staat nach so großem Kraftaufwand vieler Jahre. Die leitenden Staatsmänner erreichten nicht einmal die Mittelmäßigkeit und kannten kein höheres Ziel als einige Quadratmeilen Land mehr gleichviel durch welche Mittel zu erschleichen. Preußen spielte seine traurige Rolle der Passivität mit besonders freundlicher Haltung gegen Frankreich, vor dem man sich am meisten fürchtete, ruhig fort und kümmerte sich nur so lange um das Entschädigungswerk, bis seiner eigenen kleinlichen Habsucht Genüge geschehen war. Als es Münster, Paderborn, Hildesheim, Erfurt, das Eichsfeld ꝛc. sicher hatte, zog es sich ganz davon zurück.

Digitized by Google

So blieb den deutschen Fürsten und Cabineten, auch wenn sie ehrenhafter und patriotischer gesinnt gewesen wären als man bei ihnen voraussetzen durfte, nichts übrig als eine unbedingte Hingabe an die Gnade Napoleons. Es verstand sich von selbst daß man die jämmerlichsten und nichtswürdigsten Mittel in Bewegung setzte um sie zu erfassen. Auch jetzt kamen dieselben Bestechungsversuche geldgieriger Franzosen, geheime Zusicherungen auf zukünftige Fälle, kriechende Schmeicheleien gegen die Subalternen des allmächtigen Gebieters vor, wie schon in den Unterhandlungen zu Osnabrück und Münster, wie sie später bei jeder ähnlichen Gelegenheit vorgekommen sind und immer wieder vorkommen müssen, wenn die deutsche Nation es verstattet.

Doch nicht der Einfluß dieser verächtlichen Umtriebe, sondern das alte, jetzt mit verstärkter Energie aufgenommene System der französischen Politik bestimmte Napoleon die größeren und mittleren Staaten möglichst zu verstärken, so daß Baiern, Wirtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt &c. mit ansehnlich vermehrtem Gebiete aus der Katastrophe hervorgiengen und für die Zukunft ganz genau wußten wo sie und wofür sie auf weitere Förderung ihres particularistischen Ehrgeizes rechnen durften.

Durch allerlei Intriguen waren drei dem Reiche eigentlich fremde Fürsten unter die Zahl der zu entschädigenden aufgenommen worden: der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena, beide Erzherzoge von Oesterreich, und der ehemalige Erbstatthalter der Niederlande. Der erste erhielt das ehemalige Hochstift Salzburg als Kurfürstenthum, der andere den Breisgau, der dritte Fulda.

Um das Trugbild des Fortbestehns der Reichsverfassung einigermaßen zu unterstützen, wurden die Formen des neuen Zustandes nach dem alten Muster zugeschnitten. So ergänzte man das Kurfürstencollegium nicht blos durch Salzburg, sondern auch durch Baden, Hessen-Cassel und Wirtemberg und suchte auch sonst die Einrichtung des Reichstags u. s. w. äußerlich möglichst unverändert beizubehalten.

Was das Fortbestehn der Reichsverfassung zu bedeuten habe, zeigte sich sehr bald beim Ausbruch des dritten Coalitionskrieges gegen Frankreich. Neue unerhörte Anmaßungen und Erfolge Napoleons, zuletzt die Abschaffung der republicanischen Formen und die Gründung eines Kaiserthums in Frankreich so wie eines Königthums in Italien führten England und Rußland allmälig wieder zusammen, denen sich Oesterreich mehr eingeschüchtert durch ihre Drohungen als freiwillig und kriegsmuthig 1805 anschloß. Baiern, Wirtemberg und Baden kämpften in diesem Kriege als französische Verbündete gegen den Kaiser und trugen wesentlich zu der unglücklichen Wendung bei die er auf dem Schlachtfelde und in den Conferenzzimmern der Diplomaten für Oesterreich nahm.

Die Gefechte bei Ulm und die Uebergabe dieser Stadt vernichteten das einzige österreichische Heer in Deutschland welches der an unerschlossener Kraft

Digitized by Google

so reiche Kaiserstaat aufzubringen und noch dazu sehr ungenügend auszurüsten vermochte. Die Schlacht bei Austerlitz endete mit der Niederlage und dem Abzuge des russischen Hülfsheeres. Oesterreich glaubte sich daher zu einem schleunigen Frieden mit Napoleon genöthigt. Dieser Frieden zu Preßburg kostete ihm zum ersten Male große Opfer für die kein Ersatz gegeben wurde. Manches davon fiel für die deutschen Verbündeten Frankreichs ab, doch nicht allzuviel, damit ihr Appetit nicht zu rasch befriedigt werde, weil man sie noch weiter zu brauchen gedachte. Zuerst die volle Unabhängigkeit vom Reiche, wiewohl sie dem Namen nach nicht aus dem Reichsverband traten. Die Phrase lautete, sie sollten dieselbe Souveränetät in ihren Staaten besitzen, die Preußen und Oesterreich in den ihrigen besäßen. Zum Wahrzeichen wie weit man es im Dienste Frankreichs bringen könne, nahmen jetzt Baiern und Wirtemberg den Königstitel an. Außerdem kam Tyrol und Anderes an Baiern, die vorderösterreichischen Lande meist an Wirtemberg, der Breisgau an Baden.

Der Kaiser von Oesterreich — seit 1804 hatte Franz II. die Auflösung des deutschen Kaiserthums voraussehend die gesammten österreichischen Lande zu einem Kaiserthum Oesterreich äußerlich verbunden — verfügte in dem Presburger Frieden über offenbare Reichsgerechtsame. Er that es ohne Widerspruch zu finden, denn jeder Betheiligte konnte sich sagen daß das Reich auch nicht einmal dem Namen nach länger zu bestehn vermöge.

Im Laufe des nächsten Sommers 1806 erfüllten sich seine Geschicke. Schon seit 1804 unterhandelten verschiedene deutsche größere und mittlere Staaten in Paris um in einer festeren Form der Allianz einige Sicherheit für ihr Dasein zu erkaufen. Einzelne wie der Kurerzkanzler, der ehemalige Illuminat Dalberg, glaubten in der That, wenn es uns auch jetzt unbegreiflich erscheint, in Napoleon den Mann gefunden zu haben, der zur Wiederherstellung des Reichs und der deutschen Nation in verjüngter Gestalt berufen sei. So sehr dieser solche nebelhafte und schwächliche Träumereien verachtete, so gut verstand er sie doch auszubeuten und die schwachsinnigen Phantasten durch vieldeutige Worte zu bestricken. Andere faßten die Sache praktischer: sie hofften daß sich ihr eigener Vortheil und der Frankreichs durch ein festes und doch nicht allzu drückendes Band vereinigen lasse. Seit Jahrhunderten erstrebte die französische Politik dasselbe, aber niemals lagen die Verhältnisse für sie so günstig und sie war geschickt genug sie bis zum letzten Tropfen auszupressen. Das Ergebniß war die Stiftung des rheinischen Bundes, dessen Bundesacte vom 12. Juli 1806 von 16 deutschen Fürsten unterzeichnet wurde. Dazu gehörten außer den drei Verbündeten von 1806 Baiern, Wirtemberg, Baden, unter andern auch der Kurerzkanzler und ein neugeschaffener Großherzog von Berg, der französische General und Schwager Napoleons, Joachim Murat. Napoleon hatte sich für ihn die bairischen Lande am Niederrhein, Jülich und Berg, abtreten lassen und ihn hier als einen bloßen französischen Beamten, nur ausstaffirt mit einem fürstlichen Titel eingeschoben.

Digitized by Google

Die Glieder des für ewige Zeiten geschlossenen Bundes verpflichteten sich Napoleon und seine Nachfolger als beständige Protectoren anzuerkennen, sie verpflichteten sich auch zu gegenseitigen Hülfsleistungen in allen Kriegsfällen und erklärten alle ihre Beziehungen zum Reiche für erloschen. Sie entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf Rechte und Einkünfte der Landeshoheit und Oberlehnsherrlichkeit, die einer im Gebiete des andern haben könnte. Die im Reiche so häufigen gemischten landeshoheitlichen Verhältnisse erhielten dadurch mit einem Schlage eine durchgreifende Aenderung zu Gunsten der geschlossenen Staatseinheit und des geordneten Verwaltungsschematismus. Aber noch vortheilhafter dafür wirkte daß die Glieder des Bundes nach vorhergegangener Verständigung mit ihrem Herrn oder angeblichen Protector die Gebiete aller Fürsten, Grafen, freien Städte und Reichsritter die in und zwischen den sechszehn Rheinbundstaaten lagen, mitten im Frieden, ohne jeden auch nur scheinbaren Rechtsvorwand, kurzweg besetzten und unter sich vertheilten. Von den beiden Reichsstädten die von diesem Schicksal betroffen wurden, kam Nürnberg an Baiern, Frankfurt an den Kurerzkanzler oder wie er sich jetzt nannte Fürst Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt. Die Fürsten und Grafen, die mediatisirt wurden, behielten ihre Kammergüter, ihre gutsherrlichen und einen Theil ihrer landesherrlichen Rechte, namentlich die bürgerliche und Criminalgerichtsbarkeit in den beiden niedern Instanzen, die Polizei, die Regalien und eine Anzahl persönlicher Ehrenrechte, allerdings Wenig im Vergleich mit dem was sie verloren.

Am 1. August wurde dieser Vertrag dem Reichstag zu Regensburg vorgelegt mit der Erklärung Napoleons und mehrerer seiner Verbündeten daß sie ein deutsches Reich künftig nicht mehr anerkennten. Schon am 6. August 1806 legte Kaiser Franz die römische Kaiserkrone und die Reichsregierung nieder, ohne die Auflösung des Reichs auszusprechen, wozu er nicht befugt war, doch verstand sie sich unter solchen Verhältnissen von selbst. Er erklärte nur daß er seine Reichsländer von nun als getrennt vom Reiche betrachte, wie auch andere Glieder des Reichs Aehnliches erklärten ohne in den Rheinbund zu treten. So hatte Schweden schon im Januar 1806 seine Reichslande — Schwedisch Pommern — vom Reiche getrennt und jetzt incorporirte Dänemark das Reichsland Holstein 9. Sept. 1806 dem dänischen Staate. Nur England, für Hannover, protestirte gegen die factische Auflösung des Reichs, alle andern Stände fügten sich schweigend darein. Der englische Protest wollte um so weniger bedeuten, da Hannover damals von Preußen in Folge einer Uebereinkunft mit Napoleon besetzt war. Im deutschen Volke war aller Sinn für das Gemeinsame, alles Interesse am Reich so völlig erloschen, daß die Klagen und Mahnrufe einzelner Patrioten ungehört verhallten oder auch verspottet wurden.

Digitized by Google

Kapitel XXXIV.

Der Untergang des Staates Friedrichs des Großen.

Noch immer war ein deutscher Staat vorhanden, der eine völlige Knechtung Deutschlands verhinderte. Die Monarchie Friedrichs des Großen stand scheinbar noch unbeeinträchtigt, ja sogar um vieles mächtiger da als im Jahre 1786, wenn man nur nach Quadratmeilen, Seelenzahl und Soldaten rechnete. Sie galt seit 1795 als eine Verbündete Frankreichs. Keine der außerordentlichen Erschütterungen des europäischen Gleichgewichts die von Napoleon ausgiengen, weder die Eroberung Italiens, noch die Niederlage Oesterreichs, die Stiftung des Rheinbundes und die Auflösung des Reichs hatten das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und Preußen äußerlich zu stören vermocht.

Wenn man in Berlin noch immer an dem herkömmlichen Grundbegriff des europäischen Gleichgewichts festhielt, so mußte man sich gestehn daß seit 1795 Preußen nicht die entsprechende Verstärkung erlangt hatte die die Vergrößerung anderer Mächte, oder zunächst Frankreichs nach dieser Logik erforderte. Rußland gegenüber hatte es 1793 noch ein Aequivalent in Polen durchgesetzt, allerdings nur auf Kosten seiner bisherigen allseitigen Unabhängigkeit und der schiedsrichterlichen Stellung die ihm durch Friedrich den Großen zugefallen war, indem es von nun an in allen Gestaltungen der polnischen Frage zu einem Zusammengehn mit Rußland genöthigt war. Ob die Erwerbung von Danzig und Thorn, der beiden natürlichen Schlußsteine für die Abrundung und Sicherung der alten Ordensländer, diese Verluste aufwog, mochte dahin gestellt bleiben. Auch als Preußen 1795 seine Grenzen bis zu der Weichsel und dem Niemen vorrückte, war der Gewinn an Quadratmeilen zwar ein großer, aber was man erhielt ein Land, das niemals von deutscher Cultur berührt war, das außer der natürlichen Vertheidigungslinie der preußischen Ostgrenze lag, das von einem feindselig gesinnten Volke bewohnt wurde, das wenn es für die Zukunft nutzbringend gemacht werden sollte, auf lange Jahre unermeßliche Opfer einem Staate kostete der noch immer nur auf die strengste Wirthlichkeit mit seinen sparsamen Kräften angewiesen war. Der einst ganz deutsche Staat in welchem noch bei Friedrichs Tode die eingeschobenen polnischen Bestandtheile in keiner Art ein Gewicht gegen die deutsche Grundmasse beanspruchen konnten, war jetzt zur Hälfte slavisch geworden und ähnelte hierin Oesterreich in bedenklicher Weise. Alles dies durfte gegen die inzwischen erfolgte Ausdehnung Frankreichs nicht gerechnet werden,

wenn man sie auch nur äußerlich anschlug und seine riesige Kraftanspannung in der Hand eines Napoleon nicht zu beurtheilen fähig war. In Deutschland hatte der Baseler Friede sogar Verluste gebracht. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 waren sie zwar mehr als ausgeglichen worden, auch gab der 1791 erfolgte Heimfall der altzollerischen Stammlande Ansbach und Baireuth eine Stellung im Herzen von Deutschland welche in jeder andern Hinsicht als in derjenigen der bloßen Quadratmeilen und Seelenzahl von unermeßlicher Bedeutung werden konnte. Aber dies Alles wollte doch nichts gegen die Erwerbung Belgiens und des ganzen linken Rheinufers bedeuten wodurch beinahe der sechste Theil des ehemaligen Reichsgebietes an Frankreich gebracht worden war.

Als 1797 Friedrich Wilhelm II. starb, begrüßten den neuen König Friedrich Wilhelm III. warme Wünsche und Hoffnungen. Denn die Regierung seines Vaters und Vorgängers wich in zu vielen Dingen von der Richtschnur Friedrichs des Großen ab als daß sie nicht selbst bei der damaligen wohlwollenden und vertrauensvollen Stimmung der Regierten gegen die Regierenden Bedenken und Mißvergnügen hätte hervorrufen sollen. An die Stelle der strengen Ordnung und Sparsamkeit war eine grenzenlose Verschleuderung der Staatsmittel getreten. Der König gab auch hierin im vollsten Gegensatz zu seinem Vorgänger das schlechteste Beispiel. An sich kostspielige Unternehmungen, die Kriege am Rhein und in Polen, wurden durch die unverständige und zum Theil auch untreue Verwaltung der Ruin der preußischen Finanzen. Nach eilf Jahren fanden sich an der Stelle des Staatsschatzes von angeblich 40 oder gar 70 Millionen den Friedrich hinterlassen, beträchtliche Schulden. Heer und Beamtenthum waren nicht mehr in der straffen Ordnung, in der unbedingten Brauchbarkeit wie einst. Der alte friedericianische Geist war auch hier, wie selbst die eingefleischtesten Optimisten zugeben mußten, im Entweichen begriffen. Auch der Ruhm der Freisinnigkeit und Aufklärung, in den Augen der Zeitgenossen das eigentliche Kleinod Preußens, hatte durch das Religionsedict von 1788 und durch manche harte Maßregeln gegen die politische Tagesschriftstellerei unter dem Einfluß der ersten Revolutionsjahre empfindlich gelitten. Von dem neuen König erwartete man daß er in Allem auf den wahren Normalstand Preußens, den Zustand unter Friedrich II. zurückgehn werde. Man war vollkommen im Recht, ihn für den Normalstand des Staates so lange zu halten bis ein offenkundig besserer gefunden sei, aber man täuschte sich, wenn man glaubte daß man die eilf unheilvollen Jahre durch eine bloße Zurückführung auf das Alte auslöschen könne.

Friedrich Wilhelm III. that dafür Alles was in seinem Gesichtskreis lag. Staatshaushalt und Verwaltung ließen sich durch den ernsten und ehrenhaften Vorgang des Königs wieder an Ordnung, Sparsamkeit und Treue, ihre altpreußischen Cardinaltugenden gewöhnen. Die Schulden seines

Digitized by Google

Vorgängers waren bald getilgt und die Staatseinkünfte überschritten allmälig wieder die Ausgaben, obgleich Polen je mehr man darauf wandte, desto mehr noch erheischte und die schwierigen Zeitläufte selbst die grundsätzlich friedfertige und nur auf das Nächste blickende preußische Politik nöthigten wenigstens durch eine Verstärkung des stehenden Heeres den unvorhergesehenen Ereignissen gewachsen zu sein. Das Heer zählte jetzt zwischen 2 und 300,000 Mann, war besser bewaffnet und gekleidet als früher, obwohl im Ganzen noch das alte System beibehalten wurde, das den Namen Friedrichs, aber nicht mehr ihn selbst hatte. Die inneren Zustände nahmen zwar keinen glänzenden Aufschwung, doch hoben sich Gewerbe und Handel beträchtlich. Es stiegen die Güterpreise und es verbreitete sich ein gewisser behaglicher Wohlstand durch die weitzerstreuten Lande vom Rhein bis zum Niemen, die unter dem Schutze des schwarzen Adlers so sicher dem wüsten Kriegsgetöse um und zwischen ihnen, dem Sturze so vieler Reiche und Staaten, dem Untergang uralter Ordnungen zusehen durften. Man freute sich der Neutralität welche von Allen ohne Ausnahme, Engländern und Franzosen, Oesterreichern und Russen zu gewinnen erlaubte. Selbst mit den polnischen Besitzungen hatte man sich ausgesöhnt. Daß die zweite und namentlich die dritte Theilung ein politischer Fehler von verhängnißvollster Wirkung sei, vermochte in der That Niemand zu erkennen. Für die Beurtheilung solcher größerer Verhältnisse waren die Blicke derer die sich um Politik kümmerten noch nicht geschärft: man jammerte nur über das viele Geld das aus den alten Provinzen dahin abfloß um in den grundlosen Sumpf der dortigen Zustände spurlos zu versinken. Doch als sich allmälig herausstellte wie fruchtbar das Land, wie völlig unberührt seine Hülfsmittel, wie gänzlich unfähig mit deutschem Fleiße und deutscher Ordnung zu concurriren seine bisherigen Herren seien, begann man zu glauben daß sich hier betriebsamen Menschen ein reiches Feld öffnen könne und suchte sich dessen, nur wie es zuerst natürlich war etwas zu hastig, zu bemächtigen.

Es dauerte lange bis sich die preußische Politik dazu verstand einsehen zu wollen daß sie durch die fortwährende Vergrößerung Frankreichs ernstlich bedroht sei. Es geschah erst als sich 1803 nach dem Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Napoleon französische Truppen des Kurfürstenthums Hannover bemächtigten. Um die Verletzung des deutschen Reiches, die zu offenkundig geschehen war als daß sie sich übersehen ließ, hätte man sich in Berlin wenig gekümmert, aber es ergab sich zu deutlich daß Napoleon nicht einmal mehr die gebietende Stellung Preußens in Norddeutschland anerkennen wollte, die ihm durch den Baseler Frieden und seine Demarcationslinie nur nicht gerade officiell zugestanden worden war. Als 1805 der Krieg Oesterreichs, Rußlands und Englands gegen Napoleon zum Ausbruch kam, war man in Berlin zwar geneigt die bisherigen Uebergriffe Frankreichs für höchst bedenklich zu halten, aber selbst der persönliche Einfluß des russischen Kaisers Alexander konnte den preußischen König zu keinem festen Entschlusse

38*

Digitized by Google

bringen. Man begnügte sich eine, wie man glaubte nach allen Seiten unabhängige Stellung einzunehmen, man verband sich mit Rußland durch einen förmlichen Allianzvertrag, man setzte das Heer mit vielen Kosten auf den Kriegsfuß, was unter solchen Umständen doch nur eine Drohung gegen Napoleon sein konnte, aber man betheuerte daß man nur Frieden wolle, was leider vollkommen der Wahrheit gemäß sich verhielt. Man hoffte Napoleon damit so zu imponiren daß er aus bloßer Furcht vor Drohungen, deren Leerheit Niemand besser als er kannte, dahin gienge wo man ihn in Berlin haben wollte.

Der Graf Haugwitz leitete damals die preußische auswärtige Politik. Seine grenzenlose Schwäche und Unfähigkeit, die an wirkliche Verrätherei zwar nicht durch ihre Ursachen aber ihre Folgen gränzte, ließ sich noch persönlich durch Napoleon gänzlich verwirren und betrügen. Nach der Schlacht von Austerlitz schloß er mit ihm 15. December 1805 zu Schönbrunn einen Vertrag wodurch die frühere Allianz zwischen Frankreich und Preußen angeblich erneuert und in Napoleons Art als Beweis dafür Hannover an Preußen gegen Neuenburg, Ansbach und Cleve abgetreten wurde. Neuenburg war an sich ein verlorener Posten, aber Ansbach und Cleve zwei der werthvollsten Provinzen in denen der echtpreußische Geist mit besonderer Kraft lebte. Wegen Hannover mußte man die einzige noch unbesiegbare Macht, den einzigen natürlichen Verbündeten sich zum Feinde machen. Man schwankte daher auch lange in Berlin in furchtsamer Rathlosigkeit, bis Napoleons Drohungen 15. Februar 1806 die Annahme des Vertrags durchsetzten.

Während Süddeutschland zu einem französischen Vasallenstaat umgewandelt wurde, gerieth Preußen wegen Hannover in Krieg mit England und seinem Verbündeten Schweden, wodurch sein Handel bei der Schutzlosigkeit seiner Küsten zu Grunde gieng. Jetzt, wo man von allen Seiten schon umgarnt war, nahm man in Berlin den Gedanken an einen selbständigen d. h. von Napoleons Einflusse freien Norddeutschen Bundesstaat wieder auf, der nach dem Baseler Frieden möglich gewesen wäre. Napoleon in seiner gewöhnlichen Arglist begünstigte zum Scheine die Idee, wirkte ihr jedoch im Geheimen in Dresden und Cassel und in den Hansestädten sogar mit Drohungen entgegen. So gelangte man im Laufe des Sommers 1806 nicht weiter als bis zu dem Entwurfe einer Bundesacte in welcher Preußen das Kaiserthum in Norddeutschland und Sachsen und Hessen die königliche Würde und Gebietsvergrößerung zugedacht war.

Jetzt glaubte Napoleon die Zeit gekommen wo er seine lang gehegte Absicht die preußische Macht zu zertrümmern am besten ausführen könne. Er haßte schon damals instinctiv Preußen, als das wiedererstandene Deutschland, am meisten unter allen Feinden und hatte den Kampf gegen dasselbe gerade darum am längsten aufgespart um es am gründlichsten zu vernichten. Jetzt reizte er die eben wieder alliirte Macht durch Hohn und Beleidigungen

aller Art, die direct von ihm oder auf seinen Befehl von seinen Schergen ausgiengen, bis Preußen in aller Eile sein eben erst auf den Friedensfuß gesetztes Heer nothdürftig kriegsfertig machte und im Bunde mit Sachsen in Thüringen einrückte, was Napoleon als Kriegsfall ansah.

Napoleon beherrschte nach seiner Art unbedingt die Kriegsmittel von Frankreich, Holland, Italien und des größeren Theiles von Deutschland, entweder als eigentliche französische Provinzen oder als Vasallenstaaten im Rheinbund, hatte den Krieg lange vorbereitet und kannte die innere Schwäche seines Feindes vollkommen. Das preußische nothdürftig, wie bemerkt, mobilisirte Heer stand an Zahl dem was er ihm entgegenstellte weit nach und entbehrte einer einheitlichen Oberleitung, die sich der König nicht zutraute, aber auch nicht in eine andere Hand legen wollte. Ein fester Kriegsplan konnte nicht vorhanden sein, weil man bis zum letzten Augenblick nicht wußte ob man Krieg führen wollte oder nicht. Das sächsische Hülfscorps war schwach und mindestens lau gesinnt. Man rechnete auf den Beistand Rußlands, das auch nach der Niederlage bei Austerlitz keinen Frieden geschlossen hatte. Aber die russischen Heere standen so entfernt daß sie im günstigsten Fall erst nach einigen Monaten herbeikommen konnten.

Schon am 14. October, sechs Tage nach der preußischen Kriegserklärung, erfolgte die Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena. Erst durch die auf dem Rückzug eingerissene Verwirrung und Rathlosigkeit gestalteten sich diese abgebrochenen Schlachten zu gänzlichen Niederlagen. Je weniger man in Preußen auf einen so raschen und völligen Untergang des Heeres Friedrichs des Großen vorbereitet war, je weniger man, ganz in friedliches Stillleben eingewiegt, überhaupt an das Verhängniß gewaltiger Katastrophen dachte, worauf ein großer Staat immer vorbereitet sein sollte, desto größer war die allgemeine Erstarrung. Als Napoleon seinen Sieg rasch benutzte, fielen ihm die ungenügend ausgerüsteten und schlecht vertheidigten Festungen, die Hauptstadt Berlin und die noch vorhandenen Heerestrümmer ohne Widerstand in die Hand. In Kurzem hatte er alles preußische Land bis an die Weichsel erobert und die polnischen Provinzen durch seine Vorspiegelungen insurgirt. Er nahm hier die Maske des Völkerbefreiers vor die ihm wie jede andere paßte und der polnische Adel glaubte ihm um so lieber, da der preußische Name bei ihm ganz besonders verhaßt war. Er hatte es nicht vergessen daß durch Preußens verkehrte Politik seit der Reichenbacher Convention der Untergang seines Staates erfolgt war. Selbst das eigentliche Volk ließ sich theilweise mit fortreißen, obgleich es zum ersten Mal, seit es überhaupt existirte durch die preußische Herrschaft eine vernünftige und menschliche Regierung hatte kennen lernen.

Wer selbst von dem Strom der Ereignisse hin- und hergerissen wurde, mußte begreiflicher Weise durch diesen jähen Sturz einer europäischen Großmacht allen Boden für eine richtige Beurtheilung verlieren. Die später Le-

benden genießen den Vortheil den ursächlichen Zusammenhang klar sich zu vergegenwärtigen, wenn sie anders wollen und sich nicht blos mit der Oberfläche der Dinge begnügen. So ist es jetzt nicht schwer zu sehen daß die preußische Armee durch die verkehrte Politik der Regierung geschlagen war, ehe ein Schuß in diesem Kriege fiel. Es wäre eine schreiende Verletzung der historischen Wahrheit, wenn man der Armee selbst die Schuld davon beimessen wollte. Obgleich auch sie von dem Verfall des Staates seit 1786 gelitten haben mußte, obgleich man mit einem natürlichen Eigensinn bei dem Altbewährten stehn geblieben war, so war sie mit allen ihren großen Gebrechen der französischen recht wohl gewachsen die ebenso wenig vollkommen war und nur wieder an andern großen Schäden als die preußische litt. Selbst der Vater aller Lüge, Napoleon, wagte es nicht die Tapferkeit derer die gegen ihn gefochten zu verunglimpfen und es gehörte die an Ehrlosigkeit streifende Gedankenlosigkeit der neueren deutschen Halbbildung dazu um sich durch die spätere systematisch betriebene Geschichtsfälschung der Franzosen über den wahren Sachverhalt täuschen zu lassen. So war man auch mit bequemster Manier der Mitschuld an dem großen Unglück enthoben, indem man es ganz auf die Armee wälzte. Man bedachte dabei nicht, daß selbst wenn die Armee feig und schlecht gewesen wäre, es doch zuletzt am Volke lag daß sie so war.

Auch die endlich angelangte russische Armee konnte den Gang des Krieges nur aufhalten aber nicht ändern. So sah sich Preußen gezwungen, nachdem zuerst Kaiser Alexander seinen Frieden mit Napoleon gemacht, dem Beispiel des Verbündeten zu folgen. Am 9. Juli 1807 wurde Friede zu Tilsit geschlossen. Seine Bedingungen zeigten daß es Napoleon auf die Vernichtung Preußens abgesehn hatte. Es verlor darin alle Länder westlich von der Elbe sammt Magdeburg und den größten Theil der ehemalig polnischen Provinzen, etwa 2900 Quadratmeilen, so daß der Rest nur noch 2700 Quadratmeilen zählte. Es mußte allen Rechten und Ansprüchen entsagen die ihm aus irgend einem Titel auf Länder zwischen Elbe und Rhein oder auf Sachsen und Anhalt zustanden. Es verpflichtete sich alle seine Häfen der Schifffahrt und der Handlung der Engländer zu verschließen und keinerlei Handelsbeziehungen seiner Unterthanen mit England zu gestatten.

In Folge des preußischen Krieges wurden der Kurfürst von Hessen, der Fürst von Fulda, der Herzog von Braunschweig ihrer Länder beraubt. Der erstere hatte noch bis zu der Schlacht von Jena zwischen einem Bündniß mit Preußen und einer Neutralität im Sinne Napoleons geschwankt. Napoleon wartete bis nach der Schlacht von Jena, dann zeigte am 29. October der französische Gesandte dem Kurfürsten kurzweg an daß französische Truppen einrücken würden, was auch sofort geschah. Den Fürsten von Fulda traf sein Schicksal wegen der nahen Verwandtschaft des Hauses Nassau-Oranien mit dem preußischen Königshause, den Herzog von Braunschweig, weil er bei

Digitized by Google

Auerstädt commandirt hatte und dabei tödtlich verwundet worden war. Andere vertriebene Fürsten erhielten ihr Land wieder und durften dem Rheinbunde beitreten.

Die eroberten Länder benützte Napoleon zur Errichtung von neuen Vasallenstaaten oder zur Vergrößerung der schon bestehenden, nachdem er sie sich mit seiner nie übertroffenen Kunst der Aussaugung nutzbar gemacht und sich auch für die Zukunft durch Vorbehaltung der Domänen ꝛc. des besten Theils davon versichert hatte. So bildete er jetzt aus preußischen, braunschweigischen und hessischen Ländern das sogenannte Königreich Westfalen, dessen Thron sein jüngster Bruder Hieronymus einnahm. Aus den polnischen Provinzen wurde ein Herzogthum Warschau geformt und dem ehemaligen Kurfürsten, jetzt nach seinem raschen Frieden mit Napoleon König von Sachsen, Friedrich August gegeben. Die Stadt Danzig sollte ein Freistaat angeblich unter polnischem und preußischem Schutze werden, wurde aber durch eine starke französische Besatzung zur Hauptzwingburg im Osten gemacht.

Vielen Rheinbundfürsten wurden Länderbrocken zur Belohnung für ihre Treue zugeworfen. Sie hatten sie reichlich verdient durch ihre zuvorkommende Bereitwilligkeit bei der Aufstellung von Hülfscontingenten gegen Preußen und durch die gründlichen Beweise von Haß welche ihre Truppen gegen die wehrlosen Einwohner der „feindlichen" Länder lieferten. Die Barbarei mit welcher namentlich bairische und badische Soldaten und Offiziere damals in Schlesien und Preußen wütheten wird für ewig eins der traurigsten Blätter der deutschen Geschichte bleiben. Sie durften sich rühmen ihre Lehrmeister, die Franzosen, an Brutalität und Raubsucht übertroffen zu haben.

Die Räumung des preußischen Gebietes sollte innerhalb gewisser Fristen nach Berichtigung der ausgeschriebenen und noch rückständigen, weil unerschwinglichen Contributionen erfolgen. Napoleon befahl dem mit diesem Geschäfte beauftragten Minister Daru die Rechnungen zu fälschen und den Rückstand bis zur Höhe von 100 Millionen zu steigern. Da ihre Abtragung vor der Hand unmöglich geworden war, was Napoleon wollte, so mußte Preußen als Unterpfand gegen den klaren Wortlaut des Tilsiter Friedens drei seiner noch übrigen Festungen, Stettin, Küstrin, Glogau in den Händen Napoleons lassen, überhaupt fast noch 200,000 Mann französischer Truppen in der Mark, Pommern und Schlesien behalten und diese auf seine Kosten verpflegen, bis alle Friedensbedingungen erfüllt seien. Da alle Einkünfte der besetzten Provinzen, gleichfalls gegen den klaren Wortlaut des Tilsiter Friedens, von den französischen provisorischen Behörden eingezogen wurden, so war damit der einzige Weg versperrt der zu einer Beschaffung neuer Geldmittel offen stand und dies war es gerade was der mit tödtlichem Grimme erfüllte Sieger in seiner gewöhnlichen Heimtücke beabsichtigte, der er ja überall seine größten Erfolge in der Politik verdankte.

Kapitel XXXV.

Die Rheinbundstaaten.

Der Krieg von 1806 hatte entschieden daß auch in Norddeutschland keine von Napoleon unabhängige Macht bestehn könne. Der Rest des preußischen Staates betrug nach Flächenraum und Einwohnerzahl nicht viel mehr als das Königreich Baiern. Eingekeilt zwischen französische Vasallenstaaten, seine Hauptfestungen in französischen Händen schien er nach menschlichem Ermessen außer Stand je wieder seine frühere Stellung als Großmacht wie von 1740—1806 einzunehmen. Der Rheinbund allein genügte mehr als hinreichend ihn niederzuhalten, der mit seinen neuesten Erweiterungen während und nach dem Kriege 39 deutsche Staaten auf etwa 5000 Q.-M. und 12—13 Millionen Einwohner umfaßte.

Das alte Ziel der französischen Politik war jetzt so erfüllt daß es die verwegensten Träume eines Richelieu oder Ludwig XIV. weit hinter sich zurückließ. Mehr als die Hälfte des ehemaligen deutschen Reiches gehörte unmittelbar oder mittelbar unter französische Botmäßigkeit. Es ließ sich noch fragen, ob das Eine oder das Andere vortheilhafter für den französischen Gewaltherrscher und gefährlicher für die Zukunft der deutschen Nation war.

Die Rheinbundsacte garantirte den einzelnen Staaten volle und unbeschränkte Souveränetät. Im Falle eines feindlichen Angriffs sollten sich diese unabhängigen Mächte wechselseitig Hülfe leisten. Napoleon legte dies so aus daß er für alle seine Kriege die Aufstellung von Truppencontingenten zu seiner unbeschränkten Verwendung und in einer nach seinem Willen bestimmten Höhe als das erste und unzweifelhafteste seiner Rechte als Protector in Anspruch nahm und sie auch in allen Fällen unweigerlich erhielt. Nur einmal wagte es der König Friedrich von Wirtemberg eine solche Hülfsleistung für den spanischen Krieg zu verweigern. Napoleon ließ diesmal den Eigensinn des Mannes durchgehn, vielleicht weil er ihm spaßhaft erschien, aber die andern deutschen Staaten mußten den Ausfall ersetzen und für andere Kriege wurde auch dem Wirtemberger seine Schuldigkeit nicht erlassen.

Aber nicht blos hierin zeigte sich wie Napoleon die Souveränetät der Rheinbundfürsten verstand. Ein sorgfältig eingerichtetes, mit der unübertroffenen Kunst der Franzosen für polizeiliche Spionage geleitetes System der Ueberwachung beobachtete ebenso wohl die Regierten wie die Regierenden. Er traute mit Recht der deutschen Polizei weder die Spürkraft noch den guten Willen zu den er an seinen Schergen erprobt hatte. Die Vasallen und ihre Beamten wurden nur dazu gebraucht um jede ihm mißliebige oder gefährliche

Entdeckung zu verfolgen und zu bestrafen. Aber auch solche Büttel- und Henkerdienste vertraute er ihnen nicht einmal immer an. Wo es ihm um unbedingte Raschheit, Sicherheit und Schonungslosigkeit zu thun war, übernahm er selbst durch den Arm seiner überall zerstreuten Militärbefehlshaber diese Aemter und übte sie so wie sie Deutsche allerdings auch bei der hündischsten Liebedienerei nie zu üben verstanden hätten. Die Hinrichtung des Buchhändlers Palm aus der bairischen Stadt Nürnberg, die Fortschleppung des Volksschriftstellers Rudolf Zacharias Becker aus Gotha sind nur einige dieser Fälle die wegen der Persönlichkeit der davon Betroffenen eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Die andern zahlreichen Opfer sind von der Gutmüthigkeit unseres Volkes schneller vergessen worden als es die Ehre und die Klugheit erlaubt. Denn wenn auch solche Mord- und Gewaltthaten gewöhnlich mit dem möglichst geringen Lärmen vollbracht wurden und auch hierin die französischen Schergen eine bewundernswerthe Schlauheit bethätigten, so konnte es doch nicht fehlen daß man allmälig die Wahrheit ahnte und sie später sehr leicht zur Gewißheit hätte erheben können, wenn man nicht zu indolent oder zu großmüthig dazu gewesen wäre. Daß der schriftliche Verkehr und die gesammte Literatur mit einer argwöhnischen und drückenden Härte ohne Gleichen überwacht wurde verstand sich von selbst. Auch hierin leistete die Polizei der Rheinbundstaaten oder wenn sie nicht ausreichte die unmittelbaren Schergen Napoleons fast dasselbe was ihm in Frankreich selbst gelungen war, wo Niemand ein ihm mißfälliges Wort der Feder oder der Druckerpresse anzuvertrauen wagte.

Aber auch da wo die Staatsverwaltung und Gerichtspflege nicht unmittelbar als Werkzeug seiner Gewaltherrschaft diente, machte sich sein Einfluß auf sie für die Zwecke der Zukunft geltend. Er sah diese Rheinbundfürsten sowie den ganzen Rheinbund nur als einen vorübergehenden Zustand an, welcher die dereinstige wirkliche Einverleibung in Frankreich vorbereiten sollte. Fürsten und Staaten waren nur dazu da, das deutsche Volk seiner Nationalität zu entkleiden und wurden nur geduldet, weil sie es einstweilen bequemer und wohlfeiler thun konnten als er selbst.

Darum drang er überall auf möglichste Annäherung an die Einrichtungen die er dem eigentlichen Kaiserreiche gegeben hatte. Auf dem leeren Boden welchen die Revolution in Frankreich zurückgelassen, war durch ihn ein vollständig neues Gebäude aufgeführt worden. Es entsprach in allen seinen Theilen dem Willen seines Urhebers und den Bedürfnissen des echt französischen Geistes dieser Zeit. Die vollendetste Centralisation und der unbedingteste Despotismus der Staatsgewalt paßte ebenso wohl für einen Napoleon wie für seine Unterthanen, die keinen Antheil an der Regierung begehrten und sich mit der Gleichheit aller im Staate, mit dem Verschwinden aller früheren Vorrechte und Besonderheiten für die ihnen doch unbegreifliche Freiheit im Staate entschädigten. Was Ludwig XIV. nur ungenügend gegen die

Reste der mittelalterlich-germanischen Freiheit und abgeschlossenen Gliederung hatte durchführen können, gelang ihm, dem die Revolution so weit als nöthig vorgearbeitet, bis zum völligen Abschluß, über den hinaus es nichts Weiteres gab.

In dem Königreich Westfalen wie in dem Großherzogthum Berg setzte er seine französischen Einrichtungen vollständig durch, sogar bis auf die in Frankreich üblichen technischen Ausdrücke im Verwaltungs- und Gerichtswesen. Vor dem Code Napoleon verschwand die Unmasse der Particularrechte der Territorien, Landschaften und Orte aus denen die neuen Staaten zusammengesetzt waren, die Ueberreste der Rechtsungleichheit in den alten Geburtsständen, die letzten Trümmer der Leibeigenschaft, die gutsherrlichen Rechte und viele, aber nicht die drückendsten bäuerlichen Lasten, die Landstände, die städtischen Corporationen und Zünfte, kurz Alles was noch einen Stempel selbstwüchsiger Bildung trug. Alles gieng in dem Einerlei der unter sich gleichberechtigten Staatsbürger auf und in dem Despotismus des unbeschränkt gebietenden, vom Staate eingesetzten Beamtenthums. Zu dem System gehörte hier wie in Frankreich das Gaukelspiel constitutioneller Formen. Sie wurden hier wie dort so eingerichtet daß sie unter keinen Umständen dem Absolutismus hinderlich werden, ihm aber doch gelegentlich als willkommener Deckmantel dienen konnten.

In den meisten andern Rheinbundstaaten setzten die Regierungen dem Ansinnen Napoleons nicht offenen Widerstand entgegen, der ihr Dasein gekostet hätte, aber Ausflüchte aller Art. Sie wußten es zu lenken daß sie nur diejenigen französischen Einrichtungen durchführten die für ihr Geldbedürfniß oder für ihre besondern politischen Zwecke ersprießlich schienen und die andern unterschlugen. Man würde den deutschen Regierungen dieser Zeit unverdiente Ehre anthun, wenn man annehmen wollte, ihr Widerstand sei durch irgend ein patriotisches Gefühl geleitet worden: er war nur die Folge eigennütziger Berechnung oder der Bequemlichkeit. Die Neuerungen nach französischem Muster betrafen die Rubriken des directen und indirecten Steuersystems, der Polizei, den Wirkungskreis der Verwaltungsbehörden und das Militärwesen. Sie fielen ohne Ausnahme den Unterthanen ebenso lästig wie sie vortheilhaft für die Staatsregierungen waren. Dagegen überhob man sich der für jene günstigeren Maßnahmen. Man ließ die Reste der Lehns- und Gutsunterthänigkeit, die Zunftverfassung und die Beschränkung der Gewerbe und des Verkehrs bestehn, deren wenn auch jähe und gewaltsame Aufhebung jedenfalls für einen großen Fortschritt gerechnet werden durfte, nachdem die französische Revolution ein für allemal eine vernünftige und stätige Entfaltung der deutschen Zustände vereitelt hatte, wozu 1789 alle Vorbedingungen gegeben waren. Auch den Wust der vorhandenen Particularrechte und den alten Schlendrian des geheimen und schriftlichen Gerichtsverfahrens ließ man meistens unangetastet, obgleich auch hierin das französische Muster

nur segensreich hätte wirken können. Denn nachdem einmal unser deutsches Volk sich so indolent und kurzsichtig gezeigt hatte um sich sein altheimisches deutsches Recht und freies öffentliches Gericht durch jenes widerwärtige Gemengsel römischen und kanonischen Rechtes und Gerichtsverfahrens nehmen zu lassen, gab es zunächst keinen andern Fortschritt als eine gründliche Zerstörung dieses ganzen schädlichen und albernen Wustes.

Ihrem Protector gegenüber erschienen die Rheinbundfürsten von dem König von Baiern herab bis zu dem winzigen Fürsten von Leyen auch in ihrem äußern Auftreten und Bezeigen als bloße Vasallen, die nicht einmal mit der einst gewöhnlichen cerimoniellen Höflichkeit behandelt wurden, sondern sich von dem Gebieter und seinen Dienern oft recht derbe Grobheiten gefallen lassen mußten. In der von ihm beherrschten Presse und nicht blos in seinen amtlichen Zeitungen und andern direct von ihm ausgehenden Druckschriften wurde ihr ganzes Verhältniß immer unumwundener als eine Art von Lehensunterthänigkeit dargestellt, nur mit wahrhaft unerhörten Rechten des Lehensherrn und absoluter Knechtschaft des Lehensmannes. Es war die nothwendige Strafe für den Götzendienst der Majestät und Souveränetät, wenn diese Könige und Fürsten jetzt demüthig bei dem Emporkömmling antichambriren oder vor seinen eben so niedrig oder noch niedriger geborenen Vertrauten zittern und dabei doch immer eine süße Miene bewahren mußten. Der Protector führte absichtlich solche Schaustellungen seiner Hoheit und ihrer Nichtigkeit herbei; so auf seiner Zusammenkunft zu Erfurt 1808 mit dem russischen Kaiser, so, wenn sie auf seinen Wink in Paris erscheinen mußten, um den Franzosen einen wohlfeilen Beweis zu liefern daß sie wirklich die große Nation seien, die alle andern mit Füßen treten dürfe, vorausgesetzt daß sie sich selbst von ihrem Despoten mit Füßen treten lasse.

Zwar entschädigten sich diese Rheinbundfürsten dafür zu Hause. Niemand konnte ihnen wehren den Glanz ihrer Höfe bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit zu steigern, Niemand konnte ihnen das Bewußtsein rauben daß wenigstens keiner ihrer Nachbarn freier und selbständiger als sie sei. Einige der neugeschaffenen Souveräne fanden sich ganz besonders darin befriedigt daß so viele der früher reichsunmittelbaren fürstlichen Häuser, die ihnen an Alter und Erlauchtheit gewöhnlich gleich und an Macht früher kaum nachstanden, jetzt durch Napoleon zu ihren Unterthanen herabgezwungen worden waren. Ihnen ließen sie das Vollgewicht ihrer Souveränetät am empfindlichsten fühlen ohne Rücksicht auf die Bestimmungen der Rheinbundacte und ihrer eigenen Gesetze, die jenen Mediatisirten doch einigen Schutz gewährten. Am meisten zeichnete sich hiebei durch die Erfindungsgabe seines königlichen Hochmuthes und seines schadenfrohen Hohnes der König Friedrich von Wirtemberg aus, der überhaupt für das wahre Muster eines echten Rheinbundsfürsten gelten darf.

Alle verstanden die neuerworbene Souveränetät als gleichbedeutend mit

fürstlicher Unumschränktheit nach innen, so weit sie nicht Napoleon beschränkte. Daher wurden in den meisten Rheinbundstaaten die Ueberreste jener landständischen Körperschaften aufgehoben die sich noch bis dahin erhalten hatten und wenigstens in Wirtemberg den absolutistischen Gelüsten der herzoglichen Vorgänger des Königs mannhaft entgegen zu treten pflegten. Die Masse des Volks sah ihrem Untergang gleichgültig zu, denn entweder waren sie nur ein leerer Name oder kümmerten sich nur um die Verfechtung ihrer besondern Standesinteressen. Nur eben in Wirtemberg verhielt es sich anders: hier hatten sie auch noch ihrem Zerstörer gegenüber einigen Muth bezeugt und nach ihrer eigenthümlichen Zusammensetzung die Gesammtheit des Volkes mehr als anderswo vertreten. Die Stände selbst starben fast immer ohne einen Laut von sich zu geben oder wagten höchstens schüchterne Rechtsverwahrungen gegen diese eigenthümliche Nutzanwendung der Souveränetät von Napoleons Gnaden.

In anderer Art wurde dieselbe in der Umgestaltung des Verwaltungs- und Steuerwesens nach den Grundsätzen des französischen centralisirten administrativen Despotismus bethätigt: die Reste selbstherrlicher Genossenschaften die sich in den Magistraten der Städte wohl oder übel erhalten hatten, giengen jetzt zu Grunde. An ihre Stelle traten fürstliche Beamte, deren Zahl und bevorrechtete Stellung durch die ganze Neubildung des Staatswesens ins Ungemessene sich steigerte.

Schon dadurch mußten sich die Bedürfnisse des Staatshaushaltes beträchtlich vermehren. Aber man schien auch geflissentlich das Neue dem Volke in jedem Sinne so theuer als möglich kommen zu lassen. Eine wahre Wuth zu organisiren riß ein, wie man das leichtsinnige Zerstören wirklich vorhandener Zustände und Wiederaufbauen auf dem Papiere und in den Schreibstuben nannte. Alles was die vorigen Jahrhunderte in so manchen deutschen Staaten, namentlich in Altbaiern und den ehemaligen geistlichen Fürstenthümern zu wenig darin gethan hatten, sollte nun mit einem Schlage nachgeholt werden. Betrügerei aller Art benützte die schwachköpfige, wenn auch mitunter wohlmeinende Eitelkeit der Oberbehörden, der Minister oder der Fürsten, um eine Verwirrung mittelst neuer Organisationen anzurichten bei der sie bestens im Trüben fischen konnte. Was in Baiern in dieser Art unter Billigung und Begünstigung des allmächtigen Ministers Grafen Montgelas verübt wurde, streifte an das Unglaubliche, aber jedes andere Land hatte auch seinen Montgelas, seinen allmächtigen Gebieter, der von Aufgeblasenheit und Stolz auf seine Aufklärung und die Fortschritte des Staates strotzte und von jedem Schurken am Narrenseil geführt wurde. Dazu kamen noch die kostspieligen Hofhaltungen die jetzt wieder in viel größerem Stile als in der nächstvergangenen Zeit eingerichtet waren und deren systematische Verschwendung durch ein gleichfalls sehr praktisch organisirtes System von Unterschleif und Betrügerei über alles Maß hinaus erhöht wurde. Jetzt paßte

nicht mehr die schlichte hausväterliche Weise jener Zeit wo man auch an den fürstlichen Höfen für Tugend und Menschenwohl schwärmte und der regierende Herr seinen Stolz darin setzte der erste Diener des Staats zu sein. War man doch souverän geworden und damit das dumme Volk ja nicht immer daran denken sollte durch wessen Gnade, wurde mit dem „von Gottes Gnaden“ der möglichste Mißbrauch getrieben. Aber damit waren die Lasten der Bürger dieser neuen souveränen Staaten nicht geendet. Sie hatten auch noch die Bedürfnisse eines starken Militärstandes zu tragen.

Der Protector verlangte daß alle seine Vasallenstaaten mindestens ein Procent ihrer Bevölkerung fortwährend vollständig gerüstet unterhielten. Es war bei ihm Grundsatz die Rheinbundstruppen am wenigsten zu schonen, daher kostete ihre fortwährende Ergänzung und Ausrüstung dem Staate unerhörtes Geld, das sich gar nicht mehr mit den Anschlägen der alten Reichsmatrikel vergleichen ließ. Einst hatte man regelmäßig darüber als über eine unerschwingliche Last gemurrt und immer noch weniger gethan als das Wenige was man zu thun schuldig war. Allerdings gieng jetzt mit den bairischen, wirtembergischen, badischen und andern Truppen in der Schule Napoleons eine große innere und äußere Veränderung vor. Das Werbesystem fiel überall und die Conscription als eine allgemeine Last der Unterthanen mit wenigen Ausnahmen gewisser Stände und Berufszweige trat dafür ein, womit freilich den bisher davon befreiten Unterthanen nicht viel gedient war. Doch wirkte diese annähernde allgemeine Wehrpflicht nicht blos auf das Militär selbst, sondern auch auf den ganzen Volksgeist nicht ungünstig. Er wurde durch den harten Zwang der Conscription und des Waffendienstes etwas aus seiner weichlichen Ruhe aufgerüttelt und wenigstens vorbereitet zu einer männlicheren Haltung. In Hinsicht auf Exercitium, Kleidung und Bewaffnung schloß man sich selbstverständlich an das damals vollkommenste Muster Napoleons an, welchem man eben so gut auch ohne äußern Zwang folgen mußte, wie einst dem Friedrichs des Großen. Bald gaben dieselben Truppen die einst als Reichsarmee die jämmerlichste Rolle gespielt hatten, den ersten Soldaten der Welt an Haltung, Brauchbarkeit und Tapferkeit nichts nach.

Neben den unmäßig erhöhten Steuern floß den meisten Rheinbundstaaten eine reiche Einnahmequelle in den Secularisationen zu. Denn überall in protestantischen und katholischen Ländern ahmte man jetzt das Beispiel Josefs II. oder der französischen Revolution wetteifernd nach. Die einst so zahlreichen Klöster und geistlichen Stiftungen verschwanden bis auf die letzten Reste, ihre Pfründner wurden mit dürftigen Pensionen abgefunden, die Gebäude und Güter meist verkauft oder zu Domänen umgewandelt, selten irgend einer andern Bestimmung, die ihrer ursprünglichen mehr entsprach, vorbehalten. Aber bei der jähen Hast mit welcher man den lockenden Besitz an sich raffte, bei der ungenügenden Leitung und Beaufsichtigung des Secularisationswerkes waren auch hier die Früchte lange nicht so ergiebig als sie bei

einiger Besonnenheit und Ehrlichkeit hätten sein müssen. Es wurde unersetzlicher Schade an Gebäuden und ihrem künstlerischen Schmucke oder ihren wissenschaftlichen Schätzen theils durch die rohe Unwissenheit, theils durch die Betrügerei, theils durch die absichtliche Brutalität der damit Beauftragten angerichtet und das Wenige was nach den neuen Hauptstädten geschleppt wurde, blieb wenigstens vor der Hand ein todter Schatz. Wie jeder bornirte und bösartige Despotismus gieng auch dieser systematisch darauf aus die Geschichte zu zerstören und der Welt und sich glauben zu machen daß mit ihm die wahre Zeit beginne.

Ueberhaupt hörte jetzt der Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Staaten auf. Gerade diejenigen in denen der Katholicismus trotz des Zeitalters der Aufklärung immer noch eine ausschließliche Berechtigung festgehalten hatte, wie Baiern bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, bemühten sich jetzt die vollständige Gleichstellung aller christlichen Hauptconfessionen in allen Beziehungen selbst gegen das Vorurtheil des Volkes durchzuführen. Die katholische Geistlichkeit leistete keinen Widerstand. Sie gehörte auch in den streng katholischen Ländern zum großen Theil der Bildung und Toleranz des Josefinischen Zeitalters an und freute sich daß ihr die eigenen Regierungen möglich machten wenigstens nicht gegen ihre Ueberzeugung zu handeln. Wo sie noch oder wieder strenger dachte, mußte sie aus Furcht vor der allmächtigen Staatsgewalt schweigen und sich fügen.

Die katholische Kirche pflegte der protestantischen früher wohl ihre Dienstbarkeit unter dem weltlichen Regiment vorzuwerfen, jetzt war sie in dieser Hinsicht um nichts besser gestellt. Selbst ihr äußerer hierarchischer Verband war zersprengt und die einzelnen Staaten konnten sich auch hierin ihrer vollkommenen Selbständigkeit erfreuen. Der Staat mischte sich nicht in Glauben und Lehre, soweit sie sich nicht feindlich gegen ihn hervorwagten und so blieb ihr noch ein freies Gebiet. Aber es geschah nur weil seine Beamten entweder ohne alles Verständniß für das positiv Kirchliche waren, oder es grundsätzlich als Aberglauben und Betrügerei verachteten. Dagegen ergriffen sie jede sonstige Gelegenheit um der Kirche ihre wahre Stellung zum Bewußtsein zu bringen. Polizeiliche Maßregeln beschränkten die Feiertage, verboten Processionen und Wallfahrten, schlossen Kirchen und Kapellen die überflüssig sein sollten, controlirten den Gehorsam und die Verträglichkeit der Geistlichen und machten aus ihnen, indem sie ihnen allerlei untergeordnete Verwaltungsgeschäfte übertrugen, eine Art von subalternen Polizeibeamten. Daß man das Volk dadurch in seinem innersten Heiligthum kränken könne, beachtete dies von Selbstgefälligkeit und Uebermuth aufgeschwollene Schreiberthum entweder nicht, oder es gieng geflissentlich auf Aergerniß aus um seine Bildung und seine Allmacht zu zeigen. Es war jedenfalls nicht der richtigste Weg um die im vorigen Jahrhundert angebahnte Ausgleichung der confessionellen Gegensätze weiter zu fördern, aber doch ließ sich auch hier neben dem Ueber-

gewicht schädlicher Einflüsse eine gewisse heilsame Wirkung auf die noch ganz in künstlich genährter Abgeschlossenheit und vorurtheilsvoller Verbitterung gehaltene Bevölkerung mancher Gegenden Deutschlands nicht verkennen.

Der vermehrte Steuerdruck, die Conscription, die Vielregiererei, die Brutalität und sehr häufig auch die Gewissenlosigkeit des Beamtenthums waren nicht die einzigen Ruthen mit denen die Unterthanen der Rheinbundstaaten zur Strafe für die Sünden der Vergangenheit geschlagen wurden. Unaufhörliche Durchzüge und Einlagerungen französischer Heeresmassen aller Nationalitäten beuteten sie aus und belästigten sie meist ebenso sehr als wenn es wirkliche Feinde gewesen wären. Auch damit war es nicht genug: der Welthandel stockte in Folge der Continentalsperre, wodurch Napoleon England zu vernichten hoffte. Der Krieg brachte zwar eine Steigerung der Preise aller Lebensbedürfnisse und insofern Nutzen für die Producenten, auch mancherlei leichten und überreichen Erwerb. Aber da der übrige Verkehr gelähmt war und durch alberne Prohibitivmaßregeln der einzelnen Staaten, die auch als selbständige industrielle und mercantile Größen dastehn wollten, noch viel mehr gelähmt wurde, so kam von jener dem Volke wenig zu Gute und dieser blieb selbstverständlich nur in den Händen Einzelner. Im Ganzen machte der Wohlstand überall empfindliche Rückschritte und die guten alten Zeiten, d. h. zunächst die im Gedeihen begriffenen Zustände vom Schluß des siebenjährigen Krieges bis zum Ausbruch der französischen Revolution wurden von dem gegenwärtigen Geschlechte seufzend zurück gewünscht.

Daher überall eine dumpfe und gedrückte Stimmung, die sich bald in entschiedenem Haß gegen Napoleon und die Franzosen Luft machte. Sie waren die handgreiflichsten Ursachen des allgemeinen Unglücks, eigentlich die einzig verständlichen für den gemeinen Mann, denn gegen Fürst und Regierung wirkte noch immer jenes gläubige Vertrauen nach das in dem letzten Dritttheil des vorigen Jahrhunderts allerdings eine gewisse Berechtigung gehabt hatte. Nur die Beamten und das Militär und einige wenige besonders Verbildete unter den sogenannten Gebildeten zählten noch zu den begeisterten Anhängern der Fremden und ihres Herrschers, der anfangs der albernen Gutmüthigkeit so vieler Deutschen als der große Weltbeglücker galt, weil er so oft und so lange es ihm paßte schöne Redensarten in den Mund nahm. So rief die Schmach, die Noth, der Druck und der Hohn der Fremden, woran sie es nach ihrer Art nicht fehlen ließen, wieder eine Art von Patriotismus wach. Freilich war es noch lange nicht der rechte, indem er sich nur negativ verhielt und traurig genug daß es erst solcher Veranlassungen bedurfte. Er verhinderte nicht daß daneben jener zähe und verbissene Particularismus der sich seit dem dreißigjährigen Kriege eingenistet hatte, seine letzte und widerlichste Ausbildung gewann. Trotz der Gemeinsamkeit der Leiden trat der Gegensatz gegen die Angehörigen anderer Staaten doch nicht in den Hintergrund. Man fühlte sich jetzt erst recht nur als Baier, Wirtemberger,

Sachsen u. s. w. und die Regierungen thaten absichtlich und unabsichtlich Alles um ihre Unterthanen immer tiefer in diese jämmerliche Verkehrung des gesunden Menschenverstandes hineinzutreiben. Was die Regierenden sich selbst nur durch künstliche Selbsttäuschung glauben machen konnten, die Idee von der inneren Berechtigung und Selbstgenugsamkeit dieser neuen so ganz zufällig zusammengewürfelten und von der Gnade eines fremden Despoten lebenden Staaten, das fand bei der Masse des Volkes gläubigen Eingang. Der Instinct für das Falsche war in ihm wie in jedem kranken Körper so mächtig daß es aus jeder Lehre die ihm die großen Begebenheiten der Zeit im Ueberfluß gaben, das absolut Verkehrte für sich herausnahm.

Fast noch mehr als gegen die Franzosen wandte sich die einmal gereizte Erbitterung des Volks besonders in Süddeutschland gegen Oesterreich und Preußen. Als das letztere durch den Krieg von 1806 so tief gedemüthigt wurde, blieb der Haß doch bestehn, nur mischte sich jetzt noch Schadenfreude und Hohn bei. Das Unglück der Zeit hatte die gemeinsten Seiten der menschlichen Natur und unseres Volkscharakters krankhaft herausgekehrt und von seinem veredelnden Einfluß war einstweilen nichts zu verspüren. Man konnte es Preußen nicht verzeihen daß es aus demselben Stoffe, mit dem man es anderwärts in Deutschland blos zu traurigen oder lächerlichen Mißgestalten brachte, einen Staat zu bilden verstanden hatte welcher in jedem Sinne ein solcher war und die bewundernden Blicke der ganzen Welt ein halbes Jahrhundert auf sich zog. Man glaubte dem gemeinen Neide, der diese Stimmung dictirte, einen Deckmantel umzuhängen, wenn man maßlose Klagen und Anschuldigungen gegen den preußischen Hochmuth in früherer Zeit vorbrachte. Allerdings hatte das Auftreten der preußischen Regierung und vieler einzelner Angehörigen des preußischen Staates nicht dazu beigetragen den preußischen Namen in Deutschland beliebt zu machen: man ließ die materielle und moralische Ueberlegenheit Preußens, welche in der Hauptsache doch nur das Werk eines Einzigen war, zu empfindlich als eigenes Verdienst fühlen. Jetzt wo das stolze Gebäude zusammenbrach, gebärdeten sich die Andern in ihrer Verblendung so als wenn es überhaupt nicht bestanden habe oder nur ein Trugwerk gewesen sei. Sie schienen zu glauben daß sich ein Mann wie Friedrich der Große und eine Zeit wie die von ihm beherrschte ungeschehen machen lasse. Da dem Volke aller Maßstab für das Wesen eines wirklichen Staates fehlte, so meinte man auch für immer des preußischen Staates durch diesen einen Schlag, der jeden andern deutschen Staat hätte tödten müssen, los geworden zu sein. Denn ein gewisser dunkeler Instinct sagte doch auch dieser verblendeten und rohen Masse daß nur hier der Keim einer künftigen Erhebung und Neugestaltung Deutschlands liegen könne. Aber der Gedanke daran rüttelte zu empfindlich an der trägen Versunkenheit und dem dünkelhaften Eigensinn als daß man sich nicht mit verstärktem Ingrimm dagegen zur Wehre gesetzt hätte. Beleidigungen, die zu läppisch waren als daß sie

bei einem politisch nur etwas reiferen Volke zur Sprache gebracht werden durften, mußten zum Vorwand dienen um sich gegen Vernunft und Geschichte taub zu machen. —

Kapitel XXXVI.

Die Versuche Oesterreichs zur Abschüttelung des französischen Joches.

Oesterreich hatte seit 1805 seinen früheren Einfluß in Deutschland und seine Bedeutung in der großen Politik verloren. Die Abdankung Kaiser Franz II. zeigte daß es unbedenklich auch die letzten Fäden zerreißen ließ die Deutschland noch an den Kaiserstaat knüpften und daß es nichts wolle, als innerhalb seiner Grenzen so gut wie möglich fortbestehn. Noch immer war es jedoch nicht wehrlos und troß der vielen unheilvollen Kriege und herben Niederlagen keineswegs so tief gebeugt und so gründlich geschwächt wie Preußen.

Napoleon erkannte daß ihm auch dies so oft besiegte Oesterreich immer noch gefährlich werden könne und darum wollte er es bei erster Gelegenheit in dieselbe Lage wie Preußen bringen. Aber auch in Wien hatte man allmälig so viel gelernt um dies vorauszusehen und man bereitete sich vor wenigstens nicht ohne einen letzten Entscheidungskampf auf den Ueberrest einer einst so mächtigen Stellung zu verzichten. Der Preßburger Frieden hatte große Gebietsverluste gebracht, alle Provinzen waren durch die feindlichen Heere ausgesogen, die Finanzen in Folge der Kriege und ungeschickter und zugleich unredlicher Operationen im übelsten Zustand, ringsum entweder gewisse Feinde, wie die italienischen, polnischen und deutschen Vasallenstaaten Napoleons oder wahrscheinliche, wie Rußland, das seit dem Tilsiter Frieden seine Politik gänzlich geändert hatte und die engste Verbindung mit Frankreich eingegangen war. Auf Preußen konnte man nach 1806 kaum mehr rechnen, selbst wenn beide Cabinete die Vergangenheit über die Noth der Gegenwart gänzlich hätten vergessen können. Dennoch bot der weitläufige Staat noch immer unermeßliche Hülfsmittel, wenn man sie nur zu benutzen verstand und war durch seine geographische Beschaffenheit jedenfalls ganz anders zur Vertheidigung geschickt als das in dieser Hinsicht so ungünstig als möglich ausgestattete Preußen.

Schon seit dem Jahre 1806 arbeitete eine Anzahl hochgestellter Männer, zum Theil wie die Erzherzoge Karl und Johann die nächsten am Throne,

zum Theil wie die Brüder Grafen Stadion der höchsten Aristokratie angehörig mit unermüdlicher Thatkraft daran alle Widerstandsmittel des Reiches in Fluß zu bringen. Wenn ihre Erfolge den angewandten Bemühungen nicht entsprachen, so lag die Schuld davon einestheils an den Gegenwirkungen einer von Napoleon beeinflußten Partei, anderntheils in der Schwierigkeit des Materials in dem sie arbeiteten. Der Staat hätte ganz umgeformt werden müssen wenn er alle Kraft hätte entfalten sollen, die in ihm lag. Aber dazu hätte es langer und ruhiger Jahre und einer andern Persönlichkeit an seiner Spitze bedurft. Denn der Kaiser Franz besaß zwar Verstandesschärfe genug um die Gebrechen und den einzig richtigen Weg zu ihrer Heilung zu erkennen, aber die Furcht vor der Revolution überwog bei ihm die vor Napoleon und Revolution schien ihm Alles zu sein was die Volkskraft und den Volksgeist zur selbständigen Thätigkeit brachte.

Darum wurde auch mehrmals der günstige Augenblick zum Losschlagen versäumt, so während des Winterfeldzugs 1806—7 in Polen und Preußen, wo eine Diversion Oesterreichs dem Kriege eine für Napoleon verhängnißvolle Wendung hätte geben müssen, oder während des Jahres 1808, wo Spanien sich in seiner ganzen Volkskraft zum Aufstand gegen den ihm aufgedrungenen fremden König, Josef, den Bruder Napoleons erhob. Als sich der Krieg nicht länger hinausschieben ließ, weil Napoleon selbst die Sache zum Abschluß bringen wollte, waren die Rüstungen Oesterreichs trotz aller aufgewandten Sorgfalt doch weder zur Vollendung gediehen noch an sich umfassend genug um den Kampf mit fast ganz Europa glücklich zu bestehn. Denn Napoleon gebot nicht blos unbedingt über Frankreich, Italien, Polen und den größten Theil von Deutschland, sondern er hatte es wirklich dahin gebracht daß auch Rußland als sein Verbündeter auftrat und Oesterreich nach dieser Seite wenigstens Verlegenheit, wenn auch nicht eigentliche Gefahr bereitete.

Die Versäumnisse ließen sich nicht wieder gut machen. Zwar drang das österreichische Hauptheer unter Erzherzog Karl im April 1809 bis tief nach Baiern vor, aber Napoleon zwang es durch eine Reihe für ihn glücklicher Gefechte zum Rückzug. Dabei konnte sich der französische Kaiser nur deutscher Truppen, namentlich bairischer bedienen, denn seine eigene Armee war noch nicht auf dem Kriegsschauplatz angelangt. Es kann nach dem oben Ausgeführten nicht befremden, obwohl es für ewige Zeiten ein Schandfleck der deutschen Geschichte bleibt, daß diese deutschen Truppen im Kampfe gegen andere Deutsche aus purem Fanatismus der Knechtschaft und eigensinniger Verstocktheit gegen die bessere Stimme ihres Innern eine Kriegstüchtigkeit und einen Heldenmuth bewährten, die selbst ihrem fremden Zwingherrn Bewunderung abnöthigten.

Auch der weitere Gang des Krieges entsprach den Erwartungen nicht, die man in Oesterreich und unter den deutschen Patrioten gehegt hatte. Eine zweitägige furchtbare Schlacht bei Aspern endete zwar mit der vollkommenen

Niederlage Napoleons, der ersten die er erlitt, aber der österreichische Feldherr benutzte seinen großen Sieg nicht, aus noch immer undurchsichtigen, wahrscheinlich auch an sich trüben Ursachen. Er ließ Napoleon Zeit Verstärkungen von allen Seiten an sich zu ziehen mit denen er dem österreichischen Heere weit überlegen wurde. Eine neue große Schlacht bei Wagram endete zum höchsten Ruhm für die unübertroffene Tapferkeit der Oesterreicher, aber doch mit ihrem Rückzug, angeblich weil eine zur Unterstützung erwartete Heeresabtheilung unter Erzherzog Johann nicht zur rechten Zeit erschien.

Auch andere Aussichten erwiesen sich trügerisch. Oesterreich hatte den großen Kampf wie natürlich als einen Kampf für die Freiheit aller Völker, zunächst der Deutschen begonnen. Aber dem Befreiungsrufe, der aus solchem Munde allerdings unerwartet kam, wenn er auch ehrlich gemeint sein mußte, antwortete in Italien und Polen der verblendete Hochmuth und Trotz einer Knechtschaft welche von Napoleon klüglich durch allerlei Gaukelspiel mit den Nationalitäten verdeckt wurde. In Sachsen und Baiern sah man in den einrückenden österreichischen Heeren keine Befreier, sondern Feinde des „Vaterlandes" und nur wenige waren reif oder patriotisch genug um sich über diese absichtlich von dem Zwingherrn und seinen Schergen genährte Täuschung zu erheben. Preußen zitterte zwar vor Rache und Kampfbegierde, aber die Regierung blieb unentschlossen und hielt das Volk zurück.

Nur Tyrol erhob sich wie ein Mann für sein gutes altes Recht in Staat und Kirche, nicht für die Befreiung Deutschlands, von dem man nichts wußte. Das bairische Schreiber- und Kirchenschänderregiment hatte dem Volke in sein Heiligthum und seine liebsten Gewohnheiten zu tief eingegriffen als daß nicht ein furchtbarer Ausbruch des Volkszornes hätte erfolgen müssen. Bairische und französische Heeresmassen wurden wiederholt schimpflich aus dem Lande gejagt oder vernichtet und selbst als der von Anfang an ungenügende österreichische Beistand ganz aufhörte, behaupteten sich die Bauern auf eigene Hand.

Doch konnte dieser Vortheil an der einen Stelle die Verluste an so vielen andern nicht aufwiegen. Nach der Schlacht von Wagram gewann jene Partei die stäts gegen den Krieg und die Entfesselung des Volksgeistes gearbeitet hatte, die Oberhand. Ein Friedensschluß zu Schönbrunn 14. October 1809 kostete wieder einen großen Theil des Staatsgebietes: einen Theil von Galizien, Salzburg, Krain, einen Theil von Kärnthen, Croatien, Istrien, Triest und Dalmatien, so daß Oesterreich ganz von dem Meere abgeschnitten wurde, verpflichtete es zum Beitritt zum Continentalsystem und erkannte alle Gebiets- und sonstigen Veränderungen an die Napoleon in Italien, Spanien, Deutschland seit dem Preßburger Frieden vorgenommen hatte oder noch vornehmen werde. Napoleon leistete dagegen Gewähr für den Fortbestand des Restes der österreichischen Monarchie, die dadurch auch formell aus der Reihe der Großmächte in die der französischen Schutzstaaten trat.

Der dunkelste Fleck des Schönbrunner Friedens war daß Oesterreich Tyrol nicht blos fallen ließ, das doch für die Wiedervereinigung mit ihm schon so unermeßliche Opfer gebracht hatte, sondern auch nicht das Geringste that um die Führer der Bewegung einigermaßen vor der Rache Napoleons zu sichern, was es leicht gekonnt hätte, wenn es nur wollte. So wurde jetzt das kleine von allen Seiten umzingelte Land nach einem furchtbaren Widerstand mit Strömen von Blut und unmenschlichen Gräueln unterworfen, der einflußreichste aller Volkshelden dieses Krieges, Andreas Hofer, gefangen und auf Napoleons ausdrücklichen Befehl zu Mantua erschossen.

Aus den erworbenen deutsch-slavischen Ländern am adriatischen Meere bildete Napoleon die sogenannten illyrischen Provinzen als einen eigenen von Frankreich unabhängigen Staat, wahrscheinlich als Kern künftiger Vergrößerungen im Osten. Von der übrigen Beute erhielt Baiern ein kärgliches Theil, trotz der glänzenden Versprechungen die ihm anfangs gemacht waren und trotz seiner weit über das Maß der Pflicht hinausreichenden, von aufrichtigem Eifer für die Verewigung der Knechtschaft eingegebenen Anstrengungen. Auch andere Rheinbundfürsten wurden für ihre großen Dienste nach Napoleons Art nur mäßig abgelohnt. Der Kaiser von Oesterreich, jetzt ganz unter dem Einfluß der Frankreich ergebenen Hofpartei, der Furchtsamkeit und des Kleinmuths, welche nicht der an sich so ruhmvoll geführte Krieg, aber der schmachvolle Frieden erzeugt hatte, glaubte das Dasein seines Staates am besten dadurch zu sichern daß er wenige Monate nach Schönbrunn seine Tochter Marie Louise mit Napoleon vermählte, womit er seinerseits auch eine Gewähr für den Fortbestand der Napoleonischen Dynastie zu übernehmen schien.

Kapitel XXXVII.

Die Wiederherstellung Preußens.

Nach der neuen Niederlage Oesterreichs wurde das Bestehn des preußischen Staates gefährdeter als je. Daß ihn Napoleon zur Vernichtung bestimmt habe, stellte sich immer deutlicher heraus. Eine der Hauptrücksichten aus denen er dies bisher unterlassen, die Furcht vor einer Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich zu einem Kampfe der Verzweiflung, fiel jetzt weg. Auf sich selbst beschränkt konnte Preußen nicht an Widerstand denken, wenn es zum Aeußersten kam. Der Krieg und noch mehr der systematische Druck

im Frieden hatten seine Kräfte viel zu sehr erschöpft, auch war der Staat an sich zu klein und zu übel gelegen. Wie hätte man in der Mark, Schlesien, Pommern, Preußen, d. h. in dem ganzen damaligen Staate einen Volkskrieg ins Werk setzen können nach der Art Tyrols oder Spaniens?

Trotz dieser verzweiflungsvollen Lage machte man doch in Preußen unmittelbar nach dem Ende des Krieges den Anfang zu einem Umbau und Neubau des ganzen Staatswesens. Es geschah im echt deutschen Geiste von innen heraus und mit möglichst wenig Geräusch, aber gerade deshalb gelang es den Staat nicht blos zu erhalten, sondern ihm auch seine eigenthümliche Bedeutung, sein eigentliches Recht auf sein Dasein als wirklicher deutscher Staat wieder zu geben.

Der Staat Friedrichs des Großen, wo der König als unbeschränkter Selbstherrscher und als eigentliche Seele des Ganzen durch sein Militär und seine Beamtenhierarchie die Volkskraft als ein willenloses Ding zu seinen Zwecken gebrauchte, war das Beste gewesen was jene Zeit schaffen konnte, aber jene Zeit war für immer vorbei. Es kam nur darauf an diese drei großen Glieder des Staates in ihrer Kraft bestehn zu lassen, aber auch alle bisher nur passiv-vorhandenen Theile des Staates, die Unterthanen, zu einer activen Bethätigung an ihm heranzuziehen. Der Gewinn der französischen Revolution sollte ohne eine Revolution durch eine friedliche Reform Preußen zu eigen gemacht werden, dies war der Grundgedanke der Männer die nach dem Tilsiter Frieden von dem König mit der Leitung der Geschäfte beauftragt wurden. Am entschiedensten war sich der Freiherr von Stein des Umfangs und der ganzen Tiefe seiner Aufgabe bewußt. Während seiner nur einjährigen Führung des Ministeriums, vom October 1807 bis in den November 1808, wurden von ihm eine Reihe der wichtigsten Maßregeln in diesem Sinne theils durchgesetzt, theils vorbereitet und seinen Nachfolgern als Erbschaft und als unerschütterliche Grundlage für die weitere Zukunft Preußens hinterlassen. Kein anderer unter allen damals lebenden Staatsmännern durfte sich mit diesem Wiederhersteller Preußens an Fülle und Tiefe des Geistes, an Kraft und Hoheit der sittlichen Anschauungen und an harmonischer Einheit des Charakters messen, noch weniger an jenem unbeugsamen Muthe, jenem echten Stahle der Seele, der auch den Besseren durch so vielerlei erschlaffende Einflüsse einer mehr die Intelligenz und das Gefühl als die Willenskraft fördernden Culturperiode abhanden gekommen war. Erst diese Zeit der furchtbarsten Drangsale war zu einem Läuterungsfeuer der Seelen bestimmt und insofern eine nicht blos gerechte sondern auch heilsame Fügung der ewigen Vernunft, denn es ist nicht abzusehen in welchen faulen Abgrund von Weichheit, Unmännlichkeit, Kleinlebigkeit ein großer Theil der deutschen Nation, namentlich die gebildeteren Schichten im Staate Friedrichs des Großen und vorzugsweise in der tonangebenden Hauptstadt versunken wären, wenn jenes Strafgericht nicht dazwischen getreten wäre. Ob sie ohne ein solches gewalt-

sames Zuchtmittel blos aus sich selbst heraus sich wieder zu ermannen vermocht hätten, ist mindestens zweifelhaft und jedenfalls führte es schneller und gründlicher zum Ziel. Auch deshalb ist Stein von so unermeßlichem Einfluß auf die Wiedererhebung Preußens und Deutschlands gewesen: alle seine Reformen waren nicht blos mit echt staatsmännischer Einsicht in das wirkliche Bedürfniß der Lage entworfen, sondern aus dem tiefsten Grunde der Männlichkeit geschaffen. Sie forderten männliche Seelen und ein männliches Volk als ihr Ziel und ihre Werkzeuge. Ihr Urheber sah klarer als irgend ein anderer der vielen wohlmeinenden und ernstgesinnten Patrioten den faulen Fleck in dem Wesen seines Volkes, gerade deshalb setzte er hier das schärfste Messer an und kannte kein Erbarmen, wenn sich der Kranke auch noch so jämmerlich anstellte. Ihm war das Größte gegeben, was man von einem Manne der That rühmen kann, Muth und Thatkraft in unerschöpflichen Strömen nach allen Seiten hin zu verbreiten und Jeden der in seine Nähe kam, wenn er nicht von Natur das Knechtszeichen auf der Stirn trug, über sich selbst zu einem Manne zu erheben.

Die erste große Maßregel Steins galt der materiellen und moralischen Hebung des Bauernstandes. Das Edict vom 9. October 1807 beseitigte nicht blos die Leibeigenschaft, die sich selbst über Friedrich den Großen noch immer in vielen ländlichen Districten erhalten hatte, sondern auch jede andre Art persönlicher Unterthänigkeit. Der zahlreichste Theil der Bevölkerung des Staates fiel in diese Kategorie. Jetzt wurde er in allen Rechten den übrigen Staatsbürgern vollkommen gleich gestellt und zu wahrer staatsbürgerlicher Freiheit erhoben. Das Verhältniß zu den bisherigen Gutsherrschaften wurde blos auf die herkömmlichen Leistungen an Geld oder an Naturalabgaben beschränkt und auch deren künftige Ablösung schon jetzt in Aussicht genommen. Als folgerechte Wirkung des eigentlichen Zieles welches diese Gesetzgebung anstrebte, befreite sie auch das ländliche Grundeigenthum von andern lästigen Beschränkungen. Sie gestattete die Theilbarkeit der Güter innerhalb sehr weit gesteckter Grenzen, während bisher fast überall das System der sogenannten geschlossenen Güter galt, sie erlaubte jedem Staatsbürger die Erwerbung der sogenannten Rittergüter, welche bisher nur von den besonders privilegirten Ständen besessen werden konnten. Sie erlaubte aber auch dem Adel ein nichtrittermäßiges Gut zu erwerben oder irgend ein bürgerliches Geschäft zu betreiben ohne, wie bisher, seiner Ehrenrechte verlustig zu gehn.

Bei der vollständigen Zerrüttung und Umwälzung aller Vermögensverhältnisse durch die Verwüstungen des Kriegs und die systematischen Räubereien der Feinde war eine möglichste Erleichterung im Wechsel des Grundeigenthums das beste Mittel die noch vorhandenen Geldkräfte sicher und schleunig zum Besten des Ganzen in Wirksamkeit zu setzen. Schon vor dem Kriege war es deutlich, daß das Capital das meist nicht in den Händen der Grundbesitzer, sondern der Bürgerlichen und insbesondere des Handelsstandes lag.

Digitized by Google

sich gerne der Landwirthschaft zugewandt hätte, wenn es nicht durch unzählige lästige Schranken davon abgehalten worden wäre. Jetzt, wo es darauf ankam mit dem Reste des Nationalvermögens so fruchtbar als möglich hauszuhalten, konnte gar keine Frage sein daß sie fallen mußten, obgleich der Minister selbst vielleicht unter allen am meisten die mancherlei bedenklichen Folgen würdigte die sich unter Umständen daraus ergeben konnten. Aber er dachte groß und stark genug um dadurch nicht an der Hauptsache irre zu werden und war nebenbei auch zu gut in staatlichen und staatswirthschaftlichen Erfahrungen geschult um nicht zu wissen daß sie mit der Zeit von selbst sich ausgleichen würden.

Noch wichtiger jedoch erschien ihm der sittlich-politische Gesichtspunkt bei dem großen Befreiungswerke. Jene Reste einer außerdem längst begrabenen Zeit in der sich die alten Geburtsstände als wahrhaft lebendige Gliederungen des Volkes gegenüberstanden, wirkten jetzt nur herabdrückend auf die gesammte sittliche Haltung der davon Betroffenen und namentlich auf ihr Gemeingefühl gegen den Staat und die Nation. Friedrich der Große hatte den Bauer in seiner Art bestens geschützt und gewissermaßen auch bevorzugt, aber er hatte doch nur, wie es aus seinem Staatsbegriffe floß, seine materielle Wohlfahrt im Auge. Es verstand sich auch für ihn wie für die andern Staatsmänner seiner Zeit von selbst, daß der Bauer auf einer andern niedrigern Stufe der Cultur stehe und stehn müsse als die übrigen Stände, und daß er eigentlich nur passiv als Material zu Rekruten, Steuern und Frohnen an dem Staate Theil habe. Er muthete ihm weder Interesse an dem Staate noch auch lebendige Theilnahme daran zu, sondern war mit seinem Gehorsam zufrieden. Steins unendlich höhere Auffassung des Staates konnte sich damit nicht begnügen; er verstand seinen Staat, den preußischen oder deutschen, den er wieder aufzurichten begann, nur als einen lebendigen Körper, der in allen seinen Gliedern von einem und demselben Geiste des geläuterten und selbständigen Patriotismus erfüllt sein sollte. Ihm war darum der Bauernstand als der zahlreichste, naturwüchsigste und dabei vernachlässigteste unter allen der wichtigste und deshalb richtete sich auf ihn sein erstes Augenmerk.

Aber auch die andern großen Stände des Volkes sollten in demselben Sinne mit dem Allgemeinen in Verbindung gesetzt und mit lebendigem Gefühl für das Ganze erfüllt werden. Seinem Grundsatze von unten auf zu bauen getreu, machte sich Stein zunächst an die Umgestaltung, oder da hier Alles ein Haufen widerlicher Trümmer war, an die Neuschöpfung der bürgerlichen Gemeinden und die Organisation von selbständigen städtischen Verfassungen.

Die Verordnung vom 19. November 1808 verließ entschieden und bewußt die bisherigen Grundsätze der Bevormundung. Sie gab allen Städten der preußischen Monarchie das alte Recht wieder ihre städtischen verwaltenden

Behörden oder Magistrate selbst zu wählen. Die Magistrate erhielten zugleich einen gegen früher bedeutend erweiterten Geschäftskreis. Neben der Leitung der Armenpflege, des städtischen Bauwesens, der Gesundheitspolizei ꝛc. wurde ihnen die Verwaltung des Gemeindevermögens und die Oberaufsicht über Kirche und Schule gegeben. Hielt man diese wiedererworbenen Rechte gegen die alte Selbstherrlichkeit unserer Städte bis zum westfälischen Frieden, so erschienen sie dürftig genug. Doch im Vergleich mit der jüngsten Vergangenheit, wo die Magistrate nichts weiter als wenig geachtete Unterbeamte der eigentlichen Staatsbehörden gewesen waren oder im Vergleich mit den Neuerungen in starr bureaukratischem Sinne, welche man in den meisten Rheinbundstaaten dieser Zeit nach französischem Muster vornahm, durften sie als ein großes Maß von Freiheit gelten. Eine völlige Wiederherstellung der alten städtischen Selbstherrlichkeit hätte den Staat wieder in seine einzelnen Bestandtheile zerbröckelt aus denen er erst durch die fürstliche Unumschränktheit mühsam zu einem wirklichen Staatsgefüge zusammengesetzt worden war. Es kam nur darauf an, die rechte Mitte zwischen jener älteren blos auf sich beschränkten und selbstgenugsamen Freiheit und dem neueren Staatsbegriffe zu finden, wo alle einzelnen Theile nur als Glieder des Ganzen Bedeutung und Recht, oder Freiheit beanspruchen können. Steins preußischer Städteordnung läßt sich nachrühmen daß sie glücklicher als irgend ein anderer späterer Versuch die schwierige Aufgabe gelöst habe.

Um aber auch innerhalb der städtischen Kreise eine umfassende Bethätigung der Staatsbürger an ihrem nächsten Gesammtverbande, der Stadtverfassung zu erzielen, wurde neben den Magistrat noch eine besondere Körperschaft von sogenannten Stadtverordneten gestellt. Sie giengen gleichfalls aus der Wahl der Bürger hervor. Sie bildeten die lebendige Vertretung der Bürgerschaft dem Magistrate gegenüber; sie erhielten das Recht die städtischen Finanzen nicht blos zu beaufsichtigen, sondern das städtische Budget von ihrer Bewilligung abhängig zu machen. Wie einst die Landstände neben der Landesregierung standen, so sollten die Stadtverordneten neben ihrer nächsten Obrigkeit, dem Stadtmagistrat, mit berathender und beschließender Stimme stehn.

Nach dem Plane des Gesetzgebers sollte dies nur der erste Schritt sein um alle Theile der Nation in natürlich abgestuften Kreisen wieder in lebendige Beziehung zu dem Staate zu bringen und ihnen dasjenige Maß von Selbstregierung zurückzugeben das ihnen je nach ihrer Stellung im Ganzen gebührte. Das alte ständische Wesen sollte in verjüngter Gestalt wieder aufleben und den ganzen Staat von seinen letzten Grundlagen bis zu seiner höchsten Spitze durchziehen. Seine Trümmer hatten sich fast überall noch durch die Zeit des Absolutismus erhalten. So wie sie waren, wo sie oft nichts weiter als verklungene Namen vorstellten, blieben sie unbrauchbar, das sah Niemand deutlicher als Stein. Aber wenn es gelang ihre ursprüngliche Idee

mit der neueren Vorstellung von dem Wesen des Staates zu vereinigen, sie auf die wirklichen Interessen dieser Zeit und dieses Volkes zu begründen, so mußte dadurch ein neuer Geist des lebendigen Gemeingefühls, gegründet auf das wiedererweckte Selbstbewußtsein aller Theile und die bewußte Entfaltung aller ihrer Kräfte innerhalb ihres natürlichen Kreises in das Ganze einziehen. Dadurch konnten die äußern Verluste welche der Staat Friedrich des Großen erlitten hatte, überreichlich ersetzt werden.

Die unmittelbare Thätigkeit Steins wurde schon ein Jahr nach ihrem Beginn durch einen verhängnißvollen Zufall unterbrochen. Ein Brief des Ministers an den Fürsten Wittgenstein in Kassel fiel in die Hände der überall zerstreuten französischen Spione. Er enthielt zwar in gemäßigten Worten, aber ganz deutlich den Plan zu einem Volkskriege gegen Napoleon, der von allen muthigen Seelen in Preußen und Norddeutschland als das letzte Rettungsmittel aus der Knechtschaft vorbereitet wurde. Wahrscheinlich waren deutsche Feinde des größten deutschen Mannes dieser Zeit niederträchtig genug den Brief verrätherisch dem ärgsten Feinde der ganzen Nation in die Hände zu spielen. Denn an Opposition konnte es einem Manne wie Stein nicht fehlen. Schon seine Persönlichkeit aus Urgranit forderte dazu heraus, noch mehr die Idee seines Systems. Alles gewöhnliche Hofschranzenthum, alle bornirten Bevorrechteten, alle bequemen, eiteln und kurzsichtigen Bureaukraten mußten ihn aufs Aeußerste hassen und ihre Cabalen gegen ihn begannen schon vor seinem Eintritt in das Ministerium. Napoleon benutzte den Brief um die preußische Regierung die ganze Wucht seiner tödtlichen Feindseligkeit und seines unvertilgbaren Argwohns empfinden zu lassen. Es war deutlich daß Stein nicht länger Minister bleiben konnte. Der König mußte ihm am 24. November 1808 mit schwerem Herzen die Entlassung geben und bald darauf, am 10. December, folgte jenes ewig denkwürdige Achtsdecret Napoleons gegen ihn, wodurch der unumschränkte Gebieter Europas aufrichtig seine instinctive Furcht vor dem einen Manne ohne Stellung und Mittel beurkundete, der trotzdem mehr als jeder Andere an dem großen Befreiungswerk gearbeitet hat.

Steins Entfernung brachte den preußischen Staat von Neuem in eine gefährliche Krisis. Der Zorn Napoleons ließ sich dadurch nicht besänftigen. Schon unter dem ersten Eindruck des Briefes hatte er in einem neuen Vertrage zu Paris, den der preußische König am 27. September annehmen mußte, gezeigt daß ihm die Vernichtung Preußens nur eine Frage der Zeit sei. Die Erfüllung des Tilsiter Friedens war von ihm arglistig von der Erfüllung seiner Contributionsforderungen abhängig gemacht worden. Jetzt wo diese bereinigt werden sollten und preußischerseits bereinigt werden mußten, wenn man das fremde Besatzungsheer und die fremde Verwaltung los werden wollte die die Kriegsleiden vorsätzlich verewigten, steigerte der französische Minister Champagny die Forderungen auf Befehl Napoleons bis zu 141 Millionen statt der früheren 100 und fügte außerdem noch die härtesten Bedingungen

hinzu, darunter daß Preußen fortan nicht mehr als 42000 Mann Soldaten halten dürfe, daß seine schon genannten drei Hauptfestungen bis zur gänzlichen Abtragung aller Schulden von Franzosen besetzt bleiben sollten. Alles dies war von dem König angenommen worden, weil ihm nur die Wahl zwischen dem und einem plötzlichen Losbruch, einem Volkskrieg blieb, zu dem er sich nicht entschließen konnte.

Stein ließ eine ganze Anzahl von Gesinnungsgenossen und Theilnehmern seiner Thätigkeit zurück, darunter Männer wie Schön, Stägemann, Niebuhr. Aber dennoch war er unersetzlich. Altenstein, der zunächst an seine Stelle trat, war am wenigsten mit seinen großartigen Eigenschaften ausgerüstet. Er war ein liberal gesinnter Beamter von guten Kenntnissen und bedeutender Schmiegsamkeit, insofern also der rechte Mann für die Höflinge und Junker die Steins verhaßtes Werk ganz begraben glaubten. So schlimm kam es nun zwar nicht. Auch Altenstein wollte reformiren und Manches von dem was Stein vorbereitet hatte, trat jetzt ins Leben. Doch die Hauptsache fehlte, jene rastlose Energie und jene unantastbare sittliche Hoheit und männliche Würde. Altenstein würde sich um den Preis der Hofgunst recht wohl dazu verstanden haben das Werk seines Vorgängers, trotz seiner liberalen Sympathien, aufzugeben, aber einstweilen war doch noch der unmittelbare Eindruck des eben geschiedenen Ministers zu gewaltig, auch hielt er selbst immer von seinem nächsten Zufluchtsorte, Prag, ein zu wachsames Auge auf die Entwicklung in Preußen als daß seine Gegner völlig hätten durchdringen können. Eine am 24. November 1808 vom König unterzeichnete Verordnung bestimmte im Wesentlichen nach Steins Entwurfe die organische Anordnung der Ministerien, auch ihren Geschäftsbereich für Auswärtiges, Krieg, Finanzen, Inneres und Justiz und ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem König, zugleich auch ihre volle Verantwortlichkeit und Selbständigkeit in ihrem Bereich. Beides wurde früher durch jenes zwitterartige Cabinet unmöglich gemacht, das bis 1807 die wirkliche Seele der Regierung gebildet hatte. Neben ihm waren die Minister eigentlich nur hoch titulirte und besoldete oberste Verwaltungsbeamte gewesen und die Initiative immer von ihm ausgegangen. Es gehörte wesentlich zu der concentrirten Selbstregierung eines Friedrich des Großen, der keines Ministers bedurfte, weil er selbst sein erster Minister war, aber nachdem er vom Schauplatze abgetreten, konnte es nur störend wirken. Am wenigsten vertrug es sich mit den neuen Grundsätzen der Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit aller Glieder des Staates auf denen Stein Preußen wieder aufbaute.

Erst mit der Entlassung Altensteins und seiner gleichgearteten Genossen und der Erhebung des Freiherrn, später Fürsten von Hardenberg zum Staatskanzler, d. h. zum ersten Minister, am 6. Juni 1810, zog wieder ein besserer Geist in den Gang der preußischen Regierungsthätigkeit ein. Hardenberg theilte Steins wesentliche Ansichten über den Neubau des preußischen Staates

und die dazu dienlichen Mittel: er war noch mehr wie jener den modernen Anschauungen von der Natur des Staates zugethan die seit der französischen Revolution auch in Deutschland sich einzubürgern begannen. Auch er stand den Resten der mittelalterlichen Privilegien als abgesagter Feind gegenüber, obwohl er wie Stein selbst zu einer viel höheren Klasse jener Privilegirten gehörte, als die war die sich jetzt in Preußen am ungebärdigsten anstellte. Aber es fehlte ihm doch das tiefere Verständniß der sittlichen Idee, in welcher Steins Pläne wurzelten und woven sie ihr eigentliches Leben empfiengen. Er war ein hochgebildeter, mit viel gesundem Menschenverstand, lebhafter Phantasie, großer Formengewandtheit und Leichtlebigkeit ausgerüsteter Staatsmann gewöhnlichen Schlages, während Steins Bedeutung da begann wo das Gewöhnliche aufhörte. Es fehlte ihm noch mehr jene einzige Härte und Festigkeit der Seele, nicht der Muth etwas zu wagen, aber die Kraft bis zum letzten Athemzug für sein Werk einzustehn. So trugen alle seine Reformen auf der einen Seite zwar ein noch freisinnigeres Gepräge im landläufigen Sinne, auf der andern Seite aber etwas Unfertiges und Halbes an sich, was sie für eine tiefere Beurtheilung unvortheilhaft von den aus einem Schöpfungsacte des echten sittlichen Genius entstandenen Maßnahmen Steins unterschied.

Die schon lange von dem König genehmigten, aber von den bisherigen Ministern immer auszuführen verschobenen großen Steinischen Umgestaltungen in der ganzen Landesverwaltung wurden bald nach Hardenbergs Eintritt in das Ministerium endlich durchgeführt und dadurch im Wesentlichen der preußische Staatsorganismus in seiner gegenwärtigen Gestalt definitiv begründet. Noch durchgreifender und verhältnißmäßig selbständiger reformirte der neue Minister das Gebiet der Finanzen und der volkswirthschaftlichen Zustände. Sein Finanzedict vom 24. November 1810 regulirte das ganze Steuerwesen nach den Grundsätzen der gleichen Heranziehung aller Staatsbürger und hob eine Menge von besondern Befreiungen und besondern Lasten auf. Daran schloß sich die Einziehung der geistlichen Güter, die in manchen Provinzen noch immer eine bedeutende Masse von Grundeigenthum, Renten und nutzbaren Rechten bildeten und die Einführung der allgemeinen Gewerbefreiheit nach vorhergegangener Aufhebung der alten Zunftverfassung; endlich das Gesetz vom 11. September 1811, worin die vollständige Ablösung aller auf dem bäuerlichen Grund und Boden ruhenden Lasten nach einem gewissen Entschädigungsmaße für die früheren Grundherrschaften angeordnet und der bäuerliche Besitz thatsächlich erst zu vollem freien Eigenthum verwandelt wurde.

Die finanziellen Zustände Preußens befanden sich aus den schon genügend erörterten Ursachen fortwährend in der traurigsten Verfassung. Das Ministerium Altenstein hatte auch hierin nichts gethan und Alles versäumt. Die französischen Contributionen drückten als ein furchtbarer Alp und Napoleon benutzte in gewohnter Art sein Recht als Gläubiger um der preußischen

Regierung immer neue Verlegenheiten zu bereiten. Er machte unverholen das Fortbestehn Preußens von der strengsten Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen ihn abhängig. Nach seiner leichtfertigen Art hatte Altenstein keinen andern Rath gewußt als die Abtretung der Provinz Schlesien, der reichsten unter den noch erhaltenen, die durch Friedrich den Großen gleichsam das Palladium der Zukunft Preußens geworden war. Dies machte auf den König denn doch einen so tiefen Eindruck daß hauptsächlich dadurch die Entfernung Altensteins verursacht wurde. Auch Hardenberg konnte kein Geld aus dem Boden des bis zum Aeußersten ausgesogenen Staates stampfen, auch war er weder damals noch später ein guter Finanzmann im gewöhnlichen Sinne, dessen Hauptugenden Ordnung und Sparsamkeit sind. Dagegen verlor er auch in den ärgsten Bedrängnissen nicht die Elasticität des Geistes und die Hoffnung auf bessere Zeiten. Er bewies sich unerschöpflich in immer neuen Auskunftsmitteln und wurde weder kleinmüthig noch verdrossen, wenn eines nach dem andern seinem Zwecke nicht entsprach. Sie nutzten wenigstens so viel, daß der Staat über die drangvollste Zeit hinweg kam ohne ganz zu Grunde zu gehn und daß die Rührigkeit des Ministers auch nach Außen wieder einen gewissen Glauben an seine Leistungsfähigkeit verbreitete. Um so höher ist es anzuschlagen daß Hardenberg über der Sorge für das Nächste das sich so rücksichtslos aufdrängte, noch freien Blick für die großen Interessen der Zukunft übrig behielt. Während es von Tag zu Tag zweifelhafter wurde, ob Preußen seine laufenden Verpflichtungen erfüllen könne, ob nicht ein Staatsbankerot und zugleich die Auflösung des Staates unvermeidlich sei, bezweckten seine Steuergesetze, seine Gesetze über die Gewerbfreiheit und die Ablösung der Bodenlasten eine künftige freie Entfaltung des Volkswohlstandes, von welcher die unmittelbare Gegenwart nichts oder nur Unbequemlichkeiten und Opfer haben konnte. Selbst Stein hätte hierbei nicht kühner und großartiger zu Werke gehn können, nur würde er diese an sich so erfolgreichen Schöpfungen doch nicht in ihrer bloßen Vereinzelung auf ihr nächstes Gebiet der materiellen Wohlfahrt des Volks entworfen und durchgeführt haben. Bei ihm hätten sie ohne Zweifel in dem tiefen sittlichen Hintergrunde seiner Ideen vom Staate und Volke eine ganz andere Befruchtung erhalten. Hardenberg ahmte nur das nach was er mit seinem klaren Verstande anderwärts als nutzbringend kennen gelernt hatte. Die Gewerbfreiheit, die unbedingte Befreiung des Bodens brachte in Frankreich die besten Ergebnisse für den Volkswohlstand, insofern man ihn nach den Zahlen der Statistik bemaß und deshalb beeilte er sich auch seinem Staate diese Vortheile zu verschaffen. Und wirklich hat die Zukunft entschieden daß es Vortheile waren, wenn man sie von demselben Standpunkte schätzte, aber es fehlte ihnen immer jene eigentlich positive Seite, wodurch sie die ganze Haltung des Volkes gehoben und es nicht blos industriöser und wohlhabender, sondern auch selbständiger und reifer gemacht haben würden. Es entsprach durchaus dem Charakter des fran-

zösischen Vorbildes daß sie nicht über die bloße Negation, über die Zerstörung der alten Schranken hinausgiengen, aber der echt deutschen Art, wie sie in einem Stein sich ausdrückte, wäre es natürlicher gewesen daß sie zugleich die Keime einer positiven Neugestaltung enthalten hätten.

Doch in jedem Falle war alles dies ein großer Fortschritt gegen den alten Schlendrian, der auch hier so viel gute Kräfte gelähmt hatte. Gerade deshalb erhob sich von vielen Seiten die heftigste Anfeindung dagegen. Namentlich zeigte sich der grundherrliche Adel oder das Junkerthum höchst ungebärdig. Es schloß sich jetzt mehr und mehr zu einer eigenen Partei zusammen die nur ihre vermeintlichen Standesrechte und Interessen vertrat und um diesen Preis alle, selbst landesverrätherische Mittel nicht scheute. Sie, die sich einerseits dafür ausgab das gute altpreußische oder altbrandenburgische Wesen gegen die neumodischen aus der Fremde geholten Doctrinen des Ministers und seines Vorgängers Stein zu vertheidigen, entblödete sich anderseits doch nicht mit den Franzosen zu kokettiren, nur um der Regierung Verlegenheit zu bereiten. Es gehörte die ganze innere Lebensfülle und Frische Hardenbergs und seine überlegene Haltung als Welt- und Staatsmann im großen Stil dazu um sich durch solche an sich zwar kleinliche, aber durch ihre Fortdauer und Heimtücke höchst lästige Angriffe nicht irre machen zu lassen und die zufällige Versunkenheit eines Theiles der Staatsangehörigen nicht mit dem Geiste der Nation zu verwechseln in deren Namen diese Herren und überhaupt jeder Opponent seine Nergeleien anzubringen pflegte. Der Minister war entschlossen Preußen durch seine Klugheit zu retten, und es gelang ihm wenigstens über die gefährlichsten Jahre zwar nicht mit Glanz und Ehre, aber doch mit geborgenem Dasein und mit wohlvorbereiteten Mitteln zu seiner Wiederherstellung hinüberzuhelfen.

Unter diesen Mitteln nahmen die für einen künftigen Krieg die erste Stelle ein. Denn daß in jedem Falle nur dadurch Preußen von seiner Schmach befreit und zu seiner früheren Ehre gehoben werden könne, war Jedermann, auch den Trägen und Feigen klar, an denen es damals so wenig fehlte wie zu jeder andern Zeit. Bis 1806 hatte die preußische Armee in allen wesentlichen Dingen noch das System Friedrich des Großen bewahrt. Einzelne Uebelstände abgerechnet war sie noch immer so trefflich geblieben, wie ein nach solchen Grundsätzen organisirtes Heer nur immer sein konnte. Das furchtbare Unglück von 1806 stammte wie gezeigt aus anderen Veranlassungen. Hätten die leitenden Staatsmänner eine andere Politik eingehalten, hätten sie nicht ihre eigene grenzenlose Verwirrung, Kleinmüthigkeit und Kopflosigkeit auch auf die Führung der Heere übertragen, so würden ohne Zweifel jene niederschmetternden Katastrophen vermieden worden sein. Im weitern Verlaufe des Krieges zog ein Unfall den andern nach sich. Das Verhängniß das über den Staat so jäh hereinbrach, verwirrte auch die Besten, geschweige denn die Mittelmäßigen und Unbedeutenden, die überall die Mehrzahl bilden

und den Ausschlag geben, wenn es an einem Alles beherrschenden Genius gebricht. Naturgemäß traten die schwachen Seiten des bisherigen Militärwesens immer greller hervor und noch ehe der Krieg beendet war, zeigte es sich, daß der alte Organismus unwiederbringlich zerstört sei. Auch wenn er aus sachlichen Gründen nicht gänzlich aufgegeben hätte werden müssen, so hätte es die Stimmung im Volke nothwendig gemacht. Denn sie gieng in leicht begreiflicher Einseitigkeit dahin daß nur die Fehler des alten Systems an dem unendlichen Unglück Schuld tragen sollten. Noch während des Krieges suchte man mit verständiger Benützung der neuen seit der französischen Revolution und durch den großen Kriegsmeister der Zeit, Napoleon, geschaffenen Reformen im Militärwesen etwas Zweckentsprechenderes an die Stelle des Alten zu setzen. Nach dem Frieden begann auch hier eine großartige Thätigkeit. Was Stein für den Neubau des ganzen Staates leistete, das leistete in dem beschränkteren Felde Scharnhorst, der nur hierin, aber nicht an geistiger und sittlicher Hoheit hinter ihm zurückstand. Auch er faßte seine Aufgabe aus der letzten Tiefe der Idee des Volkes und Staates, wie es außer ihm unter den Zeitgenossen nur Stein vermochte, und führte sie mit einer Hingebung und Selbstentäußerung durch wovon in der Geschichte kein zweites Beispiel zu finden ist. Ihm fehlte noch dazu jene an sich mächtige Ausstattung der Persönlichkeit die Stein zum gebornen Herrn jedes Kreises machte in den er trat. Insofern dürfte die Summe seiner Verdienste fast noch größer sein als die des großen Staatsmannes, wenn sich dergleichen wie ein Rechenexempel behandeln ließe. Auch um Scharnhorst fanden sich bald Gleichgesinnte vom besten Willen und größter Rührigkeit, darunter Gneisenau und Grolmann, später Clausewitz und Boyen, denen es vergönnt war in den glorreichsten Thaten die Früchte dieser schweren Mühen einer entsetzlichen Prüfungszeit zu ernten, während Scharnhorst nur den ersten Tagesanbruch der Befreiung sehen sollte.

Schon nach wenigen Jahren gab es wieder ein preußisches Heer, das bis zum Tilsiter Frieden auch äußerlich so gut wie völlig zu Grunde gegangen war. Unter allen der damaligen Zeit war es nach den verständigsten Grundsätzen gebildet, bewaffnet und eingeübt und seine Unterhaltung kostete dem Staat im Vergleich mit seiner Stärke und den früheren Ausgaben für die Armee unverhältnißmäßig wenig. Napoleon sah mit Verwunderung und Beunruhigung diese geräuschlose und doch so fruchtbare Thätigkeit, deren Tragweite er am besten zu würdigen verstand, besser als die Reformen eines Stein für deren eigentlichen Inhalt ihm jeder Sinn abgieng. Auch den Geist eines Scharnhorst konnte er nicht nach seiner wahren Tiefe ermessen, denn eine solche Art zu denken blieb ihm, dem Helden und Zeloten des äußerlich Mechanischen, des Materialismus der französischen Cultur, ein unzugängliches Gebiet. Aber wie tüchtige Soldaten aussahen, wußte begreiflich Niemand besser als er und darum erregten die Militärreformen in Preußen seinen wohlbegrün-

deten Argwohn. Eine der davon erzeugten Vorsichtsmaßregeln war die Bestimmung des Vertrages vom Jahre 1808, wodurch das preußische Heer für die Zukunft auf 42000 Mann beschränkt wurde.

Die Grundlage des neuen Heerwesens bestand in der durchgreifend und schrankenlos anerkannten Dienstpflicht jedes waffenfähigen Staatsangehörigen, gleichviel aus welchem Stande oder welcher Bildungsstufe. Alle bisherigen Befreiungen hörten gänzlich auf und der Dienst im Heere wurde damit nicht mehr als eine Last gewisser minder Bevorzugter herabgewürdigt, sondern als ein Ehrenrecht Aller die zum Volke gehörten geadelt. Das bisherige Werbesystem hörte nunmehr von selbst auf und es bedurfte kaum der ausdrücklichen Versicherungen der Regierung daß sie nie mehr auf dasselbe zurückgehn werde. Die sittliche und zugleich praktische Ueberlegenheit des neuen Systems war so einleuchtend daß es, sobald es nur einmal ergriffen war, nicht wieder verlassen werden konnte. Durch eine ebenso zweckmäßige wie geistvolle Vereinfachung des Exercitiums gelang es den Bestand der Truppen rasch wechseln zu lassen. Ohne daß die vertragsmäßige Zahl von 42000 bei der Linie überschritten wurde, besaß der Staat sehr bald eine bedeutende Menge von Reserven. Schon im Jahre 1809 rechneten muthige Patrioten daß man mit fast 200,000 Mann in den Krieg gehn könne. War dies auch zu hoch gegriffen, so durfte man doch den wahren Bestand des Heeres immer auf 100—120,000 Mann anschlagen.

Auf den Geist dieses Heeres wirkte es in jeder Art vortheilhaft daß es nur aus Landeskindern zusammengesetzt war. Es ist bekannt welcher Auswurf aller Stände und Nationen früher durch das Werbesystem in den bunten Rock gesteckt wurde. Jetzt konnten auch die grausamen und entehrenden Strafen wegfallen, ohne die einstmals keine Disciplin möglich gewesen wäre. Der Stock wurde aus der preußischen Armee gänzlich verbannt, wie er aus dem französischen Heere seit der Revolution verbannt war. Auch gestaltete sich das Verhältniß der Offiziere zum gemeinen Manne viel humaner. Die Offiziere waren zum großen Theil andere als vor 1806; alle die sich in jenem großen Strafgericht nicht bewährt hatten, und dies war eine zahlreiche Menge, waren entfernt worden. Die Zurückgebliebenen und neu Eingetretenen besaßen im Durchschnitt eine Vorbildung für ihr Fach die früher nur ausnahmsweise gefunden wurde, und zeigten durch ihr Behaben daß sie die Zeit, ihre nächste Aufgabe und den Beruf des preußischen Heeres im preußischen Volke verstanden.

Ganz von selbst änderte sich dadurch auch das Verhältniß der Armee zum übrigen Volke. Bürger und Bauern empfanden nichts mehr von jenem rohen Uebermuth der exclusiven Soldateska, der bis 1806 nur zu natürlich gewesen war. Alle strengen Maßregeln, woran es seit Friedrich Wilhelm III. Thronbesteigung nicht fehlte, hatten dagegen nichts ausrichten können; jetzt wo das Heer seiner Idee und seiner Erscheinung nach die bewaffnete Volkskraft

darstellte, verschwanden jene Unfertigkeiten von selbst, von denen übrigens aus allerlei Gründen viel mehr Aufhebens gemacht wird als sie verdienen. Die soldatischen Excesse und einzelnen zum Theil frevelhaften Tollheiten knabenhafter Offizierchen in dem Preußen vor 1806 stehn ganz außer Verhältniß zu ähnlichen Vorgängen in dem damaligen Frankreich, und kann man hinzusetzen, auch in dem heutigen. Napoleon pflegte bei dergleichen Dingen, wenn sie nicht gar zu viel Lärmen machten, durch die Finger zu sehen und so wäre es auch für Niemand sonst gerathen gewesen, sich viel darum zu bekümmern. Doch versteht es sich von selbst daß damit der unendliche sittliche Fortschritt, den Preußen vor allem Scharnhorsts reinem und ernstem Genius verdankt, nicht bemäkelt werden soll. Auf dem von ihm gelegten Grunde erhob sich das Gebäude des preußischen Heerwesens, wie es im Ganzen bis auf den heutigen Tag bestanden und wie es die Befreiungskriege geführt hat. Wie alles Menschliche kann es von mancherlei großen Gebrechen nicht frei sich erhalten haben, aber der Genius seines Gründers ist wenigstens in so weit immer in ihm lebendig geblieben daß es sich seitdem vor den Militärinstitutionen anderer Völker und Staaten durch einen gewissen Grad von Menschlichkeit und Bildung ausgezeichnet hat. Nur Verläumdung oder Faselei könnte diesem Heere die eigentlichen sittlichen Hauptfehler unseres modernen Soldatenthums vorwerfen, welche den wesentlichen Grundcharakter anderer Heere dieser Zeit z. B. des französischen ausmachen. Niemals kann aus dem Heere, das von einem Scharnhorst geschaffen ist, jene viehische Soldateska werden, zu welcher die gepriesensten und selbstgefälligsten Truppen anderer Völker unversehens im Momente des Sieges, oder wenn es ihnen sonst die Gelegenheit erlaubt, ausarten, wo dann mitten in die erträumte Sicherheit einer überfeinerten Cultur die Schrecknisse einer mehr als bestialen Barbarei hereinbrechen.

Napoleon folgte jedem Schritte der preußischen Regierung mit gespanntester Aufmerksamkeit. Durch sein vortreffliches Spionensystem erhielt er von Allem was sie that oder beabsichtigte, bis ins Kleinste hinein Kunde. Mehr als einmal erschienen ihm ihre Reformen so gefahrdrohend daß er irgend einen Vorwand zur Auflösung des preußischen Staates hervorzusuchen beschloß, aber jedesmal verschob er diesen äußersten Schritt. Er wollte erst aus andern politischen Verwickelungen befreit sein, wie 1808, wo ihm der Volksaufstand in Spanien so viel zu schaffen machte, oder 1809, wo der Krieg mit Oesterreich ausbrach, oder seit 1810, wo sich seine Beziehungen mit Rußland immer mißlicher gestalteten. Auch empfand er immer noch eine geheime Scheu vor den unberechenbaren Kräften welche die Verzweiflung im preußischen Volke hervorrufen konnte. Er besaß politischen Scharfblick genug um sich über die letzten Zwecke aller preußischer Reformen nicht täuschen zu lassen, wenn er sich auch gelegentlich den Anschein gab, als traue er den nur zu häufig wiederholten Friedens- und Ergebenheitsversicherungen des preußischen Königs und seiner Minister.

Die preußische Regierung glaubte alles Ernstes mittelst fügsamer oder auch beinahe demüthiger Worte und durch ein höchst vorsichtiges Auftreten in der auswärtigen Politik den gefürchteten Feind über ihre wahren Absichten täuschen zu können. Auf Napoleon wirkte das so, daß er von jetzt an über die Heuchelei und Falschheit der preußischen Regierung in noch heftigere und unversöhnlichere Erbitterung gerieth. Am gefährlichsten gestaltete sich für diese Art Politik das Jahr 1811, wo die Verwickelungen zwischen Alexander von Rußland und Napoleon so weit gediehen waren daß nur ein Krieg sie lösen konnte. Preußen hätte sich wie 1809 gerne neutral gehalten, aber diesmal war es unmöglich. Die persönliche Neigung des Königs, die Stimmung des Volkes, das Gebot der Ehre und der Vernunft trieben zu einem Bunde mit Rußland. Der Kriegsschauplatz hätte dann wenigstens an die Elbe und Weser, vielleicht an den Rhein gelegt werden können. Aber die Furcht vor einer großartigen Entscheidung führte den König und Hardenberg, die beide dergleichen nicht liebten, gegen ihre innigsten Wünsche zu einem Bunde mit Napoleon, der Preußens schwankende Haltung benutzte um das Bündniß mit ihm noch als eine unwillig zugestandene Gnade erscheinen zu lassen. Preußen mußte sich in Bedingungen fügen welche es wehrlos machten und alle seine Staats- und Volkskräfte dem Feinde zu Zwecken Preis gaben die recht eigentlich seinen Untergang in sich schlossen. Neue unermeßliche Opfer aller Art brachte der Durchmarsch der riesigen französischen Armee über die schon bis zum Aeußersten ausgesogenen Provinzen des Staates, namentlich über das eigentliche Preußen, das auch 1806—7 am schwersten von Feind und Freund mitgenommen worden war. Mit schonungsloser Härte wurden alle Geld- und Naturalkräfte des unglückseligen Landes von den Feinden verbraucht. Sie bekundeten unverholen ihre Absicht Preußen so zu verderben daß es ihnen in ihrem Rücken gelassen nicht mehr gefährlich sein könne.

So schien auch die letzte Hoffnung zu schwinden. Bisher hatte der bessere Theil des Volks mitten im namenlosesten Elend doch noch Muth und Vertrauen bewahrt. Man erwartete stäts die Stunde wo es auf die Franzosen losgehn sollte. Jetzt aber war Preußen ihr Verbündeter: ein preußisches Heer zog mit ihnen zur Unterjochung von Rußland. Das letzte Bollwerk gegen den französischen Universaldespotismus sollte mit preußischem Blute zerstört werden. Denn nach Rußland wandten sich mit selbstverständlichem Rechte sehnsüchtig und hoffnungsvoll die Augen aller deutschen Patrioten schon seit 1810. Stein selbst hatte dort nach der Niederlage Oesterreichs eine sichere Zuflucht gefunden und wirkte rastlos und großartig wie immer gegen den Unterdrücker Deutschlands. Auch andere Flüchtlinge vom höchsten Geistesadel der deutschen Nation sammelten sich dort, darunter Ernst Moritz Arndt. Sie alle hielten mit gutem Fuge die patriarchalische Knechtschaft in Rußland im Vergleich mit dem raffinirten und noch dazu liberal maskirten Despotismus des Säbels und der Polizei des Napoleonischen Frankreichs oder

so weit sich seine Zwingherrschaft erstreckte, für einen Zustand echt menschenwürdiger Freiheit. Vor der entsetzlichen Thatsache eines Bundes mit Napoleon gegen Rußland trat wenigstens für den Augenblick der Glaube an den Segen der innern Umgestaltungen in Preußen zurück. Alle diese großartigen Anstrengungen schienen umsonst gewesen. Doch waren die Herzen zu tief mit dem glühendsten Franzosenhaß erfüllt, auch war der altpreußische Stolz aus der Zeit Friedrichs des Großen bei jedem Einzelnen der sich noch als einen Angehörigen des Staates fühlte, welcher auf dem Geiste des großen Königs gegründet war, in zu harten Conflict mit der Schmach dieser Zeit gerathen als daß diese dumpfe Erstarrung und Muthlosigkeit nicht bald wieder einer trotzigen Entschlossenheit für den äußersten Fall Platz gemacht hätte. Aber die Regierung blieb ganz in Furcht und Halbheit aufgelöst und wurde durch die ihr wohlbekannte Stimmung im Volke nur in Bestürzung versetzt.

Aehnlich wie in Preußen herrschte auch in den Rheinbundstaaten, wie schon erwähnt, der bitterste Haß gegen Napoleon und die Franzosen. Aber die Stimmung verlor nichts von ihrer particularistischen Verbissenheit, und damit war Deutschland nichts gedient, sondern nur noch mehr geschadet. Die wenigen Gebildeten die sich von dieser widerlichen Krankheit frei hielten, fielen doch gegen die übrige Masse nicht in die Wagschale. Nur in Norddeutschland erhob sich mehr und mehr ein reinerer und besserer Geist. 1810 vereinigte Napoleon durch einen neuen Gewaltstreich die ganzen deutschen Küstenstriche an der Nordsee und bis zur Ostsee mit dem französischen Reiche, angeblich um die Küsten gegen den Schleichhandel der Engländer besser bewachen zu können. Mehrere Rheinbundfürsten, wie Oldenburg, Salm, Aremberg verloren dadurch ihre Souveränität, andere, wie Westfalen, große Gebietsstücke. Im Nordwesten und in Westfalen, wo Napoleons Bruder Hieronymus lächerliche und scheußliche Orgien feierte, aber unter dem Adel seines Königreichs immer noch Leute fand die sich nicht zu hochgeboren dünkten, den Lüsten eines fremden Abenteurers zu dienen, war der Gegensatz zwischen einst und jetzt doch zu stark als daß nicht der Particularismus wenigstens momentan in dem Verlangen nach Befreiung und Rache und insofern in einem gewissen allgemein deutschen Patriotismus hätte untergehn sollen. Zur Kräftigung und Verbreitung solcher Gesinnung trug es viel bei daß das gesammte höhere Geistesleben der Nation unterdessen eine entschiedene Wendung nach dieser Seite gemacht hatte. Norddeutschland nahm, wie sich gezeigt hat, vorzugsweise Theil an der neuen deutschen Bildung oder richtiger, war ihr Ausgangspunkt und blieb lange ihre eigentliche Heimath. Daher wirkten hier die Einflüsse der in jenem Gebiet herrschenden Richtungen viel unmittelbarer und stärker als in andern Theilen Deutschlands.

Kapitel XXXVIII.

Die deutsche Bildung seit der Revolution und während der Napoleonischen Herrschaft.

Bei dem Ausbruch der französischen Revolution hatte die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland enthusiastisch für die neue Freiheit Partei genommen, weil sie dem Ideal der Zeit vollkommen zu entsprechen schien. Später wandte man sich mit Abscheu von den Gräueln wodurch sie befleckt wurde, aber das Ideal verlor darum nichts an seinem Werthe. Jene von allen besondern Voraussetzungen entkleidete und auf ihren allgemein menschlichen Inhalt beschränkte Freiheit galt noch immer als die Aufgabe der Menschheit überhaupt und dieser Zeit im besondern.

In der deutschen Literatur vertrat Schiller noch immer mit großartigem Erfolge diese Richtung. Der Kampf des idealen Freiheitsstrebens mit dem Despotismus wurde von ihm in derselben pathetischen Stimmung wie früher gefaßt und dargestellt. Doch ist nicht zu vergessen, daß der Dichter und sein Publicum im Vergleich mit seinen ersten Anfängen erhebliche Fortschritte innerhalb der Grenzen seines natürlichen Gebietes machte. Zunächst in Hinsicht auf die äußere Gestaltung. Die dramatische Form war von ihm mit richtigem Gefühle als die ihm vorzüglich gemäße gepflegt worden. Sie erreichte unter seinen Händen eine Vollendung die man an Erzeugnissen wirklicher Poesie in Deutschland noch nicht gekannt hatte. Schon im Don Carlos von 1787 ist ein großer Fortschritt gegen die früheren Arbeiten nicht zu verkennen, der sich auch darin zeigte daß der Dichter jetzt die prosaische Form verließ und mit dem Verse selbst den höchsten Maßstab der Kunst an sich legte. Im Inhalt machte er sich zwar noch immer nicht los von seiner idealistischen Verflüchtigung des geschichtlichen Stoffes und der dadurch bedingten Schattenhaftigkeit der Personen, die noch immer eher Begriffe als Menschen genannt werden müssen. Doch war wenigstens jenes Maßlose und Unreife in dem Einzelnen das noch im Fiesko unserer gegenwärtigen Anschauungsweise so sehr widerstrebt, so weit überwunden, daß das Ganze schon als ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk gelten darf.

Noch größer ist der Fortschritt von hier aus zum Wallenstein, wobei in Anschlag gebracht werden muß, daß inzwischen jene einzige Wechselwirkung zwischen Göthe und Schiller eingetreten war die jedem von Beiden nach ihrem eigenen Bekenntniß zu unberechenbarem Vortheil gedieh. In dem 1799 vollendeten Wallenstein ist die Wirklichkeit um ihrer selbst willen Gegenstand der Dichtung und nicht mehr blos eine zufällige Unterlage gewisser Ideen die eben so gut auch andere Beispiele zu ihrer Verdeutlichung wählen könn-

ten. Darum auch die so viel reichere Belebung und die so viel größere Lebensfähigkeit der meisten Figuren. Es ist unnöthig darauf hinzuweisen daß der Wallenstein des Dichters nicht der Wallenstein der Geschichte ist. Jener ringt für die großen Gedanken des politischen Freiheitsideals der Aufklärungszeit, für den vernünftigen, humanen und toleranten Staat gegen den katholischen und spanisch-österreichischen Despotismus: dieser war ein verwegener Abenteurer, der am liebsten dem Despotismus diente, vorausgesetzt daß er selbst wieder der Despot der Despoten sein konnte. Aber es ist bemerkenswerth daß trotz einer solchen ungeschichtlichen Auffassung jene herkömmlichen Gegensätze zwischen dem in Selbstentäußerung und Edelmuth zerfließenden Helden auf der einen Seite und dem entmenschten Despoten auf der andern Seite aufgehört haben, um die sich noch im Don Carlos das ganze Interesse dreht. Wallenstein ist wenigstens eine aus idealen Bestandtheilen und irdischen Schlacken zusammengesetzte und insofern wirkliche und für einen tragischen Helden brauchbare Gestalt.

Der Einfluß eines solchen Geistes und der langen Reihe seiner Schöpfungen belebte fortwährend die ideale Stimmung der Zeit. Mitten unter dem Drucke des grassesten und nüchternsten Despotismus der Gegenwart konnte man sich an ihnen zum Glauben an eine bessere Zukunft und eine edlere Bestimmung des Menschen erheben als Kanonenfutter für einen ehrgeizigen und frivolen Weltstürmer zu sein, oder Runkelrüben und Kartoffeln zu bauen, um das Geld das sonst für Zucker aus dem Lande gieng, zurückzubehalten und auf möglichst kleinem Raume und mit möglichst geringen Kosten möglichst viele Mägen zu sättigen. Doch reichte man mit dieser Art von Idealismus immer weniger aus: er war und blieb zu dünn und nebelhaft gegen die so handgreiflichen und so derben Schläge welche die Wirklichkeit oder jener Despotismus austheilte der sie schrankenlos beherrschte. Noch weniger konnte man auf dem Wege den die Masse der deutschen Literatur einschlug, Trost und Hülfe gegen die Noth der Zeit, das Elend Deutschlands und die Drangsale jedes Einzelnen finden. Hier war nichts außer seichte und selbstgefällige Aufklärung, süßliche Empfindelei und ein guter Theil behagliche Spießbürgerlichkeit zu haben. Die erste durfte als eine Hinterlassenschaft Lessings gelten, deren sich sehr armselig ausgestattete Erben bemächtigt hatten. Denn Leute wie Biester, Engel, Nicolai und in gewissem Sinne auch Moses Mendelssohn hießen zwar Lessings Freunde und wußten sich viel damit die Jünger seines Geistes zu sein, aber nur bei denen mochten sie dafür gelten die in dem toleranten Indifferentismus einiger Scenen aus Nathan dem Weisen die Blüthe des Lessingschen Geistes sahen. Die Empfindsamkeit glaubte sich von Göthe in ihr Recht eingesetzt, weil er, der wahre König der Geister, einmal sich huldvoll ihr zugeneigt hatte. So schien sie für immer geweiht zu sein, auch dann als der Haufe von verschrobenen oder zarten Seelen denen die Empfindsamkeit noch nicht krankhaft genug war, die albernste Empfindelei,

das wahre Gegentheil des echten Gefühls daraus gemacht hatte. Die Spießbürgerlichkeit war immer da gewesen, auch wenn man sie einmal durch das wilde Getöse der Sturm- und Drangperiode in die Flucht gejagt, oder durch die Thränengüsse der empfindsamen Periode weggeschwemmt glaubte. Sie wußte sich bald mit Allen zu stellen: in den kraftsprudelnden Ritterstücken und in den mondbeschienenen Klostergeschichten war sie unversehens so gut daheim wie in der lehrhaften Langweile der von Tugend und Aufklärung strotzenden Berliner. Ein so großes Talent wie Wieland huldigte ihr unbedingt und nicht zu seinem Schaden in der Gunst des Publicums. Wollte ihm diese je einmal untreu werden, so wußte er sie sich entweder durch gelinde Anbequemung an die gerade herrschende Modethorheit oder durch gelinden Spott über sie wieder zu verschaffen, oder indem er die Lüsternheit des ehrlichen Spießbürgers gerade so stark kitzelte als es sich mit seinem höchsten Ideale, der Bequemlichkeit vertragen wollte. Daß es von Wieland mit so großer Anmuth der Form, mit so reicher und bewußter Herrschaft über alle Kunstmittel geschah, war immerhin ein Vortheil für die Bildung Deutschlands. Das Publicum war im Durchschnitt zwar wohlmeinend und empfänglich genug für alles Gute, auch für das Beste, wie sich an seinem Verhältniß zu Klopstock, Lessing, Göthe und Schiller zeigte, aber es nahm doch auch mit dem Rohesten und Dürftigsten vorlieb, wenn es nur einigermaßen der gerade herrschenden Zeitrichtung oder seiner Laune entsprach. Seine Bildung war noch lange nicht so weit gediehen daß es nicht durch das Mittelmäßige, Rohe und Schlechte, wenn es sich mit einer gewissen Unverschämtheit ihm aufdrängte, ganz wieder in jenen Sumpf der Geschmacklosigkeit und Schaalheit hineingezogen werden konnte aus welchem es durch die großen Geister unserer Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts herausgezogen worden war. So glich sich der Schade den Wieland durch Inhalt und Stimmung seiner Poesie anrichtete, durch ihre Form und Haltung einigermaßen wieder aus.

Anders stand es mit andern einflußreichen Schriftstellern. Schon der eigentliche Führer der breitspurigen Aufklärerei, Nicolai, konnte trotz seiner unläugbar wohlmeinenden Absichten für das was er unter Bildung verstand, nicht anders als dämpfend und erschlaffend auf den Geist des deutschen Volkes einwirken. Wäre er nicht so langweilig gewesen, so würde er noch mehr Schaden angerichtet haben. Aber jene eifrig verschlungenen Romanfabrikanten, ein Spieß, Cramer, Lafontaine, unterhielten das Publicum, wie der Erfolg ihrer Bücher zeigte, auf das Beste, und bei ihnen war nichts als das Verkehrte zu lernen, mochten sie wie die beiden Ersten in roh zusammengeleimten sogenannten Ritterromanen die Motive aus der Literatur der Sturm- und Drangperiode mit etwas Sentimentalität und sehr viel Spießbürgerthum versetzen, oder wie Lafontaine blos mit den beiden letzteren Ingredienzien Wirkungen erzielen die niemals einem Göthe und Schiller gelungen waren. Wenn dem deutschen Volke dieselbe Schwächlichkeit und Nüchternheit nicht

blos in langathmigen Romanen geboten wurde, sondern auch auf der Bühne alles Schwungvolle und Ernstere verdrängte, wie es durch Iffland, und wenn man diesen noch bedingt gelten lassen will jedenfalls durch Kotzebue mit erschreckendem Erfolge geschah, so war es nahe daran den ganzen Gewinn jener reichen und tiefen Thätigkeit des deutschen Geistes zu verlieren, und dies in einer Zeit wo Deutschland mehr als je der Kräftigung und Erhebung bedurfte.

In einer andern Zeit hätte man vielleicht noch lange damit hausgehalten. Jetzt, wo doch noch eine gewisse Frische in der Tiefe des Volksgeistes verborgen lag, wo sich die Nation im Ganzen nicht zum Untergang neigte, sondern in allen Stücken vorwärts strebte, mußte ein starker Gegenschlag erfolgen. Es ist das Verdienst der sogenannten romantischen Schule unserer Literatur der Volkskraft und nicht blos der Literatur, sondern dem gesammten öffentlichen Geiste in Deutschland die Wendung gegeben zu haben die ihn zur Lösung seiner nächsten Aufgaben fähig machte: der Sammlung in sich selbst, dem Bewußtwerden seines Rechtes und seiner Kraft zur Abschüttelung des fremden Joches. Diese Reaction fiel ungefähr mit dem Eintritt des neuen Jahrhunderts zusammen und knüpft sich zunächst an die Namen von August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Wackenroder, Achim von Arnim, Novalis, Fouqué und Clemens Brentano.

Unsere Literatur hatte in ihren höchsten Spitzen bereits eine solche Vollendung erreicht daß es nicht schwer war einen kritischen Maßstab für das Mittelgute und Schlechte zu finden, wenn es nicht blos wie gewöhnlich, sondern jetzt mehr noch wie gewöhnlich das eigentlich Vortreffliche überfluthete und zu ersticken drohte. Aber bei der bloßen Kritik konnten strebsame und hochbegabte Männer wie die genannten nicht stehn bleiben, auch drängte die ganze Zeit nach positiven Schöpfungen. Hier zeigte es sich nun bald daß die Einen der neuen Schule mit dem dazu erforderlichen Reichthum der Phantasie und Wärme der Empfindung, aber ohne die Kraft der Darstellung und Formgebung, die Andern nur mit einem überaus feingebildeten Formensinn ausgestattet waren. Diese sahen sich dadurch unwillkürlich zu einer unmittelbaren Anlehnung an die Erzeugnisse der Fremde, zur Uebertragung in die einheimische Literatur oder zu einer mittelbaren Nachbildung fremder Stoffe veranlaßt. Aber um es mit Glück thun zu können, mußte man erst das ganze eigene Geistesleben mit Bewußtsein umstimmen. Jene geriethen unter die ausschließliche Herrschaft ihrer Phantasie und Empfindung und verloren sich bald um so mehr in eine gewisse Fratzenhaftigkeit, je mehr alle zusammen gegen die beschränkte Alltäglichkeit und seichte Oberflächlichkeit ringsumher die volle Tiefe des Gemüths, den Abgrund des Gefühls und die Gluth der Phantasie herauszukehren und diesen Eigenschaften als den echten und alleinigen Grundlagen aller Dichtung ihre ausschließliche Berechtigung zu erobern sich abmühten.

Indem die Romantiker alle gewöhnlichen Bestrebungen ihrer Zeit als hohl und abgeschmackt verdammten, mußten sie sich schon dadurch zu der Ver-

gangenheit hingezogen fühlen. Es konnte nicht die nächste Vergangenheit sein, denn diese war zu auffällig die Wurzel der Gegenwart. Das Mittelalter, von welchem sich die ganze Zeit der Aufklärung mit natürlichem Grauen und leicht begreiflicher Verachtung abgekehrt hatte, gieng den Romantikern auf einmal im dämmernden Glanze auf. Je weniger man noch von seiner echt geschichtlichen Gestalt wußte, desto mehr zogen die phantastischen Umrisse seines Bildes, die sprudelnde Fülle seiner Schöpfungen in Staat, Gesellschaft, Kirche und Kunst an. Hier war Alles, so schien es, schon einmal zur Wirklichkeit geworden was die Romantiker als ihr Ideal sehnend begehrten. So wurde ihre Anfangs nur poetische Vorliebe für dies und jenes der mittelalterlichen Gebilde allmälig zu einer gläubigen Verehrung gegen den Geist der das Ganze beseelte und alles Einzelne was er erzeugt hatte.

Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts trat die Ohnmacht und Schwäche der deutschen Nation in ihrer damaligen Verfassung jedem nicht ganz verwahrlosten Gemüth immer schmerzlicher nahe. Auch wer sich entweder in der alten herkömmlichen Naivetät nichts um Politik bekümmerte oder grundsätzlich von dem angeblich höheren Standpunkt geistiger Interessen auf das Getriebe der Fürsten und Cabinete herabsah, mußte jetzt in gewissem Sinne ein deutscher Patriot werden. Das Mittelalter erschien nun zugleich als eine Zeit der größten Herrlichkeit des deutschen Volkes, wo seine Kaiser die Herrscher der Welt, seine Ritter die tapfersten der Christenheit, seine Städte die freiesten in Europa gewesen waren. Es bedurfte kaum noch der idealen Verklärung des echt geschichtlichen Bildes um den Glanz des Mittelalters so zu erhöhen daß er auch scharfe Augen blendete die nur an den fahlen und trüben Himmel der Gegenwart gewöhnt waren. Endlich behauptete auch der tief religiöse Zug in der deutschen Art sein Recht. Die Aufklärung hatte gerade hierin am meisten und wie es schien am zerstörendsten gehaust. Die alten Vorurtheile, der Aberglaube, der Fanatismus waren vor ihr verschwunden, aber damit auch der Glaube, die religiöse Bedürftigkeit, die Innerlichkeit überhaupt, deren letzte und größte Bethätigung eben in dem religiösen Elemente zu suchen ist.

Die Romantiker vertheidigten auch hier das ursprüngliche Recht des deutschen Volksgeistes, aber sie thaten es in einer Weise die sie nicht blos gegen die gesammte Aufklärung von ihren ätherischen Höhen in der Kantischen Philosophie bis zu den schmutzigen Lachen der gewöhnlichen Freigeisterei, sondern auch gegen die Häupter der deutschen Poesie, gegen Göthe und Schiller, eine feindliche Haltung einnehmen ließ. Da sie selbst nicht den Beruf in sich fühlten neue noch nicht dagewesene Gestaltungen des religiösen Lebens zu erzeugen, so schlossen sie sich an schon vorhandene und naturgemäß an solche an die ihren geistigen und künstlerischen Bedürfnissen entsprachen. Obwohl die vorzüglichsten Vertreter der Romantik, alle die oben genannten mit Ausnahme des einzigen Clemens Brentano, von Hause aus Protestanten waren, so

wandten sie sich doch mit derselben Inbrunst wie dem Mittelalter im Allgemeinen der Verherrlichung des mittelalterlichen Katholicismus im Besondern zu. Der ganze Troß der Aufgeklärten der damals überall das große Wort führte, konnte sich nicht genug verwundern und entsetzen daß man aus dem Munde von Protestanten die feurigsten Verherrlichungen der katholischen Glaubenslehre, des Papstthums, der geistlichen Orden, der katholischen Kirchengebräuche hören mußte, und der Protestantismus nüchtern, prosaisch, geist- und gemüthlos gescholten wurde. Nicht geringer war das Erstaunen und der Aerger des flachen Liberalismus und Kosmopolitismus, der in der guten Polizei, der Straßenbeleuchtung und den verbesserten Chausseen das Heil des Staates und des Volkes für alle Zeiten fest gesichert glaubte, als die Romantiker die Herrlichkeit einer Zeit priesen wo es weder Polizei, noch Laternen, noch Chausseen gegeben hatte.

Es war um so wunderbarer und bedenklicher, als diese ganze Richtung ihren örtlichen Ursprung in der wahren Heimath der Aufklärung und des Kosmopolitismus, in Berlin, genommen hatte. Mehrere der bedeutendsten Talente der Schule gehörten dieser Stadt durch Geburt und Erziehung an und die andern durften durch ihre Bildung für daselbst eingebürgert gelten. So begreiflich es ist daß gerade da wo der eigentliche Sitz des Uebels lag auch die Reaction dagegen zuerst und am stärksten sich regte, so bemerkenswerth ist es doch nach andern Seiten hin. Es zeigte sich an dem Hervorbrechen der Romantik auf einem Boden den ein Göthe und Schiller als gänzlich dürr mißachteten, weil sie ihn nur mit den Augen des Aesthetikers ansahen, welche Kräfte hier noch in der Tiefe verborgen lagen. Sie allein wären nicht im Stande gewesen die eigentliche Aufgabe der Zeit, die Ermannung des deutschen Volksgeistes, zu bewerkstelligen, aber sie waren in ihrer Art doch auch ein Symptom daß sie sich und wie und wo sie sich vollzog.

Zunächst beschränkte sich die Romantik, wie es ihr Ursprung mit sich brachte, noch ganz auf das ideale Gebiet. Sie wollte nichts weiter als eine neue Aera in der deutschen Poesie begründen und dachte nicht daran ihre Ideale von Staat, Gesellschaft und Kirche unmittelbar in das wirkliche Leben zu übertragen. Wenn es sich auch später nothwendig ergab daß sie auch zu solchen Versuchen fortschritt, so war in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch nicht einmal die Spur eines Weges zu sehen der von ihrer papiernen Welt zu der wirklichen hinüber führen konnte.

Einstweilen war es schon genug daß sie auf alle besseren und reiferen Geister der Nation einen unberechenbaren Einfluß übte. Alle die durch Bildung und Gemüthsanlage über das spießbürgerliche Mittelmaß hinausgiengen, gehörten bald zwar nicht so weit zu ihren Anhängern daß sie allen launischen Wendungen und Kreuz- und Querzügen der Führer mit einer entsprechenden Schwenkung des eigenen Geisteslebens gefolgt wären, aber ihre wesentlichen Anschauungen, namentlich jene sehnsüchtige Andacht gegen das Mittelalter

und das Kirchenthum, jene tiefe Gläubigkeit an die Kraft und Güte der deutschen Art, jener Schmerz über den Untergang unserer Größe und Herrlichkeit, jener Zorn über die uns von den Fremden und ihren ehrlosen Knechten im eigenen Volke angethane Schmach wurde ein Gemeingut aller besseren Naturen in ganz Deutschland. Daran richtete man sich einstweilen auf, daraus schöpfte man ein Vertrauen in die Zukunft, denn es konnte doch nicht in Gottes Rathschluß bestimmt sein daß das unendlich Edlere und Höhere, diese echt deutsche Art, für immer von der Gemeinheit und Rohheit ihrer fremden und einheimischen Verfolger in den Staub getreten würde.

Die Romantiker hatten nicht blos der Literatur der eigentlichen Aufklärung, der Sentimentalität und der Hausbackenheit unversöhnliche Feindschaft geschworen; sie traten auch bald sehr schroff der Poesie Schillers entgegen. Sein idealer Kosmopolitismus, sein aufgeklärter Liberalismus, sein Mangel an eigentlich nationalem Sinne, seine Abneigung gegen das kirchliche Element standen in einem zu entschiedenen Gegensatz zu Allem was jenen für die Aufgabe der Poesie galt, als daß sie nicht gegen die ganze, für die Bildung der deutschen Nation so unendlich einflußreiche Erscheinung ungerecht hätten werden sollen. Aber auch Schiller konnte sich von ihnen als Mensch und als Künstler nur abgestoßen fühlen und ließ keine Gelegenheit vorübergehn um sich als einen Feind und Verächter der Romantik zu bekennen. Dennoch gerieth auch er einigermaßen unter den Einfluß der neuen Anschauungen, die sie nicht erzeugt hatte, aber doch zuerst mit Erfolg vertrat. Seine letzten Hauptwerke, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Wilhelm Tell — von der Braut von Messina als einem blos reflectirten Versuch in einer neuen dramatischen Form abgesehen — beurkunden deutlich daß auch er sich zu gewissen Zugeständnissen an den veränderten Geist der Zeit genöthigt sah, oder daß dieser auch einen so mächtigen und ursprünglichen Genius wenigstens einige Schritte weit mit sich fortzureißen vermochte, ohne daß er es inne wurde. In zweien der genannten Werke, in der Jungfrau und im Tell, ist die Wahl der Zeit und die davon bedingte Scenerie in dieser Hinsicht zu beachten. Schiller griff durch sie in das echte Mittelalter hinein das früher auch ihm, wie den besten und schlechtesten unter den Männern des Lichtes, als die Zeit der Finsterniß an sich unheimlich und unverständlich geblieben war. Es ist nicht blos die Phantasie des großen Dichters die sich auch in solcher Umgebung heimisch zu fühlen versteht, sondern eine Art von innerer Anerkennung, wenn auch noch getheilter und bedingter, mit der er Charaktere und Zustände jener Zeit wieder aufleben läßt. Sodann wird in beiden Werken das Recht des volksthümlichen Elementes, der Nationalität in jenem bestimmten Sinne, wie ihn die Romantik zuerst wieder in die Literatur und in das Bewußtsein des deutschen Publicums einführte, vollständig anerkannt und in dem einen geradezu der eigentliche Kern des Ganzen, in dem andern wenigstens der wirksamste Hebel. Daß hier und dort nicht die deutsche Nationalität gemeint

ist, sondern das eine Mal die französische, das andere Mal das Phantom der schweizerischen, thut der Bedeutung dieses Umstands keinen Eintrag. Der Gedanke daß die Nationalität als solche, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, etwas und zwar das höchste Gut ist, wofür ein Volk Alles, auch seine Cultur und seinen Wohlstand einsetzen muß, liegt gänzlich außer dem Horizont des idealen Kosmopolitismus, dem Schiller früher so gut wie fast alle unsere großen Geister angehörte. In Maria Stuart tritt nun noch ein drittes, echt romantisches Element hinzu, der ästhetisch gewandte Katholicismus. Die Schönheit und Innerlichkeit der tragischen Heldin beruht wesentlich auf dieser Grundlage und was besonders hervorgehoben werden muß, bei Schiller viel mehr als in der urkundlichen Geschichte. Es wäre sonderbar, wenn man dem Dichter deshalb katholisirende Tendenzen zuschreiben wollte, wie sie die Romantiker zur Geltung zu bringen suchten. Er blieb der, der er von jeher war: der aufgeklärte, in Kantischer Schule gebildete Denker, dem das religiöse Element wohl eine gewisse Anerkennung abnöthigte, der es überhaupt nicht, wie es die roheste Sorte der Aufklärer that, als einen Wahn oder einen Betrug aus dem menschlichen Geist wegzuweisen sich vermaß, aber der doch immer seine kühle und zweifelnde Haltung bewahrte, so bald es aus seiner gefühlsmäßigen Unbestimmtheit in die bestimmten Gestaltungen einer Lehre, einer Offenbarung oder einer Kirche heraustrat. Gerade darum ist es desto beachtenswerther daß er wenigstens die thatsächliche Macht einer solchen ihm innerlich fremden Erscheinung anzuerkennen sich gedrungen fühlte und ihr, indem er sie poetisch verklärte, gleichsam auch ihr Recht in der Brust des Menschen, wenn auch nicht jedes Menschen einräumte.

Göthe dagegen galt der romantischen Schule Anfangs als der eigentliche und wahre Dichter, der größte und vollendetste unter allen, obgleich auf den Inhalt seiner Poesie alle die Vorwürfe paßten mit denen man so freigebig gegen Schiller war. Es ist nicht zu läugnen daß diesem Verfahren bei manchen, z. B. den beiden Schlegel, eine gewisse Berechnung und bloße Rücksichten des schriftstellerischen Vortheils zu Grunde lagen. Man wollte wenigstens das eine der beiden Häupter der deutschen Literatur für sich gewinnen, wenn man doch von vornherein sich sagen mußte daß man das andere nie gewinnen könne. Doch gab es noch tiefere Gründe die auch andere ehrlichere Anhänger der Romantik zu demselben Verhalten trieben. Die Göthesche Poesie legte von Anfang an das eigentliche Gewicht auf die innere Seite des menschlichen Wesens, auf das Gemüth und Gefühl des Einzelnen und ihr unendliches Recht. Dasselbe that auch die Romantik, nur in anderer Absicht. Göthes Poesie war es um die Reinigung und Befreiung des Echten und Kernigen im Innern von den Auswüchsen der Phantastik und den Schlingen der Gefühlsverstrickung zu thun, die Romantiker dagegen hielten gerade diese Auswüchse und Ungeheuerlichkeiten für das Ursprüngliche und Geniale, für die eigentliche Natur des Menschen und den natürlichen Inhalt der Kunst.

Es konnte nicht fehlen daß so feine und scharfe kritische Talente, wie sie unter den Romantikern sich fanden, allmälig trotz der liebevollsten Andacht gegen den großen Meister zum Bewußtsein über die tiefe Kluft kamen die ihr Streben von dem seinen trennte. Darauf trat eine sichtbare Entfremdung auf beiden Seiten ein und die Romantiker bildeten sich die Ueberzeugung daß sie berufen seien über Göthe hinaus zu gehn um die ganze Tiefe und Fülle des deutschen Geistes in der Kunst darzustellen, da Göthe doch nur einen beschränkten Theil davon in sich trage.

So wurde Göthe auch von dieser Seite her von seiner Alles beherrschenden Stelle weggeschoben, die er eine Zeit lang in der gesammten höheren deutschen Literatur behauptet hatte, wie er von einer andern Seite her durch die Schillersche Poesie mit ihrem so ganz selbständigen und ausschließenden Wesen in eine gewisse Vereinzelung sich gebracht sah.

Die Hauptwirkung der Schillerschen Poesie beruhte unstreitig darauf daß sie sich mit unwiderstehlichem Pathos des idealistischen Freiheitsstrebens der Zeit bemächtigt hatte. Die französische Revolution schien die Gebilde des Dichters unmittelbar in die Wirklichkeit übersetzt zu haben und der Eindruck jener verstärkte sich durch das Spiegelbild dieser ins Unberechenbare.

Göthe jedoch schaute mit viel zu klarem Auge in das wirkliche Leben um nicht den Gegensatz zwischen jenem Ideal und dieser Wirklichkeit in aller Schroffheit und bis ins Einzelne wahrzunehmen. Zu einer Zeit, wo der größere Theil des gebildeten deutschen Publicums noch in Begeisterung für die Revolution aufgieng, verhielt er sich schon kühl und bald entschieden feindselig dagegen. Doch ergriff auch ihn, er mochte sich sträuben wie er wollte, der großartige Gang der Weltereignisse in ihrem Gefolge und führte ihn über die Grenzen die er mit vollem Bewußtsein seiner künstlerischen Thätigkeit gesetzt hatte. In Hermann und Dorothea stellt er nicht mehr blos den auf sich ruhenden Einzelmenschen, sondern einen ganzen Zustand der Gesellschaft dar. Das Gedicht wurde beinahe politisch, insofern es die großen Welt- und Zeitverhältnisse zu seinem bedingenden Hintergrund hat und den nothwendigen Zusammenhang des einzelnen Daseins und der einfachsten menschlichen Zustände mit dem Allgemeinen und dem verwickelten Laufe der Geschichte anerkennt.

Noch auffallender giebt sich der gewaltsam erweiterte Gesichtskreis des Dichters in Wilhelm Meister kund, der früher auf ganz andere Zielpunkte hinstrebte. Der Roman sollte ursprünglich den innern und äußern Entwickelungsgang einer künstlerisch angelegten Natur bis dahin darstellen, wo sich ihre Bildung vollendete und wo sie damit die Berechtigung erhielt so zu sein wie sie war. Aber als das Werk in der Revolutionszeit fortgesetzt wurde, drängte sich ein sociales Problem nach dem andern wie von selbst herein und der Dichter hatte nicht den Muth es abzuweisen. Es konnte der künstlerischen Wirkung des Ganzen nur schaden, aber es beweist doch, wie stark auch ein-

so fertiger und in sich geschlossener Geist von der Strömung der Zeit erfaßt wurde. Auch die Wahlverwandtschaften sind tief mit dem socialen Element gesättigt, obgleich die Kunst der Darstellung es wenigstens so weit gebändigt hat daß es nicht den Eindruck der eigentlichen Handlung und innern Begründung zerstört. In der unvollendeten natürlichen Tochter endlich machte sich der Dichter mit vollem Bewußtsein an die Kritik der ganzen Weltanschauung der Revolution in dem Rahmen eines Kunstwerks. Daß der Versuch nicht gelang ist begreiflich, aber auch daß eine Natur wie die Göthes ein für allemal mit der wie ein böser Zauber auf ihn wirkenden Erscheinung sich auseinandersetzen und abschließen wollte.

Das Publicum verhielt sich zu dieser neuen Reihenfolge großer Schöpfungen um Vieles lauer wie zu ihren Vorgängerinnen. Früher pflegte jedes Werk von Göthe eine breit ausgedehnte literarische Epoche zu erzeugen, jetzt fehlte es zwar auch nicht an Nachahmungsversuchen, aber der Strom der blos angeregten literarischen Production floß entweder aus dem Quell des schillerischen idealen Liberalismus, oder der sentimentalen Aufklärung, oder der Romantik. Aeußerlich behielt Göthe dennoch seine herrschende Stellung im Ganzen unangefochten und es war immerhin ein nicht kleiner Gewinn für die deutsche Bildung daß sie in ihm herkömmlich noch ihren eigentlichen Höhepunkt fand und die Stimmen, die gegen ihn laut wurden, niemals dauernden Eindruck machten.

Wie in der Literatur so giengen auch in den übrigen Bereichen geistiger Thätigkeit mehrere große Strömungen selbständig neben einander hin; die Masse der Erzeugnisse der bildenden Künste hielt sich noch an jenes sogenannte classische Ideal, das in der Aufklärungsperiode wieder entdeckt worden sein sollte und ihr als das für alle Zeiten gültige erschien, weil sie sich selbst darin wiedererkannte. Die verhältnißmäßig größere Schwerfälligkeit welche den andern Künsten durch ihren Stoff im Gegensatz zu der leicht beschwingten Poesie anklebt, ließ hier den Einfluß der Romantik noch kaum bemerkbar werden, als sie in der Literatur bereits den Ton angab. Doch deuteten einzelne Erscheinungen schon um diese Zeit auch hier auf einen Umschwung bei den Künstlern und dem Publicum. Das religiöse Moment, das die letztvergangene Kunstperiode als altmodisch so gut wie völlig verbannt oder höchstens in der Art zugelassen hatte, wie es sich in Gellerts geistlichen Liedern darstellte, drängte sich wieder herein und that sich gleichsam groß damit, recht mittelalterlich, so recht altmodisch in Stoff und Formgebung zu sein. In der Musik dagegen erschloß sich das wahre Gebiet für die neue Vertiefung des Geistes, für den Ernst und die Andacht des Glaubens nicht an positive Satzungen, sondern an die Innerlichkeit und das religiöse Element im Allgemeinen, für die frei schaltende Phantasie, die Stimmungen des Gemüths und den vieldeutigen Humor. Beethoven äußerlich den Romantikern zuzugesellen wäre abgeschmackt, aber einzusehen daß er innerlich von demselben Wehen des

Geistes erfüllt war, dem auch sie in ihrer Art dienten, erfordert die geschichtliche Wahrheit. Auch ihm eröffnete sich auf einmal der Einblick in eine dämmernde Tiefe und Ferne des Seelenlebens die seinen Vorgängern, so große Künstler sie auch gewesen sein mochten, unbekannt geblieben war. Auch er gieng gerade so weit und mit demselben Rechte über Mozart und Haydn hinaus wie die romantischen Dichter über Göthe und Schiller, nur daß seine künstlerische Begabung die seiner Vorgänger mindestens erreichte, was man von den Häuptern des neuen Parnasses im Vergleich mit den Altmeistern damals wohl glauben durfte, aber bald richtiger beurtheilen lernte.

Auch die Entwickelung der Wissenschaft bietet denselben Anblick. Auch hier gewann der Geist, welcher in der Kunst die Romantik, in dem öffentlichen Leben das Nationalgefühl war, mehr und mehr die Oberhand über jene planen Richtungen der Aufklärungszeit die man im Ganzen als Rationalismus bezeichnen darf, ohne damit einen übeln Sinn verbinden zu wollen. Am ersten und gründlichsten geschah es in der Philosophie, worauf noch immer das Mark der deutschen Wissenschaft mit staunenswerthem Eifer verwandt wurde.

Die Kantische Philosophie konnte ebenso für die Spitze des aufgeklärten Denkens über die höchsten Dinge gelten, wie Schillers Poesie die Spitze in ihrer Umsetzung in die Kunst bezeichnet. Kant wie Schiller standen trotzdem so hoch über der Masse aus welcher sie ihren Ursprung genommen hatten und die sie darum als die Ihrigen betrachtete, daß es keinem Andern mehr glücken wollte bis zu ihnen sich heraufzuschwingen. Wenn die Romantik wie sie einmal war in gutem Glauben gegen Schiller kämpfte, so that sie es mit derselben Berechtigung und nicht minderem Eifer auch gegen Kant. Der eine wie der andere erschienen ihr als die falschen Götzen der Menge, deren Altäre erst umgestürzt werden mußten, ehe sich die Herzen dem wahren Gotte öffnen konnten. Alles was die poetische Kritik an Schiller auszusetzen hatte, paßte mit der nöthigen Uebertragung auf den andern Stoff auch auf Kant und verfehlte so wenig seines Eindruckes wie die Polemik gegen Schiller. Denn Kant und Schiller gaben in der That ihrer Nation nicht was sie unmittelbar am meisten bedurfte. Was sie sonst gaben, ist ein unveräußerliches Gut geblieben und wird bis in die fernsten Zeiten wirken, wenn damals auch die erhitzten Kämpfer zu trübe Augen hatten es wahrzunehmen, wie es vom Anbeginn der Welt in ähnlichem Falle immer gewesen ist und bis zum jüngsten Tag immer sein wird. Aber man war in gutem Rechte, wenn man auch von der Philosophie, weil sie sich in die Mitte der geistigen Arbeit gestellt hatte, verlangte daß sie das gewähre, was man am meisten in dieser Zeit bedurfte, oder es wenigstens nicht direct verneine.

Es ist im höchsten Grade wichtig für die Erkenntniß des gesammten deutschen Strebens dieser Zeit den nächsten Fortschritt der philosophischen Speculation über Kant hinaus zu begreifen. Er geschah durch Fichte. Von

einem bloßen Schüler, Erklärer und wie er meinte Fortsetzer Kants verwandelte er sich unversehens nicht sowohl durch die rein auf sich gestellte Nothwendigkeit des eigenen Wesens als durch die Atmosphäre aller höheren Naturen dieser Zeit in seinen entschiedenen Widersacher. Er hörte damit allerdings auf ein zusammenhängendes und für alle Zeit fertiges System zu liefern wie es Kant gethan. Nachdem er einmal in die Strömung der Zeit gerathen war, führte sie auch ihn, diese gedrungene, selbstwüchsige Persönlichkeit wie kaum eine andere, mit sich fort. Sein ewiges Verdienst bleibt es die philosophische Speculation mit dem nächsten Bedürfnisse der deutschen Nation, dem, wieder eine Nation zu werden und sich als solche zu fühlen, vermittelt zu haben, ein Verdienst das unter den damaligen Zuständen schwerer wog als das vollendetste neue System der Speculation. Statt des idealen Kosmopolitismus, von dem er durch Kant ausgegangen war, hob er das Recht der deutschen Eigenartigkeit nicht als eine bloße Forderung des Gefühls und des Gemüthes, sondern als das Ergebniß des logischen Denkens hervor und gab ihm damit für alle die deren Geist überhaupt für Philosophie empfänglich war, damals also für eine sehr zahlreiche Menge, eine Berechtigung und einen Werth die nun vor allen Anfechtungen gesichert waren. Seine Reden an die deutsche Nation mögen im Einzelnen wegen der ihm geläufigen Voraussetzungen eines besondern Systems der Weltanschauung auch dem damaligen Publicum, das in solchen Dingen ganz anders geschult war als das heutige, manches Unverständliche enthalten haben, aber ihrer Wirkung im Ganzen und auf das Eine was Noth that geschah dadurch kein Eintrag. Rechnet man dazu den Eindruck seiner vollen Persönlichkeit, deren Schatten allein wir Späteren wieder aufsteigen lassen können, so gebührt ihm ein Hauptplatz unter den eigentlichen Führern und Herrschern des deutschen Geistes und der deutschen Bildung in dieser Zeit, wo sie das einzige Gut waren was das deutsche Volk noch ungeschmälert besaß. Auch das religiöse Element in seiner neuen Erwärmung und Befestigung trat diesem Geiste durch die Macht des Zeitstromes näher als es vielleicht in seiner eigenen Seelenhaltung veranlaßt war. Darum verhielt er sich dazu zwar nicht ablehnend, wie einst Kant oder diejenigen die nur von dessen Lichte bestrahlt wurden, aber doch mehr aufnehmend als selbstthätig es seinen Ideen einreihend.

Die Romantik in ihrem vollen Inhalte konnte in Fichte jedenfalls noch nicht einen der Ihrigen erkennen. Er reichte mit seinen Wurzeln zu tief in eine andere Zeit als daß sich seine spätere Entfaltung ganz nach ihrem Bedürfnisse hätte vollziehen können. Doch in einem andern Manne der Speculation fand sie wirklich ihren eigentlichen und wahren Philosophen und Propheten, in Schelling. Er verhielt sich so zu Fichte, wie dieser sich zu Kant verhalten hatte. So bald er sich dem früheren Meister gegenüber selbständig fühlte, fühlte er auch seine innere Verwandtschaft mit der neuen Poesie und stand nicht an sich auf seinem Felde als einen der neuen Schule zu bekennen.

Hier wurde das Recht der Phantasie, des Gefühls, des Gemüthes welche die frühere Philosophie grundsätzlich aus ihrem Bereiche entfernt hatte, ebenso grundsätzlich anerkannt und aus solchen Bausteinen ein neues philosophisches Gebäude aufgeführt, dem man wenigstens nicht wie den früheren Trockenheit in den Formen und Nüchternheit in der Ausführung vorwerfen durfte. Hier verschwand der bei Kant ungelöste Gegensatz zwischen der Außenwelt und der menschlichen Seele, den noch Fichte ebenso kühn wie barock dadurch zu lösen geglaubt hatte daß er die Außenwelt als einen bloßen nichtigen Schein ohne alle wahre Bedeutung für den ganz auf sich ruhenden Geist behandelte. Außen- und Innenwelt wurden in der romantischen Philosophie durch eine und dieselbe Lebenskraft, eine und dieselbe seelische Macht durchzogen und zu einer und derselben Offenbarung des allgemeinen Gottesgeistes erhoben. Von hier aus war noch ein weiter Schritt bis zu dem positiven in der Religion, ja eigentlich bis zu der Religion selbst, aber wie er den romantischen Dichtern in ihrer Art gelang, die ursprünglich auch nur in diesem luftigen Sinne religiös gestimmt waren, so gelang er auch dem speculativen Philosophen, ohne daß dabei eine bewußte Täuschung gewaltet hätte. Damals war sein Denken überhaupt noch der Natur in ihrer eigentlichen Bedeutung als allgemeine Kraft in allem Lebendigen zugekehrt und jenes besondere sittlich menschliche Interesse lag ihm noch ferner, das zu einem Eingehn auf die bestimmten Gestaltungen der Glaubenslehre und Kirche nöthigt. So empfand er auch nicht jene so ganz unmittelbare Beziehung auf das Dasein der Nation als solcher, wie Fichte, der dahinein den eigentlichen Mittelpunkt seines Denkens wie seiner Persönlichkeit legte. Die neue romantische Philosophie blieb wie sie sich nannte, einstweilen nur Naturphilosophie und hat als solche unendlich anregend gewirkt, aber für die Erhebung Deutschlands keine unmittelbar handlichen Waffen geschmiedet.

Diese Naturphilosopie zog selbstverständlich am meisten die eigentlichen Naturwissenschaften an sich, wie auch ihr Schöpfer daraus zu der Philosophie vorgedrungen war. Auch hier genügte in der geistig erregten Zeit der alte trockene Weg des registrirenden Beobachtens, des vereinzelten Versuches und der statistischen Anhäufung von Thatsachen den strebsameren Jüngern nicht mehr. Man wollte auch hier zu dem tiefen Hintergrund hinabschauen, wo das Geheimniß des Lebens und Werdens verborgen lag, von dem in der gewöhnlichen Methode gar nicht die Rede war. Physik, Chemie, Zoologie, Anatomie, Physiologie und Psychologie verbanden ihre einstmals getrennten Ergebnisse mit den Ideen die ihnen die Philosophie als Erzeugnisse des unmittelbaren Bewußtseins des Geistes von dem Wesen der Dinge darbot. Der mühseligen Einzelforschung wurde man durch den Blick auf das Ganze überhoben, was jedenfalls nicht zur Bereicherung des Vorraths von wissenschaftlichen Kenntnissen diente. Denn diese fielen eben wegen ihrer trockenen Vereinzelung, mit welcher der Geist oder richtiger die Phantasie sich nicht zu behelfen wußte, in

eine Art von Mißachtung, bis man nach gehöriger Sättigung an den Ideen später wieder auf sie zurücklenkte und nun ebenso ausschließlich hierin das Heil oder die echte Wissenschaft gefunden zu haben glaubte, wie früher in der philosophischen Verklärung des todten Materials.

Wenn auch die übrigen Wissenschaften meistens in keinem sichtbaren Verkehr, noch weniger in solcher innerlichen Verschmelzung mit der Romantik und ihrer Philosophie ihre Bahn verfolgten, so kam doch allen die Vertiefung und Erwärmung des Seelenlebens, die erhöhte Anregung und Thätigkeit der Phantasie, die ernstere Haltung des Gemüths, der wiedergeborene Glaube an etwas was über die flachste Wahrnehmung und die gewöhnlichste Begriffsfähigkeit hinausreicht, zu Statten. Sie wurden alle nicht blos breiter, wie es der natürliche Lauf der Dinge mit sich brachte, sondern tiefer, gediegener, gedankenreicher und vornehmer als zur Blüthezeit der Aufklärung, wo die Wissenschaft vor purer Gemeinnützigkeit und Gemeinverständlichkeit in seichte Faselei auszuarten Gefahr lief.

Unmittelbarer wirkte jene dem Mittelalter zugekehrte Andacht der romantischen Dichter und Kritiker, nicht der romantischen Philosophie, die davon sehr wenig wußte, auf die Begründung umfassender und fruchtbarer Studien des deutschen Alterthums. Nicht ausschließlich mehr die Reichs- und Staatengeschichte fesselte die gelehrte Forschung oder die Weltgeschichte als Geschichte der einzelnen Culturfortschritte der Menschheit, wofür die Zeit der Aufklärung besonders passionirt war, weil sie den ganzen Culturfaden in sich auslaufen ließ, sondern die Ueberbleibsel der deutschen Vergangenheit in Sprache, Sitte, Kunst, Recht und Literatur erhielten weil sie deutsch, weil sie Denkmäler des nationalen Geistes waren, einen Werth der einer früheren Generation von Forschern unbegreiflich gewesen wäre. Diese Studien gaben die Anregung die sie von der Romantik empfiengen, überraschend schnell und mit reichen Zinsen zurück. Sie entdeckten an der Hand unumstößlicher Urkunden, des Sprachorganismus, der Denkmäler der Poesie, der bildenden Kunst in allen Gebieten, der Rechtsaufzeichnungen u. s. w. eine bis dahin unbekannte Welt voll der reichsten Thätigkeit, der größten Geistesregsamkeit, der lebendigsten Phantasie und einer hohen künstlerischen Begabung, sammt dem richtigen Gegengewicht nach innen wirkender Eigenschaften des Herzens und Gemüthes. Die gläubige Verehrung gegen das Mittelalter, gegen die untergegangene Herrlichkeit der deutschen Nation, jener eine Grundzug der Romantiker und bald aller ernsteren und feineren Naturen in Deutschland, erhielt damit ein gleichsam actenmäßig bezeugtes Recht, was dem gewissenhaften deutschen Sinn nicht wenig wohl that, der ja überall ganz ehrlich zu Werke zu gehn sich gezwungen sieht und immer genau forscht, ob er das was er gerne glauben möchte auch glauben darf. Bisher hatte man sich hier nur so hinreißen lassen, aber doch im Stillen gefragt, ob man auch das Recht zum Schwärmen habe; gegen die in jeder Art gewichtigen Zeugnisse welche die deutsche Alter-

thumskunde und durch sie belebt und auf ihre wahre Bahn gewiesen die deutsche Geschichtsforschung vorzeigte, ließ sich nichts mehr einwenden.

Zum Mittelpunkt der erhöhten und vergeistigten wissenschaftlichen Thätigkeit dieser Jahre gestaltete sich die Universität Berlin welche 1810 während der verhängnißvollsten Bedrohungen des Staates doch mit großartigem Vertrauen in die Zukunft Deutschlands gegründet und in Anbetracht der finanziellen Hülflosigkeit des damaligen Preußens glänzend ausgestattet wurde. Hier lag auch der Mittelpunkt der nationalen Erhebung, indem die gediegensten und geistvollsten Vertreter der Wissenschaft, ein Fichte, Schleiermacher, Niebuhr, zugleich die Vertreter des tiefsten und geläutertsten Nationalbewußtseins waren. Da von Berlin zugleich auch die Reformen in Staat und Heer ausgiengen welche beide neu belebten und zum Kampf gegen den fremden Gewalthaber vorbereiteten, so war das rechte Mark Deutschlands nunmehr so ganz auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt wie es die bisherige Geschichte noch niemals vermocht hatte. Daß Preußen der Kern des wiedergeborenen Deutschlands sei, wurde damit von Neuem und stärker als vorher Jedem der sehen wollte, in einer Zeit vor Augen gelegt, wo jeder nächste Tag nach gewöhnlichem äußerlichem Ermessen den Untergang Preußens herbeiführen zu können schien.

Kapitel XXXIX.

Die Zeit der Befreiungskriege.

Die Widerstandskraft Preußens erhöhte sich durch die Verschmelzung des eigentlich preußischen Geistes und seiner Schmerzen und Rachegedanken mit der deutsch-nationalen Begeisterung und Trauer auf eine unberechenbare Weise. Sie wuchs auch noch durch das unbewußte Zusammenwirken aller Kreise des Volkes, von den höchsten bis zu den niedrigsten, für das eine große Ziel der Befreiung. Die Trennung im geistigen Leben, die Unterschiede der Stände und des gesellschaftlichen Ranges verschwanden von selbst vor dem gemeinsamen Haß gegen die fremden Unterdrücker. Es bedurfte nicht eines besonderen Vereins zu diesem Zwecke, wie der 1807 in Königsberg gestiftete und bald weit verzweigte sittlich wissenschaftliche, der sogenannte Tugendbund. Er und andere ähnliche unter besonderen Ständen z. B. unter den Offizieren hätten die Erbitterung des Volks auch durch die künstlichsten Mittel der Auf-

reizung nicht so sehr steigern können wie es durch die täglichen Quälereien, die Brutalität und den Hohn der Franzosen geschah.

Die preußische Regierung hatte auch ihrem eigenen Volk gegenüber keinen leichten Stand. Es gelang ihr immer schwerer die stärksten Ausbrüche des Volkszornes zurückzuhalten, ohne Gewalt dagegen anzuwenden. Doch gelang es ihr nothdürftig bis zur Zeit des österreichischen Krieges von 1809, wo der Major Schill mit seinem Husarenregiment auf eigene Hand den Krieg gegen die Franzosen eröffnete, da auch er wie viele Andere in dem Vorgehn Oesterreichs den Anfang zur Erhebung Deutschlands sah. Zwar durfte die preußische Regierung mit gutem Gewissen jeden Zusammenhang mit dieser verzweifelt begonnenen und unglückselig geendeten That in Abrede stellen und traf auch die nöthigen Anstalten um eine Nachahmung des gegebenen Beispiels in andern Regimentern oder im eigentlichen Volke zu verhindern. Napoleon gegenüber glückte es ihr jedoch nicht sich vollkommen zu rechtfertigen. Er verlangte energischere Maßregeln gegen die geheimen Verbindungen von deren Größe und Gefährlichkeit er ganz übertriebene Vorstellungen hegte. Er beurtheilte das deutsche Volk nach seinen Italienern und Franzosen die er allein kannte: daß in der deutschen Art überhaupt kein Boden für systematische Verschwörungen sei, daß seine Zwingherrschaft nicht durch lichtscheue Umtriebe, sondern am hellen Tage gestürzt werden sollte, wußte er nicht. Sobald er irgend eine Spur eines vermeintlichen Complotes gegen sich entdeckte wurde er ängstlich. Selbst jener durchaus unschuldige Tugendbund erregte seinen höchsten Verdacht und er beruhigte sich kaum, als ihm die preußische Regierung urkundlich nachwies daß er aufgelöst sei. Seine überall zerstreuten Späher theilten entweder seine Unkenntniß des deutschen Volkscharakters oder sie suchten sich durch Angebereien wichtig zu machen. So war er jeden Augenblick einer neuen Verschwörung auf der Spur und übersah daß das ganze Volk Mann für Mann in einem stillschweigenden Bunde gegen ihn und seine Franzosen geeinigt war.

Doch würde die Geduld des preußischen und deutschen Volkes noch lange hinaus auf die Probe gestellt worden sein, wenn nicht ganz außer aller Berechnung liegende Ereignisse am Ende des Jahres 1812 den Beginn einer neuen Zeit verkündet hätten.

Napoleons Zug gegen Rußland den er im Sommer dieses Jahres mit unerhörtem Kraftaufwand, mit den Heeresmassen des gesammten Europas unternommen hatte, war schon bis zum Monat December vollständig gescheitert. Die von ihm selbst geführte Hauptarmee war in einer Art vernichtet wie die Geschichte kein zweites Beispiel kennt und nur kleinere, auf den Seiten operirende Abtheilungen gerettet. Darunter befand sich auch durch besondere Fügung des Geschickes das preußische Hülfscorps das in den deutschrussischen Ostseeprovinzen bis nach Riga vorgedrungen war, und das österreichische das von Galizien aus nach den inneren Gouvernements des südlichen Rußlands

operirte, denn auch Oesterreich hatte in derselben Lage wie Preußen einem letzten Entscheidungskampf muthlose Hingabe an Napoleon vorgezogen.

In den Untergang der sogenannten großen Armee wurden die sämmtlichen Rheinbundtruppen mit verschlungen. Alle Rheinbundfürsten hatten theils aus Furcht vor dem allmächtigen Gebieter, theils im Uebermaße des Knechtsinnes das Möglichste gethan und weit mehr als sie der Wortlaut der Verträge zu thun verpflichtete. Die deutschen Truppen waren am meisten den furchtbaren Ereignissen dieses Krieges preisgegeben worden, wie es Napoleon grundsätzlich that, und wie es ihnen mit Recht geschah, muß leider jeder Deutsche hinzusetzen. Das größte Hinderniß für die Befreiung Deutschlands in Deutschland selbst, diese ganz entdeutschte Soldateska war damit aus dem Wege geräumt. Nur so wird die Inschrift eines bekannten Denkmals für die 30,000 in Rußland gefallenen Baiern: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung" von jedem deutschen Leser zu verstehn sein, obgleich diese Deutung vielleicht nicht in dem Sinne ihres königlichen Verfassers gelegen haben mag. Die zurückkehrenden Trümmer waren so jämmerlich gering und die Kraft aller dieser Staaten schon früher und jetzt noch einmal so unverhältnißmäßig in Anspruch genommen daß von dieser Seite her kein bedeutender Zuwachs für die Kraft der fremden Unterdrücker und gegen die Sache der deutschen Freiheit zu besorgen stand.

Der Untergang eines Heeres, wie es seit Attila und Dschingischan nicht mehr gesehen worden war, wirkte im ganzen deutschen Volke in sofern gleichartig daß Jedermann darin ein Gottesgericht erkannte, das sichtbare Eingreifen der ewigen Vernunft und Gerechtigkeit in die Verwirrung der Zeit welche von Menschen nicht mehr gelöst werden konnte. Nur einige wenige vom Fanatismus der Sclaverei trunkene Napoleonsgläubige auf Thronen, in Wacht- und Gerichtsstuben trösteten sich damit daß es blos ein fataler Zufall sei, wie er auch den Größten und Klügsten betreffen könne und meinten daß ihr Götze auch in dem Kampfe gegen Gott den Sieg durch Arglist und Gewalt erraffen werde, weil er ihn durch solche Mittel bisher immer errafft hatte.

Doch trotz aller Erbitterung gegen die Franzosen, trotz der neuen Trauer die sich durch Napoleons Schuld fast über jede Familie in Deutschland verbreitete, befand sich Deutschland nicht in der Verfassung um in einer raschen Erhebung von der Nordsee bis zu den Alpen Alles was noch von französischen Truppen auf deutschem Boden stand zu vertilgen und mit einem Schlage sich frei zu machen.

Selbst wenn der Geist des deutschen Volkes in der Mitte und im Süden unseres Vaterlandes jetzt im entscheidenden Augenblick so weit von jenem unseligen Particularismus, von jener rheinbündlerischen Freude an der Schmach der Gesammtheit und jenem jämmerlichen Stolze auf die eigene Herrlichkeit sich hätte los machen können um die Stimme der Pflicht und Ehre und zugleich des wahren Vortheils zu hören, so durfte er doch unter dem Drucke

des aufgeklärten Polizeidespotismus nirgends an selbständiges Handeln denken. Nur durch eine von außen her an ihn gebrachte Gelegenheit mochte er zum Handeln fortgezogen werden.

Was für das Volk in den Rheinbundstaaten galt, galt auch für Oesterreich. Auch hier überwog seit dem letzten Krieg, der mit einem gewissen Aufschwung des Nationalgefühls und doch unglücklich geführt worden war, eine gedrückte und thatlose Stimmung. Auch hier war von dem Volke nichts zu erwarten, so sehr es auch die Franzosen haßte, wenn nicht die Regierung vorangieng. Wie weit man auf sie rechnen durfte, zeigte der russische Feldzug, wo sie doch nur halbgezwungen sich an dem beabsichtigten Vernichtungskampfe gegen die letzte Stätte der Freiheit auf dem Festland betheiligte. Auch bei gutem Willen hätte der mißliche Zustand des Staatshaushalts, die Verwirrung in den Finanzen, die Uneinigkeit in den herrschenden Kreisen jeder wahren Entfaltung der Staats- und Volkskraft fast unübersteigliche Hindernisse bereitet.

In Norddeutschland soweit es seit 1810 unmittelbar dem Kaiserreich einverleibt oder unter Vasallenstaaten vertheilt war, herrschte, wie sich gezeigt hat, ein besserer Geist im Volke. Aber die Wachsamkeit der französischen Zwingherren schärfte sich mit der Gefahr. Bei dem geringsten Anschein davon griff sie mit blutiger Strenge ein und lähmte dadurch auch die aufrichtigsten Patrioten. Wenn die Erhebung auch nur des zündenden Funkens bedurfte, so mußte dieser auch hier von außen herein geschleudert werden.

Die wirklichen Hoffnungen Deutschlands beruhten sonach allein auf Preußen und hier gewann in der That die schon vorher mühsam gestaute Bewegung im Winter 1812 auf 13 eine solche Uebermacht daß sie die noch immer zaudernde und bedenkliche Regierung mit sich fortriß. Das Zeichen dazu gab der Waffenstillstand welchen der Befehlshaber des preußischen Hülfscorps gegen Rußland, der General York, am 30. December 1812 mit den vordringenden Russen auf eigene Verantwortung hin schloß. Diese That wurde von dem gesammten Volke so verstanden wie sie gemeint war, als der erste Anfang das französische Joch abzuwerfen. Auch Napoleon verstand sie so und sein Benehmen gegen die preußische Regierung, so wie das unwiderstehliche Anschwellen der öffentlichen Gesinnung brachten endlich den König dahin sich dem Sterne des Volksgeistes anzuvertrauen. Schon am 28. Februar 1813 verband sich Preußen mit Rußland zu Kalisch nicht blos zur augenblicklichen Bekämpfung Napoleons, sondern zur Herstellung der durch die Franzosen vernichteten Freiheit und Selbständigkeit aller europäischen Völker. Auch die Wiederaufrichtung einer einheitlichen Verfassung für die deutsche Nation wurde hier als selbstverständliches Ziel des großen Befreiungskampfes ausgesprochen.

Preußen verwandte nunmehr, wo es seine Stellung genommen, alle Kräfte über die es gebot für seine klar genug durch die Lage der Dinge bezeichnete

Aufgabe. Scharnhorsts Reformen im Heerwesen lieferten den Rahmen in welchen sich das ganze Volk als Heer einreihen konnte. Ein trefflicher Kern geübter Truppen genügte um die Fülle der zuströmenden Kräfte nutzbar zu machen. Neben dem stehenden Heer wurde eine eigentliche Volksbewaffnung als Landwehr ins Leben gerufen und konnte bald in jeder Hinsicht neben jenem ebenbürtig auftreten. Wer die jetzige Entfaltung militärischer Kräfte in Preußen nur nach dem bisherigen Maßstab beurtheilte, wo das Gebot und die Thätigkeit der Regierung Alles war und das Volk sich blos treiben und gebrauchen ließ, mußte das was hier vorgieng für ein Blendwerk oder für ein Wunder halten. Nirgends und niemals war es vorgekommen daß in jedem Einzelnen von Hunderttausenden ein und derselbe Geist lebte, der sich bewußt war daß auf jedem Einzelnen das Dasein des Ganzen beruhe. Nirgends und niemals sind die Opfer die das preußische Volk damals an Gut und Blut gebracht hat auch nur annähernd erreicht worden, aber das Größte unter allen war daß damals jene Grund- und Erbfehler der deutschen Art, wodurch jedes einmüthige Zusammenwirken nach dem höchsten Ziele vereitelt wird, so ganz durch das Reinigungsfeuer der patriotischen Begeisterung verzehrt werden konnten.

Noch immer gebot Napoleon über die Hülfsmittel und Menschenkräfte von Frankreich, Italien, des größeren Theils von Deutschland und Polen. Er hatte ungeheure Verluste erlitten, aber sie nach seiner Art mit vollständigster Rücksichtslosigkeit und darum wie leicht begreiflich auch rasch und in großem Umfange ersetzt. Was ihm Preußen und das durch den Krieg gleichfalls sehr geschwächte Rußland zuerst entgegenstellen konnten, erreichte lange nicht die Stärke seines auf dem Schlachtfeld verwendbaren Heeres. Dazu mußte man noch seine überaus günstige Stellung im Herzen von Deutschland, gedeckt durch die in ihrer Treue nicht wankenden Rheinbundfürsten und eine große Anzahl von Festungen vom Rheine bis zur Weichsel rechnen. Dennoch wollte es ihm diesmal nicht glücken seine Feinde nach gewohnter Art in raschen Schlägen zu vernichten. Mit schweren Opfern drängte er sie in zwei der blutigsten Schlachten die er je geliefert hatte, bei Großgörschen und Bautzen aus einem Theil des besetzten Terrains, aus Sachsen weg und fesselte dadurch dieses der Sache der deutschen Freiheit nicht abgeneigte aber auch nicht dafür begeisterte Land und seinen König wieder an sich. Aber trotz seiner beiden angeblichen Siege sah er sich gezwungen bei den Verbündeten um die Gewährung eines Waffenstillstandes nachzusuchen.

Der Waffenstillstand wurde von beiden Seiten möglichst zur Verstärkung der Streitkräfte verwandt. Doch wichtiger als der Zuwachs an Soldaten, der sich hüben und drüben ungefähr ausglich, war daß sich jetzt die Stellung Oesterreichs entschied. Man hatte sich hier lange einer nicht unabsichtlichen Selbsttäuschung hingegeben und geglaubt zwischen den kriegführenden Parteien ohne die Kosten und Gefahren eines Krieges vermitteln zu können. Als

Lohn für eine solche Mühewaltung bedang man sich stillschweigend die Rückerstattung der schmerzlichsten Verluste welche die letzten Friedensschlüsse mit sich gebracht hatten. Man glaubte auch bei Napoleon ein gewisses Verständniß für seine bedrohte Lage und in Folge davon eine gewisse Bereitwilligkeit zu einigen Opfern voraussetzen zu dürfen. Wirklich gab er sich den Anschein als wünsche er den Frieden unter österreichischer Vermittelung, weil ihm für den Augenblick dieser Schein Nutzen bringen konnte. Im Grunde dachte er weder an Frieden, noch an irgend ein Zugeständniß, sondern nur wie er mit seinen gewöhnlichen diplomatischen Pfiffen und Ränken, denen auch er stäts größere Erfolge als seiner Feldherrnkunst verdankte, die Verbündeten untereinander trennen und von Oesterreich fern halten könnte. Als diese Manöver abprallten und ein zu Prag anberaumter Friedenscongreß kaum dem Namen nach zu Stande kam, sah er daß er statt zweier Großmächte drei als Feinde gegenüber habe. Doch auch so war er entschlossen den Kampf nicht aufzugeben. Er rechnete noch immer auf irgend etwas Unerwartetes welches das Geschick für ihn wie früher so oft thun sollte. Er begriff nicht daß jetzt die Stunde gekommen war wo auch der sogenannte Zufall seinen Feinden dienen mußte.

Oesterreich brachte fürs Erste den Verbündeten weniger einen Zuwachs an eigentlichen Streitkräften als eine bedeutende Verbesserung ihrer gesammten strategischen Stellung. Erst nach und nach veränderte sich das Verhältniß der beiderseitigen Kriegsmittel entschieden zum Nachtheil Napoleons. Schon vor der Schlacht von Leipzig waren ihm die Verbündeten etwas überlegen. Seine ungeheuern Verluste in dem dreitägigen Kampfe und auf dem Rückzug bis an den Rhein konnte er nicht mehr ersetzen, während den Verbündeten von allen Seiten her bis aus den fernsten Tiefen des russischen Reiches überreicher Ersatz zuströmte.

Als Napoleons Glück so sichtbar zerrann, beeilten sich die süddeutschen Rheinbundfürsten, voran Baiern, ihren bisherigen Protector oder Zwingherrn möglichst rasch und unter möglichst günstigen Bedingungen zu verlassen. Baiern trat schon am 8. October durch den mit Oesterreich abgeschlossenen und von den andern Mächten anerkannten Vertrag zu Ried von dem Rheinbund ab und zu den Verbündeten über. Die andern Rheinbundfürsten folgten dem gegebenen Beispiel um ihr Dasein zu retten, das bei dem Vordringen der befreienden Heere und der Stimmung die gegen Napoleon und seine Schergen nicht blos in Preußen herrschte, ernstlich bedroht war. Selbstverständlich zögerte unter diesen treubrüchigen Vasallen der König Friedrich von Wirtemberg am längsten, wie er auch mit gewohnter Keckheit am wenigsten Hehl hatte daß er nur ungern die Fahnen seines Herrn und Meisters verlasse. Die nord- und mitteldeutschen in den Rheinbund mehr hineingezwungenen als eingetretenen Fürsten hatten zum Theil schon beim ersten Anfang des Befreiungskrieges ihre Dienstbarkeit aufgekündigt, nur der König von

Sachsen war nach einigem Schwanken wieder mit voller Gläubigkeit unter sein altes französisches Joch zurückgekehrt; Sachsen wurde daher auch jetzt nach der Leipziger Schlacht als ein herrenloses Land betrachtet und der König als Gefangener gehalten. Die beiden von Napoleoniden beherrschten Staaten Westfalen und Berg brachen vor der bloßen Annäherung der verbündeten Heere ohne Widerstand zusammen; die drohende Haltung des Volkes zwang Alles was zu den französischen Schergen gehörte, schleunigst und schmählichst Reißaus zu nehmen. Gleiches erfolgte in den 1810 von Deutschland abgerissenen Küstenlanden zwischen Ems und Elbe. Nur eine Anzahl fester Plätze in allen Theilen von Deutschland blieb noch in den Händen der Franzosen. Sonst war bis zum Spätherbst 1813 ganz Deutschland von ihnen gesäubert.

Mit den bisherigen Erfolgen hätte sich das österreichische Cabinet, voran sein schon damals allmächtiger Leiter, Metternich, gerne begnügt. Allerlei Erwägungen von denen keine den Vortheil und die Ehre Deutschlands berücksichtigte, erzeugten diese Ansicht. Selbst das verwandtschaftliche Band zwischen Kaiser Franz und Napoleon war nicht ohne Einfluß darauf, obwohl sich bisher deutlich gezeigt hatte daß Napoleon dadurch sich in keiner Weise bestimmen ließ. Auch im russischen Cabinet neigte man sich dem Frieden ernstlich zu und nicht ohne scheinbare Gründe. Daß man hier ausschließlich das russische Interesse berücksichtigte, mußte jeder Vernünftige natürlich finden. Doch der noch immer starke Einfluß der mächtigen Persönlichkeit Steins auf den leicht bestimmbaren Kaiser Alexander erfüllte diesen mit neuem Kriegsmuth. Unter den Preußen waren nicht blos alle die hervorragenden Feldherrn die die bisherigen herrlichen Siege gewonnen und die Stimme des ganzen Volkes, sondern auch die meisten Staatsmänner für die Vollendung des großen Werkes. Vollendet aber konnte es nur sein, wenn an den Franzosen gründliche Rache genommen und Napoleon vernichtet war.

So zögerte man zwar mehrere Monate bis es der Kriegspartei und der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes endlich gelang durchzudringen, aber man entschloß sich doch mit ganzer Kraft den Krieg zu Ende zu führen. Mit dem Beginn des Jahres 1814 betraten die Heere der Verbündeten den französischen Boden. Da man Napoleon durch die Zögerung vom October bis in den December Zeit gelassen hatte seine letzten Kräfte zusammenzuraffen, so konnte er noch immer verzweifelten Widerstand entgegensetzen und erst am 31. März 1814 war mit der Eroberung von Paris und der Thronentsagung Napoleons die militärische Aufgabe des Befreiungskampfes gelöst.

Schon am 30. Mai wurde mit Frankreich das unter die Herrschaft der Bourbonen zurückkehrte, Friede von Seiten aller Mächte geschlossen. Die französischen Diplomaten hatten es verstanden die gegenseitige Eifersucht ihrer Feinde, die Kurzsichtigkeit vieler ihrer Staatsmänner und die natürliche Gutmüthigkeit und Eitelkeit der einflußreichsten Personen, namentlich des russischen

Kaisers trefflich zu benutzen. Man ließ sich die Lüge aufschwatzen daß man nur mit Napoleon und nicht mit Frankreich Krieg geführt habe und gewährte demnach Friedensbedingungen, die ein Hohn auf den Krieg waren. Frankreich behielt das Gebiet, was es vor der Revolution besessen, nebst einigen nicht unbeträchtlichen Erweiterungen, man ließ ihm den Raub, den es von überall her nach Paris zusammengeschleppt hatte und verlangte keine Contributionen. Man erlaubte ihm sogar auf dem beschlossenen großen Congresse Sitz und Stimme zu führen, wo über die gesammte Wiederherstellung des europäischen Staaten- und Völkersystems entschieden werden sollte. Dort wollte man auch über Deutschland endgültig entscheiden.

Kapitel XL.

Der Wiener Congreß und die Gründung des deutschen Bundes.

Die öffentliche Meinung in Deutschland besonders in Preußen war durch den Pariser Frieden tief verletzt und voll Mißtrauen gegen den angekündigten Congreß. Als Grundlage des Friedens hatte man allgemein zum wenigsten die Rücknahme von Elsaß und Lothringen und eine angemessene Entschädigung für die enormen Verluste verlangt welche die französische Herrschaft und das Gebahren ihrer Schergen und ihrer Soldateska über unser Vaterland gebracht hatte. Mit Recht hielt man die deutsche Verfassungsfrage auf einer Diplomaten- und Fürstenversammlung schlecht berathen, wo noch dazu ganz Europa und vor Allem Frankreich hineinreden durfte. Auch trugen einige Vorgänge, die nur eine einzige Art von Beurtheilung zuließen, nicht wenig dazu bei, das üble Vorurtheil des deutschen Volkes in den begründetsten Argwohn zu verwandeln. Dahin gehörte hauptsächlich jener schon erwähnte Rieder Vertrag und die andern nach seinem Vorbild. Man entsetzte sich daß Oesterreich und mit ihm die andern Mächte den ehemaligen Vasallen Napoleons ihre Souveränetät verbürgten. Daß Baiern, Wirtemberg und Andere dieser Gattung bei den übrigen europäischen Mächten alle Mittel in Bewegung setzten um die garantirte Souveränetät wirklich zu behaupten war bekannt, ebenso daß sie von Frankreich und von Rußland die bestimmtesten Zusicherungen in diesem Sinne erhalten hatten. Auch wußte man daß in dem österreichischen Cabinet eine Lauheit gegen die ganze deutsche Sache herrschte welche unbegreiflich schien, weil man in der gehobenen Stimmung des heiligen Befreiungskampfes die Lehren der nüchternen Geschichte vergaß. Nur auf Preußen glaubte man noch vertrauen zu dürfen, aber da es vor-

aussichtlich vereinzelt stand, so mußten sich selbst die begeistertsten Patrioten eingestehn daß die Hoffnungen die man noch im März 1814 hegen durfte, schon im October sehr zweifelhaft geworden waren.

Was von den Verhandlungen des Congresses in die Oeffentlichkeit drang, war nicht geeignet die Verstimmung aufzuheben und so wurde Deutschland gleich im Anfang um die beste Frucht seines so schwer errungenen Sieges betrogen, um die Kräftigung und Erhebung des gesammten nationalen Bewußtseins durch eine rasche Befriedigung seiner so gerechten und mit so seltener Einmüthigkeit ausgesprochenen Forderungen. Es war ein Schade der sich niemals wieder gut machen ließ.

Der Wiener Congreß beschäftigte sich nach seiner feierlichen Eröffnung am 1. November 1814 während des ganzen Winters hauptsächlich mit der Frage der Gebietsvertheilung und Entschädigung. Diese Angelegenheit rückte sehr langsam und nicht ohne die Gefahr eines völligen Bruches zwischen den Verbündeten vorwärts. Sachsen und Polen waren die zwei großen Steine des Anstoßes: das erstere begehrte Preußen, das andere Rußland ganz für sich und jede dieser beiden Mächte unterstützte die andere. Oesterreich und England dagegen vertraten das Interesse der Zersplitterung Deutschlands und der Selbständigkeit der bisherigen Staaten. Sie widersetzten sich darum der preußischen Forderung und demgemäß auch der russischen. Frankreich stand natürlich auf ihrer Seite und bemühte sich auf diesem Weg eine einflußreiche Stellung zu erschleichen, die ihm als dem besiegten Feinde sonst verschlossen gewesen wäre. Auch Baiern suchte durch vorlaute Hetzereien seinen Beruf als souveräne Macht zu beurkunden.

Napoleon war in Elba, seinem Verbannungsorte, von allen Vorgängen auf dem Congresse genau unterrichtet. Er glaubte daher im Frühjahr 1815 die Zeit günstig um sich durch einen raschen Handstreich des französischen Thrones wieder zu bemächtigen. Am 1. März in der Provence gelandet, hatte er schon am 20. Paris und damit ganz Frankreich in Besitz.

Die Monarchen und Staatsmänner in Wien mochten zum größten Theil von der kurzsichtigsten Beschränktheit sein. Dennoch sahen sie ein daß jetzt nur ein Entschluß gefaßt werden könne: Napoleon mit Aufwand aller Kraft wieder unschädlich zu machen. Denn bei Allen die nicht gerade seine Spießgesellen waren, stand jetzt die Ueberzeugung fest daß sich sein Dasein mit einem einigermaßen vernünftigen Zustand in Europa schlechterdings nicht vertrage.

Noch vor Napoleons Zurückkunft war man auf dem Congreß wenigstens zur vorläufigen Verständigung über die bedenklichsten Streitpunkte gelangt. England und Oesterreich hatten sich der französisch-bairischen Hetzereien geschämt, Rußland und Preußen hatten vielleicht bereitwilliger als es ihre Ehre erlaubte die Hand zur Versöhnung geboten. Napoleon war wohl gut von dem Zerwürfniß unterrichtet gewesen, aber seine Nachrichten reichten noch nicht bis zu der inzwischen erfolgten Verständigung als er Elba verließ.

Von allen Seiten setzten sich gewaltige Heeresmassen gegen Frankreich in Bewegung, aber auch diesmal gieng Preußen in raschem Aufgebot seiner Kräfte allen andern Mächten voran.

Die durch den Wiener Congreß sehr gedämpfte Begeisterung des Volkes erwachte bei der Gefahr einer Wiederkehr der ganzen schmachvollen Vergangenheit und ermöglichte Opfer die sonst außer dem Bereiche der Hülfsquellen des schon übermäßig angestrengten Staates gelegen wären. Auch diesmal fiel dem preußischen Heere, Linie und Landwehr, der Hauptantheil an der Entscheidung zu. Napoleon warf sich nach seiner Art rasch auf die noch getrennten Preußen und Engländer in den Niederlanden, anfangs mit einigem Glücke, bis er schon am 18. Juni bei Waterloo schneller und vollständiger vernichtet wurde als er selbst jemals irgend einen Feind vernichtet hatte. Schon am 7. Juli zogen die Preußen und Engländer in Paris ein und setzten den entflohenen Bourbonischen König Ludwig XVIII. wieder auf den Thron.

Erst nach langen Unterhandlungen kam am 20. November ein Friede, der zweite Pariser zu Stande. Preußens Bemühungen den gerechten Ansprüchen der deutschen Nation endlich einmal Genüge zu schaffen treten dabei als Glanzpunkte in einer für alle Zeiten ehrenvollen Weise heraus, wenn sie auch nicht zum Ziele führten. Alle andern Großmächte waren wenigstens darin einverstanden daß Frankreich nicht geschwächt werden dürfe, damit Preußen oder Deutschland nicht verstärkt werde. Denn der Geist in dem Preußen sich erhoben und seine und Deutschlands Befreiung errungen hatte, ließ mit Recht befürchten daß das alte System der europäischen Politik damit nicht bestehn könne, weil es auf der Schwäche Deutschlands beruhte. Es mußte fallen sobald Preußen, wie es jetzt den Anschein hatte, in und mit Deutschland stark wurde und in sich das darstellte was es seinem geschichtlichen Beruf nach darstellen mußte, das wiedererstandene Deutschland. Wenn man die ganze Aufgabe des Kampfes gegen Napoleon nur in eine Wiederherstellung des alten Zustandes vor der französischen Revolution setzte, wie es alle leitenden Staatsmänner in England und Oesterreich und die meisten in Rußland thaten, so mußte auch jenes verhältnißmäßige Uebergewicht Frankreichs erhalten werden das es sich seit dem dreißigjährigen Kriege durch die Plünderung und Beraubung Deutschlands angemaßt hatte.

So konnte Preußen endlich nichts weiter erlangen als eine kleine Beschränkung der französischen Grenzen, wobei auch die durch Ludwig XIV. von Deutschland losgerissene und zu einer Zwingburg des Mittelrheins umgestaltete Festung Landau wieder zurückgenommen wurde. Außerdem legte man Frankreich die Zahlung von 700 Millionen Franken als Contribution auf, eine lächerlich geringe Summe im Vergleich mit dem was es seit 1792 aus andern Ländern erpreßt hatte. 60 Millionen sollten davon für die Verstärkung und Neuanlage fester Plätze an der deutschen Westgrenze verwandt werden.

Die öffentliche Meinung in Preußen und in den andern patriotischen Kreisen Deutschlands fühlte sich durch diesen Frieden noch tiefer verletzt als durch den ersten. Man hatte ganz sicher darauf gerechnet daß man zum zweiten Male die gute Gelegenheit nicht wieder versäumen werde und nur in dieser Voraussetzung waren die neuen großen Opfer an Gut und Blut gebracht worden. Da von den Verhandlungen der Diplomaten Wenig und Unrichtiges ins Publicum drang, so mußte man dazu gelangen das Verfahren Preußens, das doch der eigentliche Sieger gewesen war, unbegreiflich zu finden und seine offenen und geheimen Feinde säumten nicht diesen Irrthum zu ihren Zwecken auszubeuten. Auch that die preußische Regierung in wunderlicher Scheu vor der Oeffentlichkeit nichts um jene Vorurtheile zu zerstreuen, sondern begnügte sich in stolzer aber übel angebrachter Resignation mit dem Bewußtsein daß sie allein gegen alle Andern unmöglich habe durchdringen können.

Während des Krieges hatte man den Wiener Congreß übersehen. Jetzt nach dem Frieden traten seine Ergebnisse von selbst in den Mittelpunkt der öffentlichen Beurtheilung. Ganz Deutschland, die Presse wie das Volk, einzelne officielle oder erkaufte Stimmen abgerechnet, bezeichnete seine Ergebnisse als eine gänzliche Nichtachtung aller theuersten Wünsche und Hoffnungen der Nation deren Berechtigung im Laufe des Krieges von den verbündeten Herrschern so oft und so bestimmt anerkannt worden war. Die weitere Geschichte Deutschlands bis auf diesen Tag hat jenes im ersten Augenblick gefällte Verdammungsurtheil eher geschärft als gemildert.

Schon die Gebietsvertheilungen und Entschädigungen befriedigten nirgends. Man hielt es für selbstverständlich daß Preußen sich mächtig in Deutschland ausdehnen müsse und seine Ansprüche auf Sachsen wurden deshalb von allen nur halbwegs einsichtigen und patriotischen Deutschen günstig angesehen. Aber durch die Eifersucht der andern Großmächte mußte es sich schließlich nur mit einem Stücke von Sachsen begnügen und zur Zubuße polnische und rheinische Landstriche annehmen, von denen die einen sich schon vor 1806 als ein trügerischer und kostspieliger Besitz erwiesen hatten, und die andern weit entfernt von dem Kerne des Staates und noch dazu an der gefährdetsten Stelle der deutschen Grenze lagen.

Mit allen diesen Erwerbungen erreichte der Flächeninhalt Preußens doch immer noch nicht die Größe von 1806. Der Staat war damals in militärischer und commercieller Beziehung offenbar günstiger gestellt gewesen als nun. Nicht einmal das seit Friedrich II. an Preußen gefallene Ostfriesland konnte wieder erworben werden, weil preußisches Gebiet an der Nordsee Englands Eifersucht erregte. Schon im Frühjahr 1813 hatte diese Macht für ihre damals so nöthige Unterstützung an Geld und Munition sich ausbedungen, daß jene altpreußische Provinz mit Hannover vereinigt werde.

Oesterreich hatte sich besser bedacht, obgleich seine Anstrengungen für den

Befreiungskampf in jeder Art hinter den preußischen zurückgeblieben waren. Alle seine Landerwerbungen rundeten den Staat in militärischer und commercieller Beziehung bestens ab und darum durfte es manches von seinem frühern Bestand in fremden Händen lassen. Die vorderösterreichischen Lande vom Lech bis zum Oberrhein blieben den Rheinbundfürsten, denen sie Napoleon gegeben und Oesterreich vermied dadurch jede unmittelbare Grenzberührung mit Frankreich. Ebenso konnte es seine Niederlande, den ehemaligen burgundischen Kreis, leicht verschmerzen. Sie wurden mit den alten vereinigten Staaten der nördlichen Niederlande zu einem neuen Königreich der Niederlande zusammengeschweißt und unter die Herrschaft des Hauses Nassau-Oranien gestellt. Es sollte nach dem Plane der englischen Politik eine Mittelmacht zwischen Frankreich und den östlichen Großmächten und zugleich eine Stütze Englands auf dem Festlande bilden. Als Scheinentschädigung für Deutschland, das damit einen ganzen Kreis und beträchtliche Stücke eines zweiten, des westfälischen, namentlich Lüttich verlor, wurde eine Provinz davon, Luxemburg, zum Beitritt in den politischen Verband des übrigen Deutschland bestimmt. Die wohlgelegenen Länder Tyrol, Salzburg und das Inn- und Hausruckviertel ließ sich Oesterreich von Baiern herausgeben. Aber seine hauptsächlichsten Entschädigungen suchte es außerhalb Deutschlands. In Italien erlangte es nicht blos Mailand, sondern auch Venedig, und auch in Galizien erhielt es von dem aufgelösten Herzogthum Warschau bedeutende Vergrößerungen, wie auch die 1809 losgerissenen illyrischen Provinzen von selbst wieder unter seine Botmäßigkeit zurückfielen. Man konnte in Deutschland damals nicht begreifen was Oesterreich bewege seine wahre Verstärkung anderswo als in Deutschland zu suchen. Die Macht die einst die Kaiserkrone getragen schien auf einmal einen untergeordneten Werth auf ihre Stellung in Deutschland zu legen.

Noch auffallender war es daß fast alle ehemaligen Rheinbundfürsten in ruhigem Besitz ihres von Napoleons Gnaden Erworbenen belassen wurden. Zwar mußte Baiern die Beute des Preßburger und Schönbrunner Friedens wieder an Oesterreich herausgeben, erhielt aber dafür in dem Großherzogthum Würzburg, am Rhein und anderswo mehr als genügende Entschädigung. Ebenso war es mit den andern bis auf einige wenige die härter behandelt wurden. So verlor der Großherzog von Frankfurt, der kein geborner Fürst sondern nur ein Dalberg war, sein Land, und Isenburg und Leyen wurden mediatisirt. Arenberg und beide Salm, die 1810 durch Napoleons letzten großen Gewaltstreich in Deutschland ihre Souverainetät verloren hatten, wurden nicht wieder hergestellt. Man fragte mit Recht durch welche Verdienste um Deutschland sich Baiern und Würtemberg ein besseres Schicksal als die zuletzt genannten oder als Sachsen erkauft hätten, und die Antwort warf auf die Anfangs nicht mit Ungunst beurtheilte Theilung Sachsens eine Gehässigkeit die auch Preußen für die Folge manchen Schaden

brachte, obgleich es in der That an der unverdienten Zärtlichkeit gegen die Rheinbundfürsten keine Schuld trug. Ebenso unbegreiflich war es daß alle vom Rheinbund vollzogenen Mediatisirungen trotz der lebhaftesten Rechtsverwahrungen der davon Betroffenen, trotz der Theilnahme die sie scheinbar bei den Großmächten fanden, schließlich doch anerkannt wurden. Hätte man nicht so viel überschwängliches Vertrauen in den guten Willen der Häupter der Verbündeten gehabt, so würde man die innern Gründe aller dieser Maßnahmen leicht erkannt haben, wie sie jetzt offen vor unsern Augen liegen. Ueberall leitete der Gedanke, das deutsche Volk um keinen Preis zu einer politischen Gestaltung gelangen zu lassen, die ihm eine wirkliche Einheit und damit seine alte Kraft wieder geben könnte. Oesterreich, Rußland und England hegten für die Rheinbundfürsten keine größere Zärtlichkeit als Preußen oder als die öffentliche Meinung in Deutschland, aber zu dem angegebenen Zwecke waren sie unentbehrlich und darum mußten sie geschont werden. Auch die ehemaligen freien Städte blieben den Fürsten denen sie von Napoleon gegeben waren, bis auf Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt, die ihre Freiheit wieder erhielten, offenbar nur deshalb, weil man nicht darüber einig werden konnte wer sie besitzen sollte. Aber alle andere Unzufriedenheit lenkte sich bald ausschließlich auf die neue Verfassungsurkunde für Deutschland, die Bundesacte vom 8. Juni 1815.

Die romantisch gefärbte Phantasie dieser Zeit hatte die Wiederherstellung des Kaiserthums als selbstverständlich angenommen. Kaiser Franz I. von Oesterreich sollte wieder als deutscher Kaiser an den Platz treten den er 1806 doch nur nothgedrungen verlassen hatte. Selbst in Preußen war die öffentliche Meinung eine Zeit lang so stark der Wiederaufrichtung des österreichisch-deutschen Kaiserthums zugeneigt daß man bis zu den höchsten Spitzen des Staates hinauf nicht sich offen dagegen auszusprechen getraute. Im übrigen Deutschland schienen wenigstens Hannover und die meisten kleinern Fürsten von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieser Forderung der Volksstimme überzeugt. Am eifrigsten legten aus leicht begreiflichen Gründen die Mediatisirten ihre aufrichtige Gesinnung dafür an den Tag. Doch der Kaiser Franz verhielt sich immer kühler gegen die immer dringenderen Aufforderungen, die gewöhnlich mehr von gutem Willen und patriotischer Wärme als von richtigem Tacte zeugten. Auch dies Gebahren fand man damals unbegreiflich und war beinahe geneigt es für eine Art von Selbstverrath zu halten. Man wußte nicht daß Oesterreich an der Wiederherstellung der Namen von Kaiser und Reich nichts liegen könne, wenn die übrigen politischen Verhältnisse in Deutschland blieben, die es aus den vorhin berührten Gründen des eigenen Vortheils erhalten zu müssen glaubte. So hatte es sich schon während des Winterfeldzugs in Frankreich unbedenklich mit Preußen dahin verständigt daß die künftige Verfassung Deutschlands föderativ sein solle und in einem Artikel des ersten Pariser Friedens war dies ausdrücklich wiederholt worden. Der

künftige deutsche Föderativstaat hätte ohne weitere Nachtheile für die Stellung seiner Glieder auch wohl den Namen Reich und sein Vorstand den Namen Kaiser führen können, aber indem man im absichtlichen Gegensatz zu dem allgemeinen Wunsche schon bei jener ersten Verständigung beide Namen vermied, ließ sich abnehmen daß man auch später nicht wieder darauf zurückkommen werde. Was Oesterreich für sich durch die Verfassung Deutschlands erreichen wollte war erreicht auch ohne jene Namen mit ihrer Romantik aber auch mit ihrem bedenklichen Klange für alle die die ihre Souveränetät auch nicht einmal durch einen Namen gefährdet haben wollten.

Wenn Oesterreich und Preußen auch darüber einig waren daß das alte Reich nicht wieder hergestellt werden sondern ein Bund der deutschen Staaten an seine Stelle treten solle, so fehlte doch noch viel daß sie unter sich zu einem Einverständniß über die Beschaffenheit der neuen Gesammtverfassung Deutschlands gelangt wären, ehe sie in Unterhandlungen mit den andern hauptsächlichsten Theilnehmern daran traten. Man war sogar weder im preußischen noch im österreichischen Cabinete selbst im Klaren darüber, ob das Staatsinteresse eine möglichst eng gezogene oder eine möglichst weite Form der Bundesverfassung erheische. Wäre es denkbar gewesen eine solche zu finden die die kleineren Staaten für die Zukunft verhinderte sich dem Ausland anzuschließen und mit ihm feindlich gegen die beiden Großstaaten aufzutreten, die sie vielmehr nöthigte ihre Kräfte jenen dienstbar zu machen und doch jene befähigte in voller Selbständigkeit wie bisher als europäische Mächte zu handeln, so würde man eine solche Form des Bundes in Berlin und in Wien für die beste gehalten haben, vorausgesetzt daß weder Oesterreich noch Preußen sich dadurch in ihrem Verhältniß zu einander beeinträchtigt geglaubt hätten. Oesterreich fügte sich der gegenwärtigen Lage der Dinge wenigstens in so weit daß es an eine strenge Unterordnung Preußens als eines deutschen Staates oder Bundesgliedes unter sich nicht dachte, sondern ihm auch für seine deutschen Bestandtheile dieselbe Freiheit zugestand, die es ihm als europäischer Macht gewähren mußte. Aber darüber hinaus war es nicht gesonnen ihm etwas einzuräumen. Eine paritätische Herrschaft in Deutschland mit und neben Preußen wollte Oesterreich nicht: lieber gestand es den kleineren Bundesgliedern so viel Freiheit und Selbständigkeit zu, daß überhaupt keine der beiden Großmächte im Bunde verfassungsmäßig herrschen durfte, als daß es sich mit Preußen in die Herrschaft theilte. In Berlin dachte man ungefähr ebenso, wenn es sich darum handelte, ob die neuzuschaffende Bundesgewalt allein von Oesterreich ausgeübt werden oder ob es gar keine solche geben solle. Es konnte Preußen nicht genügen daß Oesterreich es in seiner eigenen Stellung frei gewähren ließ, die es nicht der Gnade Oesterreichs sondern sich selbst verdankte. Es verlangte auch neben Oesterreich gleichen verfassungsmäßigen Einfluß im übrigen Deutschland, oder wenn Oesterreich dies nicht gewähren wollte, gleiche Unabhängigkeit Aller.

Unter solchen Umständen war es von vornherein begreiflich daß nichts anders als die Bundesacte wie sie ist zu Stande kommen konnte. Preußen bewies sich unerschöpflich in immer neuen Vorschlägen, in denen die Sicherheit, Freiheit und Ehre des deutschen Volkes wenigstens in so weit berücksichtigt wurden, als dadurch die Selbständigkeit und Freiheit der eigenen Politik nicht beeinträchtigt zu werden schien. Alle solche Vorschläge nahm Oesterreich mit höflicher Zurückhaltung auf, stellte seinerseits so wenig wie möglich andere positive Pläne entgegen, sondern wartete ruhig ab, bis sie von selbst an den übrigen Theilnehmern der Berathungen scheiterten. Man hatte dazu außer den beiden Großmächten nur Baiern, Wirtemberg und Hannover beigezogen. Es geschah angeblich um die Arbeit zu beschleunigen. Ihre Ergebnisse sollten dann den übrigen Staaten zu freier Begutachtung und Annahme vorgelegt werden, denn es stand nunmehr fest daß die neue deutsche Verfassung ein Werk des freien Einvernehmens aller Betheiligten sein müsse. Von jenen drei Mittelstaaten zeigte nur Hannover den leicht erklärlichen guten Willen auf Kosten der eigenen Souveränetät die Gesammtheit zu stärken, denn je kräftiger diese war, desto mehr konnte sie jedes einzelne Glied schützen und die Wiederholung der Vorgänge von 1803 und 1806 verhüten, wo Napoleon als Feind Englands sich ohne Rücksicht auf das deutsche Reich Hannovers bemächtigt und darüber zu Gunsten einer dritten Macht verfügt hatte. Baiern und Wirtemberg dagegen waren, wie sich bei ihnen auch von selbst verstand, nicht geneigt auch nur das Geringste von ihrer vollen Souveränetät fahren zu lassen. Jetzt wo der Zwingherr gestürzt war, der ihnen bisher nur den Schein davon gelassen hatte, dachten sie ihrer erst froh zu werden.

So rückte die deutsche Verfassungsangelegenheit nicht von der Stelle, bis sie nach einigen Wochen, schon in der Mitte November 1814, ganz ins Stocken gerieth. Erst im Mai 1815 wurde sie wieder aufgenommen und zwar diesmal nicht von einem engeren Ausschusse, sondern von den Bevollmächtigten aller künftigen Bundesglieder außer Wirtemberg und Baden, die sich argwöhnisch fern hielten. Ein zwischen Preußen und Oesterreich vereinbarter Entwurf wurde den Berathungen zu Grunde gelegt. Er war durch einfache Beseitigung aller hüben und drüben unannehmbaren Punkte der früheren Entwürfe zu Stande gekommen. Selbst diese Grundlage, so mager und dürftig sie im Vergleich mit dem aussah, was Preußen selbst früher gewollt und was auch Oesterreich wenigstens nicht abgelehnt hatte, wurde doch noch vielfach im Sinne der vollen Souveränetät von Baiern und andern Staaten amendirt. Die beiden Großmächte ließen es sich gefallen, weil es ihnen darum zu thun war überhaupt etwas zu Stande zu bringen und weil sie nun die volle Einsicht gewonnen hatten daß keine der andern ein Zugeständniß machen könne welches über die vorhin gezeichneten Grenzen hinausgienge. Auf diese Art kam man jetzt rasch zum Ziel: schon in der 10. Sitzung, am 8. Juni war man im Reinen und in der 11. und letzten am 10. Juni konnte die neue

Bundesacte von allen anwesenden Gesandten feierlich unterzeichnet werden. Baden und Wirtemberg bequemten sich nachträglich auch noch zum Beitritt, das erste am 26. Juli, das andere am 1. September, als sie einsahen daß sie doch des Anstands halber sich nicht ferne halten durften und daß diese Bundesacte ihnen keinen Schaden brachte.

Der deutsche Bund wurde mit ausdrücklichen Worten als ein blos völkerrechtlicher Verein bezeichnet, aber unauflöslich zwischen 34 souveränen Fürsten und 4 freien Städten geschlossen. Dennoch enthielt die Bundesacte einige Bestimmungen die über den blos völkerrechtlichen Verein souveräner Staaten hinausgiengen und dem Bunde eine gewisse staatsrechtliche Bedeutung, ihm wenigstens etwas von dem Wesen eines Bundesstaates gaben, wie man sich auszudrücken pflegt, im Gegensatz zu einem reinen Staatenbunde. Ein bloßer Staatenbund hätte sich auf die Aufhebung des Kriegsrechts unter den einzelnen Bundesgliedern und auf den Verzicht selbständiger Kriegführung gegen eine auswärtige Macht beschränken dürfen. Baiern, Wirtemberg, Baden und andere wollten zwar allerhöchstens nur das Erste, durchaus aber nicht das Zweite zugestehn, weil es ihnen unverträglich mit ihrer Souveränetät schien, doch fügten sie sich endlich. Freilich blieb dabei immer noch die Ungeheuerlichkeit daß eine ganze Anzahl europäischer Mächte, Oesterreich, Preußen, die Niederlande wegen Luxemburgs, Dänemark wegen Holsteins und des ihm als Entschädigung von Hannover abgetretenen Lauenburgs zugleich Glieder des Bundes waren, ohne daß irgend etwas über den Einfluß des einen Verhältnisses auf das andere bestimmt wurde. Wenn sie sich als europäische Mächte betrachteten, so durften sie als solche sowohl unter sich als gegen den Bund Krieg führen, obgleich sie im Bunde waren, weil sie nur mit einem Theile ihres Gebietes darin waren.

Denn selbst Oesterreich und Preußen waren nur mit denjenigen Provinzen beigetreten, die früher zum Reich gehört hatten, weil sie nicht wohl mit Wenigerem beitreten konnten. Die kleinere Hälfte des preußischen Staates und reichlich zwei Drittheile Oesterreichs blieben außerhalb des Bundesgebietes und darauf konnte sich weder ein Recht noch eine Pflicht beziehen, die aus der Bundesacte flossen. Insofern konnte der Bund nicht einmal ein regelrechter völkerrechtlicher Verein heißen, denn wenn ihm angehörige Staaten sich doch untereinander bekriegen und nach allen Seiten frei Krieg führen durften, erreichte er nicht einmal jenes Minimum über welches er in anderer Hinsicht wieder weit hinaus gieng.

Der Bund sollte nämlich nicht blos für die gemeinsame Vertheidigung nach außen, sondern auch für die Aufrechterhaltung der innern Sicherheit Deutschlands gegründet sein. Man konnte diese Formel in verschiedener Weise deuten, jedenfalls aber enthielt sie eine gewisse Berechtigung der Gesammtheit zur Einmischung in die innern Angelegenheiten der einzelnen Glieder. Ebenso enthielt die Acte eine Anzahl von Bestimmungen für den Rechtszustand in

allen deutschen Staaten. Ohne Ausnahme betrafen sie Angelegenheiten welche sonst der Gesetzgebung und Verwaltung souveräner Mächte allein angehören. So der dreizehnte Artikel: in allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung eingeführt, ein Artikel der wesentlich durch Preußens Beharrlichkeit, gegen den heftigen Widerstand der vorlautesten Rheinbündler durchgesetzt wurde. Ebenso begründete der vierzehnte Artikel für ganz Deutschland einen gemeinsamen Rechtszustand der früher Reichsunmittelbaren, jetzt Mediatisirten. Man legte dabei ein bairisches Gesetz in Bezug auf denselben Gegenstand zu Grunde. Im Vergleich mit den Mißhandlungen denen diese unschuldigen Opfer Napoleons früher in manchen Rheinbundstaaten, namentlich in Wirtemberg ausgesetzt waren, konnten sie für das was ihnen von Bundeswegen zugestanden wurde, immerhin dankbar sein, obgleich man ihnen eigentlich mehr Ehrenrechte als wirkliche Vorrechte vor den andern Staatsunterthanen einräumte. Im Vergleich mit dem was sie verloren hatten, verschwand das was sie wieder erhielten in nichts und es war begreiflich und in jeder Art gerechtfertigt, wenn man die unverdiente Gunst des Geschickes für ihre Unterdrücker erwägt, daß sie sich dabei nicht beruhigten, sondern ihre Rechte vorbehielten, freilich auch jetzt nach dem Abschluß der Bundesacte mit derselben Erfolglosigkeit wie vorher bei den Verhandlungen über sie. Der sechszehnte Artikel gab den Bekennern der verschiedenen christlichen Confessionen vollständige Gleichheit in dem Genuß aller bürgerlichen und politischen Rechte. Die Gesetzgebung der Einzelstaaten war seit der Revolution fast ausnahmlos schon ebenso weit fortgeschritten, doch erwies es sich für die Zukunft nicht unwichtig daß diese Bestimmung in die Bundesacte aufgenommen wurde. Außerdem gab sie Freizügigkeit und die Befähigung Grundeigenthum in einem andern Staate unter gleichen Bedingungen zu erwerben wie die Staatsangehörigen selbst, für den ganzen Umfang des Bundesgebietes. Sie brachte somit einige wesentliche Punkte eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechtes, übergieng aber noch mehrere. Selbst in die Gerichtsverfassung der einzelnen Staaten griff sie ein. Der zwölfte Artikel bestimmte daß die Staaten welche noch keine Gerichtsbehörde dritter Instanz besaßen, eine solche allein oder im Verein mit andern gründen müßten. Es war ein schwacher Ersatz für ein gemeinschaftliches oberstes Bundesgericht, das gleichfalls von Preußen bis zuletzt mit aller Entschiedenheit und ohne alle egoistischen Nebeninteressen befürwortet wurde. Doch damit hatte es gegen die überwiegende Mehrzahl der Andern nicht durchdringen können, zumal da Oesterreich daran nichts gelegen war. Preußen betrachtete das oberste Bundesgericht gleichsam als das Unterpfand welches die deutschen Regierungen dem Volke schuldig seien, um ihre aufrichtige Gesinnung für die ihm als Lohn seiner großartigen Treue, Tapferkeit und Standhaftigkeit versprochene Freiheit darzuthun. Was die Bundesacte sonst noch in diesem Sinne gewährte, eben jene organischen Gesetze welche die eigenthümliche bundesstaatliche Färbung der neuen deutschen Verfassung be-

dingten, war jedenfalls wohl gemeint und so weit es sich gegen den Widerspruch der Rheinbündler durchsetzen ließ, nahm es sich wenigstens auf dem Papier recht wohl aus. Blieb man dem Geiste treu in welchem jene hervorgehobenen Artikel und manche andere von minderem Belange aber von ähnlichem Inhalt ursprünglich gefaßt waren, so mochte die Bundesacte zwar nicht der Hauptsache, der politischen Einheit, Größe und Stärke Deutschlands, wohl aber der Freiheit der Bürger in den einzelnen Staaten förderlich werden und dadurch auch mittelbar jenem höchsten Kleinode der Nation, das damals zwar von Vielen gepriesen und begehrt, aber von sehr Wenigen richtig geschätzt werden konnte.

Als Bundesorgan wurde nicht eine Executivbehörde neben einer gesetzgebenden, sondern ein Mittelding zwischen beiden geschaffen. Diese sogenannte Bundesversammlung oder Bundestag sollte aus den Bevollmächtigten der einzelnen Staaten zusammengesetzt, also eine Art von beständigem Ministercongreß sein, und sowohl über die Aufrechterhaltung und Vollziehung der Grundgesetze des Bundes wachen, als auch noch weitere organische Einrichtungen treffen. Denn man stellte dem deutschen Volke als Trost für die jämmerlich geringe Abschlagszahlung in der Bundesacte allerlei Gutes in Aussicht was durch den Bund noch geschaffen werden sollte, namentlich Dinge welche die Förderung der materiellen Interessen betrafen, damit es darüber den Schaden an seinem höchsten Gute, der Einheit, vergessen möge. Zum Glück darf man sagen für die Zukunft Deutschlands, das damals sehr leicht zu ködern gewesen wäre, hatte sich das schon durch alle bisherigen Zugeständnisse in die übelste Laune versetzte rheinbündlerische Souveränetätsbewußtsein genügend vorgesehen daß es nicht zu noch Weiterem gedrängt werden könnte. Alle neuen vom Bunde zu treffenden Einrichtungen und neuen Gesetze, soweit sie nicht unmittelbar aus der Bundesacte selbst fließen, sollten nur mit Stimmeneinheit beschlossen werden. Damit konnten sich alle deutschen Souveräne vollkommen beruhigen, denn nun lag es ganz in ihrer Hand, wie weit sie sich vom Bunde beschränken lassen wollten.

Kapitel XLI.

Die Zeit der Reaction bis zur Revolution von 1848.

Die Wiederherstellung der Einheit und Größe Deutschlands stand obenan unter den Forderungen der Zeit. Die Bundesacte konnte selbst den Loyalsten in keiner Weise dafür ausgegeben werden: sie ließ sich höchstens entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Die nächste Forderung bezog sich auf die freisinnigen Verheißungen welche die deutschen Fürsten während des Kampfes gemacht und beständig wiederholt hatten. Man verstand darunter hauptsächlich eine Volksvertretung mit ausgedehnten Rechten der Steuerbewilligung und der Theilnahme an der Gesetzgebung. Die Einflüsse der Revolutionszeit und die Erfahrungen während der französischen Gewaltherrschaft hatten das Verlangen nach einer thätigen Theilnahme am Staat unwillkürlich entstehn lassen, von welchem vor der Revolution in Deutschland noch keine Spur zu finden war. Ein Volk das so Viel gelitten und so Großes gethan, schien durchaus befähigt und berechtigt eine gewisse Mündigkeit der Regierung gegenüber zu beanspruchen. Jene vertrauensselige und bequemliche Hingabe an die beglückenden Machtgebote von oben hatten einer ernsteren und thätigeren Stimmung Platz gemacht. Noch gab es zwar überall unendlich viel Vertrauen in den guten Willen der Fürsten, aber es regten sich doch schon Zweifel ob sie auch stäts gut berathen seien und jedenfalls glaubte man daß es die Ehre des Volkes verlange nicht blos wie eine Heerde, sondern wie vernünftige und selbstdenkende Menschen im Staate zu leben. Die Bundesacte hatte auch hiervon mit Ausnahme des kahlen dreizehnten Artikels Umgang genommen und das deutsche Volk war sonach allein auf die Einsicht und den guten Willen der Einzelregierungen angewiesen. Die dritte und letzte große Forderung betraf die materiellen Interessen, wo dreiundzwanzig Jahre erschöpfender Kriege, aussaugender Fremdherrschaft und bornirter Vielregiererei unendlichen Schaden angerichtet und den Wohlstand jener gedeihlichen Periode vom Schlusse des siebenjährigen Krieges bis zur französischen Revolution gründlich vernichtet hatten. Auch hiefür gab die Bundesacte nur weitaussehende Versprechungen, Vertröstungen auf die Zukunft, während die Noth des Augenblicks gerade hier am dringendsten Hülfe begehrte.

Der große Befreiungskampf hatte die Gemüther in eine so schwärmerische Stimmung versetzt daß sie mit der Besiegung Napoleons und der Wiederherstellung des Kaiserthums nicht viel weniger als den Beginn des tausendjährigen Reiches erwarteten. Napoleon war nun besiegt, aber das Kaiserthum

nicht wieder hergestellt. Damit fiel ein trüber Schatten in den Glanz dieser von der Sonne der Romantik, des Patriotismus und der Siegesfreude so hell bestrahlten Tage. Ungeheure Ereignisse hatten die Erinnerung, was das alte Reich wirklich gewesen war, ausgelöscht. Sein Name allein genügte um als ein Zauberwort zu wirken, und daß es von Napoleon zerstört war, der als der fleischgewordene böse Genius Deutschlands galt. Was er zerstört hatte, mußte schon deshalb wiedererstehn. Statt dessen gab die Bundesacte weniger als nichts: eine Gesammtverfassung Deutschlands die die Nation nach außen hin gar nicht als solche anerkannte und nach innen hin sie der Willkür der Regierungen überließ. Ja noch in demselben Augenblick, wo das deutsche Volk seine Waffen noch nicht niedergelegt hatte, mit denen es nach seiner eigenen Ueberzeugung nicht blos für seine Befreiung von den Franzosen, sondern auch für seine politische Freiheit gefochten, mußte man sich es schon gefallen lassen daß die idealen Wünsche und Forderungen der Nation von den Cabineten und ihren dienstbaren Geistern in der Presse als verkappte Aeußerungen des Geistes der Revolution verdächtigt wurden.

Die ebenbeschlossene Periode hatte die Hauptquelle des Wohlstands, den überseeischen und Binnenhandel durch das Continentalsystem und durch andere Sperrmaßregeln zu Grunde gerichtet. Nach dem Frieden rechnete man auf seine rasche Wiederbelebung, da das eine große Hinderniß von selbst aufhörte und die andern auf dieselbe Art beseitigt werden konnten, wie sie entstanden waren. Aber für den überseeischen Handel traten sogleich die Engländer als Concurrenten auf, hinter denen alle Anstrengungen der deutschen Küstenbewohner zurückstehn mußten. Zwar belebten sich die Jahrelang ganz verödeten deutschen Häfen wieder, aber fremde Flaggen wehten häufiger in ihnen als deutsche und mit aller Mühe brachten es die deutschen Rheder nicht weiter als daß ihnen nur der Theil des Gewinnes blieb, den ihnen die Fremden, namentlich die Engländer überlassen wollten. Jeder deutsche Einzelstaat war auf seine eigenen Kräfte angewiesen und keiner durch seine geographische Stellung und seine Vergangenheit stark genug eine selbständige Bedeutung im Welthandel zu beanspruchen, besonders wenn sie erst wieder ganz von Neuem gegründet werden sollte. Daß die Gesammtheit der deutschen Regierungen dafür nichts thun werde, stellte sich bald heraus trotz der Verheißungen in der Bundesacte. Wie hätten Sachsen, Baiern, Wirtemberg, Baden und andere binnenländische Staaten begreifen mögen daß auch ihr eigener Wohlstand oder die Steuerkraft ihrer Unterthanen von einer Blüthe der deutschen Seeschiffahrt abhieng, die doch nur von den Hansestädten, Hannover oder Preußen betrieben wurde. Aber auch die zunächst betheiligten Staaten bewiesen sich in diesen hochwichtigen Angelegenheiten lauer, kurzsichtiger und beschränkter als man hätte erwarten sollen. Das Beamtenthum nach altem Schlage, das überall wieder die Zügel faßte, verstand nichts davon und hielt es nicht der Mühe werth etwas davon zu lernen, vielmehr hegte es einen

gewissen instinctiven Argwohn, und von seinem Standpunkt mit Recht, gegen die freie Luft die von der See her wehte. Nur in den Hansestädten begriff man um was es sich handele: ihr Dasein war zu ausschließlich darauf begründet, als daß sie nicht gethan hätten was sie konnten, zuerst um das gesammte Deutschland auf seinen Nutzen und seine Schuldigkeit aufmerksam zu machen, was nichts fruchtete, und dann, um sich auf eigene Hand durchzuschlagen, was ihnen nothdürftig gelang.

Auch der binnenländische Handel wurde nicht besser gefördert. Alle Grenznachbarn Deutschlands hatten nichts Eiligeres zu thun als nach dem Frieden, den sie hauptsächlich den Anstrengungen Deutschlands verdankten, sich gegen Deutschland abzusperren. Rußland schloß seine neuerworbenen polnischen Provinzen in ein strenges Mauthsystem ein, wodurch jener einst so einträgliche Absatz deutscher Industrieproducte nach dem Osten in Kurzem aufhörte. Die Folgen der verhängnißvollen Theilung Polens kamen auch auf diesem Gebiete zum Vorschein und die Zeit wo Polen offen war wurde bald sehnsüchtig zurückgewünscht. Aber damit war es noch nicht genug. Alle größeren und mittleren deutschen Staaten und viele von den kleineren hielten es für nothwendig nach den Grundsätzen des nunmehr längst verurtheilten Mercantilsystems das Geld möglichst im Inland zurückzuhalten. Sie errichteten überall neue Zoll- und Mauthlinien welche die Adern des deutschen Verkehrs auf die ungeheuerlichste Weise zerschnitten. In Rücksicht auf die unmäßig gestiegenen Staatsbedürfnisse gab man sich Mühe ihren Ertrag möglichst zu steigern, ohne zu bedenken daß man dadurch gerade das Entgegengesetzte erreiche. Unerhörte Plackereien bewiesen handgreiflich daß die deutschen Regierungen die neugewonnene Freiheit nur als eine Berechtigung verstanden, den freien Gang der Personen und Waaren unter sogenannten gesetzlichen Formen ärger zu beeinträchtigen als es die wegelagernden Raubritter des Mittelalters je gethan hatten.

In der Wiener Congreßacte war die Befreiung der großen deutschen Binnenwasserstraßen ausdrücklich zugesichert worden. Doch auch davon trat nichts ins Leben, theils wegen des bornirten Eigennutzes der einzelnen deutschen Uferstaaten, theils wegen der Intriguen des Auslandes, das die zwei wichtigsten deutschen Ströme, Rhein und Elbe, an ihren Mündungen nach Belieben sperren und ganz Deutschland ungestraft chikaniren durfte. Holland vergalt seine Errettung aus der französischen Knechtschaft, die es blos Deutschland oder insbesondere dem preußischen Heere unter Bülow von Dennewitz verdankte, damit, daß es die Flußschifffahrt auf dem Rhein durch unerschwinglich hohe Zölle an seiner Mündung vernichtete. Es kostete die größte Mühe bis auf dem Wege der freien Vereinbarung allmälig einige Abhülfe geschaffen wurde und es wäre nicht gelungen, wenn nicht auch Frankreich einer der Rheinuferstaaten gewesen wäre und sich aus eigenem Interesse ernstlich der ganzen Sache angenommen hätte. Aehnlich gieng es auf der Elbe. Hier

spielte England dieselbe Rolle nur etwas verdeckter, nicht mit jener unvergleichlichen Schamlosigkeit wie auf dem Rheine Holland. Durch den Besitz Hannovers konnte die englische Handelspolitik sich so recht in dem Herzen Deutschlands festsetzen und alles das verhindern was ihrem Interesse Gefahr zu bringen schien. Es dauerte nicht lange so versuchte auch Dänemark dasselbe und mit nicht geringerem Erfolg. So verödeten diese großen natürlichen Verkehrsstraßen, womit Deutschland ohnedies keineswegs reichlich ausgestattet ist, nach dem Frieden noch mehr als selbst während des Krieges. Hatte man vor der französischen Revolution den Zustand des Rheinhandels schon unverantwortlich verwahrlost gefunden, so gab es für die gegenwärtigen Zustände aller deutschen Ströme, die mehr als einem Uferstaat angehörten — und der Wiener Congreß hatte dafür gesorgt daß dies fast alle traf — gar keine Bezeichnung mehr.

Unter dem Einfluß solcher Verhältnisse konnten Ackerbau und Industrie sich nicht wieder erholen. Im Gegentheil wirkten auch noch einige unglückliche Zufälligkeiten, um die Lage der arbeitenden Bevölkerung nach dem Frieden bedrängter zu gestalten als sie während des Krieges war. Eine Reihe von Mißjahren trat von 1815 bis 1818 ein. Sie steigerten nicht blos die Preise der ersten Lebensbedürfnisse zu einer unerschwinglichen Höhe, sondern trugen auch dazu bei den Grundbesitz noch mehr zu entwerthen. Während der Kriegszeit hatte er für die sicherste Rente gegolten und darum einen Werth erlangt der im Frieden auch unter günstigeren Verhältnissen sich nicht hätte behaupten können. Er war durch die Kriegsdrangsale am meisten mitgenommen worden, auf ihm ruhte herkömmlich der größte Steuerdruck und jetzt sollte er mit kaum halber Kraft doch noch die ganze, gewöhnlich auch noch eine vermehrte Last tragen. Auch als zur Abwechselung eine Reihe außergewöhnlich fruchtbarer Jahre die Hungerjahre ablöste, war damit der gesammten ländlichen Bevölkerung nicht gedient. Denn nun fielen die Preise aller Producte so tief daß sie kaum anders als mit Schaden arbeiten konnte.

Die Continentalsperre hatte überall eine künstliche Industrie hervorgerufen die wenigstens einigermaßen die Zerrüttung der natürlichen ersetzte. Nach dem Frieden überschwemmte England mit seinen unverhältnißmäßig wohlfeileren und besseren Fabrikwaaren ganz Deutschland und tödtete sofort jene kränkliche Pflanze. Alle Schutzmaßregeln wollten nichts fruchten, oder wurden erst genommen als der Schade schon geschehen war. Auch nach dem dreißigjährigen Kriege hatte sich die deutsche Industrie nur höchst mühselig wieder zu beleben und einen kleinen Theil ihres verlorenen Gebietes von ihren glücklichen Concurrenten wieder zu erobern vermocht. Ebenso ergieng es ihr jetzt, nur kam dazu daß die verkehrte Abschließungspolitik der deutschen Staaten des 19. Jahrhunderts im 17. noch unbekannt gewesen war. Nur ein verstockter Bureaukrat konnte es für möglich halten daß Hessen-Darmstadt, Baden, Wirtemberg oder auch Sachsen und Baiern selbständige Industriege-

biete vorstellen könnten, aber überall regierten verstockte Bureaukraten und schickten sich an ihre unsinnigen Ideen zu vollendeten Thatsachen zu gestalten.

Durch einfache Vergleichung der Hoffnungen vor dem Frieden und der Wirklichkeit nach dem Frieden erzeugte sich in allen Staaten und Ständen des deutschen Volkes ein mehr oder minder starkes Gefühl der Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse welches den deutschen Regierungen keineswegs entgieng. Diese ihnen sonderbarer Weise unerklärliche Erscheinung erfüllte sie mit lebhafter Besorgniß. Sie argwöhnten daß sich daraus allmälig eine revolutionäre Stimmung entwickeln werde und spähten ängstlich nach allen Zeichen der Zeit, die darauf hinzudeuten schienen. Doch für den Augenblick war eine solche Furcht in Deutschland noch ganz überflüssig. Die Nation stand im Ganzen noch immer unter dem Einfluß jener großen und begeisterten Zeit die sie eben erlebt oder vielmehr selbst geschaffen hatte. Sie wollte ihre idealen Wünsche nur auf dem Wege der Ehre, des Friedens und des Rechtes durchsetzen, weil sie jeden andern ihrer selbst unwürdig hielt. Sie traute in noch immer nicht verschwundener großmüthiger Arglosigkeit ihren Häuptern dieselbe Reinheit und Hochherzigkeit der Gesinnung zu, deren sie sich selbst bewußt war. Noch hätte es in der Hand einer verständigen und vor allen Dingen einer einheitlichen Leitung der deutschen Politik gelegen auch für die Zukunft jede Revolution in Deutschland unmöglich zu machen. Oder wenn daran nicht gedacht werden durfte, wenn der deutsche Bund eben deshalb gegründet war um die begehrte und nothwendige Einheit der deutschen Nation durch ein Trugbild zu ersetzen, das bald von Jedermann richtig gewürdigt werden sollte, so konnten doch auch die Einzelregierungen bei gutem Willen und einigem Verstand sehr viel für die Nation thun und ihr zwar nicht die Einheit und die nur daraus mögliche politische Freiheit, aber doch einigen Ersatz schaffen. So hoch im Augenblick die Wogen des allgemein deutschen Patriotismus giengen, so sehr es den Anschein hatte, als sei endlich einmal die Bedeutung der Einheit als des ersten und größten aller Güter dem Bewußtsein der gesammten deutschen Nation aufgegangen, so würde man nach der gutmüthigen und bequemlichen Art unseres Volkes sich doch allmälig darein gefunden haben das zu entbehren was nur mit unberechenbaren Opfern erreicht werden konnte, und mit dem zufrieden zu sein was sich gleichsam von selbst dafür bot. Man hätte vielleicht auf ganze Generationen die Mißstimmung, aus der sich revolutionäre Gesinnung erzeugte, in Schlaf wiegen können, wenn die deutschen Regierungen nur etwas besser ihren Vortheil verstanden hätten und etwas einsichtiger und klüger von denen berathen worden wären die sich ihnen als die rechten Stützen der Throne aufdrängten.

Während einiger Jahre durfte man auch, ohne gerade Alles im rosigen Lichte zu sehen, immerhin glauben daß die Mehrzahl der deutschen Regierungen, voran Preußen, durch Erfüllung derjenigen Zusagen die auch jetzt

noch von den einzelnen Staaten erfüllt werden konnten, ihren Vortheil verstehn und der wachsenden Mißstimmung nach Kräften entgegen arbeiten wolle. Man bereitete in Berlin ernstlich eine Verfassung für den wiederhergestellten Staat vor. Was jedoch über diese umständlichen und verwickelten Arbeiten bekannt wurde zeigte daß die zu Rathe gezogenen Staatsmänner in Betreff der ersten Grundlagen des großen Werkes noch ebenso im Unklaren waren, wie zu der Zeit als Stein an dasselbe Werk zu gehn sich anschickte. Man konnte sich nicht einigen wie weit die alten landständischen Grundsätze, oder die Eigenthums- und Berufsverhältnisse der Gegenwart maßgebend sein sollten, und noch viel weniger welche Selbständigkeit man einer solchen Volksvertretung gegenüber der Regierung einräumen dürfe. Während solche Fragen die eigentlichen Staatsmänner und die Masse der Gebildeten aufs Tiefste bewegten und in die verschiedensten Gruppirungen auseinandertrieben, ohne es bis zu wirklicher Parteibildung kommen zu lassen, rückte in aller Stille die Bureaukratie die Verwaltung des Staates wieder in die alten Fugen und schuf rascher und gründlicher als anderswo Ordnung. Die Staatsmaschine gieng bald wieder ihren gewohnten stätigen Gang, als wenn alle die ungeheuren Ereignisse welche an dem innersten Kern des Staates gerüttelt hatten, gar nicht wirklich geschehen wären. So konnte es für kurzsichtige Augen scheinen, daß der Staat nichts weiter bedürfe, daß eine Betheiligung des Volkes an seiner Regierung überflüssig, wohl gar schädlich sei. Daß die Bureaukratie selbst fast ausnahmslos dieser Ansicht huldigte, ließ sich begreifen. Bei ihren unläugbaren Verdiensten durfte man ihr eine solche Selbstüberschätzung nachsehen, aber auch Andere wurden davon angesteckt, besonders als zufällige ungünstige Einflüsse die Verfassungsfrage in ihrem ohnehin schon langsamen und unsicheren Gange noch mehr aufhielten.

Rascher als Preußen erledigten einige mittlere und kleinere deutsche Staaten diese wichtige Angelegenheit. Der König des größten aller deutschen Staaten nach Abzug der beiden Großmächte, Max Josef von Baiern trat schon am 26. Mai 1818 mit einer Verfassung für das ganze „Reich" heraus, obgleich gerade hier in Baiern das Verlangen darnach nur sehr mäßig laut geworden war. Die bairische Constitution schien ein wahres Muster von Freisinnigkeit und eine überschwängliche Erfüllung aller liberalen Forderungen. Sie war im Großen und Ganzen eine Nachahmung der von Ludwig XVIII. nach seiner Einsetzung durch die Verbündeten für Frankreich gegebenen Charte, die selbst ein eiliger Abklatsch dessen war was er und seine Umgebung für das Wesentliche und Brauchbare in der englischen Verfassung hielten. So lange Montgelas in Baiern regierte, bis 1817, wäre eine solche Verfassung unmöglich gewesen, die den Ständen umfassenden Einfluß auf die Besteuerung und auf die Gesetzgebung gewährte. Er war ein viel zu gut eingehetzter Scherge Napoleons um nicht auch dessen beliebtes Gaukelspiel mit Scheinverfassungen getreulich zu copiren. Er hatte zweimal, 1808 und 1814, wahre Muster davon

geliefert, an denen sein Herr und Meister selbst noch allerlei Künste hätte lernen können. Aber beide waren ohne Wirkung zu Boden gefallen, denn es fehlte dem Minister an dem nöthigen Personal zur Besetzung der Rollen in dem Possenspiel. Napoleon fand dergleichen bei seinen Franzosen und Italienern, wie sich begreifen läßt, mehr als er brauchte, aber Deutschland hatte nicht den Boden und das Klima dafür und Baiern unter allen deutschen Ländern am wenigsten.

Kurz darauf folgte Baden, am 22. August 1818 mit einer ganz ähnlichen Constitution und im folgenden Jahre Wirtemberg. Hier wo sich ein verfassungsmäßiger Antheil der alten Landstände an der Regierung bis 1805, bis zur Zeit der Souveränetät von Napoleons Gnaden erhalten hatte, begannen schon mit dem ersten Anzeichen des großen Befreiungskampfes Bewegungen im Volke zur Wiederherstellung seiner Freiheit. Nirgends hatte der rheinbündlerische Despotismus scheußlicher gehaust als hier und dies trug nicht wenig dazu bei die Bewegung mit dem Fortschritt der Befreiung immer stärker anschwellen zu lassen. Der König Friedrich I. hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht mit einer Napoleonischen Scheinconstitution sein Volk zu täuschen versucht haben sollte. Als er sich zurückgewiesen sah, lenkte er einigermaßen ein. Der Sturz seines Herrn hatte auch sein grenzenloses Selbstvertrauen erschüttert und klug wie er war glaubte er dem Strome nachgeben zu müssen. Die eigenthümliche Zusammensetzung des Staates aus den altwirtembergischen und einer Menge früher selbständiger Territorien brachte es mit sich daß die Ansichten im Volke sehr getheilt waren. In Altwirtemberg begehrte man die alte Verfassung mit einigen zeitgemäßen Reformen, in den neuen Bestandtheilen wußte man von ihr nichts und wollte eine Verfassung nach dem Muster das augenblicklich überhaupt für das beste galt, ungefähr dasselbe, was die bairische gab. Auch als König Friedrich am 30. October 1816 plötzlich starb, rückte die Angelegenheit mehrere Jahre nicht vorwärts, obgleich sein Sohn und Nachfolger Wilhelm ernstlich sich dafür bemühte. Erst am 26. September 1819 konnte die neue Verfassung für den ganzen Staat nach vorhergegangener Vereinbarung mit den wieder zusammenberufenen alten Ständen verkündet werden. Abgesehen von einigem eigenthümlichen Beiwerk war auch sie eine verständige Copie der Charte Ludwigs XVIII.

Im folgenden Jahre sah sich auch Hessen-Darmstadt, gleichfalls ein Rheinbundstaat von echtestem Schrot und Korn, bewogen diesem Beispiele zu folgen. Auch hier wurde dasselbe Original nur etwas ungeschickter und für die noch beschränkteren Verhältnisse noch unpassender zu Grunde gelegt. Einige kleinere Staaten waren den genannten großen und mittleren theils vorhergegangen, theils folgten sie ihnen. Bei jenen leuchtete auch jetzt wieder Weimar unter seinem Karl August hervor. Die von ihm gewährte Landesverfassung war ohne Frage die reifste und den Verhältnissen

angemessenste unter allen den neugeschaffenen Grundlagen des deutschen Staatslebens.

Andere Staaten dagegen halfen sich auf andere Weise. Hannover gab zwar dem Namen nach eine neue Verfassung, in der That aber war sie nichts weiter als die wenig veränderte altständische, für die man nur einen neuen Namen beliebte, weil der alte gerade jetzt in übelen Geruch zu kommen begann. Mit der Befreiung von der französischen und westfälischen Gewaltherrschaft war hier der ganze alte Staat wieder aufgetaucht, so viel davon sich nach einer so gewaltigen Erschütterung noch zusammenbringen ließ. Mehr als anderswo hatte hier einst der Hofadel das Regiment geführt. Jetzt sah er es als selbstverständlich an daß er seinen alten Platz wieder einnahm und die Regierung kam ihm bereitwillig entgegen. Die ganze neue Verfassung war von diesem Gesichtspunkte aus gemodelt und bewährte sich gerade so, wie sie gemeint war. Noch gründlicher gieng die Restauration in Hessen-Cassel zu Werke. Hier wurde ein Wiederzusammenleimen des ganzen Staatsgebäudes versucht, das im höchsten Grade komisch genannt werden müßte, wenn nicht das Volk so übel dabei gefahren wäre. Damit trat auch von selbst die alte Verfassung wieder ins Leben welche sich auch hier immer in einiger Wirksamkeit erhalten hatte, bis ihr 1806 der Untergang Althessens durch den Gewaltstreich Napoleons ein Ende machte. In Oesterreich, Sachsen, Meklenburg waren die alten Landstände nie außer Gang gekommen: in den beiden zuletzt genannten Ländern hatten sie eine verhältnißmäßig größere Bedeutung behauptet als in allen andern deutschen Staaten, Wirtemberg und einige geistliche ausgenommen. Daß sie trotzdem schon im 18. Jahrhundert nicht mehr für eine Vertretung des Volkes gelten konnten, wurde schon damals allgemein eingesehen, noch weniger konnten sie jetzt dafür ausgegeben werden. Dennoch behaupteten alle diese Regierungen daß sie mit der Wiederherstellung oder Beibehaltung ihrer alten Stände nicht blos den Rechtsboden des Staates bewahrt sondern auch dem dreizehnten Artikel der Bundesacte Genüge gethan hätten. Er war leider so abgefaßt daß man sich mit einigem Scheine eine solche Deutung erlauben durfte; gemeint war er aber jedenfalls in anderem Sinne. Es fehlte schon jetzt nicht an befangenen oder erkauften Federn welche jene Ansicht in weitläufigen staatsrechtlichen Büchern oder in der Tagespresse vertheidigten. Sie behaupteten daß gerade in dem altständischen Wesen das echtdeutsche Freiheitselement enthalten sei, und warfen dabei argwöhnische und höhnische Blicke auf die von jenseits des Rheins her eingeführten Constitutionen im südlichen Deutschland.

Die südwestdeutschen Staaten, früher der eigentliche Kern des Rheinbunds und die gelehrigsten Schüler des Napoleonischen starren Despotismus und centralisirten Absolutismus, traten nur durch ganz bestimmte politische Berechnungen geleitet mit solchem auffallenden Gepränge auf die liberale Seite über. Es wäre mehr als thöricht anzunehmen daß ihre Lenker auch

nach dem Sturze eines Montgelas oder dem Tode eines Friedrich von Wirtemberg es aufrichtiger mit der Freiheit ihrer Völker gemeint, oder auch bessere Einsicht in die Bedürfnisse des deutschen Volkes gewonnen hätten. Auch die neuen Leute die an die Stelle jener traten waren im Grunde ebenso gesinnt und nur für den Augenblick genöthigt sich wirklich wohlmeinender, freisinniger und verständiger Kräfte zu bedienen, weil sie allein damit das erreichen konnten was sie wollten. Es zeigte sich bald daß man alle diese besseren Leute möglichst rasch wieder beseitigte, sobald man die Zeit dafür günstig erachtete. Einstweilen aber ließ sich die öffentliche Meinung in Deutschland so täuschen, wie es beabsichtigt war. Man zeigte sich da, wo es am wenigsten erwartet werden konnte, auf einmal mit den Wünschen der ganzen Nation im Einklang. Die Sache der politischen Freiheit schien von nun an wesentlich an jene Staaten geknüpft und das deutsche Volk war arglos und unreif genug, um ihnen den Rheinbund zu verzeihen, der noch vor Kurzem als ein unverzeihlicher Frevel an Deutschland gegolten hatte, was er auch von jedem Standpunkt aus betrachtet war. Man gab sich zufrieden die Freiheit geborgen zu wissen und vertagte einstweilen die Wünsche und Hoffnungen für die Einheit. Man begann zu glauben daß jene ohne diese doch auch wohl möglich sei und daß man sich mit jener für diese entschädigen könne. Gerade da, wo die neue politische Freiheit nun ihre officielle Heimat haben sollte, waren die Einheitsbestrebungen nie recht tief gewurzelt. Man hatte sich hier nur durch das mächtige Wehen des Geistes fortreißen lassen, der während des Befreiungskrieges ganz Deutschland erfüllte, aber als die Luft wieder ruhiger gieng, fühlte man sich auch wieder ganz und blos als Baier, Wirtemberger u. s. w. und noch dazu als liberalen Baier und Wirtemberger, glaubte also doppelten Grund zu haben, sich selbstzufrieden von den Andern abzusondern. So änderte sich die öffentliche Meinung schnell und gründlich zu Gunsten dieser ehemaligen Rheinbündler und wurde in dem Maße mehr ihnen zugethan, je mehr sie sich sowohl in den Einheits- wie in den Freiheitshoffnungen von Preußen getäuscht sah oder zu sehen glaubte.

Die preußische Regierung ließ sich immer tiefer in den verhängnißvollen Irrthum verstricken daß die durch ihr eigenes Zögern verschuldete und unter der noch fortschwingenden Aufregung des großen Freiheitskampfes etwas lauter sich äußernde Mißstimmung der gebildeten Stände Deutschlands und ihres eigenen Staates das Zeichen einer schon allgemein eingetretenen revolutionären Haltung des Nationalgeistes sei, wogegen es der schnellsten und kräftigsten Mittel bedürfe. Sie wurde in ihrem Irrthum durch den Einfluß ihrer nächsten Verbündeten, Rußland und Oesterreich, möglichst bestärkt und durch mancherlei angeblich gleiche Erscheinungen in andern Ländern, in Spanien, Italien und Frankreich mit den übertriebensten Besorgnissen erfüllt. Es schien sich das traurige Ergebniß herauszustellen daß der unheimliche

Geist der Revolution auch nach der Besiegung ihres leiblichen Sohnes, des französischen Gewaltherrschers noch immer nicht gebannt sei und sogar in Ländern die früher unberührt davon geblieben waren, wie eben Deutschland und insbesondere Preußen, sein Wesen treibe. Je mehr die preußische Regierung dem Geist ihres Volkes, dieses noch immer so übermäßig loyalen, vertrauensvollen, langmüthigen und wohlgesinnten Volkes mißtraute, desto fester schloß sie sich an die Mächte an, welche die Welt glauben machten daß ihre eigentliche Bestimmung der Kampf auf Leben und Tod gegen die Revolution sei, an Rußland und Oesterreich.

Das Verhältniß Preußens zu Rußland beruhte zum Theil auf der Waffengemeinschaft im Befreiungskriege, zum Theil auch in der traurigen Gemeinschaft der Schuld an dem Untergange Polens. Aber noch mehr wirkten persönliche Ansichten und Neigungen des Königs und seiner einflußreichsten Umgebung um ihm eine Festigkeit zu geben welche weder den wirklichen Interessen Preußens noch den wirklichen Verdiensten Rußlands um die Wiederherstellung Preußens entsprach. Eine gewisse Dankbarkeit für die geleistete Hülfe war gerechtfertigt und daran fehlte es in ganz Deutschland nicht. Ja man that nach der gutmüthigen und selbstlosen Art unseres Volks darin überschwänglich viel mehr als nöthig. Man übersah ganz daß Preußen nicht blos verhältnißmäßig, sondern auch an sich unendlich mehr als Rußland für seine und Deutschlands Befreiung gethan hatte, daß Rußland, wenn nicht Preußen sich erhob, doch einem zweiten Ueberfall Napoleons hätte erliegen müssen. Bei dem König wirkten aber auch noch andere Eindrücke. Schon seit der Katastrophe von 1806–7 glaubte er trotz der bittersten Enttäuschungen doch immer viel mehr an Rußland als an sein eigenes Volk. Ihm imponirten die Zahlen, der stumme Gehorsam, die starre Regelrichtigkeit in allen Dingen, die in Rußland wenigstens auf dem Papiere standen. Je mehr er ahnte daß Preußen und Deutschland blos durch die Entfesselung der entgegengesetzten Kräfte gerettet werden konnten, desto mehr fühlte er sich dorthin gezogen und nur dort glaubte er Sicherheit vor dem Gespenst der Revolution zu finden, das ihn überall verfolgte. Nach dem Siege über Napoleon wußte sich Alexander bei allem Schaugepränge der zärtlichsten Freundschaft doch zugleich eine solche überlegene Haltung zu geben daß sich der König ihm gleichsam als seiner schützenden Macht mit Freuden unterordnete. So ließ er sich trotz der großen Verschiedenheit seines Naturells auch durch Alexanders halb gemachte, halb wahre idealistische Schwärmerei mit fortreißen. Er glaubte an die 1815 gestiftete heilige Allianz, die für die Zukunft allem Hader unter den Mächten, aller Revolution unter den Völkern ein Ende machen und das Zeitalter der wahren christlichen Gesinnung und Lebenshaltung begründen sollte. Dies geschah in demselben Augenblick wo Rußland, während der Unterhandlungen bis zum zweiten Pariser Frieden, nicht blos nichts für Preußens so wohlberechtigte Ansprüche gethan, sondern vielmehr in aller Art

ihnen entgegengearbeitet hatte. Von nun an blieb Friedrich Wilhelm diesem Fundamentalsatz seiner Politik bis zu seinem Tode ohne Wanken treu. Schon auf dem Aachener Congreß 1818 erschien Preußen beinahe nur als Trabant Rußlands und Aehnliches zeigte sich bei allen den zahlreichen darauf folgenden Congressen und Verhandlungen, durch welche die Revolution zurückgedämmt und die heilige Allianz befestigt werden sollte.

Gewiß mußte Oesterreich um jeden Preis die Unterdrückung aller der Ideen wünschen welche es als revolutionäre bezeichnete. Die Einheit und Freiheit Deutschlands hätte ihm den Sturz seines so verwickelten Staatswesens bedeutet, das von jeher nur auf die Zersplitterung und Unfreiheit Deutschlands gegründet war und jetzt wieder entschiedener als je in seine alten Grundlagen sich zurecht rückte. Bei aller Furcht vor den deutschen freisinnigen Bestrebungen konnte Oesterreich doch nicht eher selbstthätig dagegen einschreiten bis es Preußens sicher war. Denn hätte sich Preußen an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt oder hätte es sich nur nicht dazu bestimmen lassen, sie als seine gefährlichste Feindin in alle Schlupfwinkel zu verfolgen, so wäre Oesterreich ganz von selbst seines Einflusses in Deutschland beraubt worden, ohne Hoffnung ihn je wieder zu gewinnen.

Schon im Jahre 1817 erregte ein lächerlich unbedeutender Vorgang, die etwas lärmende Feier des Leipziger Siegestages durch eine Anzahl deutscher Studenten die auf der Wartburg bei Eisenach von verschiedenen Universitäten zusammengetroffen waren, ein unverhältnißmäßiges Aufsehen. Die deutsche Studentenschaft dieser Zeit war ohne Frage der aufgeregteste Theil unter den aufgeregten Schwärmern für die Einheit und Freiheit Deutschlands. Es hätte ihr übel angestanden, wäre sie es nicht gewesen. Daß sie sich mehr als nöthig in den Vordergrund drängte und von ihrer Bedeutung für das Vaterland etwas sanguinische Ansichten hegte, war begreiflich, wenn man erwägt daß eine große Anzahl der jugendlichen Helden, die bei Leipzig und Waterloo gefochten hatten, jetzt wieder zu der friedlichen Beschäftigung mit den Wissenschaften zurückgekehrt war. Auch durfte sich diese deutsche Jugend allerdings noch mit einigem andern Rechte nicht blos für die Hoffnung der Zukunft, sondern auch für die Blüthe der Gegenwart halten. Die patriotischen Ideen hatten am meisten bei ihr gezündet: das alte Geschlecht stand zum großen Theil noch zu sehr unter dem Einfluß der nüchternen Zeit der Aufklärung, als daß es für die neue Wärme die den Körper der deutschen Nation durchdrang, hätte empfänglich sein können. Aber auch diese Studenten dachten an keine Revolution. Auch sie waren noch ganz von dem idealen Vertrauen und der großmüthigen Gläubigkeit der Befreiungskriege erfüllt, selbst wenn sie hie und da ihre Worte nicht so genau wogen oder einige Bücher verbrannten die zum großen Theile nicht einmal eines solchen Looses werth waren. Dies bewies noch die allgemeine deutsche Burschenschaft. Sie wurde gerade ein Jahr nach dem Wartburgfest am 18. October 1818 zu Jena ge-

gründet und war durchaus von jenem ganz in Geist verflüchtigten Idealismus erfüllt woraus sie ihren Ursprung genommen hatte. Denn sie gieng zuletzt auf studentische Vereine zurück welche Fichte schon 1795, als akademischer Lehrer in Jena, zur Hebung der Sittlichkeit und des wissenschaftlichen Strebens im patriotischen Geiste gestiftet und später bei seiner Uebersiedelung nach Berlin auch daselbst mit gewohnter Rührigkeit ins Leben gerufen hatte. Es mußte schlimm mit Deutschland stehn, wenn das was aus dem Geiste dieses Mannes geboren war, Revolution heißen durfte.

Die That eines halb Wahnsinnigen, der zufällig ein Student war, Sands Mordanfall auf Kotzebue, am 23. Mai 1819 diente dazu um den Argwohn der deutschen Regierungen zu den verhängnißvollsten Maßnahmen zu treiben. Obgleich sich herausstellte daß Sand ohne alle Mitschuldige, ja ohne alle Mitwisser war, so wurde doch nicht blos die ganze deutsche Studentenschaft, sondern alle Liberalen in Deutschland dafür verantwortlich gemacht. Schon im August versammelten sich unter dem Vorsitz Metternichs bevollmächtigte Minister der wichtigeren deutschen Staaten zu Karlsbad, um über gemeinsame Verfolgung der Revolution zu berathen. Das Ergebniß ihrer Berathungen wurde schon im September durch eine Reihe von Bundesbeschlüssen Deutschland mitgetheilt. Sie betrafen die geschärfte Ueberwachung der Presse, respective die Einführung der Censur für alle Schriften unter 20 Bogen, die strenge Beaufsichtigung der Universitäten durch besondere Regierungsbevollmächtigte, die Auflösung der burschenschaftlichen Verbindungen und die Einsetzung eines besondern außerordentlichen Gerichtshofes zur Entdeckung und Bestrafung der sogenannten demagogischen Umtriebe, der als Centraluntersuchungscommission zu Mainz ins Leben trat.

Mit tiefstem Schmerze sah man daß der deutsche Bundestag nun auf einmal eine rege Thätigkeit entfaltete, wo es sich darum handelte die idealen Bestrebungen der deutschen Nation gründlich niederzuschlagen. Bisher hatte man wenig von ihm gehört: er wär am 5. November 1816 nach langem Zaudern endlich unter hochtönenden Redensarten eröffnet worden, aber bald in geheimnißvolles Dunkel zurückgetreten, aus dem er jetzt als oberste Polizeibehörde für die ganze Nation auftauchte.

Noch mehr schmerzte es daß sich die preußische Regierung nicht einmal mit solchem Eifer zufrieden gab, sondern in ihrem eigenen Staate mit allen Quälereien der pedantischsten Strenge wie sie nur die Todesangst und der Rachedurst bornirter Bureaukraten eingeben kann, unterschiedslos gegen vorlaute Studenten und gegen gereifte und allgemein gefeierte Männer verfuhr. Die Processe gegen Arndt, die beiden Welcker, gegen Jahn und unzählige andere angebliche Demagogen werden immer eines der jammervollsten Blätter der preußischen und deutschen Geschichte bleiben.

Bald fuhr die Reaction in Preußen mit vollen Segeln. Hardenberg, der sich seit 1810 unter den schwierigsten Verhältnissen mit seiner großen Ge-

wandtheit und Fügsamkeit behauptet und im Ganzen immer in vernünftigem und freiem Sinne gewirkt hatte, verlor zwar nicht seine Stelle, aber seinen Einfluß. Ende 1819 traten die fähigsten Glieder seines Ministeriums, Wilhelm von Humboldt, Boyen und Beyme aus, von denen die beiden ersten zugleich zu den hervorragendsten Größen Deutschlands, der eine als Gelehrter und Staatsmann, der andere als Feldherr gehörten. Mit ihnen fiel auch die Verfassung, für die sie bisher wenn auch in steigender Ungunst der Verhältnisse die Vorkämpfer gewesen waren. Zwar wiederholte ein königlicher Erlaß aus dem nächsten Jahre noch einmal die früheren Verheißungen, aber wenn man auch ganz gewiß damit das Volk nicht täuschen wollte, so war man doch ebenso gewiß fest entschlossen nicht eher an ihre Erfüllung zu gehn als bis alle Gefahr vor der Revolution verschwunden sei. Durch die Einführung von besonderen Verfassungen für die einzelnen Provinzen des Staates, 1823, konnte ebensowohl ein Ersatz einer allgemeinen Verfassung des ganzen Staates wie ein Unterbau dazu gemeint sein. In jedem Fall gaben diese Provinzialstände nicht das was das Volk bedurfte und wünschte. Sie waren ganz nach altständischen Grundsätzen der Vertretung der besonderen Standesinteressen eingerichtet, wovon die Zeit mit Recht nichts mehr wissen wollte, weil die alten Stände schon längst bis auf einige lästige Ueberbleibsel sich aufgelöst und neuen, aber noch unfertigen Bildungen Platz gemacht hatten. Aber sie erhielten im Gegensatz zu ihren alten Vorbildern nur eine berathende Stimme und nicht eine beschließende und wurden überhaupt nur auf die Angelegenheiten der Provinz im engsten Sinne beschränkt. So waren sie von vorn herein eine wunderliche Unregelmäßigkeit in dem sonst so ganz modernen Staate Friedrichs des Großen. Niemand hatte Freude an ihrem Dasein, am wenigsten sie selbst.

Die süddeutschen constitutionellen Regierungen wußten eine Zeit lang den Anschein zu bewahren als ob sie nur gezwungen durch ihre Stellung im Bunde und vor Allem durch die unabweisbaren Forderungen der beiden Großmächte an der Verfolgung der Demagogen Theil nähmen. Daher entzog ihnen die öffentliche Meinung nichts von der einmal geschenkten Gunst, bis sich allmälig herausstellte daß der bureaukratische Despotismus auch hier nicht gesonnen war seine Allgewalt aufzugeben und die neueingefügten Organe für die Theilnahme des Volks an der Regierung des Staates, die Kammern, zu wirklichem Leben kommen zu lassen. Die constitutionellen Formen sollten auch hier nichts Anderes sein als was sie im Napoleonischen Frankreich gewesen waren, ein bloßes Gaukelspiel für die Leichtgläubigen und Müßigen.

Die Masse des Volkes in den ehemaligen Rheinbundstaaten hatte der Gründung der Constitutionen sehr gleichgültig zugesehen, darum konnte es nicht Wunder nehmen daß jetzt, wo überall eine gewisse Erschlaffung in Folge der ungeheuren Aufregung der Gemüther und Anspannung aller Kräfte seit dem Beginn der Revolution bis zu dem Sturze der Fremdherrschaft ihr na-

türliches Recht forderte, von dieser Seite her den Regierungen kein Widerstand entgegengesetzt wurde. Wären nur die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der mittleren und unteren Schichten in den zwanziger Jahren besser gewesen, hätten die Regierungen nur eine Erleichterung des Steuerdruckes eintreten lassen wollen oder können, den Verkehr belebt, Ackerbau und Industrie in die Höhe gebracht und so das allgemeine Wohlbefinden wieder hergestellt das vor der Revolution und theilweise auch noch während der Franzosenzeit herrschte, so hätte man die Verfassungen bereitwillig dafür in den Kauf gegeben.

So war es zu begreifen daß die liberal-constitutionelle Partei nur schüchtern und im Ganzen erfolglos sich gegen die Uebergriffe der Regierungen zu vertheidigen vermochte. Sie war ohnehin weder durch ihre Zahl noch durch ihre Einsicht und die Klarheit ihrer Ziele stark. Sie legte herkömmlich alles Gewicht auf die Einbürgerung der Freiheit oder was ihr ganz damit zusammenfiel, des constitutionellen Schema's in den Einzelstaaten und vergaß darüber, was überhaupt dazu gehört um dauerhafte Freiheit im Staate zu schaffen und was also auch in Deutschland die erste Vorbedingung dazu sein mußte: die Einheit der Nation in einem Staate, der wirklich für einen solchen gelten durfte, oder in einer Gesammtverfassung die alle politischen Kräfte vereinigte, auch wenn sie die Einzelstaaten in bedingter Weise bestehn ließ.

Das System der vollständigen Niederhaltung jeder revolutionären oder demagogischen Regung gewann durch einen neuen Verbündeten bedeutende Verstärkung. Es beruhte im Wesentlichen auf nichts Anderem als auf der Durchführung des Polizeistaates, der sich im 18. Jahrhundert entwickelt hatte und im 19. nur noch consequenter und härter auftrat. Es war seiner Natur nach durchaus unkirchlich, ein entschiedener Feind alles positiven Kirchenthums das es als einen gefährlichen Nebenbuhler seiner Allgewalt nicht blos über den Geldbeutel sondern auch über die Gesinnung der Unterthanen haßte und vom Standpunkt seiner flachen Bildung oder Aufklärung als einen Knäuel von Aberglauben und Betrügereien verachtete. Es hatte in allen europäischen Staaten, also auch in ganz Deutschland die katholische Kirche unterjocht und die protestantische war ihm in freiwilliger Unterwürfigkeit entgegengekommen. Doch die Welterschütterungen der letzten Jahrzehnte hatten das in Geistlichen und Laien noch übergebliebene kirchliche Bewußtsein wieder wachgerufen. Die deutsche Romantik war in ihrer Art auch hierin ein wichtiges Zeugniß für den Umschwung der Gemüther, wie sie ihrerseits sehr viel dazu beitrug ihn zu befördern. Der Sturz der Napoleonischen Zwingherrschaft bedeutete auch hier das Ende einer ehrlosen Knechtschaft und den Beginn einer bessern Zeit. Denn Napoleon stellte allerdings die höchste Spitze jener materialistischen Richtung des 18. Jahrhunderts dar, welche sich des gesammten religiösen Inhalts des menschlichen Wesens entäußert hatte. Er war schlau genug um auch die Kirche zu einem Werkzeug seines Universaldespotismus zu machen

und in soweit zu begünstigen, aber wo sie sich seinen Plänen nicht unbedingt fügte, behandelte er sie wie man einen widerspenstigen Sclaven behandelt. Er hatte den Kirchenstaat gesprengt und in französische Departements verwandelt, den Papst in die Gefangenschaft geschleppt, allen Kirchengesetzen zum Hohne seine erste Gemahlin verstoßen und eine andere geheirathet, und sich um den Bann nichts gekümmert. Auch in so fern durfte er das Ideal des aufgeklärten Polizeidespotismus und seiner Organe sein, wie er es in allen übrigen Dingen war.

Die Wiederherstellung des Papstes und des Kirchenstaates verstand sich ebenso von selbst wie die aller andern durch die Revolution und Napoleon gestürzten Fürsten und Staaten. Aber weiter wollte man auf dem Wiener Congresse doch nicht mit der Restauration der Kirche gehn. Zwar forderte der päpstliche Legat die Wiederaufrichtung der deutschen katholischen Kirche in ihrer fürstlichen Unabhängigkeit, wie sie vor der großen Secularisation von 1803 bestanden hatte. Doch die Staatsmänner die über die Neugestaltung Europas entschieden, fanden dies Verlangen zu ungeheuerlich als daß sie es ernstlich berücksichtigt hätten. Das deutsche Kirchengut blieb in den Händen derer die es geraubt hatten, weil man ein für allemal annahm daß es legitime Hände seien. Die Kirche wurde nur mit einigen schönen Worten und Vertröstungen auf die Zukunft abgespeist, aber Alles, wie in den Angelegenheiten der politischen Freiheit, dem guten Willen der Einzelregierungen überlassen. Ebenso wenig bezeugte man in Wien Verständniß und Neigung auf ganz entgegengesetzte Wünsche einzugehn, die eine selbständige, von Rom möglichst unabhängige deutsche Kirche bezweckten. Sie knüpften an jene Bewegungen an die sich am Schlusse des 18. Jahrhunderts bis zu der Emser Punctation erhoben hatten. Aber damals wurden sie durch die Macht der größten deutschen Landesfürsten getragen, jetzt giengen sie nur von wohlmeinenden Privatpersonen aus und konnten sich darum nicht nach Gebühr geltend machen.

Die römische Kirche ließ sich durch das Fehlschlagen ihrer umfassenden Forderungen nicht beirren. Sie begriff daß der Zug der Zeit immer günstiger für sie wurde und benützte ihn mit gewohnter Meisterschaft. Sie bequemte sich mit den Einzelregierungen zu verhandeln und erlangte nach und nach eine bedingte Wiederherstellung der ganz zerrütteteten deutschen katholischen Kirche. Baiern gieng schon 1817 mit einem Concordat voran, in welchem der Staat des Montgelas nicht blos in die Gründung und verhältnißmäßig reiche Dotirung von Erzbisthümern und Bisthümern, sondern auch in die Wiederaufrichtung einer großen Anzahl von Klöstern willigte und die katholische Kirche wenigstens einigermaßen von dem bis dahin auf sie geübten Polizeidruck und ihrer polizeilichen Ueberwachung befreite. Andere deutsche Staaten folgten nach, sogar das protestantische Preußen 1821, das durch die neuen Gebietsvertheilungen in seinen östlichen und westlichen Provinzen sehr

viele katholische Unterthanen erhalten hatte. Von einer Wiederherstellung der deutschen Gesammtkirche war sonach keine Rede und darum konnte es auch Rom nicht zu thun sein: auch auf diesem Gebiete galt fortan der Particularismus Alles und die Einheit nichts. Denn von nun an gab es eine katholische Kirche in Baiern, in Preußen rc. die alle zusammen unter Rom standen, aber sich einander nichts angiengen.

Das feste Auftreten Roms imponirte gerade den Staatsmännern am meisten die innerlich am weitesten von allem Glauben und aller Religion abgefallen waren. Sie ahnten hier noch große verborgene Kräfte, die unter Umständen ebenso gefährlich, wie zur Förderung ihrer Zwecke brauchbar werden könnten. Mancherlei Erscheinungen im Volksleben dieser Zeit bestärkten sie in dieser Ansicht. Die Erregung der Gemüther äußerte sich begreiflich auch als eine Erregung der religiösen und kirchlichen Bedürftigkeit. Der Jesuitenorden, der einst unter den Verwünschungen der gesammten katholischen Christenheit gefallen und jetzt nach dem Sturze Napoleons mit andern ehrlichen und unehrlichen Todten wieder erstanden war, wurde wenigstens von sehr vielen Stimmen freudig begrüßt, die Kirchen füllten sich wieder, die kirchlichen Heilsanstalten wurden wieder begehrt, es geschahen überall Zeichen und Wunder, über welche die Aufgeklärten spotteten, ohne neue verhindern oder den Glauben des Volkes an die alten schwächen zu können. Zahlreiche und gebildete Convertiten machten viel von sich reden und dienten ihrer neuen Fahne mit dem gewöhnlichen fanatischen Feuer solcher Leute. Die katholische Propaganda benützte jede Gelegenheit um die Verdienste der Kirche für die Bezwingung der Revolution hervorzuheben. Sie trat wieder in vollem Siegesbewußtsein mit ihrer alten Lehre hervor, daß die Sicherheit des Staates nur auf der Kirche beruhe, daß die Sache der Throne und Altäre eine und dieselbe sei.

Auch auf dem Gebiete des Protestantismus zeigten sich ähnliche Erscheinungen. Seit dem letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts bis an diese Zeit heran herrschte der Rationalismus trotz der Romantik und einzelner altgläubiger Kreise ganz unumschränkt in Lehre und Glauben, auf allen Kanzeln und allen akademischen Kathedern. Jetzt aber wurde er mit Ungestüm angegriffen und ihm ein Krieg auf Leben und Tod angekündigt. Von Seite der Wissenschaft fand man sich immer weniger durch seine Oberflächlichkeit und Gedankenarmuth befriedigt. Die ernste Arbeit auf philosophischem Gebiete hatte auch für die Theologie die Aufgaben vertieft und das Ziel erweitert. Die Einflüsse der Romantik halfen dazu um den Forderungen des Denkens auch die des Gemüthes beizugesellen welchen der Rationalismus ebenso wenig gerecht werden konnte. Aber noch mehr wirkte das Bedürfniß nach einem festen Halt im Glauben, der der Zeit um so mehr Noth that je weniger sie in dem was sie sonst erreichte sich befriedigt sah und je mehr eine gewisse Muthlosigkeit und Ermattung als Folge davon und der Ueberspannung aller Kräfte

an der Stelle des früheren Selbstvertrauens und der Selbstzufriedenheit der Fortschrittsperiode oder des Zeitalters der Aufklärung einriß. Einstweilen standen alle diese Elemente der Opposition noch zusammen gegen den gemeinsamen Feind, den Rationalismus und die Irreligiosität gekehrt, aber schon deuteten einzelne Zeichen darauf hin daß sie bald auch unter sich in noch erbitterteren Kampf gerathen würden. Der strenggläubigen Richtung war es nicht um wissenschaftliche Begründung, sondern um die Vernichtung der geistigen Ueberhebung zu thun, aus der der Rationalismus, aber ebenso gut auch die Philosophie sich erzeugt hatte. Sie sah darin gerade so wie die streng katholische Ansicht den Keim aller Revolution und betonte es immer entschiedener daß nur durch die Wiederherstellung einer festen Grundlage des Glaubens und des Kirchenthums auch der Staat vor neuen Umwälzungen bewahrt bleiben könne.

Zwischen dem wiederhergestellten Katholicismus und dem positiv gläubigen Protestantismus auf der einen Seite und dem reactionären Absolutismus im Staate auf der andern Seite knüpfte sich jetzt allmälig eine Verbindung, bei der es auf beiden Seiten an geheimen Nebengedanken nicht fehlte. Metternich und andere Staatsmänner seines Gleichen katholischer und protestantischer Confession giengen dabei von einer Betrachtung aus, die ihrer Art zu denken und geschichtliche Ereignisse zu beurtheilen ziemte. Sie erinnerten sich, daß die französische Revolution neben einem politischen Radicalismus zugleich auch einen kirchlichen erzeugt hatte, daß nicht blos die Throne sondern auch die Altäre durch sie gestürzt worden waren. Sie schlossen daraus daß kirchliche und antirevolutionäre Gesinnung eins mit einander seien und kamen den strengkirchlichen Wortführern, die dasselbe in ihrer Art bewiesen, auf halbem Wege entgegen. Von nun an konnte jede freiere Richtung in der Kirche sicher sein auch von der Polizei ebenso beargwöhnt und wo thulich verfolgt zu werden, wie jede freiere Richtung im Staate von der Orthodoxie als dem Worte Gottes feindlich verdammt wurde. Es gemahnte etwas an das Mittelalter, wo die Kirche, so lange sie im Einvernehmen mit dem Staate blieb, die Rebellen mit dem Banne belegte und der Staat ihr die Ketzer verbrannte oder auf ihren Bann seine Acht folgen ließ. Nur geschah es damals in voller Naivetät, mit dem ungebrochenen Glauben daß es so recht und göttliche Ordnung sei, wogegen jetzt beide Theile wußten daß sie einander betrogen.

Die Reaction glaubte vollständig gesiegt zu haben, als 1830 die Julirevolution in Frankreich alle revolutionären Kräfte in Europa entfesselte. Auch in Deutschland erhielt sie sofort einen mehr lärmenden als gefährlichen Nachhall. In allen mittleren und kleineren Staaten fanden Bewegungen statt, die zum Theil die Einführung des constitutionellen Systems, wie in Sachsen, Kurhessen, Hannover, zum Theil seine augenblickliche Wiederbelebung, wie in Baiern, Wirtemberg, Baden, bewirkten. Die beiden deutschen Großmächte

blieben unberührt, aber die Verwickelungen der europäischen Politik, der Abfall Belgiens von dem Königreich der Niederlande, die Empörung in dem russischen Königreich Polen, vereinzelte Aufstände in Italien hielten sie einstweilen von jedem Einschreiten gegen die liberalen Bewegungen in Deutschland ab.

Daß Preußen unberührt blieb, war die Folge des verständigeren und humaneren Systems wozu man wieder zurücklenkte, nachdem der erste Schrecken vor der Demagogie verraucht war. Der streng geordnete Staatshaushalt, der Ernst und der gute Wille, womit alle Angelegenheiten der innern Politik betrieben wurden, hatten die übelen Eindrücke jener Umkehr von der Bahn der Freiheit, der Unterbrechung des Verfassungswerkes, der wiederhergestellten Allmacht des alten Polizeistaates einigermaßen verwischt.

In Oesterreich folgte gleiche Wirkung aus andern Ursachen. Das Volk hatte sich so sehr aller Theilnahme am Staatsleben entwöhnt, war so niedergedrückt und von der Polizei überwacht daß die unruhigen Auftritte in einigen Provinzen des Staates, in Ungarn und Italien, doch auf das Ganze keinen Eindruck machten.

Die Blüthe des constitutionellen Lebens in den mittleren und kleineren Bundesstaaten dauerte nur einige Jahre nach der Julirevolution. Der europäische Gesammthorizont klärte sich allmälig wieder: die Revolution in Frankreich schien gegen das von ihr gegründete Königthum Louis Philipps nicht aufkommen zu können, Polen wurde von Rußland gründlich besiegt und so gefesselt, wie nur eben Rußland es vermochte, Belgien behauptete sich zwar als unabhängiger Staat, war aber doch durch die Wahl des deutschen Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zu seinem König in die Reihe der andern monarchischen Staaten eingetreten, in Italien hatten die alten Regierungen von Oesterreich unterstützt ohne sonderliche Mühe die liberalen und patriotischen Bewegungen niedergeworfen. So konnten sich Oesterreich und Preußen von Neuem Hand in Hand, wie sie wenigstens in den deutschen Angelegenheiten und gegen alle liberalen Wünsche der Nation seit 1819 gegangen waren, zur Vertilgung der neuen demagogischen Umtriebe anschicken. Wie 1819 mußte der Bundestag wieder als Werkzeug dafür dienen. Wie damals raffte er sich auch jetzt wieder, wo er eine seiner würdige Aufgabe gestellt erhielt, aus tiefem Schlummer zu lebendigster Thätigkeit auf. War er schon bei seiner Gründung ungern gesehen, seit 1819 gehaßt und seit seiner gänzlichen Lethargie verachtet, so läßt sich das Urtheil, das sich in Folge seiner neuen Häscherdienste gegen den Liberalismus über ihn bildete, nicht wohl mehr mit Worten ausdrücken. Seine Beseitigung stand nunmehr oben an in dem Glaubensbekenntniß aller derer, die nicht unmittelbar zu den officiellen Anhängern der Reaction gehörten.

Das Ergebniß des erneuten Kampfes gegen die Demagogie entsprach zunächst der Absicht der deutschen Regierungen. Die liberale Partei in den

Kammern der constitutionellen Staaten erlag den hartnäckigen und rücksichtslosen Verfolgungen, die über sie und alle die es mit ihr hielten, von oben her verhängt wurden. Nur ein unbedeutender Rest konnte sich als einstweilen für das Ganze einflußlose Opposition hie und da, wie in Sachsen und Baden, behaupten.

Die Reaction glaubte so vollständig gesiegt zu haben daß der neue König des seit 1837 von seiner Personalunion mit England gelösten Hannoverschen Staates, Ernst August, die hier vollkommen zu Recht bestehende, von der früheren Regierung in jeder Art anerkannte Landesverfassung mit einem bloßen Gewaltstreich aufheben durfte. Er stieß weder im eigenen Lande noch im übrigen Deutschland auf thatsächlichen Widerstand und der Bund als solcher verhehlte kaum seine Freude über den Sturz einer Verfassung, die nach denselben Grundsätzen der Revolution geformt war wie die andern ihm so verhaßten. Die Aeußerungen der öffentlichen Meinung, namentlich die Tagespresse waren durch eine in früher unbekannter Strenge und Vorsicht geübte Censur so beschränkt daß die Herrschenden auch von dieser Seite her nicht mehr in ihrem Siegesbewußtsein gestört werden konnten, wenn sie nicht seit der Julirevolution den Glauben an die Dauer der von ihnen gewaltsam festgehaltenen Zustände innerlich verloren gehabt hätten.

Je gebundener die öffentliche Meinung war, je rücksichtsloser das Volk sich von allem Antheil am Staate ausgeschlossen und auf seinen beschränkten Unterthanenverstand verwiesen sah, desto gefährlicher verwandelte sich die Gesammtstimmung der Nation. Die Julirevolution zeigte auf wie schwachen Füßen die Reaction stand, indem sie gewöhnlich ohne alle namhafte Vertheidigung schon von dem ersten Anprall niedergeworfen worden war. Die Periode darauf bewies daß alle damals gemachten Zugeständnisse nur so lange gehalten wurden als die Regierungen unter dem Einfluß des Schreckens standen. So folgerte man daß eine wirkliche, gründliche Revolution diese Regierungen gewiß stürzen könne und daß eine solche Revolution nothwendig sei, weil sich das Dasein dieser Regierungen und die Freiheit nicht mit einander vertrügen. Jetzt bildete sich eine eigentlich revolutionäre Gesinnung und auf Revolution gerichtete Parteibestrebungen die es vor dem Jahre 1830 in Deutschland gar nicht gegeben hatte.

Die revolutionäre Gesinnung wuchs an äußerer Verbreitung und innerer Verbitterung je mehr die Liberalen selbst an dem Erfolge ihres bisher eingeschlagenen Weges verzweifelten, je mehr ihre Wirksamkeit beim Volke in Mißachtung gerieth und je mehr sich die Massen durch die Fortdauer der ungünstigen Zustände des Verkehrs und Erwerbs an ihrer empfindlichsten Stelle verletzt sahen. Doch für die gewöhnliche Beurtheilung fielen noch immer alle nicht gerade auf die Erhaltung und Befestigung der bestehenden Zustände gerichteten Bestrebungen unter den Begriff der freisinnigen, volksfreundlichen und patriotischen zusammen.

Die Weltverwickelungen des Jahres 1840 brachten auch die steigende Gährung der Gemüther in Deutschland einen bedeutenden Schritt weiter. Es schien ein bedenklicher Krieg mit Frankreich zu drohen, der dort von fast allen politischen Parteien mit Ungestüm gefordert wurde, um die Verluste der beiden Pariser Friedensschlüsse wieder einzubringen. In Folge des französischen Geschreis nach der Rheingrenze erhob sich das Gefühl für die Einheit und Unverletzlichkeit Deutschlands wieder einmal aus dem Schlummer, in dem es seit dem Beginn der zwanziger Jahre gelegen hatte. Doch wurde der Weltfriede durch die Bemühungen der Großmächte und der französischen Regierung selbst erhalten, der am wenigsten an der Entfesselung aller Leidenschaften ihres Volkes durch einen Krieg liegen konnte. Auch in Deutschland besänftigte sich die patriotische Aufregung bald wieder, als sich zeigte, daß man zu früh eine bloße Drohung für eine wirkliche Gefahr genommen habe.

Dasselbe Jahr 1840 führte durch den Tod Friedrich Wilhelm III. einen Thronwechsel in Preußen herbei. Die Erregung der Zeit und das begeisternde Auftreten des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV. brachten auf einmal den öffentlichen Geist in diesem Staate in den lebhaftesten Strom, während er sich bis dahin auf eine ganz eigenthümliche Art theilnahmlos gehalten hatte. Preußen bedurfte nach seinen unverhältnißmäßig großen, ja sogar einzig in der Geschichte dastehenden Anstrengungen einer gründlicheren Erholung und Sammlung seiner Kräfte als das übrige Deutschland. Das Volk konnte unter dem Schutze des einmal wieder hergestellten Systems der Unumschränktheit der Regierung innerhalb der hier gewissenhafter als anderswo beobachteten Gesetzlichkeit sich der nächsten und dringendsten Aufgabe, der Wiederherstellung der materiellen Zustände hingeben, ohne fürchten zu müssen auf eine unverständige Art zu Zwecken mißbraucht zu werden die seinem wahren Vortheil widersprachen. Die Persönlichkeit des Königs, der in sich einige Haupttugenden des altpreußischen Staatswesens, Ordnung, Nüchternheit, Sparsamkeit lebendig darstellte, der durch die schwersten Geschicke mit seinem Staate verwachsen war, wie kein zweiter Fürst, gab schon allein hinlängliche Bürgschaft dafür.

Aber als man sich jetzt auf einmal mit wachen Augen umschaute, mußte man sofort sehen, wie weit der Staat Friedrichs des Großen, der Staat welcher sich selbst und Deutschland befreit hatte, hinter seiner eigentlichen Aufgabe zurückgeblieben war. In der großen Politik stellte Preußen seit 1818 herkömmlich nur ein Anhängsel Rußlands und Oestreichs vor, ohne nach eigenem Bedürfniß und mit eigenen Zielen selbständig sich zu regen. In Deutschland hatte es sich allen reactionären Maßregeln die in Wien ausgesonnen wurden willig gefügt und häufig sogar die Gehässigkeit der öffentlichen Meinung allein auf sich genommen, wenn man dort mit gewohnter Schlauheit hinter den Coulissen blieb. Jedes Einflusses auf die deutsche Nation und ihre Wünsche und Hoffnungen schien man sich in Berlin geflissentlich entäußert zu haben. Denn die schüchternen Bemühungen zur Abhülfe einiger materiellen Haupt-

beschwerden Deutschlands, welche zur Gründung und allmäligen Erweiterung des preußischen Zollvereins führten, konnten für das Ganze noch kaum in Betracht kommen und wurden nur von sehr Wenigen nach ihrer zukünftigen Bedeutung gewürdigt. Die preußische Regierung hatte damit die nie erfüllten Zusagen der Bundesacte wenigstens so weit zu erfüllen gestrebt als dies in der Macht einer einzelnen Regierung lag, die zwar guten Willen, aber durch die Schuld ihrer eigenen Politik im Ausland weder Ansehen noch Vertrauen besaß. Schon seit 1819 arbeitete sie an der Heranziehung anderer deutscher Staaten zu ihrem eigenen neugegründeten Zollsystem, das wenigstens eine zeitgemäße Umbildung des alten strengen Schutzzollsystems nach den Grundsätzen der Mercantilpolitik und jedenfalls das liberalste und darum auch verständigste unter allen im damaligen Europa war. Aber erst 1828 gelang ihr durch den Vertrag mit Hessen-Darmstadt der erste erfolgreiche Schritt auf dieser dornenvollen Bahn, wo nicht blos die Unwissenheit und das Vorurtheil in nationalökonomischen und mercantilen Verhältnissen, sondern noch mehr der Dünkel und der Argwohn der souveränen Bundesgenossen zu überwinden war, und Preußen keinen andern Zwang als den des gesunden Menschenverstandes anwenden durfte. Doch waren die Ergebnisse für die Betheiligten finanziell so günstig, und die Selbständigkeit im Sinne dieser deutschen Einzelstaaten so wenig gefährdet, daß nach und nach in den dreißiger Jahren Kurhessen, die thüringischen Staaten, Baiern, Wirtemberg, Sachsen und Baden beitraten. So wurde ein einheitliches Handelsgebiet geschaffen, das wenigstens einigermaßen einen Ersatz für die Nachtheile geben konnte womit die deutsche Nation auch hierin den Mangel einer wahren Einheit bezahlen muß.

In eigentlich politischer Hinsicht konnten die Wirkungen des Zollvereins nur mittelbar sein und daher noch übersehen werden. Zunächst hob sich nur die Industrie und der Handel innerhalb seines Gebietes auf überraschende Weise, wenn sich auch der Fortschritt nicht überall gleich vertheilte und namentlich Preußen selbst nicht die Vortheile zog, die es doch am meisten beanspruchen durfte, weil ihm das Verdienst des Werkes allein zukam. Um nur die Hauptsache zu erreichen hatte es viele Zugeständnisse machen, hatte es die Einheit und Gleichberechtigung aller Glieder des Handelsbundes als Grundlage des Ganzen anerkennen und selbst auf jedes verhältnißmäßige Uebergewicht verzichten müssen. Es war dadurch in seiner eigenen Handelspolitik abhängiger von den übrigen Zollvereinsstaaten geworden als diese von ihm, und seine Verbündeten huldigten durchschnittlich noch den beschränktesten Vorstellungen über solche Dinge, wie sie das Mercantilsystem in Umlauf gebracht hatte. Denn es wäre gegen die Vernunft, wenn man annehmen wollte daß staatliche Gebilde die keine der Bedingungen in sich tragen welche zu einem Staate im vollen Sinne des Wortes erforderlich sind, in Handel und Industrie ein gesundes Dasein führen oder auch nur fähig sein sollten gesunde theoretische

Vorstellungen davon zu haben. Doch trotz alledem zeigte sich, was jeder auch der kleinste Fortschritt zum Besseren dem ganzen deutschen Volk nützte. Es hatte seit 1815 mit gewohntem Fleiße gearbeitet und mit gewohnter Solidität gewirthschaftet, doch erst seit den dreißiger Jahren, seitdem die Wirkungen des Zollvereins sich fühlbar machten, sah es auch einige Früchte seiner Arbeit. Um so mehr lernte es aber auch begreifen was ihm noch fehlte und da es noch immer gerechte Ursache hatte in seiner mißtrauischen und feindseligen Stellung gegen die augenblicklichen Gewalthaber zu verharren, so machte die revolutionäre Gesinnung eher Fortschritte als Rückschritte. Je mehr man sich in ganz Deutschland aus der natürlichen und berechtigten Ermattung der Zeit unmittelbar nach den Befreiungskämpfen erholte, desto größer wurde die Scham über das Versäumte, über den in jeder Art ungenügenden Zustand der Nation, und die Verbitterung gegen diejenigen wuchs noch immer, denen man die alleinige Schuld beimaß, daß auf jene große Zeit ein so erbärmlicher Rückschlag erfolgt war. Denn daß in dem deutschen Volke selbst ein ebenso großer Theil wenn auch unbewußter Schuld lag, wurde übersehen, weil man einmal in die leidenschaftlichste Verstimmung hineingerathen und weil es auch so viel bequemer war.

In solche allgemeine Zustände hinein wirkte die eigenthümliche Entwickelung Preußens nach dem Jahre 1840. Man schien hier allen Vorrath von politischer Energie gespart zu haben um sich jetzt seiner auf einmal zu entledigen. Alle liberalen Forderungen des übrigen Deutschlands wurden auch hier und zwar mit ganz anderem Nachdruck gestellt als anderswo, weil hier allein ein wirklicher Staat auch ein wirkliches Staatsgefühl oder einen Staatspatriotismus erzeugt hatte, von dem es anderwärts doch nur Caricaturen geben konnte, man mochte sich im hergebrachten Eigendünkel anstellen wie man wollte. Der unverbrauchten Kraft der Volksgesinnung, die natürlich noch weit von reifer Einsicht und klar bezeichneten Zielen entfernt war, stand die neue Regierung mit der Absicht gegenüber das alte System zu verlassen, aber doch ihren selbständigen Weg zu gehn, der eben so fern ab von jenem wie von dem durchschnittlichen politischen Ideal ihres Volkes oder dieser Zeit abführte. Dies war noch immer der constitutionelle Liberalismus mit seinen bekannten großen Schlagworten: parlamentarische Verfassung, Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Beschränkung der polizeilichen Allmacht, Heranziehung des Volkes zur Selbstverwaltung. Alles dies schien der Regierung aus einem Geiste geboren welcher nicht der des deutschen Volkes in seiner bisherigen Geschichte war. Auch sie war im Allgemeinen damit einverstanden daß das größtmögliche Maß von politischer Freiheit geschaffen werden müsse um Preußen wieder seinem wahren Berufe zuzuführen. Aber sie glaubte es durch Anknüpfung an die älteren Grundlagen des deutschen Staatslebens thun zu können und übersah daß diese nicht sowohl durch die französische Revolution als vielmehr durch den dreißigjähri-

gen Krieg, und in Preußen insbesondere zu seinem und Deutschlands Heil durch den großen Kurfürst und Friedrich den Großen zerstört waren. Je mehr man sich darum bemühte, desto mehr gerieth man in unklares Schwanken welches das Mißtrauen des Volkes hervorrief, während 1840 noch ein Uebermaß von Vertrauen geherrscht hatte, und zugleich ihm die Achtung vor der Einsicht und Kraft derer benahm die es noch immer in ihrem und durchaus nicht in seinem Sinne regieren wollten. Die Regierung sah sich genöthigt Schritt für Schritt aus ihrer Stellung zu weichen: sie mußte in den Landtagen der einzelnen Provinzen förmliche Ständeversammlungen im modernsten Stile entstehn sehen, aber ohne daß sich darin die öffentliche Aufregung auf eine gefahrlose Art hätte entladen können: sie mußte den nach altständischen Grundsätzen gebildeten und zusammenberufenen vereinigten Landtag des Jahres 1847 in einer fast einmüthigen Opposition sich entgegen treten lassen, die ihr am deutlichsten hätte zeigen können, wie der Boden unter ihr wankte. Denn hier in diesem vereinigten Landtag war durch die Art seiner Zusammensetzung möglichst dafür gesorgt daß die auch im Sinne der Regierung conservativen Elemente im Volke fast ausschließlich vertreten waren und dennoch wurde er der stärkste Ausdruck der allgemeinen Verurtheilung aller Bestrebungen und der ganzen Handlungsweise der Regierung. Er legte zugleich in umfassendem Maße nach außen Zeugniß ab für die politische Bewegung des preußischen Volkes und begann dem übrigen Deutschland die Augen für die Bedeutung dieses Staates wieder zu öffnen. Denn in der Selbstgenugsamkeit des constitutionellen Kleinlebens oder unter dem Drucke der kleinstaatlichen Reaction hatte man ganz vergessen daß es ein Preußen gab, daß wirklich ein deutscher Staat existirte der alle Vorbedingungen zu einem Staat enthielt. Man hatte Preußen immer nur nach dem Normalmaß des doctrinären Liberalismus gemessen und darum sich dort nicht zurechtgefunden, denn dies wollte bis zum Jahre 1840 dort in keiner Art passen. Jetzt aber fühlte man sich auf einmal sympathetisch von dorther berührt: das gewöhnliche liberale Glaubensbekenntniß war auch dort das der gesammten Opposition geworden und zur Opposition gehörte auch dort Alles was nicht officiell verpflichtet war das Bestehende zu vertheidigen. —

Kapitel XLII.

Deutschland unter dem Einfluß der Revolution von 1848 und bis auf die Gegenwart.

Mochten die deutschen Zustände am Schluß des Jahres 1847 noch so viel zu wünschen lassen, so war doch ein großer Fortschritt gegen zehen Jahre früher, ja selbst gegen fünf Jahre früher nicht zu verkennen. Daß Preußen begonnen hatte eine richtigere Stellung zum übrigen Deutschland einzunehmen schien der größten Gefahr für die nächste Zukunft die Spitze abzubrechen. Denn bis dahin ließ sich befürchten daß sich die allmälig wieder erstarkte Kraft des öffentlichen Geistes durch irgend einen größeren Anstoß in eine Menge von Einzelausbrüchen zersplittern und dadurch für das Ganze ebenso nutzlos oder geradezu schädlich verzehren werde wie im Jahre 1830. Jetzt war aus naheliegenden Ursachen ein ernsthafterer Sturm als damals zu erwarten: um so verderblicher mußten unter solchen Bedingungen seine Folgen sein. War aber wie es den Anschein hatte die liberale Bewegung in Preußen unauflöslich mit der im übrigen Deutschland verkettet, so wurde sie entweder auf dieselbe Bahn mit ihr fortgerissen und die ganze Kraft der Nation blieb gesammelt oder sie hielt die Andern von einer eigentlichen Revolution zurück, wenn sie selbst reife Einsicht und gediegenes Selbstvertrauen genug besaß um auch ohne ein solches Wagestück der Verzweiflung ihr Ziel zu erreichen.

Doch 1848 war Deutschland wenn auch zur Genesung hingewandt noch immer krank genug um durch auswärtige Einflüsse in seiner natürlichen Wiederherstellung gründlich gestört zu werden. In ähnlicher Lage war ihm schon öfter dasselbe und stets von derselben Seite her, von Frankreich widerfahren, so während des dreißigjährigen Krieges, dann am Schluße des vorigen Jahrhunderts. Beide Male griff Frankreich mit Gewalt in die deutschen Zustände ein um sie an ihrer natürlichen Abklärung zu hindern, wozu 1635 ebenso gegründete Aussicht war wie 1789. 1848 befand sich Frankreich nicht in der Lage Deutschland durch seine gewöhnlichen Sendboten, seine räuberische und übermüthige Soldateska, begreiflich zu machen wie ihm die Beglückung aller Völker obliege. Statt dessen verbreitete sich der Giftstoff der von der kranken französischen Cultur erzeugt war und durch die Februarrevolution von 1848 in die Atmosphäre von ganz Europa drang, auf blos geistigem Wege nach Deutschland. Eben deshalb mußten seine Wirkungen wo möglich noch verderblicher sein als bei einer bloßen Ueberrumpelung durch rohe Gewalt.

Die ersten revolutionären Zuckungen in Deutschland in Folge der Revolution in Paris stürzten Metternich gerade so wie er es verdiente. Die unergründliche Weisheit des Nestors der europäischen Staatsmänner mußte vor

einem Crawall unreifer Jugend weichen und in der Hauptburg der Legitimität begannen jetzt Studenten die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. So trat die grelle Vergeltung ein für alle jene aberwitzigen und bösartigen Umtriebe die gerade in diesem Wien und von diesem Metternich gegen die deutsche Wissenschaft, ihre gereiftesten Vertreter und ihre halbreifen Jünger angesponnen worden waren. Denn diese Wiener Studenten und was sich zu ihnen schlug, reichten nicht von ferne an jene ideale sittliche und geistige Haltung heran, welche einst die ursprüngliche Burschenschaft nach den Befreiungskriegen und selbst noch ihre in revolutionäre Gesinnung hineingehetzten Ausläufer nach der Julirevolution über den Schlamm der bloßen Verneinung aller sittlichen Schranken gehoben hatte.

Was in Wien geschah, verfehlte seines Eindrucks auf das übrige Deutschland nicht. Doch war Wien zwar die Hauptstadt Oesterreichs aber keineswegs irgend anders als im Sinne der Tanzmusik tonangebend für unser Vaterland. Das altösterreichische Regierungssystem hatte seit Jahrhunderten genügend dafür gethan und es war ihm nach Wunsch gelungen. So hätten die von hier ausgehenden Schwingungen sich unter andern Umständen doch wieder beruhigen und die übrigen deutschen Staaten auch neben einem revolutionirten Oesterreich sich ohne Revolution weiter fort bewegen können, wenn nicht das Verhängniß gewollt hätte daß auch in Berlin ein revolutionärer Ausbruch erfolgte.

Die preußische Regierung beharrte auch nach dem Schlusse des vereinigten Landtags auf ihrem eigenthümlichen Weg. Keine der immer höher gespannten Erwartungen der liberalen Partei in Preußen und Deutschland erfüllte sich oder durfte auch nur auf eine zukünftige Beachtung rechnen. Die Regierung schien nur deswegen jene großartige Darlegung der öffentlichen Stimmung veranstaltet zu haben um desto zäher auf ihrem vereinzelten Standpunkte zu beharren. Die Revolution in Paris und die ersten davon angeregten revolutionären Stöße in Deutschland vermehrten die Spannung in den Gemüthern bis zu zitternder Ungeduld, aber die Regierung glaubte es ihrer Würde schuldig zu sein gerade deshalb keine Notiz davon zu nehmen. Sie wollte sich ebenso wenig dadurch, wie durch die dringenden Rufe des vereinigten Landtags irgend etwas abnöthigen lassen, sondern zu der ihr angemessen dünkenden Zeit mit den ihr angemessen dünkenden Reformen hervortreten. Denn trotz aller unsaubern Umtriebe jener Junkerpartei die schon gegen Stein und dann noch mehr gegen Hardenberg für ihr Privatinteresse operirt und es in begreiflicher Täuschung für das altpreußische Staatsprincip ausgegeben hatte, war die Regierung entschlossen sowohl für die innere wie für die äußere Politik ihre bisherige zuwartende Haltung aufzugeben. Sie hätte es noch im Anfang des März gekonnt ohne auch nur den mindesten Flecken auf ihre Ehre kommen zu lassen. Ganz Deutschland richtete seine Augen nach Berlin und erwartete von Stunde zu Stunde irgend eine Maßregel, woran man

hätte wahrnehmen können daß man dort die Zeit und den Beruf Preußens wenigstens nicht geradezu verkannte. Selbst die deutschen Regierungen wurden durch den immer näher dringenden Schwall der Revolution und zuletzt durch den Sturz ihres geistigen Vaters Metternich dermaßen eingeschüchtert daß sie nur durch unbedingte Anlehnung an das von der Revolution noch unangetastete Preußen ihr Dasein retten zu können glaubten.

Eine Anzahl zufälliger Veranlassungen, aufreizende und doch ungenügende Polizei- und Militärmaßregeln, der Eindruck der Wiener Revolutionsbotschaften, fremde Emissäre, darunter viele französische, die im Interesse ihrer eigenen Revolution auch überall anderswo Revolution hervorrufen mußten, allerlei fahrendes Volk, das von und in der Revolution lebt, namentlich handwerksmäßige Revolutionäre von polnischem Ursprunge, welche seit 1830 bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte aufzutauchen pflegten, wo es einen Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse galt, in Verbindung mit der natürlichen und jetzt aufs Aeußerste gespannten Krakehlsucht eines großstädtischen Pöbels brachten jenen Berliner 18. März zu Wege der zu einem der unheilvollsten Tage der deutschen Geschichte wurde.

Der Straßenkampf zwischen Militär und Volk hätte auch wenn er noch erbitterter und blutiger ausgefallen oder wenn sein strategisches Ergebniß noch ungünstiger für die Regierung gewesen wäre, an sich keine so verhängnißvolle Bedeutung gehabt. Aber dieselbe Regierung die noch Tags vorher in geträumter Unnahbarkeit alle wohlgemeinten Vorstellungen zurückgewiesen hatte, um nicht den Schein der Furcht vor der Revolution auf sich zu laden, verfiel jetzt jählings in ein zaghaftes Schwanken, in eine furchtsame Rathlosigkeit, für welche es ebenso an genügender Veranlassung fehlte wie für ihre vorige Haltung. Sie hatte es sich allein selbst zuzuschreiben, wenn die Dinge den verkehrtesten Lauf nahmen, wenn der Straßenradicalismus sich in Berlin breit machen und das ganze Gefüge des Staates einstweilen lockern konnte. Sie hätte ihn ebenso wenig an noch weiteren Ausschweifungen gehindert, wenn er selbst schon zu dergleichen vorbereitet oder die Massen dafür gestimmt gewesen wären. Unmittelbar nach dem 18. März waren beide über den Sieg, der ihnen durch die Kopflosigkeit der Regierung zugeschoben wurde, so verblüfft daß es einiger Zeit bedurfte bis sie sich nur besannen was sie damit anfangen sollten. Aber das Schlimmste war doch schon geschehen. Preußen hörte auf der Fels zu sein an dem sich die Revolution brach. Es wurde in denselben Strudel hineingezogen der Oesterreich und bald auch einen der deutschen Staaten nach dem andern verschlang und erschien der öffentlichen Meinung allerdings mit Unrecht um nichts besser als die andern deutschen Staaten. Der Schwerpunkt der deutschen politischen Verhältnisse verlegte sich dadurch sofort von Berlin weg, wo seine natürliche Stelle war, anderswohin und Preußen mußte sich ebenso wie Anhalt oder Reuß von der Bewegung fortreißen lassen statt sie selbständig zu lenken.

Denn nachdem Preußen gefallen war, gab es weder in den deutschen Regierungen noch im deutschen Volke einen Halt gegen die Revolution. Die deutschen Regierungen zeigten nun eine ebenso maßlose Schmiegsamkeit und gefügige Demuth gegen alle Anforderungen welche an sie im Namen des Volkes gemacht wurden, wie sie noch kurz vorher mit zähem Trotze und übermüthigem Hohne die bescheidensten Wünsche der liberalen Partei zurückgewiesen hatten. Sie leisteten durchaus keinen Widerstand und die Revolution hätte ihretwegen so weit gehen können als sie wollte, wenn sie nicht überall wie in Berlin auf ihre eigenen Erfolge gänzlich unvorbereitet gewesen wäre.

Was die Revolution eigentlich wollte, wußten diejenigen die sie am meisten gemacht hatten oder die als ihre Führer galten, am allerwenigsten. Sie halfen sich einstweilen indem sie eine buntzusammengestoppelte Masse sogenannter Beschwerden und Forderungen des deutschen Volkes adoptirten die den Regierungen als Programm für ihr zukünftiges Verhalten und zugleich auch als Grundbedingung für ihr Dasein unterbreitet wurden. Nirgends in Deutschland waren die öffentlichen Zustände so beschaffen daß ein rechter revolutionärer Grimm im Volke hätte entstehen können, so viel es auch an nur zu tief begründeter Unzufriedenheit und revolutionärer Gesinnung gab. Aber schon die ersten revolutionären Excesse thaten dem Genüge und das Volk war in unglaublich kurzer Zeit der Revolution innerlich satt, so weit sie etwas Anderes als ein unterhaltendes Spiel mit Volksversammlungen, ungefährlichen Straßenaufläufen, Barrikadenbau, Volksbewaffnung und Bürgerwehr sein wollte. Die natürliche Gutmüthigkeit unserer deutschen Art trug das Ihrige dazu bei: anderwärts pflegen sich die Revolutionen blos an dem einmal gereizten Blutdurst der Menge zu nähren, bei uns aber sterben sie daran. Jetzt wo die Regierungen sich einander in bereitwilliger Annahme aller ihnen entgegengebrachten Forderungen überrannten, fiel auch eine andere Ursache für die Fortsetzung der Revolution weg. Denn nur wenige Wochen nach der Berliner Märzrevolution waren vergangen und schon gab es überall in Deutschland nur noch Verfassungen auf breitester demokratischer Grundlage, Ministerien die aus entschiedenen Fortschrittsmännern bestanden, Ständeversammlungen in denen die frühere äußerste Linke auf der äußersten Rechten saß, die Presse war frei, Geschwornengerichte bewilligt und die maßlosesten Verheißungen für die Abschaffung oder Erleichterung aller möglichen öffentlichen Lasten gegeben. Hätte Deutschland einen wirklichen und nur halbwegs ehrenhaften politischen Mittelpunkt für die ganze Nation besessen, so hätte sich von hier aus die an sich äußerst leicht zu bewältigende Bewegung in die einzig richtige Bahn lenken lassen, zu einer Vermittelung der neugewonnenen Freiheit in den Einzelstaaten mit einer strafferen Einheit des Ganzen. Daß es der Bundestag nicht sein konnte, verstand sich von selbst. Wenn man früher wohl in der gemäßigt liberalen Partei an eine Bundesreform mit Beibehaltung der bisherigen Grundlagen der Bundesacte von 1815 gedacht hatte, so war man

allmälig darüber hinaus gekommen und verlangte eine gänzliche Neugestaltung des Bundes. Schon während der ersten Schwingungen der Revolution hatten sich Gleichgesinnte darüber verständigt und die Forderung eines deutschen Parlaments zur Herstellung einer neuen Gesammtverfassung war überall in das Programm der bei den Regierungen durchgesetzten Forderungen des deutschen Volkes aufgenommen worden. Der Bundestag selbst bewies dieselbe ohnmächtige Schwäche wie die eigentlichen Staatsregierungen. Er suchte sich vor der nur allzuwohl verdienten Rache durch mehr als bereitwilliges Entgegenkommen gegen die Wünsche der öffentlichen Meinung zu schützen. Er nahm eiligst seine gehässigsten Polizeimaßregeln gegen die Presse, die politischen Vereine, die Universitäten &c. zurück, er entfernte seine durchweg verdächtigen Glieder und ersetzte sie durch Namen von bestem Klange: er zog sogenannte Vertrauensmänner als eine Art von Volkshaus heran, er steckte in seiner Verzweiflung die deutschen Farben auf, deren Tragen er noch kurz vorher als den bösartigsten Hochverrath verfolgt hatte. Aber das Alles konnte nur die einzelnen Bundestaggesandten der reactionären Zeit, die sich überdies schleunigst verkrochen, vor einer persönlichen Verantwortung sichern, doch der Bund selbst war und blieb in der Meinung aller Parteien zum Untergang bestimmt. Denn selbst die, welche den früheren Unfug veranlaßt hatten oder daran betheiligt waren, zeigten sich jetzt feig genug um am lautesten in das allgemeine Verdammungsurtheil einzustimmen.

Die Revolution war bisher so glatt und bequem von Statten gegangen, daß sich die Scheu vor ihr, die einst wie ein furchtbares Gespenst im dunkelsten Hintergund der Zukunft drohte, beim Volke ganz verlor. Man fand es nicht blos leicht sondern sogar gemüthlich mit ihr zu hantieren und fühlte sich beinahe unbehaglich überrascht daß sie schon geschlossen sein sollte, nachdem alle ihre Ziele die sie sich Anfangs gesteckt bereits erreicht oder gesichert schienen. Daneben wirkte aber auch das dunkele Gefühl, das sich selbst durch allen Saus und Braus der neuen Errungenschaften nicht beschwichtigen ließ, daß irgend etwas Wesentliches noch fehle. Ein verständiger Betrachter konnte schon damals sehr genau sehen was dieses war: die Zusammenfassung des ganzen politischen Lebens der Nation in einem einheitlichen Organ. Wie es beschaffen sein sollte darüber mochten die Meinungen auseinandergehn, aber daß es geschaffen werden müsse, hätten selbst die einsehen sollen denen es nur um die sogenannte Freiheit, die Verfassungen auf breitester Grundlage, die Einführung der Geschwornengerichte, die Preßfreiheit, überhaupt um die einmal als nothwendig angenommenen Formen eines freien Staatslebens zu thun war. Daß der Masse des Volkes diese Einsicht abging, war nur natürlich und alle Schuld daß sie dieselbe nicht vollständiger und gründlicher gewann, fällt nur auf ihre Führer. Daß sie instinctiv etwas davon ahnte, zeigte die Theilnahme welche die Idee des Parlaments fand, sobald sie einmal hingeworfen war. Denn wenn sich auch die krausesten Vorstellungen daran hef-

teten, so wußte doch Jeder daß es hauptsächlich eine Gesammtverfassung für ganz Deutschland geben solle.

Aber gerade in der Zeit vor dem Zusammentritt des Parlaments begannen von den entgegengesetzten Seiten her Machinationen, die ihm den Boden von vornherein untergruben. Er konnte überhaupt nicht sehr fest sein, da es in unbestimmter Stellung über oder neben drei und dreißig Particularkammern und Kämmerchen zu stehn kam, die alle von dem unumschränktesten Bewußtsein ihrer Bedeutung und von dem Glauben daß die Freiheit nur durch sie geschaffen oder erhalten werden könne, durchdrungen waren. Man hätte schon damals fragen müssen, was ein Parlament neben ihnen oder richtiger sie neben einem Parlamente heißen sollten.

Sogleich nach den ersten Erfolgen der Revolution hatte sich eine radicale oder wie sie sich selbst lieber nannte eine demokratische Partei von der allgemeinliberalen Opposition ausgeschieden. Von dem Abhub fremder Doctrinen genährt, verstockte sie sich mit deutschem Eigensinn gegen die wichtigsten gemeinsamen Interessen der Nation und des Vaterlandes und heftete sich an Dinge die im Vergleich damit Jedem der nicht vorsätzlich seine Augen zuhielt ganz unwesentlich erscheinen mußten. Wenn diese Partei wirklich das gewesen wäre was sie sein wollte, die echtvolksthümliche, so hätte sie sich vor Allem der Einheitsfrage annehmen und davon die Freiheit abhängig machen müssen. Sie hätte begreifen müssen daß die Splitter einer Nation weder nach innen noch nach außen frei, sondern nur die Spielbälle fremder und einheimischer Intriguanten und Unterdrücker sein, daß sich in solchen weder die materielle noch die moralische Kraft entwickeln könnten, die nothwendig zur politischen Freiheit gehören. Sie hätte begreifen müssen daß die Sache der Freiheit, gleichviel wie man sie verstand, nur dann geborgen war, wenn sie durch die Einheit geschützt war. Sie mußte dem deutschen Volke, dem sie so viel fade Schmeicheleien ins Gesicht warf, die Ehre anthun zu glauben daß es von selbst zur Freiheit gelangt sei, sobald es die Einheit besaß. Sie mußte so viel gesunden Menschenverstand haben um zu sehen, daß die Form der Einheit ganz gleichgültig war, wenn sie nur stark und straff hergestellt wurde, ebenso daß jetzt die äußern und innern Zustände Deutschlands durch eine unbegreifliche Gunst der Vorsehung gleichsam von selbst dazu hinstrebten und nur durch die Verblendung der Menschen von ihrer natürlichen Bahn abgelenkt werden konnten. Statt dessen machte sie ihre Betheiligung an dem Einheitswerk von einem Programme abhängig das doch in jedem Falle der Wirklichkeit gegenüber zu eng oder zu weit gewesen wäre. Freilich war es leichter für das was sie Freiheit nannte in der bisherigen Art dieser Revolution weiter fort zu wirken. Es erforderte weder besondere Opfer noch auch nur eine ernste Anspannung der Seele und eine Zusammenfassung des Charakters. Die Einheit wäre allerdings nicht durch bloße Straßencrawalle, hochtönende Reden in Volksversammlungen, Sturmpetitionen und dergleichen zu erreichen ge-

wesen. Sie zog es daher vor sich von vornherein mißtrauisch gegen das Parlament zu verhalten, weil es vermuthlich ihrer Freiheit nicht den erwarteten Vorschub leisten werde, und die Einheitsfrage gänzlich von der Herstellung der Freiheit in ihrem Sinne abhängig zu machen. Da sie begreiflicher Weise durch fortgesetzte Bemühungen einigen Einfluß auf die Massen des eigentlichen Volkes und der Halbgebildeten erlangte, da auch diese lieber den bequemen als den unbequemen Weg giengen, so war die Einmüthigkeit des öffentlichen Geistes, aus welcher die Idee des Parlaments entsprang, schon verschwunden als es wirklich zusammentrat.

Aber auch die kaum gestürzten früheren Lenker der Geschicke Deutschlands nahmen die Ermattung der Revolution, die Unklarheit ihrer Führer, die Zerfahrenheit der liberalen Parteien wahr, um sich unversehens wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuwagen. Gegen den Strom der Freiheitsforderungen konnten sie nicht schwimmen, sie ließen sich daher ruhig einstweilen mit forttreiben. Sie durften darauf rechnen daß die gemäßigteren Liberalen das was noch von staatlicher Ordnung in Deutschland vorhanden war, mit allen Kräften gegen die Zerstörungssucht der Radicalen schützen, ebenso aber auch daß die Radicalen ihrerseits in ihrer doctrinären Bornirtheit jede mögliche Einheitsform vereiteln würden. So waren sie für die nächste und die fernere Zukunft gedeckt. Die nächste kleinere Gefahr der radicalen Revolution wurde durch den einen Theil ihrer alten Feinde abgewandt, die fernere große Gefahr der Einheit, womit die Möglichkeit der Wiederkehr von Zuständen wie sie von 1819–1848 herrschten, vollständig aufgehoben gewesen wäre, durch den andern Theil. Jeder davon glaubte nun für sich selbst und gegen den andern zu arbeiten und ließ sich in seiner Kurzsichtigkeit nicht träumen daß er nur zum Vortheil eines Dritten, des beiden gemeinsamen Feindes seine eigenen Kräfte und die der Nation vergeude. Als das Parlament am 18. Mai zusammentrat, ergab sich bald daß es in seiner Majorität den radicalen Tendenzen abgeneigt war. Aber diese Majorität war auch nur durch dieses eine negative Band vereinigt und enthielt viele Bestandtheile in sich, welche dem Einheitswerke grundsätzlich entgegenarbeiteten oder es mit einem bloßen Gaukelspiel abthun wollten. Selbst diejenigen, denen es aufrichtig ernst damit war, ließen sich doch durch seine scheinbar unermeßlichen Schwierigkeiten und durch das ebenfalls nur scheinbar gefährliche Anschwellen der radicalen Agitation im Volke zu einer schwankenden Haltung herabdrücken. Statt mit ungetheilter Kraft auf das eine große Ziel loszugehn, gaben sie sich dazu her die Regierungen in ihrem Vertheidigungskampfe gegen die Demokraten direct und indirect zu unterstützen. Diese Regierungen waren jetzt ohne Ausnahme mit Männern des liberalen Glaubensbekenntnisses besetzt und die Sache der Freiheit schien hier für immer geborgen, wenn man ihnen ihre Plätze sicherte. Man täuschte sich hier nicht weniger als auf der Seite der Demokraten, wenn man glaubte daß eine particularistische Freiheit in einer Nation möglich sei,

die von Natur zur Einheit bestimmt ist, daß es an zufälligen Persönlichkeiten liege ob die Freiheit da sei oder nicht, während doch die Geschichte gerade diese Leute, die sich den Demokraten gegenüber auf ihren historischen Sinn und ihr historisches Wissen so viel zu Gute thaten, hätte lehren sollen daß der Particularismus in Deutschland sich niemals mit der politischen Freiheit vertragen kann.

Die Majorität des Parlaments vermochte allerdings Manches durchzusetzen was ihr als ein Sieg über den Radicalismus galt. Der Bundestag fiel sehr bald, aber dem Vortheil den die radicale Partei daraus hätte ziehen können, wurde durch die Wahl eines Reichsverwesers die Spitze abgebrochen. Man wußte es dahin zu bringen daß die Frage über das Verhältniß der Einzelregierungen zum Parlament unentschieden blieb, weil sie von den Demokraten angeregt war. Sie glaubten auf dem Umwege durch das Parlament ihre Freiheit den Einzelstaaten octroyiren zu können, aber wenn dies auch ein verkehrter Gedanke war, so blieb doch jene Frage selbst die Grundfrage, die jedenfalls zuerst hätte gelöst werden sollen, wenn man zu praktischen Ergebnissen gelangen wollte. Auch ließ sich darüber gar nicht streiten wie sie im Interesse der Einheit beantwortet werden mußte. Aber um den befreundeten liberalen Staatsmännern in ihrer ohnehin viel angefochtenen Stellung nicht noch mehr Ungelegenheiten zu bereiten, gieng die Majorität darüber hinweg, gerade so wie sie es aus denselben Gründen vermied das Verhältniß der Einzelregierungen zu der provisorischen Centralgewalt fest zu bestimmen. Und doch konnte sie selbst nicht leugnen daß der verstockte Particularismus hie und da schon recht keck sein Haupt zu erheben wagte und es wohl an der Zeit gewesen wäre die ganze Wucht des Organs, in dem sich die Einheit der Nation vorläufig darstellte, dagegen zu kehren.

Selbst in der auswärtigen Politik ließ sich die Majorität in ihrer Connivenz gegen die Einzelregierungen über die Grenzen täuschen welche die Ehre der Nation und des Parlaments einzuhalten gebot. Dies zeigte sich in ihrer Behandlung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit. Sie war ein trauriges Erbstück der nunmehr abgeschlossenen Reactionsperiode. Nur bei den Zuständen die im deutschen Bunde herrschten war es möglich daß sich das Ausland solche Eingriffe in das ewiggültige Recht der deutschen Nation und das positive Staatsrecht herausnahm, wie sie die dänische Regierung gegen die Integrität und die Zusammengehörigkeit der beiden deutschen Herzogthümer wagte, die durch den bloßen Zufall der gleichen regierenden Familie mit dem dänischen Staate verbunden waren. Schon im Jahre 1846 hatte Dänemark die Keckheit sein Ziel deutlich zu verkünden, weil es sich auf die Schwäche des Bundes und die Unterstützung der übrigen Großmächte verlassen durfte, unter denen sich Frankreich nach altgewohnter Art in Hetzereien und Beistandsverheißungen hervorthat. Durch die Pariser Februarrevolution veranlaßt kam auch in Kopenhagen eine revolutionäre Bewegung zum Aus-

bruch und zum Siege. Das Königthum konnte sich nur retten indem es sich gänzlich der radicalen Partei hingab. Sie verlangte vor allen Dingen energisches Vorgehn gegen die Herzogthümer im dänischen Sinn. Denn nur Deutschland war die eigenthümliche Abgeschmacktheit vorbehalten, daß die Partei, die sich die vorzugsweis volksthümliche nennen durfte, sich unter allen am wenigsten um die Ehre und Größe der Nation kümmerte, daß sie sogar geflissentlich eine Mißachtung dagegen zur Schau trug. Ueberall anderwärts wurde jede Partei je radicaler oder demokratischer ihre sonstigen politischen Grundsätze waren, auch um so hochgespannter in ihren Vorstellungen von dem Werth und dem Recht ihrer Nationalität und glaubte gerade darin die eigentlichen Wurzeln ihrer Kraft zu haben. Als sich die deutschen Herzogthümer zur Vertheidigung ihres guten Rechtes und zur Abwehr der unverschämten Uebergriffe des Kopenhagener vornehmen und niedrigen radicalen Pöbels erhoben, trat der eigenthümliche Fall einer Revolution ein, die zur Herstellung des formalen Rechtes und keineswegs wie alle andern dieser Zeit zur Durchführung irgend eines liberalen oder radicalen Programmes unternommen wurde. Daß sich die deutsche Demokratie dagegen mindestens lau verhielt, ließ sich begreifen. Sie fühlte ohne Frage eine größere Verwandtschaft mit jener Kopenhagener Pöbelfreiheit als mit ihren Landsleuten an der Eider, die bloß für ihre berechtigte Selbständigkeit und die Ehre der Nation kämpften und sich im Uebrigen wenig um die radicalen Schlagworte kümmerten. Doch zeigte die Masse des deutschen Volkes wenigstens so viel richtigen Instinct daß sie die Sache Schleswig-Holsteins als eine allgemein nationale auffaßte und sich nicht dadurch irre machen ließ, daß sie nur national und nicht radical aussah. Freilich war man damit noch nicht weit gekommen und wenn das deutsche Volk nicht einmal diesen Instinct gezeigt hätte, so ließe sich schwer die richtige Bezeichnung für eine solche Schmach finden. Aber wenn man die unseligen Einflüsse bedenkt die bei uns zwei Jahrhunderte hindurch bis zu diesem Augenblicke consequent auf die Erstickung des Nationalgefühls hinwirkten, so mußte man immerhin zufrieden sein daß es jetzt unwillkürlich sogar seine sonst so blindgläubig verehrten demokratischen Führer zwang ihre wahre Meinung einstweilen für sich zu behalten und nicht für ihre Kopenhagener Gesinnungsgenossen, sondern für die conservativ gearteten Deutschen in Schleswig zu wirken oder sich doch den Schein davon zu geben.

Die Frechheit der Kopenhagener Radicalen gieng so weit daß Deutschland nur die Wahl blieb der Knechtung der Herzogthümer durch die dänische Soldateska ruhig zuzusehen oder einen Krieg für sie zu führen. Der damals noch bestehende Bundestag entschied sich für das Letztere und übertrug seine Führung der Krone Preußen. Das Parlament und die Centralgewalt ließen die Angelegenheit in der Hand in der sie einmal war, obgleich sich bereits gezeigt hatte daß sie keineswegs mit der aufrichtigen und rücksichtlosen Hin-

gabe betrieben wurde die sie verdiente. Ohne Zweifel war es eine mißliche Sache und wie durch einen heimtückischen Dämon als ein Fallstrick für Deutschland hingeworfen. Mehr als jemals wäre es jetzt nöthig gewesen daß sich alle moralische und materielle Kraft der Nation auf einem Punkte, der Verfassungsfrage, sammelte. Auch gerieth man dadurch von selbst, man mochte es anfangen wie man wollte, in die übelste Lage zum Ausland. Alle Großmächte sahen die ganze deutsche Bewegung mit den mißgünstigsten Augen, weil alle wußten daß neben einem Deutschland das sich auf seine natürliche Kraft und Würde besann, das gesammte politische System von Europa nicht bestehn könne, denn dies war seit dem dreißigjährigen Kriege auf die Schwäche und Erniedrigung unseres Vaterlands gegründet. Nun aber griff die deutsche Bewegung wie es schien sogar über ihre natürlichen Grenzen hinaus, trat erobernd an einer Stelle auf die von Natur eine der wichtigsten in ganz Europa ist, und konnte dahin gelangen das wiederzugewinnen was unserer Nation einst gehört hatte, die Herrschaft über die Meere, die ihre Küsten bespülen. Dieser Gesichtspunkt trieb sogar die englische Politik in die kleinlichste und bornirteste Feindseligkeit nicht blos gegen die Schleswigsche Sache, sondern gegen die ganze Neugestaltung Deutschlands. Alle Großmächte drängten auf Preußen und die preußischen Staatsmänner hatten nicht Muth und Klarheit des Blickes genug um auszuharren. Preußen entzog sich eigenmächtig durch den Waffenstillstand von Malmöe seinem Mandate und bewies so gegen die öffentliche Meinung in Deutschland, gegen das Parlament und die Centralgewalt einen Muth der ihm gegen die Ermahnungen und Drohungen Rußlands, Frankreichs und Englands und die hinterlistigen Manöver Oesterreichs fehlte.

Das Parlament ergab sich darein um nur nicht die ohnehin schon großen Verlegenheiten der preußischen Regierung zu vermehren. Es zeigte auch an diesem verhängnißvollen Knotenpunkt daß in ihm wohlmeinende Gesinnung und gediegene Bildung in Menge zu finden war, aber desto weniger echt staatsmännische Weite und Schärfe des Blickes und rücksichtslose Thatkraft. Daß die Demokraten die verzagte Haltung der Majorität nach Kräften benutzten um deren Credit beim Volke noch mehr zu zerstören, war begreiflich. Wie die Sachen bereits lagen kam auch darauf wenig an, denn schon ruhte der Schwerpunkt der deutschen Verhältnisse nicht mehr im Parlament.

Um diese Zeit gelang es den beiden größten Regierungen, der östreichischen und preußischen über den Pöbel ihrer Hauptstädte Herr zu werden, der beide bisher terrorisirt und sich in naiver Selbsttäuschung als das eigentliche Volk gerirt hatte. Aber die Art des Sieges und noch mehr seine Ausnutzung gereichte dem rechten deutschen Volk mindestens ebenso sehr zum Unheil, wie jene radicalen Unflätigkeiten.

In Wien nahm man sogleich die alte Position wieder ein, wenn man sie auch für einige Zeit des Anstands halber durch einen dünnen Schleier libe-

raler Formen etwas zu verstecken suchte. Das angeblich verjüngte Oesterreich schloß sich möglichst gewaltsam und schroff gegen das übrige Deutschland ab; der alte buraukratische Despotismus erhielt durch consequente Centralisation der ganzen Regierungsmaschine die schrankenlose Allmacht zu welcher er bis 1848 doch noch nicht gelangt war. Man that Alles was man konnte um die Neugestaltung Deutschlands zu einer politischen Einheit zu verhindern, weil man einsah daß man es dann nicht mehr für Oesterreich ausbeuten könne.

In Berlin lehnte man sich unmittelbar nach der Bändigung des hauptstädtischen Pöbels an die Partei welche unter der Maske der Vertheidigung des göttlich geordneten Rechtszustandes gegen die Revolution und der Wiederherstellung der angeblichen Grundlagen des echtpreußischen Staatswesens die wahre Geschichte desselben verleugnete. Revolution und Parlament galten dieser Partei als gleichbedeutend, aber ihr grimmigster Haß kehrte sich begreiflich genug gegen die gemäßigt liberale und zugleich national gesinnte Fraction des Parlaments, deren gutmüthige aber sehr unstaatsmännische Nachsicht doch allein das Wiederauftauchen jener preußischen sogenannten Conservativen ermöglicht hatte.

Als das Parlament endlich im März 1849 nach langem und unerquicklichem Ringen und Markten der Parteien eine Verfassung für Deutschland auf dem Papiere abgeschlossen hatte, stand es damit völlig in der Luft. Sie traf insofern das Natürliche und Nothwendige als sie die Unterordnung aller deutschen Staaten unter den größten und einzigen der den Namen eines Staates verdiente, unter Preußen anerkannte. Aber weder das Maß dafür hatte sich klar feststellen lassen, noch lag in der Verfassung selbst eine Bürgschaft des Zusammenhaltes, auch wenn es möglich gewesen wäre sie ins Leben treten zu lassen. Denn so viel sah doch auch das Parlament ein daß dies unter den nunmehrigen Verhältnissen nicht mehr von ihm, sondern von dem Willen der Regierungen abhieng.

Daß die Mehrzahl der deutschen Regierungen trotz ihrer Märzministerien und demokratisch umgestalteten Verfassungen sich aufs Aeußerste gegen die Reichsverfassung sträuben werde, war vorauszusehen. Sie konnten im schlimmsten Falle auf die Hülfe Oesterreichs und der übrigen fremden Großmächte zählen, die bereits die ganze deutsche Bewegung zu stauen entschlossen waren, wenn sie nicht bald von selbst sich zur Ruhe gab. Ihre anfängliche Furcht vor den ungeahnten Kräften mit denen sie erfüllt zu sein schien, hatte sich unterdessen verloren. Dafür war jene hochmüthige Verachtung wieder eingetreten, die leider nur zu berechtigt heißen durfte, wenn man bedenkt wie die deutschen Angelegenheiten seit dem Ende der Befreiungskriege geführt worden sind. Auf eine Erhebung des deutschen Volkes für das Werk des Parlamentes durfte kein Besonnener zählen. Die demokratischen und reactionären Wühlereien hatten das Mögliche gethan um es durchschnittlich mindestens gleichgültig dagegen zu stimmen, auch war diese Reichsverfassung nicht dazu geschaffen

die Massen zu begeistern und setzte in jedem Falle andere Handhaben voraus, als eine Revolution bieten konnte. So blieb nur die Hoffnung auf Preußen das die gebotene Kaiserkrone locken mochte.

Wenn aber auch die Kaiserkrone noch so sehr lockte, so wollte man sie in Berlin doch nicht als Geschenk der Revolution oder des Parlamentes, was dort damit gleichbedeutend galt, und fürchtete auch zu sehr die immer drohendere Haltung des Auslands als daß man sich an ihrem Schimmer hätte erfreuen dürfen. Man begann ein verdecktes Spiel um sie nicht sogleich von der Hand zu weisen, und täuschte damit am meisten sich selbst über die Nothwendigkeit unter den gegebenen Umständen und den gegebenen Persönlichkeiten völlig darauf zu verzichten.

Die Situation sollte sich bald von anderer Seite her klären. Als sich sehen ließ daß Preußen die Reichsverfassung verwarf und somit jede Möglichkeit verschwand sie wirklich zu machen, da es allein durch Preußen geschehen konnte, erhoben sich die Demokraten in ihrem Namen zur Vollendung der so frühe ins Stocken gerathenen Revolution mit radicalen Tendenzen. Doch diese radicalen Erhebungen in Dresden und Baden wurden so niedergeworfen daß sich wenigstens die negative Gesinnung des Volkes deutlich daran abnehmen ließ. Es wollte jetzt noch weniger als ein Jahr früher eine wirkliche Revolution und des Spielens mit dem revolutionären Apparate war es nunmehr auch müde worden. Die letzten revolutionären Zuckungen endeten zugleich das Dasein des Parlaments und der von ihm geschaffenen Centralgewalt und ebneten den Boden für eine Wiederherstellung der vormärzlichen Zustände, soweit dieselbe den Regierungen vortheilhaft schien. Sie waren allein auf dem Platze geblieben und giengen nun, wo sie von der Revolution nichts mehr zu fürchten hatten, ernstlich daran sich mit einander zu setzen.

Dabei zeigte es sich daß alle den Beruf Preußens besser verstanden als Preußen selbst. Die eigentliche Todesgefahr die ihnen gedroht hatte, die Verständigung Preußens mit den Wünschen und Bedürfnissen der Nation war durch die Verwerfung der Parlamentsverfassung nunmehr durch Preußen selbst von den andern deutschen Regierungen abgewandt. Aber es mußte dafür gesorgt werden daß sich eine solche Gefahr nicht wiederhole und dies konnte nur geschehen wenn die preußische Regierung immer weiter auf die bereits eingeschlagene Bahn gedrängt wurde, auf der sie die reinsten und berechtigtesten Ideale der deutschen Nation mit hochmüthiger Geringschätzung oder schwächlichem Mißtrauen behandelte und sich da Stützen suchte, wo sie blos auf feindselige oder egoistische Befangenheit hätte rechnen dürfen. Waren erst Preußen und die deutsche Nation so fern von einander gerathen daß sie sich nicht mehr zusammenfinden konnten, dann durften alle diejenigen in deren Vortheil die Verewigung der Schwäche Deutschlands lag, das Ausland sowohl wie die Particularstaaten mit Selbständigkeitsgelüsten, hoffen daß durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall sich Gelegenheit zur gänzlichen Ver-

nichtung Preußens finden werde. Denn man fühlte mit richtigem Instinct daß sein eigenes Dasein nur in seiner Beziehung zu der Wiederbelebung der deutschen Nation begründet sei, und daß es sein Recht auf sein eigenes Dasein aufgebe, wenn es sich davon abkehre. Nur täuschte man sich, indem man eine zufällige Phase der preußischen Politik mit dem Wesen des preußischen Staates zusammenwarf und dessen Lebensfähigkeit und Bedeutung für die Zukunft darnach abmaß.

Oesterreich fiel die Führung in dem beabsichtigten Vernichtungskampfe gegen Preußen von selbst zu. Es vollzog damit die weltgeschichtliche Vergeltung für die Versäumnisse und Fehler Preußens. Denn gleichviel ob es sich mit dem Parlamente oder ohne das Parlament als Preußen behaupten wollte, mußte es die Gunst der Verhältnisse benutzen um sich mit Oesterreich gründlich auseinanderzusetzen. Dies hätte recht wohl geschehen können, ohne daß man die Angriffe der Revolution auf jenen Staat von Berlin aus unterstützte, ohne daß man sich mit den aufständischen Italienern, dem ehrgeizigen Sardinischen König, oder den von nationalem Hochmuth trunkenen Magyaren verbündete. Oesterreich wäre zu jeder Art von Entgegenkommen durch seine Bedrängnisse von äußern und innern Feinden genöthigt gewesen und Preußen hätte ihm alle Hülfe gegen die Revolution ohne Schaden für sich selbst und die Sache Deutschlands leisten dürfen, wenn es nur klar wußte, was es sich als Gegenleistung auszubedingen hatte. Statt dessen ließ man Oesterreich die Italiener auf eigene Hand niederwerfen, die Ungarn durch russische Hülfe zu Paaren treiben, und im Innern durch Gewaltmittel aller Art mit der Revolution soweit zu Rande kommen daß sie wenigstens für die nächste Zukunft die Allmacht der Regierung nicht mehr stören konnte. Kein Wunder wenn das verjüngte Oesterreich es Preußen nicht zum Danke anrechnete daß es sich nicht zu seinen Feinden geschlagen hatte, sondern es selbst als seinen einzigen noch übrigen Feind behandelte, weil es seine gebietende Stellung in Deutschland durch sein bloßes Dasein beschränkte.

Es konnte sich zunächst auf keine gewaltsame Bekämpfung Preußens einlassen, sondern begnügte sich ihm alle möglichen Verlegenheiten in Deutschland und im Ausland zu bereiten. Das eine wie das andere glückte auf die überraschendste Weise. Die immer noch unerledigte Schleswig-Holsteinische Sache mußte als Handhabe dienen um die preußische Politik bei den übrigen Großmächten wegen ihrer ehrgeizigen Absichten zu verdächtigen und sie bei allen liberalen Parteien in Deutschland in noch größeren Mißcredit wegen ihrer verrätherischen Führung zu bringen. Oesterreich wußte es dahin zu lenken daß unter seinem Vorgang eine Anzahl deutscher Regierungen im Sommer 1850 den Bundestag wieder herstellte, während sich Preußen in allerlei Kreuz- und Querzügen ohne festes Ziel und aus den verschiedensten Augpunkten her umsonst abarbeitete um ungefähr dasselbe zu Stande zu bringen was ihm ein Jahr früher durch die Parlamentsverfassung von selbst darge-

boten worden war. Es wiederholte sich hier dasselbe unglückliche Schauspiel, welches die Jahre 1840—48 gezeigt hatten, wo die Regierung auch ungefähr das Nämliche wollte was die öffentliche Meinung mit dringendem Instinct begehrte, aber wo es ebendeshalb durchaus nicht auf dem einzig natürlichen Wege geschehen durfte, sondern auf einem erst neuzuermittelnden, welcher den Schein der Selbständigkeit derer die ihn betraten vollständig gewährleisten sollte.

Der wiederhergestellte Bundestag erwies sich bald als die tückischste Waffe in den Händen Oesterreichs und der andern Feinde Preußens. Er benützte die Mißhelligkeiten zwischen den hessischen Ständen und ihrer Regierung, die gerade deshalb absichtlich von der letzteren hervorgerufen waren, um einen schon lange vorbereiteten Hauptschlag gegen Preußen zu führen, das sich der Stände gegen den von ihm nicht anerkannten Bundestag nothwendig annehmen mußte. Der Bundestag trieb die Sache soweit daß Preußen keine andere Wahl blieb als einen Krieg gegen Oesterreich und seine Verbündeten zu wagen, da sie herausfordernd zur Ausführung eines angeblichen Bundesbeschlusses in der hessischen Angelegenheit vorschritten, oder sich Oesterreich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Preußen sah sich nicht blos von allen auswärtigen Verbündeten verlassen, sondern wurde auch noch durch die gröbsten und anmaßlichsten Drohungen aller andern Großmächte fort und fort bestürmt. Sie waren zu der Ueberzeugung gelangt daß seiner Regierung zwar nicht jener Ehrgeiz fehle der sie in ihren Augen seit 1848 so verdächtig machte, wohl aber die staatsmännische Einsicht, die Reife der Seele und der Muth, den man an und für sich am ersten in dem Staate Friedrichs des Großen hätte voraussetzen dürfen. Im deutschen Volke wäre auch ohne die verschuldete und unverschuldete Mißachtung in der die preußische Regierung jetzt allgemein stand, für diesen Augenblick keine hinlängliche Hülfe für Preußen zu finden gewesen. Als Rückschlag gegen die übermäßige Aufregung der zwei letzten Jahre war jetzt eine dumpfe Erschlaffung in die Gemüther eingezogen, der nur die geschickteste Hand einen neuen Funken der Begeisterung hätte entlocken können. In der preußischen Regierung selbst erhob die eigentlich reactionäre oder Junkerpartei ganz offen ihr Haupt. Bisher hatte sie nach Umständen immer noch verdeckt operiren müssen, jetzt zeigte sie ihren ganzen um so widerlichern Grimm weil er sich mit so viel Feigheit verband, als es noch Gefahr zu haben schien für conservativ zu gelten, und mit so viel Uebermuth, als es in jeder Art das einträglichste und leichteste Ding von der Welt geworden war. Das preußische Ministerium stieß diejenigen Mitglieder aus die immer noch eine gemäßigt liberale Richtung bewahrt und in der deutschen Frage an der Pflicht und dem Berufe Preußens etwas für die Wiederherstellung der deutschen Nation zu thun festgehalten hatten, wenn sie leider auch nicht über sehr confuse, schwächliche und halbschürige Phantasien hinausgekommen waren.

So entschloß sich die preußische Regierung — nicht das preußische Volk — zur Unterwerfung. Sie kam auf dem berüchtigten Tage zu Olmütz zu Stande. Preußen gab Oesterreich seine eigenen deutschen Verfassungsprojecte, Union, Unionsparlament ꝛc., aber auch die zu Rechte bestehende hessische Verfassung einem Hassenpflug und dem Bundestag Preiß und bequemte sich zur gemeinsamen Regelung der schleswig-holsteinischen Sache im österreichischen Sinne. Hier und in Hessen mußten preußische Beamte und Soldaten unter dem wohlberechtigten Hohn ihrer Feinde oder nunmehrigen Sieger alles das zerstören helfen, was die preußische Regierung noch vor Kurzem als unauflöslich mit ihrer eigenen Ehre verbunden anerkannt hatte.

Es verstand sich von selbst daß nun die Reaction des Junkerthums im Innern von Preußen mit vollen Segeln fuhr. War es ihr noch nicht gelungen das ganze Ministerium einzunehmen, so fügte sich dieses mit der nur ihm eigenen Geschmeidigkeit in alle ihre Forderungen, soweit es seine trotz allen Prahlereien doch noch nicht ganz getilgte Furcht vor einer Wiederkehr der Revolution zuließ. In Deutschland brachte die Demüthigung Preußens nach mancherlei Schwankungen die förmliche Wiederherstellung des Bundestags in seiner ganzen alten Beschaffenheit zu Wege. Jetzt war es Preußen das dazu als zu seinem letzten Nothhafen hinsteuerte, während Oesterreich seinen Sieg sehr gerne zu einer förmlichen Mediatisirung und factischen Vernichtung Preußens benutzt hätte und auch hätte benutzen dürfen, wenn nicht das Ausland dazwischen getreten wäre, dem die unbeschränkte Herrschaft Oesterreichs in Deutschland ebenso schädlich war wie die Größe Preußens und das sich nur bei dem Antagonismus zwischen einem möglichst schwachen Oesterreich und Preußen gut stand. Nicht zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen suchte Oesterreich seinen besiegten Gegner auch noch aus seiner letzten Position zu werfen. Seine Umtriebe hätten im Jahre 1852 beinahe zur Zersprengung des preußischen Zollvereins geführt. Daran hinderte nicht die Rücksicht auf den Vortheil der Nation, die sich trotz aller anfänglichen und später erst entwickelten Gebrechen des großen Handelsbundes denn doch im Ganzen aus jenem unerträglichen Zustand der willkürlichen und aberwitzigen Zerschneidung ihrer Gewerbs- und Handelsthätigkeit erlöst sah, sondern das augenblickliche Geldbedürfniß der verschiedenen betheiligten Regierungen, wofür sich nicht so leicht eine andere Hülfe finden ließ und vielleicht noch mehr ihre Furcht allzu enge mit Oesterreich verkettet zu werden. Es war vorauszusehen daß dies seine Stellung nicht mit der schüchternen Unbeholfenheit Preußens ausbeuten, sondern ganz Deutschland in echtösterreichischer Art zunächst benutzen werde um seine eigenen von jeher kranken und jetzt durch die Revolution unheilbar zerrütteten Finanz- und Geldverhältnisse wiederherzustellen. So blieb der Zollverein bestehn und wurde 1853 auf weitere zwölf Jahre verlängert. Oesterreich erhielt durch einen Handelsvertrag eine etwas kahle Abspeisung.

Ein großer Theil der ehemaligen liberalen Partei tröstete sich in unverbesserlicher Kurzsichtigkeit über das klägliche Scheitern des deutschen Verfassungswerkes durch die Hoffnung daß die Freiheit in den Einzelstaaten im Vergleich mit früher so gewaltige Fortschritte gemacht habe. Die Ereignisse in Kurhessen hätten sie freilich schon lange über den wahren Werth dieser Particularfreiheit aufklären können, denn wenn sie irgendwo fest gegründet und tief im Volke gewurzelt heißen durfte, so war es hier. Nichts destoweniger gab man sich auch nach der hessischen Katastrophe geflissentlich Mühe blos auf den nächsten Kreiß zu sehen und zu glauben daß Alles in Ordnung sei, so lange in ihm Alles noch im alten Geleise fortgieng. Doch die nächsten Jahre der nun ganz siegesbewußten und jeder Rücksicht entbundenen Reaction durften wenigstens in so fern als nützliche Lehrjahre für diese Leute und das deutsche Volk gelten, als sie zeigten, wie man ohne alle Mühe und Gefahr diese Splitter von Freiheit beseitigen und Alles wieder auf den alten Fuß von 1848 oder häufig auch noch auf einen beschränkteren setzen könne. Die Märzministerien fielen eines nach dem andern und mit ihnen die Verfassungen auf breitester Grundlage. Man bedurfte jetzt weder der einen noch der andern um sich der Demokraten zu erwehren oder dem Volke Sand in die Augen zu streuen.

Oesterreichs Einfluß in Deutschland schien noch zu steigen als es ihm gelang seine unbequemen Verpflichtungen gegen Rußland abzuschütteln, das seit der Niederwerfung Ungarns eine Art von oberster Schutzmacht des Kaiserstaates und der von ihm abhängigen deutschen Staatengruppe vorgestellt hatte, wie es auch nach dem Jahre 1850 gegen Preußen die Miene des wiederversöhnten Gönners zeigte. Frankreich war nach kurzen republicanischen Grimmassen schon 1851 dahin gelangt, wohin seine ganze natürliche Entwickelung strebte, zum Militärdespotismus mit schrankenloser Knechtung im Innern und dem alten Raub- und Eroberungssystem nach außen. Die Kaiserkrone war das richtige Symbol dafür und der, der sie sich aufsetzte, Louis Napoleon, der richtige Mann, den der Volksinstinct eben deshalb gegen das republicanische Possenspiel erhoben hatte. Doch nöthigte ihn die Lage der großen Politik und seine eigene Individualität einstweilen noch verdeckt zu operiren. Er benutzte die übermüthig drohende Haltung die Rußland in den letzten Jahren gegen die Türkei annahm um England zu einem Kriege gegen dasselbe fortzureißen. Dieser sogenannte orientalische Krieg wurde 1854 von den beiden Westmächten angeblich zum Schutze des bedrohten Gleichgewichts von Europa unternommen, das auf der Erhaltung der Türkei beruhen sollte, obgleich Jedermann in Europa seine Ueberzeugung bekannte daß ihr Sturz nur eine Frage der Zeit sei. Die englischen Handelsinteressen in Vorderasien waren allerdings stark gefährdet, wenn es den Russen gelang sich in Constantinopel förmlich festzusetzen, noch weniger durfte Oesterreich dulden daß die ganze untere Donau in russische Hände gerieth. So hätte denn Oester-

reich, wenn es wirklich eine Gefahr sah, den nächsten Beruf gehabt dagegen einzuschreiten. Aber es trug doch einige Bedenken sich mit einem Louis Napoleon zu verbinden. Es unterbrach seine eigene innere Umgestaltung und die Wiederherstellung seiner Finanzen nicht gerne durch eine so ungeheure Unternehmung und es hätte auf jeden Fall die Gefahren und Kosten derselben nach altgewohnter freundnachbarlicher Sitte am liebsten von Deutschland getragen sehen. Doch dazu war trotz der eifrigsten und rastlosesten Manöver weder Preußen noch das übrige Deutschland zu bewegen. Oesterreich konnte nur halbe und unwillige Zusicherungen erhalten und hätte es darauf ankommen lassen müssen, ob es stark genug war diese trägen Massen fortzureißen, wenn es selbst in die eigentliche Handlung eintrat. Da es dies nicht wollte, so that es sein Möglichstes um Rußland durch bloße Demonstrationen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Doch würden sie ihm wenig geholfen haben, wenn nicht derjenige der die Karten in diesem widerlichen Spiele gemischt hatte, Louis Napoleon selbst, 1856 die passende Zeit gekommen geglaubt hätte um seinen Gewinn in Sicherheit zu bringen. Er hatte Rußland durch einige derbe Schläge seine Kraft und seinen Werth als künftiger Bundesgenosse empfinden lassen, England gründlich blamirt, Oesterreich in unversöhnliche Feindschaft zu Rußland gebracht, die alte Allianz der drei östlichen Großmächte unter russischer Hegemonie zerstört und seinem Volke den Weg gezeigt auf dem er es zu führen gedenke.

So trug Oesterreich zwar aus dem Pariser Frieden den Namen davon ihn Rußland dictirt zu haben, doch sollte es ihn theuer bezahlen. Im Augenblick sah seine Stellung imposanter als je aus. Seine Militärmacht, seine ganze innere Politik zeigten einen neuen Zuschnitt, der darauf hindeutete daß es alle modernen Hülfsmittel zu seinen Zwecken zu gebrauchen ernstlich sich anstrengte. Die Centralisation wurde so straff wie möglich durchgeführt und den widerspänstigen Nationalitäten blieb nur erlaubt im Stillen dagegen zu ergrimmen, aber an offene Widersetzlichkeit durften sie nicht denken. Selbst die Finanzen, dieser alte Krebsschaden des Staates, befanden sich, wie man dem Ausland vorzuspiegeln wußte, auf dem Wege der Besserung. Die Ausnutzung der modernsten Hülfsmittel und Grundsätze hinderte die Regierung nicht durch ein Concordat mit Rom eine unauflösliche Allianz zu schließen, bei der sie sich um das Kopfschütteln vieler wohlmeinenden Anhänger im In- und Auslande nicht kümmerte, da sie darauf zählen durfte daß alle Ultramontanen in der ganzen Welt nun in ihr ihren natürlichen Hort sehen würden.

Das übrige Deutschland vegetirte, in politischer Beziehung weniger als null, während und nach dem orientalischen Kriege in seiner thatlosen Erschlaffung fort. Selbst der orientalische Krieg brachte wohl ein überflüssiges Maß von politischer Kannegießerei zum Vorschein, aber weder eine Erhebung der öffentlichen Gesinnung noch eine Abklärung des Urtheils. Im Ganzen neigte sich die Stimmung für die Westmächte und gegen Rußland, weil man

sich gewöhnt hatte alle Sünden der Reactionsperiode in ganz Europa auf die russische Politik zu schieben und weil England nach altem Herkommen als der Vorkämpfer der Freiheit galt. Man war sogar nicht abgeneigt in Louis Napoleon jenen uneigennützigen Apostel der Freiheit und Civilisation zu sehen für den er sich selbst einstweilen noch ausgab, wenn er nur nicht jeden Franzosen der Freiheit und Civilisation etwas anders verstand als er, gar zu rasch nach Cajenne deportirt hätte. Die Regierungen hielten alle im Herzen zu Rußland, weil sie nach ihrem eingelernten System der Staatskunst daran als an das Heiligthum der Legitimität glaubten, aber die eigenthümliche Haltung Oesterreichs zwang sie wenigstens in etwas ihre wahre Gesinnung zu maskiren. Doch gelang es nur ungenügend und es war das ein Grund mehr für das Volk auf die andere Seite zu neigen. Die eigentlich deutschen Gesichtspunkte bei der orientalischen Frage verstand Niemand herauszukehren, nicht einmal in der Theorie, geschweige denn in der Praxis. So glich Deutschland mehr als je einem faulen, stinkenden Sumpfe, in welchem alles Höhere und Ideale was eine Nation zu einer solchen macht, untergegangen schien. Denn was man als Gewinn der ruhigen Zeiten pries, in die man aus dem tollen Jahre 1848 glücklich zurückgekehrt war, konnte keinen Ersatz für das geben was damals versäumt oder zerstört worden war. Nur Aberwitz oder ehrlose Heuchelei konnte sich damit trösten daß sich der materielle Wohlstand rasch hob, daß Industrie und Handel flott gieng, daß Eisenbahnen die Kreuz und Quer gebaut wurden, daß der ganze Apparat des modernsten Materialismus auch in Deutschland einen fruchtbaren Boden fand. Wäre die Hauptsache einigermaßen in Ordnung gewesen, so hätte man sich an solchen äußeren Fortschritten selbstverständlich nach Gebühr erfreuen mögen, so aber durfte man nicht einmal darüber froh werden, weil man sich sagen konnte daß die nächste große Krisis, in welche die Nation verwickelt wird, auch alle diese Güter zerstören müsse, da sie nicht vertheidigt werden können.

Erst seit 1858 kam wieder etwas mehr Bewegung in die politische Atmosphäre von Deutschland. Die schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Sommer 1857 brachte hier die Regentschaft des Prinzen von Preußen. Daran knüpfte sich die Aussicht auf die Eindämmung jener preußischen Reaction welche es geflissentlich darauf angelegt hatte den Staat aller der Eigenschaften zu entkleiden die ihn zu Preußen, zu dem Kerne eines neugebornen Deutschlands der Zukunft machten und ihn zu einem jämmerlichen Wirrwarr halbsarmatischer Krautjunkerwirthschaft zu verunstalten. Es konnte der Partei trotz ihrer grenzenlosen Rührigkeit und aller groben und feinen Kniffe seit dem Tage von Olmütz zwar noch nicht gelungen sein das Gefüge Preußens gänzlich zu zerstören, an welchem der erste hohenzollersche Kurfürst Friedrich, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und Friedrich der Große, ein Stein und Scharnhorst gezimmert hatten, aber der Schade der bereits angerichtet war, durfte in jeder Hinsicht für unabsehbar gelten.

Die Stellung nach außen war auf das Confuseste verschoben, der Volksgeist systematisch corrumpirt, die Staatskräfte zersplittert, die Haltung der ganzen Politik ebenso schwächlich wie unüberlegt. Wie sich einmal die Dinge von 1848 bis 1850 durch die Schuld Preußens und des deutschen Volkes unselig entwickelt hatten, konnte Preußen nach dem Jahre 1850 dem deutschen Volke unter keiner Bedingung das sein was es nach seiner Geschichte und natürlichen Art werden muß und was es im Jahre 1847 alsbald wirklich zu werden versprach. Auch ein in sich kerngesundes Preußen — falls ein solches ohne ein kerngesundes Deutschland denkbar wäre — hätte gegen die Uebermacht der reactionären und particularistischen Kräfte, gegen die wüste Zerfahrenheit der Parteien, die Schlaffheit, Weichlichkeit und Feigheit der Gemüther augenblicklich nichts ausrichten, aber es hätte doch in sich einen Felsen der deutschen Hoffnungen vorstellen können, der dem schmutzigen Wasserschwall unzugänglich geblieben wäre, auf den sich Alles gerettet hätte was noch an Ehre, an Ernst, an Thatkraft im deutschen Volke lebte. Und dessen war nicht wenig, wenn auch die Oberfläche nichts davon zeigte.

Das Wiederaufstreben Preußens traf ungefähr zusammen mit den immer mehr gehäuften Verwickelungen und der endlichen Katastrophe in Italien. Schon seit dem Pariser Frieden hatten verschiedene Alarmzeichen darauf hingewiesen daß Louis Napoleon die italienische Frage zu seinem nächsten politischen Kunststücke benutzen würde. Oesterreich wies in stolzer Sicherheit alle Warnungen von der Hand. Es dachte nur an die Jahre 1848 und 49, wo es ohne sonderliche Mühe die italienische Bewegung niedergeworfen hatte, übersah aber daß diese unterdessen an Stärke und Klarheit eben so viel gewonnen wie Oesterreich an seiner gesicherten Stellung in der großen Politik seit dem orientalischen Kriege verloren hatte. Der einzige italienische Staat dem man seit 1848 allenfalls noch eine Zukunft zutrauen durfte, Sardinien ließ sich als Werkzeug der Napoleonischen Ideen brauchen und reizte Oesterreich so lange bis es 1859 losschlug. Es geschah im ungeeignetsten Zeitpunkt und unter den mißlichsten Umständen, wo nicht blos das rachedurstige Rußland sofort seine Feindseligkeit herauskehrte, sondern auch England und Preußen nicht wohl anders konnten als sich von ihm zurückziehen. Der Krieg wurde noch dazu durch Ungeschick und unglückliche Zufälle eine Reihe von Niederlagen für das Heer das offenkundig als die einzige aber auch unüberwindliche Stütze des verjüngten Oesterreichs d. h. des gewaltsamen bureaukratischen Centralisationssystems seit 1849 galt.

Der Frieden von Zürich beendete zwar schon nach einigen Monaten den Kampf, aber seine unmittelbaren und mittelbaren Folgen waren verhängnißvoller als die irgend eines andern unglücklichen Friedensschlusses an welchen es in der Geschichte Oesterreichs nicht fehlt. Die Abtretung der Lombardei beraubte es seiner schönsten und reichsten Provinz, deren Ueberschüsse sonst so manche Lücke im Staatshaushalt hatten zustopfen müssen: alle andern italienischen

Staaten, die alle nichts Anderes als österreichische Provinzen waren stürzten nach und nach zusammen, als ihnen der einzige Halt durch den sie seit 1815 existirten, die Bajonette und das Ansehen Oesterreichs geraubt wurden. An ihrer Stelle erhoben sich die Umrisse eines italienischen Einheitsstaates, der, wenn auch noch durch eine weite Kluft von seinem Ziele getrennt, doch auch schon durch sein unfertiges Dasein die Früchte der österreichischen Mühen seit 1815 vernichtete, indem er Oesterreich thatsächlich aus Italien hinauswarf, wenn es dem äußern Scheine nach durch Venedig auch noch immer einen Fuß darin behielt, und der was noch schwerer wiegt, durch die Grundbedingungen seines Wesens und durch seine ihm selbst freilich nur verhängnißvolle vorläufige Vasallenschaft unter Louis Napoleon zu unversöhnlicher und aggressiver Feindseligkeit gegen Oesterreich, aber auch gegen Deutschland bestimmt ist. Aber dies war lange noch nicht Alles, nicht einmal das Schlimmste. Das ganze so hochmüthig gepriesene Gebäude des verjüngten Oesterreichs stürzte auf den einen Stoß zusammen und begrub nicht blos das bisherige Centralisationssystem sondern auch wie es scheint alles Selbstvertrauen und alle Fähigkeit zu denken und zu handeln bei den maßgebenden Persönlichkeiten unter seinen wüsten Trümmern. Dafür erhoben sich die so lange gewaltsam zurückgestauten Ansprüche der halbcivilisirten Nationalitäten, deren Lebenskraft der Einheitsstaat geleugnet hatte, weil sie ihm unbequem war. Sie zeigten daß sie unterdessen an echt barbarischer Ueberschätzung und widerspänstiger Tücke bedeutend zugenommen hatten, wie es auch nach der Behandlung die ihnen zu Theil wurde nicht anders sein konnte. Sie alle waren wenigstens so weit gebildet um zu sehen daß die Regierung sie jetzt nicht mehr zwingen könne Oesterreicher zu sein und man darf sich nicht wundern daß sie sich ohne Säumen anschickten den Vortheil der Zeit für sich so rücksichtslos auszubeuten, wie es der Ketten entledigte Sklaven naturgemäß immer und überall thun werden.

Deutschland und insbesondere Preußen sah der überraschend schnell und großartig hereingebrochenen Katastrophe Oesterreichs wiederum als unbetheiligter Zuschauer zu, obgleich der Instinct des deutschen Volkes deutlich genug eine andere Haltung verlangte. Wäre blos die Wahl gewesen, wie die Regierenden zu glauben schienen, zwischen einer Kriegsgenossenschaft mit Oesterreich zur Unterwerfung Italiens und einer völligen Neutralität, so wäre die letztere vielleicht den Interessen Deutschlands entsprechender gewesen. Da aber die Wahl, wenn sie mit klarer und muthiger Seele unternommen wurde, ganz anders sich gestellt hätte, so muß es als ein schweres Verhängniß für unser Volk gelten daß wieder einmal die Gelegenheit versäumt wurde es aus seiner stockenden Passivität in weltgeschichtliche Thätigkeit zu versetzen.

Register.

A.

G.

H.

J.

O.

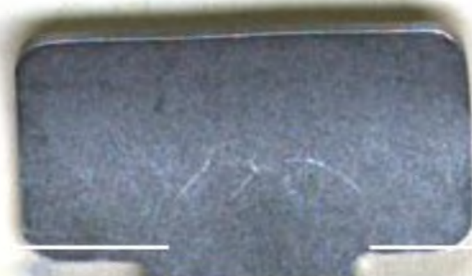
P.

Q.

R.

Y.

Z.

Druck von G. P. Melzer in Leipzig.

416 514